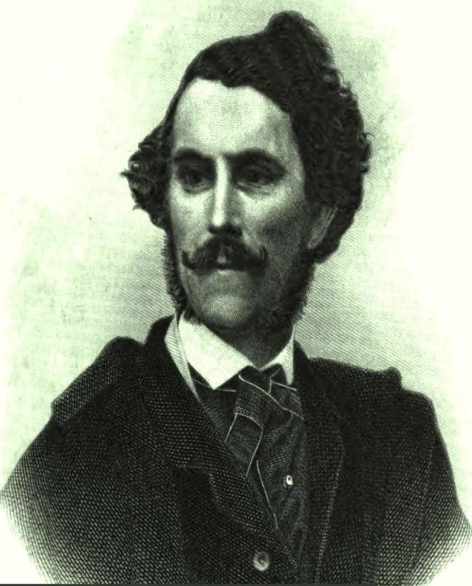


Aus dem Leben eines Volkskämpfers

Otto von Corvin

Digitized by Google

UNIVERSITATIS SIGILLUM INDIANENSIS
LUX ET VERITAS
MDCCCXX

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Aus dem

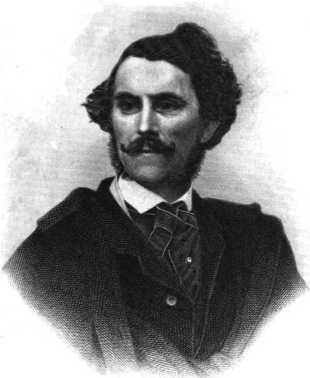
Leben eines Volkskämpfers.

Erster Band.

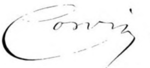
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



G. Werner sc.



Digitized by Google

Aus dem

Leben eines Volkskämpfers.

Erinnerungen

von

Corvin.

Bene facit, qui ex aliorum erroribus sibi exemplum sumat.

Erster Band.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Amsterdam,
Gebrüder Binger.
1861.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus dem
Leben eines Volkskämpfers.

Erinnerungen

von

Corvin.

> Bene facit, qui ex aliorum erroribus sibi exemplum sumat.

Erster Band.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Amsterdam,
Gebrüder Binger.
1861.

Digitized by Google

DD205
.C7A2
V.1-2

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Druck von Gebrüder Binger in Amsterdam.

Digitized by Google

Dem

besten und edelsten deutschen Weibe,

der treuen und muthigen Helferin in Noth und Gefahr,

seiner

vielgeprüften, herrlichen Gattin

Helena von Corvin-Wiersbitzka

widmet dieses Buch

in

Verehrung, Liebe und Dankbarkeit

Der Verfasser.

Digitized by Google

Meine Helene!

Wenn ich Deine Erlaubniß erbeten hätte, Dir dieses Buch widmen zu dürfen, würde Deine Bescheidenheit sie mir verweigert haben. Du hast im Leben mir so viel Schweres zu verzeihen gehabt, verzeih mir auch diese kleine Sünde, die aus dem dringenden Wunsche entspringt, Dir öffentlich ein Zeichen meiner Liebe und Dankbarkeit zu geben. Treuer, muthiger und liebevoller hat nie eine Gattin ihre Pflichten erfüllt, als Du es während der nun hinter uns liegenden dreizehn Jahre voll Kummer, Sorgen und Noth gethan; die Würde, mit welcher Du sie getragen, ist über jedes Lob erhaben. Möchten Dein eigenes Bewußtsein, meine bewundernde Anerkennung und die Achtung der Menschen Dir ein kleiner Ersatz sein für die Leiden, welche Dir meine Handlungen bereiteten!

London, im Frühjahr 1861.

Corvin.

Vorwort.

> „Es ist eine schwierige und kitzliche Sache für einen Mann, von sich selbst zu reden; es beleidigt sein eigenes Herz, etwas Nachtheiliges zu sagen und das Ohr des Lesers, etwas Lobendes von ihm zu hören."
>
> Cowley.

Da Niemand gezwungen ist, die nachfolgenden Blätter zu lesen, so halte ich es auch für überflüssig, die Veröffentlichung derselben durch den Druck zu rechtfertigen; aber für Diejenigen, welche sie freiwillig, aus Freundschaft, Feindschaft, oder bloßer Neugierde lesen werden, will ich einige Erklärungen über den Ursprung und Zweck meines Buches geben.

Dasselbe wurde größtentheils im Zellengefängniß in Bruchsal geschrieben, in welchem ich volle sechs Jahre in fast absoluter Einsamkeit zubrachte. Das Werk entstand nicht in der Reihenfolge, in welcher es hier erscheint; auch war nur die letzte Hälfte für die Oeffentlichkeit bestimmt; ich schrieb die erste nur allein zu meiner eigenen Unterhaltung und um die Zeit zu tödten. Schon in den Kasematten von Rastatt hatte ich einige die Revolution betreffende Erinnerungen aufgezeichnet; ich vervollständigte sie im Zuchthause und machte es möglich, die Blätter an die Redaction des Morgenblattes gelangen zu lassen, welches sie abdruckte, wie es schon früher

die Beschreibung des abenteuerlichen Zuges gebracht hatte, den die deutsche Legion, deren Chef des Generalstabes ich war, im Frühjahr achtzehnhundert und achtundvierzig von Paris nach Baden machte und der mit dem Gefecht bei Nieder-Dossenbach endete. — Als ich das Gefängniß endlich im Oktober achtzehnhundert und fünfundfünfzig verließ, machte ich den Theil meiner Erinnerungen druckfertig, welcher mit der Februar-Revolution in Paris beginnt und mit meiner Freilassung endet. Es gelang mir, eine der bedeutendsten Verlagshandlungen Deutschlands dafür zu gewinnen und ich ging, um das Erscheinen zu befördern, nach Hamburg. Meine Anwesenheit in dieser freien Stadt und das beabsichtigte Erscheinen meiner Erinnerungen wurden in Berlin bekannt und die Hamburger Polizei erhielt den Befehl, mich — einen sächsischen Bürger — zu arretiren und meine Papiere in Beschlag zu nehmen. Der Befehl wurde ausgeführt, während ich gefährlich krank daniederlag. Glücklicherweise war das Manuscript, welches man suchte, bereits in sichern Händen und wie es mir gelang, in Kleidern meiner Frau nach dem Holstein'schen zu entkommen, werde ich an einem andern Orte erzählen.

Diese längst niedergeschriebenen Erinnerungen, deren Druck durch Umstände, deren Beseitigung nicht in meiner Macht lag, verzögert wurde, haben sich seitdem erweitert, so daß das vorliegende Werk, anstatt nur fragmentarische Erinnerungen zu bringen, nun auch zugleich meine Autobiographie enthält. — Mangel an Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit in Bezug auf meine eigene Person wird mir gewiß Niemand vorwerfen können; ja Freunde tadeln mich wegen Uebertreibung in dieser Hinsicht. Eine alte würdige Freundin, die Gräfin Mensdorf, pflegte mir häufig zu sagen: „Sie haben einen bösen Fehler; es macht

Ihnen Spaß, sich stets noch leichtsinniger hinzustellen, als Sie wirklich sind. Nehmen Sie sich in Acht, daß Ihnen die Menschen nicht glauben." —

Der Zweck der zweiten Hälfte meines Werkes ist ein mehrfacher.

Zunächst beabsichtigen diese Darstellungen der revolutionären Ereignisse von achtzehnhundert achtundvierzig und neunundvierzig dem spätern Geschichtsschreiber in der Schilderung dieser Zeiten zu nützen. Ich selbst bin Geschichtsschreiber, — wenn die Herausgabe einiger umfassender historischer Originalwerke mir einen Anspruch auf diesen Namen giebt, — und ich weiß mich sehr gut der Begierde zu entsinnen, mit welcher ich bei meiner Geschichte der großen niederländischen Revolution, nach solchen gleichzeitigen Memoiren forschte und wie häufig meine Bemühungen dadurch belohnt wurden, daß ich in ihnen den Schlüssel zu gänzlich widersinnig erscheinenden historischen oder politischen Thatsachen fand. Am werthvollsten waren mir aber immer die Berichte verständiger Theilnehmer und Augenzeugen von Begebenheiten, die trotz Verworrenheit und Parteilichkeit für den verständigen Geschichtsschreiber am allernützlichsten sind. Wenn ich nun auch in den wichtigen Ereignissen jener Jahre keine sehr hervorragende Rolle spielte, so hat es sich doch so gefügt, daß ich nicht allein Zuschauer, sondern auch Hauptheilnehmer an einigen Katastrophen dieser Zeit wurde, und was ich that, sah, erlebte, erzähle ich einfach und der Wahrheit treu, die Reflexionen meistens dem Leser überlassend. Ist auch die historische Wichtigkeit meines Buches von nicht großer Erheblichkeit, so ist doch das Zeugniß eines Augenzeugen und Mitspielers nicht werthlos.

Ein anderer Zweck meines Buches ist ein rein persönlicher. Die stolzeste Erinnerung meines Lebens ist es, daß

ich zu Denjenigen gehörte, die von der siegenden Gewalt ausgesucht wurden, um an ihnen die „Verbrechen" der für ihre Verfassung aufstehenden Deutschen zu rächen. Ich bezahlte diese Ehre mit dem Verlust von fast Allem, was dem Menschen das Leben lieb macht. Zum Tode verurtheilt, erlitt ich, wenn die Sentenz auch nicht vollzogen wurde, Alles, was diese Strafe furchtbar macht; dann erduldete ich in der einsamen Zelle eines Zuchthauses die höchste gesetzliche Einzelhaft, und endlich ward ich durch die Verfolgungen der Gewalthaber von Ort zu Ort gehetzt und zuletzt in die Verbannung getrieben, in welcher ich nun schon seit beinahe sechs Jahren lebe. Ich erduldete also alle die Uebel, welche die meisten meiner Leidensgefährten nur einzeln trafen, und die Folgen dieser vereinigten Uebel waren in diesem Verhältniß härter. Als ich nach sechs Jahren die Zelle verließ, war ich geistig und körperlich in einer solchen Weise erschöpft und erregt, daß geistige und körperliche Ruhe Lebensbedingungen waren. Beide wurden mir nicht vergönnt. Von allen Familienbanden durch meine Theilnahme an der Revolution getrennt, durch die lange Gefangenschaft der Welt und selbst meinen persönlichen Freunden entfremdet, arm und hülflos, war ich vom ersten Augenblicke an gezwungen, um meine Existenz zu ringen. Belebt durch die wiedererlangte Freiheit fand ich Kraft dazu. Aber ach, die Menschen waren zahm geworden und furchtsam. Was ich schrieb, klang wie ein Trompetenton in der Nacht. Die Schläfer entsetzten sich und die zur „gesetzlichen Ordnung" zurückgekehrten Deutschen betrachteten mich wie ein Gespenst, dessen Nähe Leib und Seele gefährden könne.

Noch in den nächsten Jahren nach der Revolution fanden ihre Märtyrer Sympathie und Hülfe; ich war aber zu lange im Gefängniß gewesen; die Sympathie war gestorben

und allgemeine Furcht herrschte. Mir reichte Niemand die Hand zur Hülfe, und darum zu betteln, wollte ich ebensowenig, wie es meine unvergleichliche Gattin gethan. — Wir gingen in die Verbannung, in ein Land, dessen Sitten und Sprache uns unbekannt waren und dessen Volk den Fremden ungern sieht und verachtet, obwohl es ihn an den Segnungen Theil nehmen läßt, die dort auch dem geringsten Bettler die freie Verfassung gewährt. — Die Leiden des Exils sind oft genug geschildert worden; sie trafen mich härter als Andere. Der Grund war wieder der, daß ich zu lange im Gefängniß geblieben. England war überfluthet mit Tausenden von politischen Flüchtlingen aller Nationen; die Sympathie der Engländer hatte sich erschöpft, oder war von näherliegenden Dingen und Ereignissen in Anspruch genommen. Diejenigen Flüchtlinge, die Glück und Geschick hatten, fanden Stellen, oder nach harten Entbehrungen und harter Arbeit lohnende Beschäftigungen; sie Alle hatten sechs volle Jahre vor mir voraus und kamen hierher mit frischem Muth und ungebrochener Kraft, — ich war schwach und todmatt; jede Stelle, die ich hätte einnehmen können, war schon von einem früher gekommenen Leidensgefährten besetzt und alle Zweige, in denen ich Beschäftigung hätte finden können, waren überfüllt. Die deutsche Presse war mir beinahe verschlossen; ich konnte mich in den Ton der Zeit nicht finden und die Verleger fürchteten Unannehmlichkeiten. Ich beschloß also, mir den Weg in die englische Presse zu bahnen. Das ist ein schwieriges Unternehmen; allein es gelang mir. Ich wurde Mitarbeiter an den von Charles Dickens redigirten Household-Words und an All the Year Round; ich schrieb gelegentlich für Chamber's Journal und für andere. Ich will schweigen von dem Elend dieser letzten sechs Jahre; sie waren fast härter, wie die in der einsamen Zelle. — „Es

ist süß, für das Vaterland zu sterben," sagt Horaz, obwohl natürlich nicht nach eigener Wahrnehmung; aber ich sage aus eigener Erfahrung: „Es ist nicht eben süß, für das Volk zu leben."

Ich zähle meine Leiden hier nicht auf, um nun mit dem Klingelbeutel herumzugehen und Sympathie einzusammeln; noch weniger verlange ich Mitleid. Spart es für die armen, schwachen Menschen, welche vor Angst ihre politische Farbe chamäleonartig wechselten, welche von allerlei Vortheilen verlockt, von Familienjammer bedrängt, vor den Gewalthabern sich zusammenkrümmten und zu irgend einem warmen Plätzchen, zu irgend einem fürstlichen Futtertrog schlängelten; spart es für die armen politischen Sünder, die nur mit Zittern die Posaune des politischen Weltgerichtes erwarten; spart es endlich für die schwächern Brüder und Leidensgefährten, deren Körper und Geist der Reactionssturm knickte; — ich brauche dieses Mitleid nicht. Mein Stolz und die mir vom Himmel gegebene Kraft hielten mich aufrecht. Wie ein erschöpfter Kämpfer frisch und gekräftigt aus einem Wasserbade steigt, so steige ich an Geist und Körper gestählt aus diesem Leidensbade. Mein Haar ist nicht ergraut, mein Körper nicht gebeugt und mein Geist frischer, kräftiger und — übermüthiger als je.

Ich bilde mir auch nicht ein, besondern Dank verdient zu haben. Ich handelte meiner Natur und Ueberzeugung gemäß; ich that, was ich nicht lassen konnte, was mir Freude machte zu thun und wozu ich zum Theil auch durch die Umstände veranlaßt wurde. Das Volk hat mich nicht zu seinem Dienst gedungen; was ich that, geschah freiwillig und ich bedaure nur, daß ich nicht Gelegenheit hatte, mehr zu thun; — es fehlte mir weder an Willen, noch an Kraft. Wenn ich nun aber auch weder Mitleid, noch Dank von

dem Volke beanspruche, so verlange ich doch mit allem Ernst Gerechtigkeit.

Während ich im Gefängniß war, haben Ausreißer sowohl als hirnverbrannte, ehrliche Fanatiker, die nichts thaten, was sie zur Flucht zwang, meine Ehre angegriffen und mich elender Handlungen beschuldigt. Ich hielt es nie der Mühe werth, mich dagegen im Detail zu vertheidigen; mein künftig erscheinendes Buch sollte es im Ganzen thun.

Manchem wird es vielleicht thöricht erscheinen, daß ich nach so vielen Jahren noch Werth auf Beschuldigungen setze, welche so lange her und durch Thatsachen längst widerlegt sind; allein nur Wenige kennen diese Thatsachen und Viele schenkten jenen Beschuldigungen Glauben; in ihnen erwacht bei Nennung meines Namens wenigstens noch eine dunkle Erinnerung an Schande, die damit in Verbindung gebracht wurde. Ich bin mir aber bewußt, die Achtung des Volkes verdient zu haben; sie ist der einzige Lohn und Ersatz, den ich für mein Wirken und Handeln, für meine Leiden in Anspruch nehme, sie ist mir im Interesse des Volkes selbst nöthig, und um diesen Lohn will ich daher kämpfen in diesen Blättern. Mögen Leute, deren Gewissen nicht rein ist, froh sein, wenn das Moos der Jahre ihre unklaren Handlungen verdeckt; ich liebe Klarheit und Wahrheit; ich brauche meine Handlungen und meine Person nicht vor dem Volke zu verbergen; im Gegentheil, es ist mir sehr viel daran gelegen, daß es mich und meine Adresse ebenso gut kenne wie die Polizei, über deren Mangel an Berücksichtigung ich mich niemals zu beschweren Ursache hatte.

Die meistens von anonymen Personen in demokratischen Journalen gegen mich ausgesprochenen Anklagen lassen sich in folgende Beschuldigungen kurz zusammenfassen: Ich sei

ein Verräther und habe an dem badischen Aufstande nur im Interesse und Solde der preußischen Regierung Theil genommen, habe mich deshalb zu Stellen gedrängt, die man mir verweigert und habe endlich auf verrätherische Weise die Uebergabe der Festung Rastatt bewirkt.

Aus den in nachfolgenden Memoiren erzählten, historischen Thatsachen und mitgetheilten Documenten wird bis zur Evidenz hervorgehen, daß alle diese Beschuldigungen nicht allein falsch, sondern völlig aus der Luft gegriffen sind und der Leser wird sich überrascht fragen: Was veranlaßte einige Stimmführer der demokratischen Partei zu Beschuldigungen, von deren Wahrheit sie nicht überzeugt waren, nicht überzeugt sein konnten? Welche Thatsachen liegen vor, durch die sie ihren Beschuldigungen in den Augen des Volkes einen solchen Schein von Wahrheit geben konnten, daß sie von einem großen Theil desselben geglaubt wurden?

Die Beantwortung dieser Fragen und die kurze Angabe der Thatsachen, durch welche das Widersinnige und Unwahre jener Behauptungen erwiesen wird, ist die Haupttendenz dieses Vorworts; sie ist lehrreich und von allgemeinem Interesse.

Es ist leider außer allem Zweifel, daß diejenigen Personen, welche sich zu Führern der demokratischen Partei in Deutschland aufwarfen, neben andern Mängeln auch den der vollendetsten politischen Unfähigkeit besaßen, die sich besonders dadurch beurkundete, daß sie zu ihren Zwecken die rechten Mittel theils nicht zu finden, theils nicht in Anwendung zu bringen wußten. Vor allen Dingen fehlte es ihnen an politischer Wissenschaft, an wirklichem Aufopferungsmuth, an Entschlossenheit und an — Geld.

Indem sie nun unter solchen Umständen alle ihre Zwecke auf ganz natürlichem Wege scheitern sahen, sich aber wie begreiflich schämten, die Schuld davon ihrer eigenen Unfähigkeit beizumessen, oder zu eitel waren, dieselbe sich selbst einzugestehen, verfielen sie auf den naheliegenden Ausweg, ihre Mißgeschicke stets für die Folge eines Verraths Einzelner auszugeben. Die Demokraten erlagen keinem Staatsstreich, verloren keine Schlacht, übergaben keine Festung, traten keinen Rückzug an, ohne daß sie Jemand wußten, der im Solde der Gegenpartei stand und durch seinen Verrath die alleinige Ursache des gelungenen Staatsstreiches, der verlorenen Schlacht, der übergebenen Festung, des angetretenen Rückzuges gewesen war, und mit dessen frech verletzter Ehre sie daher in den Augen des kurzsichtigen Volkes die Blöße ihrer schmachvollen Unfähigkeit verdecken konnten!

Mit diesem Verrathgeschrei machten die demokratischen Stimmführer bei dem deutschen Volke um so mehr Glück, als es in der Natur des Unterdrückten liegt, Alles, was ihn umgiebt und berührt, mit Mißtrauen und Argwohn zu betrachten. Aber eben in diesem sclavisch-scheuen Beargwöhnen liegt auch wieder die vorzüglichste Ursache, daß das Volk vielleicht noch lange bleiben wird, was es ist; denn jenem Mißtrauen fallen die edelsten Volkskämpfer zum Opfer. Revolutionen werden freilich nicht gemacht, sie machen sich; allein durchgeführt werden sie von Einzelnen, denen das Volk vertraut.

Zu den Verläumdungen gegen mich hatten jedoch die demokratischen Stimmführer auch rein persönliche Motive. Diese lagen zum Theil in meinen Beziehungen zu dem gleichfalls als Verräther bezeichneten Held, zum Theil in meinem eigenthümlichen Charakter und Wesen. Ueber die Natur

meines Verhältnisses zu Held, der als junger Officier vor dreißig Jahren mein Regimentskamerad gewesen war, mit dem ich mich später an der ihrer Zeit berühmten „Locomotive“ betheiligte und die „Illustrirte Weltgeschichte“ schrieb, wird in den nachfolgenden Blättern weitläufiger die Rede sein. Was meine Persönlichkeit anbetrifft, so begreife ich es vollkommen, daß meine Art und Weise nicht geeignet war, einer gewissen Klasse von lächerlich-fürchterlichen Demokratenführern zu gefallen, welche damals en vogue waren und bemerke nur, daß ich Männer wie Hecker, Mögling, Trützschler, Heinrich Simon, Löwe, Fröbel und andere eben so gute Männer zu meinen persönlichen Freunden zählen durfte; daß keiner der Officiere, welche in Rastatt unter mir standen, selbst diejenigen nicht, denen ich gelegentlich mit äußerster Strenge entgegentreten mußte, in dieses Verrathsgeschrei mit einstimmten, und daß der gemeine Mann und die Soldaten mir durchweg mehr Liebe und Vertrauen gezeigt haben, als irgend einem jener schleppsäbelnden, dünkelhaften und gemeinhochmüthigen Fortschrittshasen mit Löwenmähnen.

Ich habe unter sehr rauher und schmutziger Schaale manche vortreffliche Auster gefunden und weiß mich auch über ein abstoßendes Aeußere bei Menschen hinwegzusetzen, wenn der Kern ein tüchtiger ist; allein eine Auster, die auswendig schmutzig und inwendig faul ist, verachte ich nicht allein gründlich, sondern zeige es ihr auch, indem ich sie mit Entsetzen und um so größerem Aerger wegwerfe, als ich mir durch ihre Berührung die Finger beschmutzt habe. Das nimmt denn solche eitle demokratische Auster übel und schimpft mich Aristokrat und Verräther.

Obwohl ich schon ein Demokrat meiner Gesinnung nach war und für die Freiheit des Volkes wirkte zu einer Zeit, als meine Gegner unter den Demokraten kaum die Bedeu-

tung dieses Wortes kannten, und ich diejenigen anerzogenen und angeeigneten aristokratischen Eigenschaften weggeworfen hatte, die es mir wesentlich schien wegzuwerfen, so behielt ich doch die mich ansprechenden Gewohnheiten und gesellschaftlichen Formen, welche manche schlechterzogene Demokraten wohl nur deshalb verachten, weil sich dieselben nicht so plötzlich erlernen lassen und die, wenn so erlernt, unbequem sitzen. Sich in natürlicher Wildheit gehen zu lassen, ist ihnen bei weitem bequemer. — Da ich nun außerdem mir noch nicht genugsam bekannte Personen gern in einer bestimmten Entfernung halte, was dem brüderlichen Gefühl mancher Demokraten widerstrebt, welche sich küssen und dutzen, wenn sie einmal zusammen bekneipt waren; da ich ferner ziemlich scharf beobachte und leicht durch die Löwenhaut guckende Eselsohren entdecke, auch gar nicht blöde im Aussprechen meiner Meinung bin und dabei ein pikantes Wort, oder einen „schlechten Witz“ nicht wohl zurückhalten kann, — so ist es leicht begreiflich, daß ich unzählige Eitelkeiten verletzte und mir grade unter denjenigen Personen viele Feinde erwarb, die trotz aller Eitelkeit doch immer die unheimliche Ahnung ihrer ungeheuern Lächerlichkeit und Abgeschmacktheit mit sich herumtragen; solche Leute kann man sich mit einem Zucken des Mundes zu Todfeinden machen.

Ja, ich will mich noch härterer Fehler schuldig bekennen. Im Feuereifer für das, was ich für recht, ehrenvoll und gut erkannte, war ich oft heftig und rücksichtslos, ja ich fürchte grob — was ich beiläufig gesagt sehr nützlich fand — und hatte eine ganz besonders verletzende Art, mit geistigen Lumpen umzugehen. Schließlich stand ich in dem leidigen Ruf, Muth zu haben und „you may be sure, your true coward hates no man for anything so much as for his courage.“

Höchst komisch ist der mir gemachte Vorwurf, daß ich mich zudringlicher Weise zur Theilnahme an der badischen Revolution gedrängt habe! Durch meine Theilnahme an dem Zuge im Frühjahr achtzehnhundert und achtundvierzig und durch meinen Aufenthalt in Straßburg war ich mit den badischen Angelegenheiten sehr gut bekannt geworden; ferner hielt ich Baden für Deutschland, meinte, daß man dort für die deutsche Verfassung kämpfen wolle und folgte endlich nur der in öffentlichen Blättern erlassenen Aufforderung des badischen Regierungs-Ausschusses an alle Officiere, sich bei der Revolution zu betheiligen.

Die Demokraten haben endlich, um mich zu verdächtigen, dem Volke die schlechten Bedingungen der von mir unterhandelten Uebergabe Rastatts insinuirt, welche Festung sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte; allein sie haben davon geschwiegen, auf welche Weise und durch welche Mittel sie selbst unter den obwaltenden Umständen im Stande gewesen wären, bessere Bedingungen zu erzielen; sie haben ferner davon geschwiegen, daß ich zum Abschluß der Capitulation auf Gnade und Ungnade — und zwar um jeden Preis noch vor Abend! — durch den Kriegsrath und die Besatzung von Rastatt ausdrücklich beauftragt war; sie haben davon geschwiegen, daß ein Theil der Rastatter Besatzung bereits auf dem Punkte war, den Belagerern verrätherisch die Thore zu öffnen und sie als Eroberer einzulassen, was gerichtlich erwiesen ist; sie haben davon geschwiegen, daß Rastatt auch ohne Capitulation verloren gehen mußte, da nicht allein die Lebensmittel zu Ende waren, sondern auch die revolutionaire Armee schon seit Wochen aufgehört hatte zu existiren und ihre Führer sich in die Schweiz gerettet hatten.

Noch vor nicht gar langer Zeit hörte ein Freund von mir in einem Kaffeehause in London, wo viel Deutsche zusammen zu kommen pflegen, Jemand laut sagen: „Ja mit solchen Führern wie Corvin mußte ja die Revolution scheitern!“ — Als mein Freund fragte, ob er mich kenne, was verneint wurde, und was er denn meine, das ich gethan haben solle, antwortete er: „Er hätte sich mit der Besatzung in die Luft sprengen sollen!“ — Um also den Beifall dieses und ähnlicher Helden zu gewinnen, welche sich schleunigst nach London hinübergesprengt hatten, sollte ich sechstausend Mann, ohne den allergeringsten Nutzen für die Sache der Freiheit, opfern! —

Würde ich heute nochmals genau in dieselbe Lage versetzt, als am Tage der Uebergabe, ich würde selbst mit vollkommener und klarer Kenntniß der Folgen, genau ebenso handeln, wie es mir damals von Ehre, Pflicht, Klugheit und Menschlichkeit geboten wurde. —

Indem ich mich jetzt zu den Thatsachen wende, durch welche das Widersinnige und Unwahre der gegen mich erhobenen Beschuldigungen erwiesen wird, kann ich mich sehr kurz fassen, da ich meinen Verläumdern nur einfach folgende Fragen vorzulegen brauche:

Wenn ich — nehmen wir an seit der Pariser Revolution — im Solde und Interesse der preußischen Regierung, also als Verräther am Volke handelte, wie will man es alsdann erklären:

Erstens, daß ich nach Unterdrückung des Hecker'schen Aufstandes von Seiten der badischen Regierung mit Steckbriefen verfolgt wurde?

Zweitens, daß ich durch den Chef der französischen Polizei, die ja bekanntlich den deutschen Regierungen sehr gefällig war, aus ganz Frankreich ausgewiesen wurde, wo ich doch durch mein Zusammenleben mit den Flüchtlingen und meine Stellung zu ihnen, als Verräther die ersprießlichsten Dienste hätte leisten können?

Drittens, daß ich aus Berlin zwei Mal streng verwiesen worden bin?

Viertens, daß die in Berlin wiedererstandene „Locomotive", die ich in Gemeinschaft mit Held schrieb, zwei Mal verboten wurde?

Fünftens, daß ich, der sogenannte verrätherische Ueberlieferer Rastatts, der also Baden und Preußen einen so großen Dienst geleistet haben soll, von dem Standgerichte zum Tode verurtheilt worden bin, welches Urtheil nur darum in zehnjährige Zuchthausstrafe umgewandelt wurde, weil sich eine Stimme dagegen ausgesprochen und weil es außerdem der Staatsanwalt „auf ungehörige Weise provocirt hatte," wie der Kriegsminister von Roggenbach sich gegen meine Frau ausdrückte und von allen Anwesenden bestätigt werden kann.

Sechstens, daß ich, abgesehen von der Haft in den Kasematten Rastatts und im gemeinschaftlichen Zuchthaus, die höchste gesetzlich erlaubte Frist der einsamen Zellengefangenschaft — sechs volle Jahre, bis auf den Tag, erdulden mußte?

Siebentens, daß ich, der im Solde der Regierung stehen, ja eine Million (!) Gulden für die Uebergabe Rastatts erhalten haben sollte, meine Frau in so bedrängten Umständen zurücklassen mußte, daß sie, um nur ihre bescheidenen Subsistenz-Ansprüche zu befriedigen, genöthigt war, zum Unterrichtgeben ihre Zuflucht zu nehmen?

Achtens, daß der Polizeipräsident von Hinckeldey, der mich einige Tage vor meiner Freilassung in der Zelle besuchte, gegen einige Personen Drohungen gegen mich äußerte, im Fall ich nach Preußen käme?

Neuntens, daß ich auf Verlangen des preußischen Gesandten gezwungen wurde, Frankfurt zu verlassen, wo ich mich nach der langen Gefangenschaft im Kreise der Familie meiner Frau einige Wochen erholen wollte?

Zehntens, daß ich auf besondern Befehl der Berliner Polizei in Hamburg arretirt wurde und man alle meine Papiere in Beschlag nahm?

Elftens, daß meine Frau, als sie in Berlin zu Besuch war, von der Polizei ausgewiesen, und daß diese Ausweisung ausdrücklich durch den Minister von Westphalen gutgeheißen und bestätigt wurde?

Zwölftens endlich, daß meine Frau unter einem Vorwande in Hamburg arretirt und acht Tage in einem gemeinen Gefängnisse eingesperrt wurde?

Dieses Alles mögen meine Verläumder mit meiner „Verrätherei“ in Einklang bringen und ich will kein Wort mehr dagegen sagen.

Wem diese Darlegung der obwaltenden Verhältnisse nicht zu meiner Rechtfertigung genügt, wird sie hoffentlich in dem nachfolgenden Buche finden, und wem meine Auseinandersetzungen in dieser Vorrede zu weitschweifig erscheinen sollten, der möge bedenken, daß es sich hier um Etwas handelt, das mir noch lieber ist als mein Leben, meine Ehre; daß ich noch nie ein Wort zu meiner Vertheidigung schrieb; daß ich nicht wie Andere, die weniger gethan und gelitten, beständig meine Person und Wunden vor dem Publikum

zur Schau getragen habe, sondern schweigend duldete und wartete; daß ich endlich noch hoffe, meinem Vaterlande und Volke zu dienen und noch eben so freudig bereit bin wie sonst, für deren Größe, Einheit und vernünftige Freiheit, mit Aufopferung aller persönlichen Abneigungen, zu wirken, zu kämpfen und wenn es sein muß, zu sterben.

London, im Frühjahr 1861.

Corvin.

Inhalt.

I. Das elterliche Haus.

Seite

Erstes Capitel. Ursprung der Familie. — Marcus Valerius Corvinus. — Messala Corvin. — Die Corviner in Croatien. — Schloß Hunyad erbaut. — Butho Corvin heirathet Elisabeth Paleologa. — Johann Corvin Hunyad. — Seine Kinder Ladislaus, Mathias und Beatrice. — König Mathias Corvin. — Herzog Johann Corvin. — Die Grafen Corvin Krasinski in Polen. — Mein Urgroßvater kauft sich in Ostpreußen an. — Herr von Wierzbitzki. — Mein Großvater, preußischer General. . 3

Zweites Capitel. Mein Vater. — Meine Mutter. — Gumbinnen. — Das elterliche Haus. — Erste Eindrücke. — Merkwürdige Träume. — Ein großer Verlust 8

Drittes Capitel. Unser Hauswesen. — Stall und Hof. — Erste Spielkameraden. — Des Vaters Erziehungsgrundsätze. — Jähzorn. — Portrait des Vaters. — Die Schule. — Conrector Prange und seine Ochsenziemer. — Herr Wedekind. — Das Factotum. — Seltsame häusliche Unruhen . 19

Viertes Capitel. Jugendfreuden. — Meine Amme. — Ein neues Strafmittel, nützlich für Ehemänner. — Der „Onkel General." — Gehlweiden. — Die wilden Vettern. — Besuch bei der Mutter. — Besuch des „Herrn Doctors" und der Mutter in Gumbinnen. — Seltsame Situation. — Meine Reise nach Lyk 34

Fünftes Capitel. Aufenthalt in Lyk. — Der Stiefvater. — Die erste Feuersbrunst. — Seeabenteuer. — Eine neue Welt. — Ein lebendiger Dichter. — Zweite und dritte Feuersbrunst. — Besuch auf einem Landgute. — Rückkehr nach Gumbinnen. — Der Empfang. — Bruder Louis gefährlich auf der Jagd verwundet. — Eigenthümlicher Schlaganfall — Der Vater geht zum Abendmahl. — Sensation. — Er wird krank und stirbt. 44

Sechstes Capitel. Reise nach Halberstadt. — Berlin. — General von Brause. — Halberstadt. — Neue Eindrücke. — Die Spiegelsberge. — Umgegend. — Die Domschule. — Komische Stadtfiguren 62

II. Das Cadettenhaus.

Seite

Erstes Capitel. Hindernisse. — Der Commandeur sämmtlicher Cadettenanstalten. — Brief der Mutter an den König. — Cabinetsordre. — Abreise nach Potsdam. — Aufnahme. — Das Cadettenhaus. — Innere Einrichtung. — Hausordnung. — Schnappsäcke. — Examen. — Monsieur Accary. — Schulunterricht. — Herr Halfmann. — Das Melden. — Strafe. — Jähzorn. — Compagniebibliotheken. — Homerische Spiele. — Die beiden von Sch. und der Gouverneur Sprengbihl. — Der Regimentsarzt Baumann. — Spartanische Uebungen. — Das erste Duell. — Die Gärten der Cadetten. — Spaziergänge. — Theater. — Tragikomische Geschichte. — Kirchenbesuch. — Unser Prediger 73

Zweites Capitel. Oberst von Steinwehr. — Seine Zerstreutheit. — Seine Güte. — Major von Eberhardt. — Hauptmann von Rebenstock. — Der Regimentsarzt Baumann. — Krieg mit ihm. — Oelmalerei. — Gouverneur Buchholz. — Tieks dramatische Märchen. — Mein Trauerspiel Jugurtha. — Klägliches Ende desselben. — Pensionäre im Cadettencorps. — Zarte Freundschaftsbündnisse. — Friedrich von Sallet. — Aufurlaubgehen. — Besuch in Berlin. — Ferienreisen nach Hause. — Tod des Obersten. — Der neue Compagniechef. — Besuch sämmtlicher königlicher Schlösser. — Versetzung in die Cadettenanstalt nach Berlin . 101

Drittes Capitel. Das Berliner Cadettenhaus. — Der Feldmarschallsaal. — Der Degen des Kaisers Napoleon. — Uniform. — Waffen. — Der Unterricht. — Mein Hauptmann. — Die andern Officiere. — Herr Dunkel. — Kulmer und Potsdamer. — Herr Kämpf. — Cadettenstreiche. — Die Pagen. — Scene zwischen dem General und einem Cadetten, der Prügel erhalten soll. — Die Linsenverschwörung 115

Viertes Capitel. Der Unterricht. — Unsere Lehrer. — Monsieur L. — Der Mathematiker, Lieutenant G. — Professor Ziesemer. — Dr. Löbell. — Prediger Deibel. — Unterricht in der deutschen Sprache. — Prediger S. — Körperliche Uebungen. — Voltigiren, Turnen, Fechten. — Das Aufnehmen. — Versetzung. — Großer Kummer. — Professor Ritter. — Major von Brandt. — Lieutenant von Forstner. — Das Officierexamen. — Meine Familie in Berlin. — Der Major. — Der kleine Geheime und seine Juno. — Tante Arnim. — Valerie. — Meine Brüder. — Ein friedlich Abenteuer in Tivoli. — Das Zeugniß der Reife. — Oberst von Brünnow. — Das Patent. — Abreise 136

III. Lieutenants-Leben.

Erstes Capitel. Lieutenantsglück. — Versuchung. — Reisenoth. — Mainz. — Der jute Obé. — Lieutenantsrevenüen. — Der Herzog Ferdinand von Würtemberg. — Die Herzogin. — Graf Mensdorf. — Die Fürstin. — Mesdemoiselles Helene und Finette. — Der alte Muff. — General von Schütz. — Mein Oberst. — Des Obersten Oberst. — Mein Major. — Im Dienst und außer Dienst. — Mein erster Hauptmann. — Der Knubbel. — Se. Majestät vom Rhein 171

Seite

Zweites Capitel. Die Bundesfestung. — Der Dienst. — Der General. — Manövers. — Das Officiercorps. — Heirathen. — Geselliges Leben. — Oesterreicher. — Die Cadettenclique. — Friedrich von Sallet. — Kriegsgericht 209

Drittes Capitel. Militärische Strafen. — Standgericht. — Kriegsgericht. — Latten. — Prügel. — Schulden. — Der lange W. — Lieutenant von Z. — Eine tragische Scene. — Wein und Spiel. — Wiesbaden. — Der Quar. — Der schöne Fritz und Nochnichtdagewesenes. — Vergnügungen. — Theater. — Bälle. — Maskenbälle. — Theodors Abenteuer. — Die lustigen Mainzerinnen von damals 236

Viertes Capitel. Therese, oder erste Liebe. 263

Fünftes Capitel. Leichtes Leben. — Der confuse H. — Jagd. — Wilddieberei. — Ein naßkaltes Abenteuer. — Moritz L. der Corpsjude. — Ein Blitz aus heiterer Bläue. — Hauptmann Toll. — Exercier-Geheimnisse. — Parademarsch. — „Zurück die ganze Schweine-Bagage!“ — Die Muster-Compagnie. — Mir reißt die Geduld. — Mein neuer Major. 299

Sechstes Capitel. Politische Aufregung. — Polenfieber. — Besoffene Helden. — Das schwarz-roth-goldene Fieber. — Das Hambacher Fest. — Germain Metternich. — Meine politischen Ansichten. — Schuldennoth. — Schusters Rache. — Mein Stubengenoß. — Der Korb Champagner und seine Folgen. — Eine Orgie. — Bemerkungen über Tanzen. — Ein Maskenball und seine Folgen. — Ein Pistolenduell 325

Siebentes Capitel. Ein wichtiger Brief. — Der Oberst von Schultze-Hofahrthsheim. — Seine Familie. — Rheinreise. — Bekanntschaft mit Jocko — Se. Majestät vom Rhein. — Der Oberst in meiner Wohnung. — Beschämende Entdeckung. — Erlösungsreise durch Mainz. — Die adamitischen Handschuh. — Einladung nach Hofahrtsheim. — Zwei merkwürdige Träume. — Ein Commando nach Berlin. — Noch ein Duell. — Nach Düsseldorf. — Der kleine Lehne. — Die Garderecruten. — Marsch. — Die Marketenderinnen. — Recrutenübermuth. — Lieutenantsübermuth. — Westfälische Gastfreundschaft. — Hameln. — Wolfenbüttel. — Potsdam. — Der grobe Schornsteinfeger 352

Digitized by Google

I.

Das elterliche Haus.

Digitized by Google

Erstes Capitel.

Ursprung der Familie. — Marcus Valerius Corvinus. — Messala Corvin. — Die Corviner in Croatien. — Schloß Hunyad erbaut. — Butho Corvin heirathet Elisabeth Paleologa. — Johann Corvin Hunyad. — Seine Kinder Ladislaus, Mathias und Beatrice. — König Mathias Corvin. — Herzog Johann Corvin. — Die Grafen Corvin Krasinski in Polen. — Mein Urgroßvater kauft sich in Ostpreußen an. — Herr von Wierzbicki. — Mein Großvater, preußischer General.

Meine Familie leitet ihren Ursprung von dem altrömischen Patriziergeschlechte der Valerier ab, und namentlich von Marcus Valerius, der sich den Beinamen Corvinus erwarb. Während er — 349 v. Chr. — mit einem gallischen Goliath kämpfte, welcher den tapfersten Römer zum Zweikampf herausgefordert hatte, setzte sich ein Rabe (corvus) auf den Helm meines Ahnherrn und half ihm mit Schnabel und Krallen. Von diesem Vorfall stammen unser Namen und unser Wappen, ein Rabe mit einem Ring im Schnabel. Die Thaten des Valerius Corvinus erzählt die Geschichte. Einer seiner Nachkommen war der berühmte Messala Corvinus unter Kaiser Augustus, der Publicola (der Volksfreundliche) genannt wurde. Die 21. Ode im dritten Buche des Horaz ist eine Einladung an seinen berühmten Mitbürger, „dessen Mund von sokratischen Gesprächen überfließt."

Im Mittelalter finden wir Valerier und Corviner zwischen der Huna und Corona in Croatien, welches Land

nach ihnen Crovatia und Valeria genannt wurde. Sie herrschten hier um 1273. Von dort wegziehend ließen sie sich mitten unter den Römern in Siebenbürgen nieder und erbauten zwischen Warden und Clausenburg Schloß Hunyad, welches noch heute wohlerhalten da steht. Graf Butho Corvin heirathete Elisabeth Paleologa, eine Prinzeß aus dem letzten griechischen Kaiserhause. Der aus dieser Ehe entsprossene Sohn war der berühmte Johann Corvin Hunyad, der größte Held Ungarns. Schon als junger Mann erwarb er sich großen Ruhm in Italien unter dem nom de guerre „der weiße Ritter.“ Später wurde er Statthalter Ungarns und schlug die Türken in sechszig Schlachten. Von seiner Frau, Elisa Szilagy, hatte er zwei Söhne, Ladislaus und Mathias und eine Tochter Beatrice, welche in zweiter Ehe einen Markgrafen von Brandenburg heirathete.

Die Söhne des großen Helden erregten den Neid des Grafen Ulrich von Cilly, eines Oheims des jungen Königs Ladislaus Posthumus, der ihnen nach dem Leben trachtete. Im Begriff Ladislaus Corvin zu ermorden, verlor er selbst das Leben. Sein Tod wurde, gegen des Königs Versprechen, gerächt. Ladislaus Corvin wurde in Ofen hingerichtet und Mathias ins Gefängniß gesetzt. Nachdem Ladislaus Posthumus von seiner Geliebten ermordet worden war, wurde der fünfzehnjährige Mathias Corvin (1458) von den Ungarn zum König erwählt.

Die Feinde der Corviner hatten die Sage verbreitet, daß Johann Corvin der Sohn des Kaisers Sigismund und einer edlen Wallachin sei; allein neuere Forschungen haben die Unwahrheit dieser Behauptung erwiesen.

Mathias Corvin hatte von seinen beiden Gemahlinnen keine Kinder; allein die Tochter eines Bürgermeisters von Breslau gebar ihm einen natürlichen Sohn Johannes Corvin,

Herzog von Troppau, Graf von Liptau und Fürst von Slavonien. Ehe Mathias noch seine Absicht ausführen konnte, ihm die Nachfolge zu sichern, starb er in Wien und Herzog Johann fiel später im Kampf für seine behaupteten Ansprüche.

Unsere Familie siedelte dann nach Polen über, wo sie schon unter König Uladislaus, der 1444 bei Varna fiel, Verbindungen angeknüpft hatte. Die Familie der Grafen Corvin Krasinski war eine der angesehensten in Polen. Die englischen Household Words brachten vor einigen Jahren die Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten einer Gräfin Barbara Corvin. Die Familie lebte damals auf dem größten Fuß; sie hielt ihre Haus-Dragoner, und einen Hof-Narren und Hofzwerg. Bei dem Hochzeitsmahl nahm der alte Graf aus einem Etui einen reich mit Edelsteinen besetzten goldenen Becher, in der Form eines Raben, eine alte Familien-Reliquie, welcher nur gebraucht wurde, um die Gesundheit einer Braut in der Familie zu trinken. Der Vater der Braut füllte den Wappenbecher mit anderthalb Flaschen Ungarwein und nachdem er ihn ohne abzusetzen geleert hatte, verschloß er ihn wieder bis zur nächsten Hochzeit. Am Ende des vorigen Jahrhunderts heirathete eine Gräfin Corvin Krasinski, welche vom Kaiser zur Prinzessin erhoben wurde, einen Prinzen Cardignan, wodurch die Familie mit dem sardinischen Königshause verwandt wurde.

Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts kaufte sich mein Urgroßvater in Ostpreußen an, wahrscheinlich durch Religionswechsel veranlaßt Polen zu verlassen, denn er war Protestant und die Corvins in Polen sind Katholiken. Er erwarb sehr große und zahlreiche Güter und baute ein Schloß in Gehlweiden, einige Meilen von Goldapp. Er nannte sich nach diesem Sitze, von wierzba, Weide, Herr von Wierz-

bicki und weder Graf noch Corvin, und scheint ein Sonderling gewesen zu sein. Er heirathete ein Fräulein von Krahne.

Mein Großvater trat in die Dienste Friedrichs des Großen und war im siebenjährigen Kriege Rittmeister in einem Kürassierregiment, den gelben Reitern. Unter alten Papieren fand ich eine Erzählung von seiner Hand, die ich aus der Erinnerung niederschreibe.

In einer Schlacht — ich weiß nicht ob bei Kollin oder Kunnersdorf — that eine feindliche Batterie großen Schaden. „Rittmeister", redete der alte Fritz meinen Großvater an, „nehm Er die Batterie." — „Zu Befehl Ew. Majestät," — und die Kürassiere sprengten zum Angriff. Sie wurden von einem Bataillon Panduren überrascht; aber nicht erschreckt. Die Panduren wurden zusammengehauen und die Batterie genommen. „Ew. Majestät, die Batterie ist genommen", meldete der brave Rittmeister. Der alte Fritz nahm seinen Orden pour le mérite vom Halse, der damals noch an einem längeren Bande getragen wurde, und reichte ihn meinem Großvater, der ihn einstecken wollte; allein der König sagte: „Häng' Er nur um, mein lieber Oberstlieutenant."

Als General war mein Großvater später Commandeur der gelben Reiter, und lag mit dem Stabe für mehrere Jahre in Pasewalk. Später wohnte er in Berlin. Er hatte ein Fräulein von Grävenitz geheirathet, die ihm vierundzwanzig Kinder gebar, wovon zu einer Zeit siebenzehn am Leben waren. Einige davon fielen in dem französischen, sogenannten Freiheitskriege, andere waren Generäle.

Wegen der Güter in Ostpreußen fand sich mein Großvater mit seinem Bruder ab, der dieselben behielt. Von den Geschwistern meines Vaters kannte ich persönlich nur die jüngste Schwester, welche den Lehnsherrn der von Arnimschen Familie heirathete, nachdem dessen Frau, ihre ältere

Schwester gestorben war. Ich habe natürlich eine Menge Cousins und Cousinen, welche in Pommern, Preußen und Schlesien verbreitet sind. Einer meiner Vettern ist General-Lieutenant und war eine zeitlang Commandant von Küstrin. Damit schließe ich diese Familien-Nachrichten, damit der Leser nicht ungeduldig sage:

'Tis most asinine employ on earth,
To hear him tell of parentage and birth.

Zweites Capitel.

Mein Vater. — Meine Mutter. — Gumbinnen. — Das elterliche Haus. — Erste Eindrücke. — Merkwürdige Träume. — Ein großer Verlust.

Mein Vater war der jüngste Sohn meines Großvaters; sein Vorname war Heinrich. Nachdem er eine zeitlang im Pagenhause gewesen war, wurde er Officier und stand vor Ausbruch des Krieges mit Napoleon als Rittmeister bei dem Regiment Königin Dragoner in Treptow, einem kleinen Städtchen Pommerns. Als er dort einst ein Kind über die Taufe hielt, sagte er: „Dies Mädchen soll meine Frau werden." Das Worthalten wurde dem Vater nicht eben schwer, denn sie wuchs zu einer wunderschönen Jungfrau heran. Als sie sechszehn Jahre alt war, heirathete sie meinen Vater, der bereits die Vierzig passirt hatte. Der Familienname meiner Mutter ist Mandel.

Mein Vater galt für einen schönen Mann; allein mehr als doppelt so alt als seine Frau, war es kein Wunder, wenn er eifersüchtig war. Als nach der Schlacht bei Jena, die er mitmachte, das Ausreißen anging, setzte er sich mit meiner Mutter, die meine damals zweijährige Schwester, Friederike, auf dem Schooß hatte, in einen leichten offenen Wagen und fuhr, so schnell die vier Postpferde laufen wollten, fast ohne Aufenthalt bis nach Stralsund; ja erst auf der

Insel Rügen glaubte er meine Mutter vor den Galanterien der französischen Officiere sicher. Dann folgte er mit leichterem Herzen dem Könige nach Ostpreußen. Dort nahm er seinen Abschied und erhielt den Posten als Postdirector des Regierungsbezirks Gumbinnen.

Meine Schwester und mein ältester Bruder, Eduard, waren noch in Pommern geboren; 1810 erschien mein Bruder Louis, und ich, der jüngste, am 12. October 1812 — der Taufschein sagt zwar am 16., aber ich folge der Angabe meiner Mutter. Man taufte mich Otto Julius Bernhard, und Pathenstelle vertrat ein Major von Brünnow.

Schon vor meiner Geburt hatte mein Vater in Gumbinnen, in der Stallupöhner Straße, ein am Ufer des Pregels liegendes Haus und Grundstück gekauft. Der Fluß heißt eigentlich, mit Respect zu melden, die Pissa und erst nach dem Einfluß der Inster, Pregel; allein die anständigen Gumbinner kehrten sich nicht an die unanständigen Geographen.

Unser Haus war an den Uferrand gebaut, so daß es nach der Straße zu nur ein, aber nach dem Wasser zu zwei Stockwerk hatte, von denen das untere, weil es gegen den Berg lag, das Sousterrain hieß. Das lange Haus bestand aus einem höheren Mittelbau, der mit dem Giebel nach der Straße zu stand, und zwei Flügeln in gleicher Front, mit einem Thorweg an jedem Ende. Im Mittelbau war das Postbüreau; der rechte Flügel war vermiethet und den linken bewohnten wir. Hinter dem rechten Flügel und Mittelbau erstreckte sich ein großer Hof, geschlossen nach der Flußseite durch Wagenremisen, Pferde- und andere Ställe. Hinter dem rechten Flügel lag, abgesperrt von dem großen Hof, ein kleinerer und ein hübscher, mit einer Terrasse versehener Garten, der sich bis an das Ufer des Flusses zog. Hinter dem Stallgebäude lag der Obstgarten. Zwischen beiden

führte ein Gang nach dem Pregel auf ein an Ketten liegendes Floß, welches für uns Kinder ein höchst wichtiger und anziehender Gegenstand war.

Aus den Flügeln führten freie hölzerne Treppen in die Höfe, deren bedeckte Anfänge mit dem Namen Balkon beehrt wurden. Der Thorweg an unserm Flügel war zugemauert und in dem dadurch gewonnenen Raum, noch etwas um das Haus herum greifend, befand sich der Hundezwinger, in welchem der Vater außer den Hühnerhunden und einigen Solofängern (Windhunden) eine kleine Meute von Bracken hielt. Nach der Straße zu war vor unserm Flügel des Hauses ein von Stacketen eingefaßter schmaler Garten, in dem Lauben standen und viele hochstämmige Malven wuchsen, die den Einblick in die Fenster verhinderten. Es war ein großer Kummer, als dieses Gärtchen, wahrscheinlich auf polizeiliche Anordnung, weggeräumt werden mußte.

Meiner Gefühle am Taufstein weiß ich mich freilich nicht mehr zu erinnern; allein mein Gedächtniß reicht in eine s e h r frühe Zeit hinauf und hängt besonders an meiner Amme. Bald nach meiner Geburt wurde ich so krank, daß man an meinem Leben zweifelte. Der Grund dieses Zustandes war die Amme, welche am Nervenfieber erkrankte und deshalb entfernt wurde. Als eine andere gesucht wurde, meldete sich ein hübsches, kaum sechszehnjähriges Mädchen, welches ihr Kind verloren hatte und gesund war wie ein Fisch im Wasser. Sie wurde sogleich angenommen und von dem Augenblicke an erholte ich mich zusehends und ward kräftig und gesund. Meine gute Caroline heirathete unsern Jäger und blieb zu meinem Glück im Hause, denn sie mußte später gewissermaßen Mutterstelle an mir vertreten, was sie auch mit um so größerer Liebe that, als sie selbst weiter keine Kinder bekam.

Von 1812 bis 1817 marschirten fortwährend Truppen durch meinen Geburtsort und so sind denn auch die frühesten Gestalten, deren ich mich erinnern kann, Soldaten. Grünröckige Officiere, langbärtige Kosacken, die mich liebkosen und küssen wollten und entsetzlich nach Schnaps, Häring und Zwiebeln rochen, ziehen in nebelhaften Bildern vor meinem Geist vorüber und vermischen sich mit vornehmen Personen aller Art, die mit Extrapost reisten und oftmals in unserem Hause für mehrere Tage zu Besuch blieben. Ein polnischer Graf Werschinski, der aus Paris kam, ist mir noch sehr lebhaft im Gedächtniß, weil er mir ein goldenes Petschaft schenkte, das einige Arien spielte, und ebenso drei sehr reiche, freigebige, bucklige Gräfinnen, Polinnen, die mit Ducaten um sich warfen, mit mir ausfuhren und mich halb todt küßten. Auch Kaiser Alexander nahm ein Frühstück in unserm Hause an. Als er sich vor einem Spiegel betrachtend Erdbeeren mit Milch aß, wurde ich ihm auf sein Verlangen gebracht; er nahm mich auf den Arm und küßte mich. Die Gumbinner Damen, die zu den Fenstern herein sahen, waren nicht wenig erstaunt und neidisch, als der Kaiser beim Abschied meiner Mutter zuerst die Hand und dann nach russischer Sitte die Stirn küßte. Meine Mutter sah in ihrer Jugend der Königin Louise von Preußen auffallend ähnlich. Als sie einst an einem Saal in Charlottenburg vorüber ging, in welchem der König speiste, fiel demselben diese Aehnlichkeit so auf, daß er, die Serviette in der Hand, hinaus in den Garten kam.

Unter die frühesten Erinnerungen meines Lebens gehören zwei Träume, wovon der eine deshalb besonders merkwürdig ist, weil ich in ihm Dinge sah, von denen ich damals noch gar keine Vorstellung haben konnte, denn dieser Traum fällt noch vor mein viertes Jahr.

Es träumte mir, meine Mutter, ungewöhnlich kostbar gekleidet, trage mich auf dem Arm und gehe mit mir in ein dunkeles Zimmer, welches mit einer langen und schmalen Gallerie durch eine offenstehende Flügelthür verbunden war. In dieser Gallerie herrschte ein eigenthümliches Licht, ungefähr wie Mondschein, oder Blitzlicht, welches eine Reihe von kostbar, aber seltsam gekleideten Männern und Frauen beleuchtete, die paarweise neben einander standen. Die Reihe dehnte sich nach rechts vom Eingange außerordentlich weit aus, wuchs bald zu Gruppen an, deren Kleidungen immer kostbarer wurden und verlor sich endlich in einem blendenden Lichte. Die Mutter trug mich nach der linken Seite, wo die Reihe begann und wo es am dunkelsten war. Sie reichte mich schweigend dem ersten der Reihe, einem blassen, schwarzbärtigen Manne von mittlerer Größe, der mich ebenso schweigend an seine Brust drückte, küßte und dann der neben ihm stehenden, in weite weiße Gewänder gekleideten Frau reichte, die mich ebenfalls küßte. Ich fürchtete mich nicht, sondern betrachtete die Personen mit einem neugierigen Erstaunen. Die Brust des Mannes war Metall und was mir besonders auffiel, waren seine nackten Arme. Jeder der Reihe reichte mich, nachdem er mich geküßt hatte, schweigend seinem Nachbar. Der Ausdruck der Gesichter war ernstfreundlich. Die Trachten waren meist kostbar, aber sehr seltsam, wie ich sie nie gesehen hatte. Auf diese Weise mochte ich bis zum sechsten oder siebenten Paar gelangt sein, während nach rechts hin noch eine Menge immer prachtvoller gekleideter Personen sich in hellerem Lichte zeigten, als ich erwachte, oder der Traum ein Ende hatte; wenigstens hört da meine Erinnerung auf.

Es war, als stelle mich meine Mutter all meinen Vorfahren vor und doch hatte ich damals weder eine Idee von

Ahnen, noch von alterthümlichen Kleidungen, wie sie mir der Traum zeigte. Die bloßen Arme, die ich an dem ersten Manne bemerkte, und die Gewänder der Frauen haben mich später darauf gebracht, daß ich Römer sah. Bemerken will ich nur noch, daß ich meinen Vater, oder überhaupt so lange ich in Gumbinnen war, niemals von meinen Vorfahren, ja nicht einmal von meinem Großvater habe reden hören.

Meine Mutter war nach Berlin gereist. Meine Amme brachte mich zu Bett in einem Zimmer, welches neben dem Schlafzimmer meines Vaters gelegen war. Zwei unserer Mädchen waren noch mit einer Näharbeit im Zimmer beschäftigt. Ich erwachte in der Nacht und wunderte mich, daß die beiden Mädchen nicht mehr da waren. Der Mond erleuchtete hell jeden Winkel des Zimmers, und da das Kopfende meines Bettes in der Nähe eines Fensters war, so richtete ich mich auf und sah ganz deutlich unsern Garten und den Fluß und dann jeden einzelnen Gegenstand im Zimmer. Ich führe dies an, weil es mich glauben machte, daß ich vollkommen wach sei.

Plötzlich öffnete sich die dem Fenster gegenüberliegende Thür, welche zum Schlafzimmer meines Vaters führte und ich sah meine Mutter, ganz hell vom Monde beleuchtet, in das Zimmer treten. Sie trug ein weißes Atlaskleid, eben solche Schuhe und hinter einem breiten, goldenen Diadem war ein weißer Spitzenschleier zurückgeschlagen, so daß ich ihr in das schöne, freundlich lächelnde Gesicht sehen konnte. Sie näherte sich meinem Bette auf den Fußspitzen gehend, die eine Hand nach dem Mund erhoben, kurz in der Haltung von Jemand, der kein Geräusch machen will. Da die Gestalt nicht redete, überkam mich ein Grauen und ich rief mit unsicherer Stimme zweimal: „Wer ist da?“ Als ich keine Antwort erhielt, rief ich: „Vater! Vater!“ und verbarg mich

unter der Bettdecke, sah aber durch eine Oeffnung, wie meine Mutter näher kam. Dicht vor meinem Bette blieb sie einige Augenblicke stehen, freundlich zu mir niedersehend, und verschwand dann hinter meinem Kopfende.

Die Tracht, in der mir meine Mutter erschien, war damals Mode, und das goldene Diadem, welches sie von Berlin mitbrachte, habe ich später oftmals gesehen. Der Vater hatte mein Rufen nicht gehört und meinte, ich hätte geträumt. Möglich, daß meine Mutter, in Berlin aus einer Gesellschaft spät nach Hause kommend, ganz besonders lebhaft an mich dachte.

In spätern Perioden meines Lebens hatte ich andere, weit wunderbarere Träume und werde Gelegenheit finden, einige derselben an ihrer Stelle zu erzählen.

Dergleichen Träume trugen noch dazu bei, den Eindruck zu verstärken, welchen die Erzählungen einfältiger Dienstboten und der Ruf des Spukens, in welchem unser Haus stand, auf mich machten. Dasselbe hatte eine sehr große Länge und ungeheuere Räume unter dem Dache, die ich eigentlich niemals so recht untersucht habe, weil es dort durchaus nicht geheuer sein sollte. Man hörte hier allerlei befremdliches Geräusch und entsetzliche Töne; ja Einige wollten schreckliche Gestalten gesehen haben, und Maurer, die dort oben arbeiteten, ergriffen einst am hellen Mittag entsetzt die Flucht.

Unsere Kinderstube lag — doch das fällt vor meine Erinnerungen — in einem Giebelzimmer in gleicher Flur mit dem Speicher, oder „Boden“ wie es dort heißt, von welchem eine Treppe nach dem des Mittelbaues führte, auf dem sich die „Räucherkammer“ befand. In einer Nacht hörten meine älteren Geschwister und die Kinderfrau von jener Gegend herkommend ein Gebrüll wie von einem

Digitized by Google

Ochsen, nur schauerlicher. Es stellte sich am andern Tage heraus, daß ein Mann aus dem Hause—sich in der Räucherkammer erhängt hatte und jenes Brüllen rührte von ihm her. Daß dieser Vorfall den Spukruf des Hauses noch vermehrte läßt sich wohl denken.

Auch mein Vater sah in einer Nacht, als er erwachte, einen Knaben in griechischer Kleidung im Zimmer, der geräuschlos die Stühle stellte und allerlei seltsame Dinge vornahm. Unser Jäger erklärte die Gespenster auf dem Boden für Ratten und machte Anstalten, diese vierfüßigen Poltergeister zu bannen. Er fing eine derselben, nahm sie grausamer Weise zwischen die Feuerzange, sengte das arme Geschöpf über einem Flammenfeuer ab, und ließ es in diesem Zustand wieder auf den Boden laufen, indem er behauptete, daß die andern Ratten dadurch verscheucht würden. Allein es waren nicht nur „Wiesel mit im Spiel", sondern auch Iltisse und Marder, welche nach und nach alle Tauben meines Bruders erwürgten und einst in einer einzigen Nacht dreißig. Diese Aufklärungen erschütterten aber keineswegs den Spukglauben unserer Leute, welche meinten, daß neben Ratten und Iltissen noch eine Menge Gespenster auf dem Boden Platz hätten.

Der Vater gab sich alle Mühe, uns Kindern das Grauen zu benehmen und ließ uns oft aus entfernten, dunkeln Zimmern irgend welche Gegenstände holen. Mir gab er jedoch niemals solche Aufträge, da ich noch zu klein und sehr reizbar war und er besorgen mochte, daß irgend ein zufälliges Geräusch mich tödtlich erschrecken könne.

Diese Eindrücke aus der frühesten Kinderzeit waren so mächtig, daß ihr Einfluß bis in das Mannesalter hinüber reichte. Noch heute, wenn ich in der Nacht irgend ein geheimnißvolles Geräusch höre, klopft mein Herz stärker. Abends

stört es mich sehr, wenn hinter meinem Rücken die Thür eines dunkeln Zimmers offen ist. Seh' ich des Nachts, besonders in einem großen Zimmer, in einen schwach erleuchteten Spiegel, so wende ich mich oft schnell um, weil es mir ist, als sehe mir ein anderes Gesicht über die Schulter, oder als befinde sich Etwas nicht der Körperwelt Angehöriges hinter mir. Im Freien dagegen, selbst im dunkelsten Walde, oder in den wildesten Felsenschluchten, bin ich zu allen Stunden der Nacht ohne das geringste Grauen umhergestrichen, — wenn ich nämlich das Gewehr unter dem Arm hatte.

Noch sehr jung traf mich, wie überhaupt alle meine Geschwister, ein hartes Unglück, ein unersetzlicher Verlust, welcher fast die Blüthe vom Kinderleben streift und auf die ganze Richtung eines Menschen den entschiedensten Einfluß hat. Meine Mutter ließ sich von meinem Vater scheiden und verließ nicht allein unser Haus, sondern bald auch die Stadt.

Mein Vater hatte meiner Mutter gerechte Ursache zur Klage gegeben; denn aufgewachsen in den lockern Grundsätzen des vorigen Jahrhunderts und seines Standes, dabei egoistisch, tyrannisch und sinnlich, legte er sich in seinen ungeordneten Neigungen keinen Zwang an und beleidigte die Mutter fortwährend durch seine Intriguen mit lockern Frauenzimmern jeder Art. In ihrer weiblichen Würde verletzt, aufgehetzt durch eine geschäftige Verwandte, noch jung und nach einer glücklicheren Existenz verlangend, vergaß meine Mutter die Rücksicht gegen ihre Kinder, und entschloß sich zur gerichtlichen Scheidung. Mein Vater wurde gezwungen, ihr einen Jahrgehalt auszusetzen, selbst wenn sie sich wieder verheirathen sollte. Mein Vater, der meine Mutter nach seiner Weise liebte, bot alles Mögliche auf,

Digitized by Google

sie zur Rückkehr zu bewegen. Er versprach ihr, wieder den Grafentitel anzunehmen, den unsere Familie in Preußen nicht gebrauchte. Alles vergebens; meine Mutter blieb fest, obwohl sie keineswegs in Feindschaft von dem Vater ihrer Kinder schied. Was eigentlich über uns Kinder festgesetzt wurde weiß ich nicht; wir blieben jedoch vorläufig im elterlichen Hause.

Ich erinnere mich noch sehr wohl des Tages, an welchem die Mutter auszog. Für mich war es ein Fest und ich schleppte mit Stolz ihre Guitarre in ihre neue Wohnung. Als „Nesthäkchen“ war ich, wie gewöhnlich, der Liebling der Mutter und hing auch an ihr mit großer Liebe. Daraus folgte denn natürlich, daß ich beständig unterwegs und bald ein Paar Tage bei der Mutter, bald wieder beim Vater war. Die Mutter nahm mich in ihr Bett, und herzte und küßte mich und nichts ging über das Glück, mich an ihre Brust zu schmiegen. Wenn ich eine Rose rieche denke ich an meine Mutter, denn es war ihr Lieblingsparfüm und ihr Bett und alle ihre Kleider rochen danach. Im väterlichen Hause war aber mehr Unterhaltung; da waren Pferde, Hunde, meine Spielkameraden und vor Allen meine gute Amme. Oft ließ mich der Vater der Mutter förmlich stehlen, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß die Sehnsucht nach mir sie zurückführen werde.

Dazu verschwand aber alle Aussicht, als sie die Bekanntschaft eines jungen Mannes machte, der als Lehrer bei dem dortigen Gymnasium angestellt wurde und der einige Jahre jünger war als sie, — des Dr. Bernhard Thiersch. Meine Mutter muß damals achtundzwanzig Jahre alt gewesen sein.

Die Liebe meines nichts weniger als poetischen Vaters war schwerlich jemals sehr schwärmerisch, und die Huldigungen

des jungen Philologen, der die Flöte blies, die Guitarre spielte, dazu sang und Verse an die Mutter richtete, waren ihr in der That etwas Neues. Sie sang „freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein u. s. w.“ und es verging nicht zu lange Zeit, als der Vater durch die ihm ganz unglaublich klingende Nachricht überrascht wurde, „daß der verfluchte Federfuchser sich unterstehen wolle, die Mutter zu heirathen!“ Unglaublich aber wahr. Daß der Vater „Himmel und Hölle“ aufbot, die Heirath zu hintertreiben, kann man sich wohl denken; allein man wußte sich seinen Verfolgungen zu entziehen. Dr. Thiersch wurde als Oberlehrer an das Gymnasium nach Lyk versetzt, wohin ihm meine Mutter als seine Frau folgte.

Drittes Capitel.

Unser Hauswesen. — Stall und Hof. — Erste Spielkameraden. — Des Vaters Erziehungsgrundsätze. — Jähzorn. — Portrait des Vaters. — Die Schule. — Conrector Prange und seine Ochsenziemer. — Herr Wedekind. — Das Factotum. — Seltsame häusliche Unruhen.

Der Mangel einer Herrin machte sich in unserem Hauswesen sehr fühlbar und es ging in demselben ziemlich toll und bunt zu. Es ist nöthig, dieses Hauswesen etwas näher zu beleuchten; denn die Eindrücke, welche ich in jener Zeit empfing, hatten ohne allen Zweifel Einfluß auf meine Entwickelung. Man soll Kinder nie für zu klein halten, und nie glauben, daß sie Dieses oder Jenes nicht verstehen. Der Verstand entwickelt sich in manchen Kindern wunderbar früh und viele zeigen eine wahrhaft überraschende Beobachtungsgabe. Ihnen entgeht nichts, nur was sie vielleicht im Augenblicke nicht verstehen, darüber grübeln sie nach, und es kommt die Zeit, in der sie es verstehen, bei Weitem früher, als es in mancher Hinsicht nöthig oder wünschenswerth ist.

Luxus in Möbeln und Einrichtung der Häuser war am Anfange dieses Jahrhunderts noch nicht so allgemein wie heut zu Tage, und am wenigsten in Provinzialstädtchen gleich Gumbinnen zu finden. Ueberhaupt war Lithauen noch ganz besonders patriarchalisch und einfach. Papiertapeten

waren dort noch unbekannt und alle unsere Zimmer waren „gemalt," was man aber ehrlicher und verständlicher angestrichen nennt. Die Fußböden waren gewöhnliche Tannendielen, die täglich mit frischem, weißen Sand und an Festtagen mit kleingehackten Tannenzweigen und grünen Calmusstücken bestreut wurden.

Das Stalldepartement konnte jedoch auf größere Eleganz Anspruch machen. Unsere Wagen kamen von Wien oder Berlin und unsere Pferde waren die besten in der Umgegend, was in einem pferdezüchtenden Lande wie Lithauen schon etwas heißen will. Wir hatten stets zwei Postzüge, der eine schwarz, der andere braun und zu jedem ein fünftes Reservepferd. Reitpferde wurden nur zum Staat gehalten, denn mein Vater hatte in seinem Leben genug geritten; ich habe ihn niemals zu Pferde gesehen. Sein altes Kriegspferd, ein Schimmel, erhielt das Gnadenbrod, weil er bei Jena so brav gelaufen, und auf dem Rücken dieses Veteranen erhielt ich meinen ersten Reitunterricht, noch ehe ich ordentlich gehen konnte.

Der große, gelbe Kettenhund Tiras, welcher den Pferdestall bewachte, war mein intimer Freund. Wir achteten uns gegenseitig und ich besuchte ihn nicht nur in seiner Hütte, sondern setzte mich auch auf seinen Rücken. Dagegen war Kettenhund Nummer zwei, ein bunter Köter mit Glasaugen, der Meiran hieß und den Kuhstall bewachte, mein entschiedener Feind und wurde später, als der Tollheit verdächtig, erschossen.

In der Häckselkammer hatte Louis eine Colonie von Kaninchen, die das Stallgebäude unterminirten und schauderhaft überhand nahmen, da solch Wildpret in unserm Hause als Speise verschmäht wurde. Auf dem Taubenschlag hatte mein Bruder eine Menge Tauben, die seine

Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nahmen, da es dort Gebrauch war, einander mit allerlei Listen und Lockungen die Tauben wegzufangen.

Den Hof bevölkerte Federvieh aller Art. Vor dem großen Truthahn, der mich stets verfolgte, fürchtete ich mich, und die abscheuliche Köchin überredete mich, ihm eigenhändig mit dem Beil den Kopf abzuschlagen. Der Tyrann des Hofes war aber ein Kranich, welcher sich mit jedem Kinde maaß, das ihm in den Weg kam. War er kleiner, dann zog er hochbeinig ab; fand er sich aber größer, dann griff er das Kind mit seinem Schnabel an und verwundete eines ziemlich gefährlich in den Arm. Dieser Tyrann fand aber seinen Brutus in dem tapfern Haushahn. Es entspann sich ein Zweikampf zwischen beiden, dem der ganze Hühnerhof kollernd, schnatternd und gackernd beiwohnte. Der große Hans verlor im Gefecht ein Auge und floh. Nach einigen Tagen starb er, entweder an der Wunde oder vor Scham.

In dem „Souterrain" nach dem Hofe wohnten einige Miethsleute, unter andern ein Wagenlackirer — Maler genannt — und ein Schuhmacher. Schuster's Nante und Malers Karlinchen waren meine ersten Spielkameraden. Schuster Ernst, ein blonder Krauskopf, war ein braver und fleißiger Mann, vor dessen Knieriemen Nante ganz ungeheuren Respect hatte; Frau Ernst war ebenfalls brav und ich muß gestehen, daß ich überall im bescheidenen Sousterrain ein besseres Beispiel fand, als eine Treppe höher! — Auch Malers waren sehr achtbare, fromme Leute, welche sich mehr um Literatur bekümmerten wie mein Vater. Wenigstens fanden sie Geschmack an der Poesie und hatten eine Bibel und Bürger's Gedichte, während meines Vaters ganze Bibliothek aus sechs Bänden Veterinärschriften, einem kleinen

Taschenbuch mit einem Theil des dreißigjährigen Krieges nebst Kupfern, und einem Theil von Kotzebues Lustspielen — Pachter Feldkümmel — bestand.

Die Erziehung meines Vaters war eben die gewesen, welche in seiner Jugendzeit Knaben in Preußen zu erhalten pflegten, die Officiere werden wollten. Er war Page am königlichen Hofe gewesen und hatte von dem, was er im Pagenhause gelernt hatte, höchstens die Pagenstreiche behalten; doch das hinderte nicht, daß er ein tüchtiger Officier wurde, denn die Examina waren damals noch nicht erfunden. Trotzdem sah der Vater ein, daß ein wenig mehr Kenntnisse als er besaß, seinen Kindern wohl gut sein möchten, und er gab sich Mühe uns lernen zu lassen, was eben in Gumbinnen zu haben war. Was wir mit dem Griechischen und Lateinischen, worauf die Pädagogen bestanden, anfangen sollten, sah er nicht ein, da wir dazu bestimmt waren, preussische Officiere zu werden, wie sich das ganz von selbst verstand; allein wich er auch in diesem Punkt von den Ansichten der „Federfuchser“ ab, — obwohl er sich fügte — so war er doch in einem andern wesentlichen Punkt mit ihnen auf das Eifrigste einverstanden, nämlich daß Knaben ohne Prügel nicht zu erziehen seien. In jener Zeit war das noch ein pädagogischer Glaubensartikel und es setzte in den Schulen Hiebe, „daß das Fell rauchte.“ Mein Vater half den Schulübungen durch gründliche Privatrepetitionen nach.

Als Fundament der ganzen Erziehung galt meinem Vater der Gehorsam; denn wer einmal ordentlich befehlen wolle, sagte er, müsse erst ordentlich zu gehorchen verstehen, und es ist viel practische Weisheit in diesem Satze. Uns den Gehorsam einzubläuen, war daher seine Hauptsorge und eine Widerspenstigkeit gegen ihn wurde als das entsetzlichste Verbrechen im ganzen Reiche der Natur betrachtet.

Ueberhaupt schätzte er den negativen Werth aller Fehler, welche wir begingen, nach dem Maas, als sie auf ihn Bezug hatten. Ueber einen dummen Streich, den wir einem Andern spielten, oder selbst über eine geschickte Lüge, konnte er lachen und sich sogar etwas darauf zu gut thun; allein wehe uns, wenn wir unsere Geschicklichkeit an ihm versuchen wollten!

Das Züchtigungsinstrument war ein Hundekantschu, dessen Griff ein Rehlauf war; ein sehr nützliches und brauchbares Instrument, wenn ein Geist, der sich zu beherrschen weiß, die schlagende Hand regiert; allein leider war mein Vater jähzornig und erhitzte sich im Schlagen immer mehr. Ich habe ein paar Mal unter seinen Schlägen die Besinnung verloren, und mein ältester Bruder verdankte seine Schwächlichkeit wahrscheinlich einer entsetzlichen, barbarischen Züchtigung.

Diesen Jähzorn, der überhaupt ein Familienfehler ist, erbte ich von meinem Vater und hatte viel davon zu leiden. Einst als der Vater nicht zu Hause war, ärgerte mich mein Bruder Louis; ich warf sogleich über den Tisch hinweg ein Messer nach ihm, wofür er mich in ein finsteres Zimmer sperrte und erst heraus ließ, nachdem ich die Thür dermaßen mit den Füßen bearbeitet hatte, daß sie in der Mitte platzte. Am andern Morgen als ich noch im Bette lag — o Schrecken! — rief mich der Vater zu sich. Er langte hinter sich vom Sopha eine ungeheure Ruthe hervor, legte mich über das Knie und — kurz, ich konnte drei Tage nicht ordentlich sitzen. Ein ander Mal, als ich mit Louis Karten spielte und behauptete, daß er „gefuchelt" habe, lachte er mich aus; ich wurde wüthend, und als er immer ärger lachte, gerieth ich ganz außer mir, ergriff die Lichtscheere, welche eine sehr lange und scharfe Spitze hatte, und stürzte auf ihn zu.

Er hielt den Arm vor und die Spitze traf eine Ader, aus der das Blut sogleich hervorspritzte. Es wurde ein Wundarzt geholt und Louis versprach, dem Vater nichts zu sagen; allein beim Abendessen verriethen mich meine Thränen, als der Vater bemerkte, daß meines Bruders Arm steif war. Schläge erhielt ich nicht; allein ich wurde mehrere Wochen lang, sobald ich aus der Schule kam, mit einem Bindfaden an den Großvaterstuhl gebunden und erhielt sehr wenig zu essen. Die Strafe war hart; allein sie war mir eine wahre Genugthuung, denn ich fühlte Reue.

Der Vater war noch immer ein hübscher Mann, trotzdem daß sein Bauch die Grenzen eines Majorsbauches überschritt. Sein Haar war auf der Stirn ziemlich dünn und grau; aber im Nacken hatte er noch schöne dunkle Locken. Seine Stirn war hoch, die Augen lebhaft und blau, die schöne Nase fein gebogen, der Mund klein und von schönem Schnitt; seine Wangen etwas flach und seine Gesichtsfarbe ziemlich frisch, was jedoch von trockenen Flechten herkam, — auch ein Familienstück! — mit denen er geplagt war. Dieselben bedeckten Hände und Gesicht und machten ihm viel Kummer, so daß er beständig daran doctorte. Bei Staatsgelegenheiten trug er die Tracht der Cavalleriemajors „von der Armee“: blaue Uniform mit weiß; Hut mit weißer und schwarzer Feder und reicher Agraffe und silberne Fangschnüre. Gewöhnlich trug er jedoch Civilkleider, denn die Postuniform verachtete er. Einen Ueberrock sah ich ebenso wenig bei ihm, wie einen Regenschirm; er hatte irischen Geschmack und trug Fracks, dort „Leibrock“ genannt. Er ist jetzt neun und dreißig Jahre todt, allein ich sehe ihn so lebhaft vor mir, daß ich ihn malen könnte, wie er an einem schönen Sommertage die Stallupöhner Straße entlang stolzirte; mitten auf dem Fahrweg, auf dem breiten Stein,

Digitized by Google

wie sich von selbst verstand; „der Teufel hätte dem verfluchten Federfuchser das Licht halten sollen," der ihm nicht aus dem Wege gegangen wäre! Blauer Leibrock mit blanken Knöpfen; graue, enge, fein gerippte Beinkleider; dazu Stiefeln mit gelben Stulpen und einen runden Hut mit sehr schmaler Krempe; die eine Hand in die Hüfte gestemmt, oder sein Bambusrohr wie ein Gewehr über der Schulter tragend, und mit der andern gesticulirend und mit sich selbst redend, wobei der Inhalt der Rede sich auf dem Gesichte lesen ließ; es sprach Hohn den Federfuchsern, denn er kam von irgend einem Gerichtstermin und überlegte, was er hätte Treffendes sagen können, wenn es ihm nur eingefallen wäre. Ohne ein halbes Dutzend Prozesse war er nicht glücklich und meistens handelte es sich um Kleinigkeiten; allein er wollte sein Recht.

Die natürliche Folge war, daß er mit den Angestellten bei der Regierung wie Katze und Hund lebte. Doch darüber konnte er sich trösten; es lebten in Gumbinnen eine Menge pensionirter Officiere, deren Gesellschaft er vorzog, die er aber lieber in seinem Hause bewirthete, als daß er zu ihnen ging. An Gästen fehlte es uns niemals, denn das materielle Leben in unserem Hause war nicht nur reichlich, sondern die Küche auch vortrefflich. Es wurde erschrecklich oft gegessen, aber niemals unmäßig getrunken. Der Vater hatte die Jagden der ganzen Umgegend gepachtet und es fehlte uns das ganze Jahr über nicht an Wildpret mancherlei Art, denn unser Jäger Dragewitsch kam nie ohne wohlgefüllte Jagdtasche nach Hause und sein Jagdpferd war oft noch mit Beute beladen. Hatte sich der Jäger nach seiner Rückkehr ein wenig erholt, dann mußte er zum Vater kommen und auf dem Sopha liegend, hörte derselbe die Leidensgeschichte jedes geschossenen Stückes Wild. Der Vater ging äußerst selten auf die

Jagd, obwohl er ein ausgezeichneter Schütze, besonders aber Pistolenschütze, war.

Unser Abendtisch war interessant. Die Unterhaltung drehte sich um Kriegsabenteuer, Jagdgeschichten und Mädchen, und gelogen wurde, daß sich die Balken bogen. Mein Vater machte es wie die Andern, und wenn ihm Niemand mehr glauben wollte, drehte er sich nach dem bei Tische aufwartenden Jäger um und rief lebhaft: „Wie? was! Dragewitsch, — hab' ich Recht oder nicht?“ worauf denn natürlich jedes Mal: „Zu befehlen, Herr Oberstwachtmeister“ folgte. —

War nun auch der Vater nicht sehr beliebt unter den Büreaukraten in Gumbinnen, so war er doch populär bei dem gewöhnlichen Bürger. Er war nicht hochmüthig gegen Bürgerliche, führte einen großen Haushalt und bezahlte äußerst regelmäßig. Als der in unserm Hause wohnende Schuhmacher Kindtaufe hielt und meine Schwester zu Gevatter gebeten hatte, ließ der Vater in der geräumigen Schuhmacherwerkstatt das Fest bereiten, an dem sowohl er, wie wir alle Theil nahmen, ohne dadurch im Mindesten die Freude der braven Handwerksleute zu stören.

Unser Schneider, Meister Horn, stand beim Vater in Gunst. Er hatte das Vorrecht eines Clown und durfte sich ohne Scheu über den dicken Bauch meines Vaters und sonst über ihn lustig machen. Der Vater lachte und antwortete nichts als: „Er verfluchter Dreiachteltact!“ denn der kleine Schneider war lahm und hinkte in diesem Tact. Meister Horn und Jedermann nannte den Vater „Herr Postmajor,“ was er sich gern gefallen ließ, da diese Abkürzung seine Stellung als Officier und Postmensch zugleich ausdrückte.

Das Postwesen machte ihm indessen wenig Sorge; er überließ die Büreaugeschäfte dem Postinspector und den Secretären und begnügte sich damit, täglich einen Stoß Papiere

zu unterschreiben, und zu gewissen Zeiten des Jahres die Postämter des Regierungsbezirks zu bereisen. Auf diese Reisen wurde ich häufig mitgenommen, und sie waren für mich ein sehr großes Vergnügen. Wir wurden überall freundlich und festlich empfangen; ich fand überall neue Spielkameraden und deren Eltern hätschelten und verwöhnten mich.

Trotz aller Heftigkeit war der Vater doch gut gegen uns Kinder, wenn er auch eben nicht zärtlich war; besonders zeigte sich aber, daß er uns lieb hatte, wenn uns irgend Etwas zustieß.

Schon mit dem vierten Jahre wurde ich in die Stadtschule zu Herrn Mazzick geschickt, um in die Geheimnisse der Buchstaben und der „mathematischen Hirngespinste,“ wie das Einmaleins, eingeweiht zu werden. Ich scheine schnell begriffen zu haben, denn ich erinnere mich eines „Kinderfreundes,“ in welchem ich auf das Titelblatt geschrieben hatte: „Dieses Buch ist mir lieb, wer es stiehlt ist ein Dieb“ nebst meinem ganzen Namen und der Jahreszahl 1817.

Der Kinderfreund genügte mir bald nicht mehr und ich gerieth an den Pachter Feldkümmel, den ich so oft las, daß ich das Stück bald auswendig konnte, was meinen Vater sehr amüsirte. Auch der dreißigjährige Krieg wurde gelesen und von Bürger's Gedichten wurden viele auswendig gelernt. Ich hatte das Buch von „Malers“ geborgt, die mir auch ihre Bibel liehen, welche bald sogar den Pachter Feldkümmel ausstach. Ich las sie begierig vom Anfang bis zu Ende und mehrmals das Buch der Könige, die Chronik und das Buch der Richter. Ich verstand freilich Vieles nicht und nachdem ich mehrmals vergebliche Fragen an den Vater gerichtet, der ein äußerst schlechter Theologe war, schämte ich mich wieder zu fragen und zwei Dinge haben mich jahrelang chicanirt. Das eine waren die beiden Säulen, auf denen

das Philisterhaus stand, welches Simson einriß und dann Christi Leibrock. Es gab damals nicht eine einzige Säule in ganz Gumbinnen und ich hatte daher gar keinen Begriff von der Meinung dieses Wortes; daß aber ein Haus auf zwei Seilen stehen sollte, schien mir noch weit außerordentlicher als andere Wunder der Bibel. Ein Christus im Leibrock — wie in Ostpreußen ein Frack hieß — wollte mir aber durchaus nicht in den Kopf und dieser unglückliche Leibrock war Ursache, daß ich mich weit weniger für Jesus interessirte, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Noch nicht sieben Jahre alt, kam ich in das Gymnasium. Dort regierte der Stock, oder vielmehr der Ochsenziemer des Conrectors Prange, eines dürren, in Tabacksdampf geräucherten, gallsüchtigen Schulfuchses, der sich am Sonnabend, wo das Sündenregister summirt wurde, Bewegung für die ganze Woche machte. Zu diesem Ende hatte er drei verschieden überzogene Ochsenziemer; der eine schwarz, der andere hellbraun und der dritte rothbunt; einer immer von schwererem Kaliber als der andere. Den Nummer Eins bekam ich fast alle Sonnabend zu kosten und erlangte allmälig solche Praxis, daß ich die Portion ertragen konnte, ohne viel mehr als der Conrector selbst zu leiden. Ich warf mich nämlich gleich auf den Rücken an die Erde, so daß der Conrector, der keinen Fleck zum Schlagen finden konnte, meistens auf die Dielen, oder seine eigenen Beine hieb. Dabei schrie ich natürlich wie ein Marder.

Der Vater hielt uns übrigens tüchtig zum Fleiß an und gab viel auf unsere Censuren; ich brachte leider meistens Nro. III auf grauem Papier, wenn nicht gar Nro. IV auf blauem! Auch erinnere ich mich einiger Hauslehrer; doch waren sie wohl stets nur kurze Zeit bei uns, wahrscheinlich weil sie auch den Haushälterinnen in der ars amandi Pri-

vatstunden geben wollten; ein Unterricht, den sich der Vater selbst vorbehielt.

Als meine Mutter das Haus verlassen und sich wieder verheirathet hatte, hielt es auch mein Vater nicht für nöthig, sich irgend welchen Zwang aufzuerlegen.

Daß er ohne weibliche Hülfe nicht leben könne sah doch jeder vernünftige Mensch ein! Er nahm also außer dem gewöhnlichen weiblichen Dienstpersonal noch eine Haushälterin, die aber leider mehr nach ihrer Schönheit und Gefälligkeit, als nach ihrer wirthschaftlichen Tüchtigkeit gewählt wurde. Die Kasse des Vaters kam dabei schlimm weg, was häufige Wechsel zur Folge hatte; ein Uebel, welches nach der Meinung meines Vaters kaum eins genannt werden konnte. Ueberhaupt wechselte das weibliche Dienstvolk beinahe mit dem Monde, während wir männliche Dienstboten hatten, die dreißig, zwanzig und fünfzehn Jahre im Dienst des Vaters gewesen waren. Die Geschichte unserer Haushälterinnen war mitunter seltsam und romantisch, aber niemals erbaulich. Um jene Zeit kam ein gewisser Wedekind aus Berlin nach Gumbinnen, ein „geriebener Hund," der bessere Zeiten gesehen und in guter Gesellschaft gelebt haben mußte; denn er besaß deren Manieren und alle modischen Fertigkeiten; so schien es wenigstens uns Kleinstädtern, denn er kam aus der Residenz. Er war „um die Fünfzig herum" und seine Vermögensumstände schienen Schiffbruch gelitten zu haben, denn er trat in der bescheidenen Eigenschaft als Zimmermaler auf und schmückte unsere Wohnung in einer in Gumbinnen bisher unerhört prachtvollen Weise. Während dieser Malerei, die viele Wochen dauerte, mochte mein Vater seine verborgenen Talente entdecken, denn er ward nicht allein angenommen, uns Kindern Unterricht im Malen zu geben, sondern endlich das Factotum in unserem Hause. Er verstand am besten

den Thee und allerlei Getränke zu bereiten; seine Küchenrecepte waren vortrefflich und der Salat, den er componirte, war noch nie von einem lithauischen Gaumen geahnt worden. Von Jagd und Pferden verstand er nichts, allein desto mehr von Mädchen. Kurz er war, wie der Vater sagte, „ein verfluchter Schwerenöther.“ Dabei war dem Schlingel, wie sich von selbst versteht, nichts gut genug, und gegen die Dienstboten betrug er sich bei Weitem herrischer als ihr Herr.

Wir hatten damals eine sehr schöne Haushälterin, die einst im Zimmer meiner Schwester schlafen mußte, als diese nicht wohl war. Diese Person hatte die verrätherische Gewohnheit, nicht allein im Schlafe laut zu reden, sondern auch alle Fragen, die dann an sie gerichtet wurden, aufrichtig zu beantworten. Meine Schwester erfuhr dadurch höchst seltsame Dinge, welche sie in voller Entrüstung dem Vater mittheilte, den jedoch weiter nichts davon interessirte, als daß der alte Berliner Windhund der glückliche Geliebte der regierenden Haushälterin war.

Als Herr Wedekind am Vormittag kam, empfing ihn der Vater sehr übel; er läugnete jedoch, und als meine Schwester zufällig durch das Zimmer ging, erlaubte er sich unartige Reden gegen sie, so daß sie weinend hinausging. Das machte den Vater so böse, wie ich ihn nie gesehen habe. Er riß einen Säbel von der Wand und zitterte vor Zorn, ohne jedoch zuzuschlagen. Das mochte Herr Wedekind mißverstehen; mit patziger Miene hob er die eiserne Scheide auf und stellte sich dem Vater drohend gegenüber. Da sauste dessen Klinge wie ein Blitz um seinen Kopf, und er würde den unglücklichen Berliner wie eine Rübe gespalten haben, wenn dieser nicht das bleiche Gesicht schnell seitwärts gewandt hätte, so daß der Hieb die Schulter traf, welche durch dop-

pelte Röcke und eine starke Hosenträgerschnalle einigermaßen geschützt wurde. Wedekind ließ seine eiserne Scheide fallen und jammerte, so daß der Zorn meines Vaters der Scham Platz machte, seinen Säbel gegen einen solchen Lump gebraucht zu haben.

„Otto, ruf mir den Jäger," sagte er zu mir, der mit offenem Munde und großem Interesse die ganze Scene angesehen hatte. Ich lief; der Jäger kam. „Schmeiß Er mir den Kerl hinaus!" — Der Jäger schmiß ihn mit Wollust hinaus und beschleunigte sein Exit durch die Hausthür vermittelst eines Fußtrittes, so daß der Berliner Flederwisch, zur Verwunderung der Vorübergehenden seinem Hute nach in die Gosse tauchte. — Da der Berliner mit Klage drohte und der Vater Ursache haben mochte ihn zu schonen, so zog er es vor, das Loch in dessen oft geflickter Ehre und in den Röcken, durch einige Louisd'ors zu stopfen. Das Haus wurde ihm jedoch verboten und in alle Ecken desselben Haselstöcke gestellt, damit sie gleich bei der Hand wären, wenn der Berliner dennoch frech genug sein sollte, sich wieder blicken zu lassen.

Es scheint, daß das heillose Mädchen, welches den Scandal veranlaßte, Mittel fand den Vater zu beruhigen und kein Bedenken trug, den dürren, armen Berliner, dem dicken, freigebigen „Postmajor" aufzuopfern. Ja ich habe den Verdacht, daß sie zur vollständigen Genugthuung des Letzteren, den unglücklichen Tellerlecker in eine Falle lockte, was ihm eine höchst unangenehme Viertelstunde bereitete.

Eines Abends nämlich kam dem Vater der Gedanke, daß Wedekind mit der falschen Delila in einem der Hinterzimmer ein Rendezvous habe. Anstatt aber in das Zimmer hineinzugehen, machte er sich im Nebenzimmer hörbar und das Mädchen, Todesangst heuchelnd, veranlaßte den geäng-

stigten Berliner, zum Fenster hinauszuspringen, was gar nicht leicht war, da es im ersten Stocke lag. Wie der alte Sünder sich half, weiß ich nicht, genug er kam glücklich an die Erde; oder vielmehr nicht glücklich, denn er kam aus der Bratpfanne ins Feuer, nämlich in den Hundezwinger. Alsbald erhob sich in demselben ein furchtbares Geheul und Gebell, untermischt mit dem Zetermordio des Geängstigten, so daß das ganze Haus zusammenlief. Der Jäger stürzte mit einer Hetzpeitsche in den Zwinger und kaum hatte er gesehen, welches Wild die Meute stellte, als er einen Hieb auf die Hunde und zehn auf den Mann fallen ließ. Der Vater stand mit der Falschen am Fenster und lachte, daß ihm, buchstäblich, der Bauch wackelte. Der Spaß kostete ihm abermals Geld; allein seine verletzte Eitelkeit war befriedigt und seine Gefühle wurden wieder wohlwollender gegen das Opfer; kurz — nach einiger Zeit erschien Herr Wedekind auf's Neue im Hause und war der Alte — nur um einige Octaven demüthiger gestimmt. Für solche Subjecte sind Hundepeitschen ganz vortreffliche Stimmschlüssel!

Mancher wird beim Lesen des Vorgehenden mit Bedauern an uns arme Kinder denken, und allerdings war das Beispiel, welches wir vor Augen hatten, nicht ersprießlich. Allein es ist mit der Erziehung eine eigene Sache. Viele Eltern, welche von ihren Kindern alles Unschickliche und Gemeine mit der größten Sorgfalt fern halten und bei der Erziehung einen bestimmten und genau überlegten Plan verfolgen, haben häufig den Schmerz zu sehen, daß die Kinder, trotz der gewissenhaftesten Aengstlichkeit, mit welcher sie erzogen wurden, den Erwartungen keineswegs entsprechen, und sobald sie der strengen Aufsicht entlassen sind, Hals über Kopf in den Strom des Lebens stürzen und im Strudel der Leidenschaften zu Grunde gehen. Andererseits findet häufig

das Gegentheil statt. Kinder, die fast ohne Erziehung, selbst von schlechten Beispielen umgeben aufwuchsen, gehen nicht nur nicht zu Grunde, sondern werden vorzugsweise tüchtige Menschen, welche kräftig den Stürmen des Schicksals widerstehen, frühzeitig zu einer richtigen Erkenntniß gelangen und für die Welt segen- und fruchtbringend wirken. Ich will damit keinesweges sagen, daß es Thorheit sei, die Kinder sorgfältig zu erziehen, sondern nur andeuten, daß ein Zuvielerziehen häufig mehr schadet als ein Gehenlassen. Es wacht ein eigener Schutzgeist über den Kindern, der sich der Verlassenen und Verwahrlosten erbarmt, und nur das aus dem sie umwuchernden Unkraut herausnimmt und in ihre Köpfe und Herzen pflanzt, was ihnen zu ihrer Lebensbestimmung nöthig und dienlich ist; denn nicht Alles, was unsere Moralisten und Pädagogen Unkraut nennen, ist es deshalb unbedingt.

Es ist indessen nicht zu läugnen, daß ich in unserem Hause Vieles lernte, was ich hätte entbehren können; allein glücklicherweise war ich noch zu jung, als daß das Gesehene und Gehörte mir ernstlichen Schaden hätte thun können.

Viertes Capitel.

Jugendfreuden. — Meine Amme. — Ein neues Strafmittel, nützlich für Ehemänner. — Der „Onkel General.“ — Gehlweiden. — Die wilden Vettern. — Besuch bei der Mutter. — Besuch des „Herrn Doctors“ und der Mutter in Gumbinnen. — Seltsame Situation. — Meine Reise nach Lyk.

Obwohl Gumbinnen ein regsames und hübsches Städtchen war, welches als Sitz einer Regierung gewisse Ansprüche machte, so war doch unser Hauswesen mehr auf dem Fuße eingerichtet, wie es sonst auf dem Lande gebräuchlich zu sein pflegt. Es wurde alljährlich geschlachtet, Wurst gemacht und Wurstsuppe gegessen; Sauerkraut und „Bartsch“ wurden eingemacht, Federn wurden gerissen, Gänse ausgeschlachtet und deren Brüste geräuchert. Ungeheure Roggenbrode wurden im Hause gemacht, wenn auch beim Bäcker gebacken, ja sogar Lichte wurden im Keller gegossen und gezogen. Alle diese wirthschaftlichen Vorgänge interessirten mich lebhaft, wie denn besonders alle Operationen, die mit Essen und Trinken zusammen hängen, bei Kindern Dinge von höchster Wichtigkeit sind.

Im Sommer wurde auf unseren Wiesen Heu gemacht und auf dem Heuwagen nach Hause zu fahren war kein kleines Vergnügen. Der Heuboden selbst war ein Haupttummelplatz unserer Spiele. Es wurden in dem Heu ganze Gänge

und Grotten gegraben, in welchen wir unser Wesen trieben und ich wundere mich heute noch darüber, daß nicht einmal ein solcher Minengang einstürzte und uns sämmtlich begrub. Von Balken zu Balken zu springen war auch ein Hauptvergnügen, denn wenn man fehl sprang, fiel man in das Heu. Als ich Schusters Nante, Malers Karlinchen, und Kutschers Mina und anderen Bewunderern des „Junkers Otto" einst zeigen wollte, wie der Habicht nach der Lerche schießt, und den Kopf voraus von einem Balken stürzte, versäumte ich es mich in der Luft herum zu drehen, wie ich es mir ausgedacht, und fiel dermaßen auf den Kopf, daß ich besinnungslos war.

Seiltänzer, Kunstreiter — englische Reiter genannt — Kameele, Bärenführer und dergleichen waren damals noch an der Tagesordnung und reizten zur Nachahmung. Im Garten wurde ein Seil gespannt und bald konnte ich meine Spielgenossen durch meine Geschicklichkeit und Waghalsigkeit in Staunen setzen.

Der Fluß bot auch seine Freuden. Im Sommer wurde geangelt trotz des Vaters Verbot und mein ältester Bruder rettete mich zwei Mal vom Ertrinken. Louis warf Nachtangeln und fing oft große Fische, was denn hinlänglich für die „Kloppfische" entschädigte, welche wir dafür, ohne alles Angeln, vom Vater erhielten.

Oftmals trat auch der Fluß aus und der untere Theil unseres Gartens stand im Frühjahr gewöhnlich unter Wasser.

Das Hauptvergnügen brachte aber der Winter, welcher in jener Gegend gewöhnlich von Anfang November bis April dauerte. Heute saß man noch Abends im Freien und am andern Morgen, wenn's in die Schule ging, konnte man schon auf den Straßen schurren. Eben so plötzlich

war der Uebergang zum Frühjahr. Heut lief man noch auf dem Pregel auf Schlittschuhen und drei Tage darauf gabs Schneeglöckchen und schwirrten die Lerchen. Schnee lag den ganzen Winter hindurch und nicht selten hatten wir Monate lang eine Kälte von über zwanzig Grad Reaumur. Wurde ein Ohr, eine Nase oder eine Backe weiß, dann sagte es Einem der erste beste Vorübergehende; man legte Schnee auf und es war wieder gut. Ich erinnere mich, daß am Tage der fünf und zwanzigjährigen Regierungsfeier Friedrich Wilhelm's III., im November, der Pregel so fest gefroren war, daß Frachtwagen darüber fahren konnten. Wir alle liefen Schlittschuhe und auch meine Schwester. Schlittenfahrten in leichten Schlitten, gezogen von vier schnellen Pferden, wurden häufig unternommen, und der Vater hatte immer das eleganteste und beste Schlittengeläute. Schnee und Eisfestungen wurden gebaut, deren Fundament manchmal Anfang Juni noch nicht weggethaut war, obwohl schon Alles ringsum in voller Sommerpracht grünte.

Der Jäger lehrte uns frühzeitig mit Schießgewehr umgehen und ich war nie glücklicher, als wenn ich meines Vaters Windbüchse wegpractiziren konnte, denn auf der Jagd wurde mir noch kein Gewehr anvertraut; ich lief hin und wieder mit und beneidete den glücklichen Louis, der auch allein spaziren reiten durfte, was mir erst viel später gestattet wurde.

Uns gegenüber wohnte eine Wittwe Lang, deren Sohn Victor, nebst der kleinen Ida Schüßler, der Tochter einer andern dort wohnenden Wittwe, meine liebsten Spielkameraden waren, zu denen sich meistens die Kinder des daneben wohnenden Landraths von Lynker gesellten. Hinter dem Hause war ein großer Garten mit alten Obstbäumen aller Art. Etwas weiter entfernt wohnte eine Familie von Schlegel, deren Knaben ich oft besuchte und ferner in der Stadt Ge-

neral von Schack, von Brixen, von Hundt, von Sacken, von Ranisch und Andere, mit deren Kindern wir auch gelegentlich außer der Schulzeit zusammen kamen.

In den langen Winterabenden saß ich meist in dem Souterrain-Stübchen meiner Amme, von der ich nie etwas Böses hörte. Wir spielten allerlei Spiele, oder sie erzählte die schönsten Mährchen, wovon ich manche schöne in keiner Mährchensammlung angetroffen habe. In vielen derselben spielte ein wunderbar kluger und schnellfüßiger Apfelschimmel eine Rolle und an ihn knüpfte sich ein ganzer Rosenkranz von Wundergeschichten. Manchmal erzählte sie mir auch vom lieben Gott, dem ich zwar ganz gut war, allein lange nicht so gut wie dem Apfelschimmel und ganz gewiß nicht so, wie der braven Amme, die alle Zärtlichkeit einerndtete, welche eigentlich meiner Mutter gehört hätte. Ich war so an sie gewöhnt, daß ich nicht einschlafen konnte, wenn sie nicht an meinem Bette saß und ihre Hand die meinige hielt.

Sie hatte nicht allein das Herz, sondern auch die Zunge auf dem richtigen Flecke und fürchtete sich vor dem Vater gar nicht, gegen den sie mich oft in Schutz nahm. Als mich derselbe einst übergelegt hatte und wüthend mit dem entsetzlichen Kantschu bearbeitete, stürzte auf mein Klagegeschrei meine Amme wie eine Tigerin ins Zimmer und entriß mich dem Vater, nicht achtend, daß die Schläge ihre bloßen Arme trafen, auf welchen rothe Striemen fingerdick geschwollen lagen. Ich küßte ihre Arme und weinte über die Schmerzen, die sie hatte, aber das brave Weib sagte: „Freilich thut's weh, aber dir würd' es noch weit weher gethan haben."

Man kann sich denken, welchen Zorn ich auf Dragewitsch, ihren Mann, hatte, wenn er mit ihr zankte, oder sie gar schlagen wollte, wenn sie ihrer Zunge freien Lauf ließ, — die sie sehr wirksam zu gebrauchen wußte, obwohl ich

niemals ein Schimpfwort von ihr hörte. Einst kam der Jäger von der Jagd und ereiferte sich gegen seine Frau, die jedoch davon und die äußere Haustreppe hinauf lief. Der Jäger, der müde war und wußte, daß er sein junges, flinkes Weib nicht einholen konnte, legte schnell die Flinte an den Backen und schoß ihr grade auf den „Spiegel," wie es in der Jägersprache vom Reh heißt. Er wußte jedoch, daß er nur Becassinenschrot im Lauf, und daß seine Frau dicke Röcke hatte. Der Schuß that denn auch wenig Schaden und das muntere Weib lachte am ersten über diese neue Art der Zurechtweisung und verurtheilte den Mann, die in die Haut gedrungenen Schrotkörner heraus zu klauben.

Ein Hauptvergnügen war es, wenn mich der Vater zum „Onkel General" nach Gehlweiden mitnahm. Der General war der Sohn meines Großonkels und hatte unsere Familiengüter in Ostpreußen. Als Major hielt er um die Hand meiner Tante Wilhelmine an, welche später Frau von Arnim wurde. Diese Heirath wäre für die Familie ein großes Glück gewesen; allein der Major war ein roher und wüster Soldat und erhielt trotz seines großen Reichthums einen Korb. Er sagte: „Cousinchen, wenn Sie mich nicht nehmen, dann heirathe ich nie und werde ein wilder, lüderlicher Kerl." Das hat er nach besten Kräften gehalten.

Der Onkel General war von mittler Größe, allein sehr breit in den Schultern und von ganz außerordentlicher Körperkraft. Sein Gesicht war gutmüthig; einen Bart trug er eben so wenig wie mein Vater; seine Kopfhaare hatte er verbraucht und durch eine braune Perrücke ersetzt. Er hatte, glaub' ich, in der Cavallerie gedient, und trug mehrere Orden um den Hals und ein Stiftskreuz auf der Brust. Damals waren die Orden noch nicht so — populär geworden wie heut zu Tage, um mich höflich auszudrücken.

Digitized by Google

Der Onkel hatte die Eigenheit stets bei Nacht zu reisen, sowohl Winters als Sommers und dann waren er und seine Leute stets bis an die Zähne bewaffnet. Es geschah dies theils, weil er oft bedeutende Geldsummen mit sich führte, gegen Raubanfälle, theils gegen die Wölfe, die zu jener Zeit noch in zahlreichen Rotten die Wälder Lithauens durchstreiften. Reisende verschwanden und man fand von ihnen und ihren Pferden nichts als selbst für Wolfsmagen unverdauliche Gegenstände. Nicht selten konnte man die unheimlichen Gesellen in respectvoller Entfernung die Schlitten begleiten sehen, wenn dieselben nämlich zu gut vertheidigt, oder die Pferde wenigstens mit Schellendecken versehen waren. Ihre Conzerte, besonders bei Mondschein, oder wenn sie in harten Wintern der Hunger quälte, waren schauerlich. Die Regierung zahlte damals für eine Wölfin zwölf, für einen Wolf neun und für ein Junges fünf Thaler Schußgeld.

Gehlweiden lag an einem See, mit einer Insel in der Mitte, umgeben von ausgedehnten dichten Wäldern, die an manchen, besonders sumpfigen Stellen, noch keines Menschen Fuß betreten hatte. Darin fanden sich noch das Elenthier, Wölfe in Ueberfluß und hin und wieder ließen sich auch Bären und Luchse sehen. Auf den großen und schönen Wiesen weideten zahlreiche Heerden halbwilder Pferde, von denen der Onkel stets ein ganzes Rudel vor seinen Schlitten spannte.

Im Schloß, dessen Bauart nichts besonders Merkwürdiges darbot, herrschte eine polnische Wirthschaft. Da waren Pracht und Ueberfluß, aber Unordnung, Verfall und Schmutz daneben. Kostbare Kronleuchter lagen zertrümmert im Saal, und in herrliche Spiegel, die von der Decke bis zur Erde reichten, hatte man im Uebermuth mit Schrot geschossen. Essen und Trinken war für den Schwarm von Dienern in

Ueberfluß vorhanden und jeder Besucher war willkommen. Der Onkel war ein großer Nimrod und die Jagden, welche er gab, waren im ganzen Lande berühmt. Sie dauerten meistens vierzehn Tage und länger, und der ganze Adel, viele Meilen in die Runde, kam mit Dienern, Pferden und Hunden, ihnen beizuwohnen und die fürstliche Gastfreundschaft des Onkels zu genießen. Man kann sich denken, daß da für einen lebhaften Knaben des Neuen genug war.

Der Onkel hatte sich wirklich nicht verheirathet und das Haus meines Vaters in seiner schlimmsten Periode war im Vergleich zu Gehlweiden ein Kloster. Sechs oder acht hübsche Mädchen standen den verschiedenen Zweigen der Haushaltung vor und zwei derselben hatte der Onkel selbst auf seinen Reisen nöthig. Außerdem konnte man von ihm sagen wie es vom König von Yvetot heißt:

Ses sujets avaient cent raisons
De le nommer leur père.

Dabei hatte er den närrischen Einfall, alle seine Kinder Jacken mit rothen Kragen als Auszeichnung tragen zu lassen. Lief ich durch das Dorf, dann kamen die alten Leute und küßten mir die Füße und ein Schwarm wilder Vettern verehrte mich stumm. Diesem väterlichen Verhältniß mochte es wohl zuzuschreiben sein, daß der Onkel ein sehr milder Herr war. Die Aufhebung der Leibeigenschaft kümmerte weder ihn noch die Bewohner seiner Güter; er sorgte für sie wie er konnte, und brannten ihre Häuser ab, wie das zu Zeiten geschah, so baute er sie wieder auf.

Eine seiner Töchter war vom Könige legitimirt und an einen Herrn von Glasenapp verheirathet worden, dem der Onkel das Gut Rogainen gab. Eine zweite Tochter, Hermine, die der Onkel sehr lieb hatte und nach der mehrere Vorwerke benannt wurden, lebte im Schloß. Sie war ein

schönes, liebes Mädchen und sollte einen meiner Brüder heirathen; allein der König verweigerte die Legitimation, glaub' ich. Außerdem fanden wir bei einem Besuche einen Sohn, Friedrich, im Schloß; ein flachshaariger Junge von meinem Alter, der erst kürzlich dem wilden Gestüt entnommen und noch sehr uncultivirt war. So bald er am Morgen die Augen öffnete, schrie er: „Juseph, — so hieß des Onkels Jäger — Juseph, Kartuffeln!“ Als einst mein Bruder Louis eine schöne Stute streichelte und küßte, während unser wilder Vetter daneben stand, schlug dieser die Hände vor Verwunderung zusammen und feierte das merkwürdige Ereigniß durch folgenden schönen Vers: „Junker Lutsch gieft de Kobbel (Stute) e Butsch,“ was er natürlich oft genug von uns hören mußte.

Unter dem wilden, verschwenderischen Leben des Onkels war eins der schönen Familiengüter nach dem andern dahin geschmolzen und zu jener Zeit waren deren nur noch drei oder vier übrig. Ich hörte, der Onkel habe über eine Million Thaler verschwendet, allein das reicht schwerlich, wenigstens nicht, wenn man die Güter nach ihrem heutigen Werthe taxiren wollte.

Von der Mutter erhielten wir von Zeit zu Zeit Nachricht; denn trotz der Scheidung und Heirath bestand keine Feindseligkeit zwischen ihr und dem Vater. Eines Tages nahm mich dieser in den Wagen und wir reisten nach Lyk. Es war im Winter. Der Vater hatte ganz besondere Anstalten zu dieser Reise gemacht. Die beste Uniform wurde eingepackt und statt des gewöhnlichen Reisewagens wurde der große Wiener Wagen genommen. Der Jäger sah aus wie ein Feldmarschall und Kutscher und Vorreiter waren in nagelneuer Postlivree. Es schien der Vater wollte in Lyk Sensation erregen. Die Wege waren damals halsbrechend,

denn an eine Chaussee war noch nicht zu denken, und die vierzehn Meilen waren eine lange Reise. Spät Abends, der Mond schien hell, hielt der Wagen vor einem weitläufigen, stillen Gehöft. Der Postillon blies, — Alles still. Der Vater sah zum Fenster hinaus und rief: „da scheint ja die Welt mit Brettern vernagelt!“ Ich hatte das oft gehört, aber nie gesehen. Richtig, da war vor mir ein hoher weißer Bretterzaun, über den herragend auf dem Dache eines Schuppens ein ungeheurer weißer Hund stand, der uns schweigend betrachtete und den ich für etwas ganz Anderes hielt, da der Vater scherzend sagte: „Na, da ist ja auch schon ein Eisbär.“

Zu jener Zeit war Militair eine große Seltenheit in Ostpreußen und ein Stabsofficier in glänzender Uniform, mit schöner Equipage, einen Jäger auf dem Bock und zwei Postillons auf den Pferden, aus Leibeskräften blasend, brachte das ganze kleine polnische Städtchen Lyk in Alarm. Sechs alte Bürger mit rostigen Spießen bezogen gleich die Wache am Rathhaus und es machte mir Spaß, daß jedes Mal vor uns Heraus! gerufen wurde, wenn wir vorüber gingen. Sonst hab' ich nichts von dem Besuche behalten.

Seit dieser Zeit wurde die freundliche Verbindung gepflegt und eines Tages wurde die Mutter mit ihrem Manne in Gumbinnen zum Besuch erwartet. Relais wurde entgegengeschickt und Herr Wedekind war sehr geschäftig. Ich blieb lange auf, allein die Mutter kam nicht und ich wurde zu Bette gebracht. Endlich bliesen die Postillons und knallten mit ihren Peitschen, als brächten sie den Frieden. Ich wurde schnell aus dem Bette in das hellerleuchtete Zimmer geholt und ehe ich noch die Augen öffnen konnte, fand ich mich in den Armen der Mutter, die mit dem Vater auf dem Sopha saß. Daneben saß auf einem Stuhle mein Reserve-

Vater der „Herr Doctor,“ wie uns aufs Strengste eingeschärft war, den Mann meiner Mutter zu nennen.

Wie lange der Besuch bei uns blieb, weiß ich nicht mehr, doch hab' ich später oftmals wenn ich daran dachte, meinen armen Vater herzlich bedauert. Als die Mutter mit dem Herrn Doctor in unserm Garten war, beide sich scherzend jagten, und der leichtfüßige Philologe über eine Hecke sprang, sah ich den Vater gedankenvoll am Fenster stehen und auf sie hinabblicken, ohne daß sie es bemerkten. Die Gefühle, welche ihn damals sicherlich bewegten, waren in der That fast Strafe genug für das was er an meiner Mutter verschuldet.

Meine Schwester war unterdessen zu einer hübschen „Margelle“ — wie ein Mädchen in Lithauen genannt wird — herangewachsen und es war weise vom Vater, daß er sie einem jungen Regierungs-Calculator und Lieutenant bei der Landwehr zusagte, dessen Bekanntschaft sie auf einem Balle gemacht, und der um sie angehalten hatte. Wegen der Jugend der Braut wurde die Hochzeit noch etwas verschoben und meine Schwester zur Mutter nach Lyk geschickt. Endlich erhielt mein zukünftiger Schwager die Erlaubniß seine Braut abzuholen. Als der Wagen vor der Thür stand und der Vater grad sehr böse war, bat ich den Schwager mich mitzunehmen und er beschloß es zu thun, ohne den Vater zu fragen. So fuhr ich ohne Abschied zu nehmen ab. Meine Mutter wollte mich nicht wieder von sich lassen, und als Schwager und Schwester nach Gumbinnen zurückkehrten, blieb ich in Lyk.

Fünftes Capitel.

Aufenthalt in Lyk. — Der Stiefvater. — Die erste Feuersbrunst. — Seeabenteuer. — Eine neue Welt. — Ein lebendiger Dichter. — Zweite und dritte Feuersbrunst. — Besuch auf einem Landgute. — Rückkehr nach Gumbinnen. — Der Empfang. — Bruder Louis gefährlich auf der Jagd verwundet. — Eigenthümlicher Schlaganfall. — Der Vater geht zum Abendmahl. — Sensation. — Er wird krank und stirbt.

Lyk ist ein kleines Städtchen in Masuren, welches an dem nach ihm genannten See liegt, dessen Ufer terrassenförmig zu den Häusern emporsteigt. Es bestand damals aus einem Knoten von Häusern, die sich um Rathhaus, Kirche und Gymnasium gruppirten und einer von dort aus rechts und links in gerader Linie fortlaufenden Straße, die auf einer Seite mit dem deutschen und auf der andern mit dem polnischen Thor endete. Eine ganz kurze Straße führte vom Platz vor dem Rathhaus an den See, dessen Ufer durch eine lange Brücke mit einer Insel verbunden war. Auf letzterer erhob sich ein altes Schloß, welches von einem Regierungsbeamten und dessen Büreaus eingenommen war, und weiter hin auf der Insel stand das Amtshaus, umgeben von Wirthschaftsgebäuden. Die Gegend umher war fruchtbar und das kleine Städtchen hatte einen lebhaften Verkehr, was sich schon an den gewöhnlichen, mehr aber noch an den Jahrmärkten zeigte, welche echt polnische Vollblutjahrmärkte

waren. Der gebildete Theil der Einwohner sprach unter sich deutsch; allein der gemeine Mann sprach polnisch, oder auch ein Gemisch von beiden Sprachen.

Mein Stiefvater war damals ein heiterer junger Mann. Er war in Kirchscheidungen in Thüringen geboren und in der Fürstenschule in Schulpforta erzogen; dann studirte er in Leipzig. Er bließ die Flöte und spielte die Guitarre, wozu er selbst gedichtete und componirte Lieder sang. Ferner war er Jagdliebhaber, wodurch er einigermaßen meine Achtung gewann. Auch als Schriftsteller hatte er sich schon damals versucht und war überhaupt voll Talent. Er ist der Dichter des bekannten Liedes „Ich bin eine Preuße, kennt ihr meine Farben,“ welches indessen erst später entstand.

Mein ältester Bruder Eduard, der etwas Stolzes und Zurückhaltendes in seinem Wesen hatte, zeigte sich stets kalt gegen ihn und nannte ihn bis an sein Lebensende „Herr Doctor“, während ich mich bald daran gewöhnte, ihn Vater zu nennen. Er hatte keine eigenen Kinder. Eduard war zwei Meilen von Lyk in Baitkowen bei dem Landrath Major von Kannewurf, um dort die Landwirthschaft zu erlernen.

Für mich war Lyk mit seinem See entzückend schön. Stunden lang konnte ich den Wellen zusehen, wie sie das Ufer liebkosten, auf demselben bunte Muscheln mancherlei Art und andere fremdartige Dinge zurücklassend. Abends bot das Ufer oft einen zauberhaften Anblick, wenn die Leute beim Schein eines blendenden Lichtes Fische oder Krebse fingen, weit hineinwatend in den See.

Im Winter, wenn der Wasserspiegel erstarrt und mit Schnee bedeckt war, diente der See als Brücke oder Landstraße zwischen den entfernteren Ortschaften und der Stadt und Schlitten fuhren darauf hin und her wie im Sommer Kähne. Fische und Krebse waren spottbillig. Im Winter

wurden „Wuhnen“ in das Eis gehauen und in ihnen Stinte scheffelweise gefangen, die wie Gemüse bereitet wurden. Auch erinnere ich mich eines handlangen delikaten Fisches, der geräuchert und Marene genannt wurde, nicht zu verwechseln mit der Murene, die im Comer= und Madduesee gefangen wird. Die Ufer des Sees waren an der anderen Seite mit schönen Laubgehölzen gekrönt, in denen ich mit Eduard umherstreifte, mich an dem Duft der unendlichen Menge von Maiblumen und später an Erdbeeren labend.

Feuersbrünste waren damals in jener Gegend an der Tagesordnung und man sprach von einer weit verzweigten „Mordbrennerbande“. Alle Augenblicke fand man „Brandbriefe“ ausgestreut und es verging in manchen Zeiten kaum ein Tag, an dem man nicht in der großen Ebene irgend eine Stadt, oder ein Dorf brennen sah. Den Brand von Johannisberg, welches glaub' ich elf Meilen von Lyk liegt, sah man in letzterer Stadt. Ich sollte während meines Aufenthalts die Schrecken einer Feuersbrunst zur Genüge kennen lernen und die erste Erfahrung dieser Art machte ich schon acht oder vierzehn Tage nach meiner Ankunft.

Es war Jahrmarkt, und als ich am See eine eben gekaufte Spritze probirte, sah ich eine Menge Männer auf nackten Pferden in größter Eile vorüberreiten und bald auch eine ungeheuere schwarze Rauchwolke sich über die Häuser hinweg nach dem See zu wälzen. Ein Haus am deutschen Thor war in Brand gerathen, und da das unsrige in der Mitte der Stadt lag, so lachten wir über die uns gegenüber wohnenden Leute, welche ihre Sachen zu retten anfingen.

Durch die Straßen heulte der schauerliche Ruf: „Rettuje ogin, ogin!“ (Rettet, Feuer, Feuer!) und die Angst der Einwohner wuchs mit jeder Minute, denn das Feuer griff immer weiter um sich, sehr begünstigt durch die Sitte

„Strohpuppen“ unter die damals dort gebräuchlichen gewölbten Dachziegel zu legen, wie das nicht anders zu erwarten war. Außerdem war es Jahrmarkt und eine Masse meist betrunkenen Gesindels aus der Umgegend in der Stadt. Die Jahrmarktbuden versperrten den Spritzen den Weg; sie wurden eilig abgebrochen und die Waaren, nicht immer von den entsetzten Eigenthümern, hinweggetragen. Es war, als sei der kleine friedliche Ort von einem plündernden Feinde überfallen worden. Es war schon spät, als sich die Eltern auch zum Ausräumen entschlossen. Kleider, Weißzeug und was ihr in die Hände kam, hatte die Mutter in eine große Kiste gepackt; diese wurde, um schneller der Gefahr entzogen zu werden, den Abhang herunter gerollt und kollerte in den See, in welchem schon ein Theil unserer Möbeln schwamm, denen die unverzagte Magd nachwatete.

Der Vater half besser. Er hatte seinen Hut verloren und erwischte einen grauen runden Hut der Mutter mit langer weißer Feder. So ausgezeichnet saß er mitten im Rauch oben auf den Dächern der Häuser, die Axt in der Hand, und die Beamten, welche die Löschanstalten leiteten, wiesen alle Leute an, dem Manne mit der weißen Feder zu gehorchen.

Alles strömte über die Brücke. Auf dem Rasenplatz vor dem Schlosse sah es wie ein Trödelmarkt aus; hier lagen die obdachlos gewordenen Menschen mit ihren wenigen geretteten Habseligkeiten und sahen weinend und mit gefaltenen Händen nach den grausamen Flammen hinüber, die vielleicht ihr Lebensglück zerstörten.

Am Morgen brannte es noch; allein endlich ward man des Feuers Herr. Fast das halbe Städtchen lag in Asche; einhundert und zweiunddreißig Wohnhäuser waren abgebrannt. Unser Haus war das vorletzte; zwischen diesem und dem

letzten blieb das eines reichen Juden stehen, — weil es massiv gebaut war; das Volk sagte aber er könne hexen.

Als die Gefahr vorüber war und nur noch Balken und Aschenhaufen glühten, lief ich überall umher, um die rauchenden Trümmer anzusehen. Da lagen allerlei Geräthschaften halbverbrannt umher; Metall zu Klumpen geschmolzen; zerrissene und halbverbrannte Bücher und Papiere; bei den Kaufleuten schwammen getrocknete Pflaumen, Rosinen und Mandeln in den Wasserpfützen, die von den Spritzen gebildet waren. Ein armer großer Hund lag gebraten an der Kette! Dem Bürgermeister verbrannten funfzig Mastochsen und, was er bei Weitem mehr bejammerte, seine neue Uniform, die eben aus Berlin angekommen war und in welcher er sich noch nicht hatte öffentlich zeigen können. Auch eine Anzahl Menschen verbrannten, unter ihnen ein Schuhmacher und die dickste Frau der ganzen Umgegend, welche sich in ihre brennenden Häuser wagten, um den baaren Ertrag des Jahrmarkts zu retten. In ganz Lyk gab es kaum eine ungesengte Katze und manche sahen schauerlich aus.

Wohnungen waren schwer zu finden und wir waren glücklich, als man uns einen sehr großen Saal vermiethete, der durch spanische Wände in verschiedene Zimmer getheilt wurde. Die Wirthin ist mir noch in der Erinnerung, weil sie einen ordentlichen Schnurrbart hatte und aus einer langen Pfeife wie ein Mann rauchte.

Die Schule war für längere Zeit geschlossen und überhaupt waren die Bande der Zucht und Ordnung etwas gelockert. Ich streifte mit den Kameraden in der Umgegend umher und als einst etwa zwanzig von uns in einem dem Schmied auf der Insel gehörigen Kahn versammelt waren, machte ich den Vorschlag zu einer Entdeckungsreise in den See. Es wurden Stangen geschafft, die am Ufer stehende

Binsenwand keck durchschifft und bald schaukelten wir mitten im See, ohne auf das heranziehende Gewitter zu achten. Allmählig fingen die Wellen an höher zu schlagen. Das Gewitter kam herauf, der Sturm ward stärker. Die Kinder fingen an zu weinen und hielten sich die Augen zu und bei jedem Blitz und Donnerschlag kreischten alle im Chorus. Ich fürchtete mich auch; allein ich fühlte mich als Anführer und tröstete und schalt. Die Kleinen mußten sich auf den Boden des Kahns setzen, während wir Größeren — ich war sieben Jahr! — uns mit Stangen und Rudern ans Ufer zu bugsiren trachteten. Endlich gelang es; allein es war Nacht, als wir weit ab von der Stadt, und naß wie gebadete Mäuse den Kahn verließen und ans Ufer banden. Es war zehn Uhr, als ich in unsern Saal trat, wo die Mutter in großer Angst in ihrem Bette wachte. Als ich kam ergriff sie ihr Planchet und versuchte es mich zu strafen; allein ich war des Vaters Kantschu und des Conrectors Ochsenziemer gewöhnt, wogegen ihre Schläge Streicheln schienen.

Von den neuen Kameraden wurden neue dumme Streiche gelernt. Obstgärten wurden geplündert und andrer Unfug vorgenommen. An den Markttagen neckten wir die polnischen Juden, indem wir riefen: „Jud' du verlierst deinen Paß.“ Der Jude wurde dann jedesmal bleich und stammelte einen hebräischen Ausruf, denn im Paß — Gürtel — steckten seine güldenen Ducaten. Die Judenfrauen, die in den zeltartigen Marktbuden verkauften, kamen noch schlimmer weg; wir hoben die hintere Zeltwand auf und stachen ihnen in die Waden mit Nadeln, die an Stöcken befestigt waren; oder wir überraschten sie vermittelst einer Spritze durch eine aufsteigende Douche.

Die Ruinen der abgebrannten Häuser waren treffliche Schlupfwinkel für unsere Spiele. Es bildeten sich feindliche Parteien und es wurden erbitterte Schlachten gefochten. Große Jungen stellten sich unter mein Commando, weil ich die besten Anschläge zu machen wußte und ein Loch im Kopf nicht scheute.

Im Herbst bezogen wir ein ganz neu gebautes, noch nicht fertiges Haus. Die Wände waren nicht einmal geweißt und die Zimmer rochen nach Lehm; allein wir hatten keine Wahl. Im Winter war es schauderhaft und am Morgen glitzerten nicht allein die Wände von Millionen Eisflittern, sondern oft trat ich, wenn ich aus dem Bette stieg, auf einen Eisteppich, in welchen sich das von den Wänden herabfließende Wasser verwandelt hatte.

Im Gymnasium war ich weder faul noch fleißig; allein dennoch war mir der Aufenthalt in Lyk vortheilhaft. Ich sah und erlebte nicht nur eine Menge neuer Dinge außerhalb des Hauses, sondern fand in demselben ein reiches Feld für meine Lernbegierde in der Bibliothek meines Stiefvaters, die reichhaltiger war, als die in unserm Hause in Gumbinnen. Da keine schlechten Bücher vorhanden waren, so wurden auch meinem Heißhunger nach Unterhaltungslectüre keine Schranken gesetzt. Ich las, daß mir, wie man zu sagen pflegt, der Kopf rauchte und wurde bald mit unsern bessern Schriftstellern bekannt. Dadurch eröffnete sich mir eine ganz neue Welt und mein Ideenkreis erweiterte sich bedeutend. Ich las mit wahrer Wuth Alles, gleichviel ob ich es verstand oder nicht.

Als ich so mitten unter den Dichtern lebte, kam ein lebendiger Dichter nach Lyk! Ein Dichter von Profession, der auf sein Handwerk reiste und — bettelte, in allen Häusern, wie eine Visitenkarte, ein Gedicht „An eine ge=

platzte Schote" abgebend. Auch in Gumbinnen war er gewesen und mein Papa hatte der geplatzten Schote einige Thaler opfern müssen. Dieser Mann war der „Naturdichter" Hiller, der seiner Zeit ein gewisses Aufsehen machte. Er war, glaub' ich, ein „Taubennestflechter". Seine dicke Selbstbiographie las ich mit Vergnügen. Uebrigens hatte ich mir einen Dichter doch anders gedacht; Hiller sah aus wie ein Schuhmachermeister und ich meinte, Dichter müßten alle dem Schiller auf meines Stiefvaters Rauchtabacksbüchse ähnlich sehen.

Im Winter brannte es wieder einige Häuser von uns. Wir flohen — es war Morgens vier Uhr im Winter — zu Bekannten, kamen aber diesmal mit dem Schrecken davon, denn nur elf Hintergebäude brannten ab.

Im Sommer war wieder Jahrmarkt. Mein Bruder, der zum Fenster hinaus sah, rief plötzlich: „Das Haus drüben brennt"! Es war schon das fünfte oder sechste, welches brannte, allein wir hatten nichts davon gemerkt, denn der Lärm eines polnischen Jahrmarkts ist so groß, daß er durch Feuerlärm nicht vermehrt werden kann. Die Scenen des ersten Brandes wiederholten sich, nur in größerer Hast und Wildheit, da das Feuer grad im Mittelpunkt des Marktes, in einer Oelmühle ausgebrochen war. Die rothen Flammenzungen beleckten gleichsam erst die Dächer der Häuser, bis sie plötzlich, wie mit einem Zauberschlage in Brand standen. An Löschen war gar nicht zu denken, denn Buden und Massen meist betrunkener Menschen versperrten die Straßen. Die Noth wurde noch größer, als auch am polnischen Thore die Flammen aufstiegen. Die berüchtigte Mordbrennerbande, hieß es, sei in der Stadt. Ein panischer Schrecken ergriff Alle. Die Jahrmarktbuden wurden umgerissen und ihr Inhalt von den ersten besten Leuten hinweg=

4*

geschleppt. Auch in unser Haus drangen fremde, zerlumpte Gestalten; allein mein Stiefvater zog diesen „Rettern“ die gestohlenen Gegenstände aus den Taschen und hülfreiche Primaner prügelten die Kerle zum Hause hinaus.

Unser Nachbar, ein Kaufmann, hatte in seinem Gartenhause mehrere Centner Schießpulver liegen. Er hatte das Pulver gänzlich vergessen; mein Stiefvater erinnerte ihn daran und half die Fässer in den See versenken. Ein gefährliches Geschäft, denn brennende Strohbündel sprühten und Speckseiten schienen Flügel bekommen zu haben. Mir brannte ein schwerer Funken ein großes Loch in die Weste; ein solcher konnte auch ein Pulverfaß entzünden. Auch zum Apotheker ging der Vater, der eine Kiste mit Arsenik unter dem Dach aufgehoben hatte; diese ward aber nicht in den See geworfen. Ich weiß nicht zu beurtheilen, ob ein Verbrennen des Arseniks Schaden hätte anrichten können.

Die Flucht ging wieder nach dem Schloß auf der Insel und ich folgte, mein kleines Hündchen im Schooß meines altdeutschen Rockes tragend. Mein Bruder Eduard und das brave Dienstmädchen beschlossen im Hause zu bleiben, um dasselbe vermittelst einer Handspritze zu vertheidigen. Es war massiv aus gebrannten Steinen erbaut und wie erzählt noch ganz naß. An einer Seite stieß es jedoch so nahe an des Nachbars Haus, daß wir Knaben oft von einem Fenster ins andere stiegen und die Nachbarn führten wegen dieser Nähe einen Prozeß. Hier war die meiste Gefahr.

Am Abend brannte die ganze im vorigen Jahre verschontgebliebene Hälfte der Stadt. Von einem Fenster des Schlosses aus konnte ich das großartige Schauspiel betrachten. Die ganze lange Reihe der Häuser stand in Flammen, die in den mannigfaltigsten Farben spielten, je nach der Be-

schaffenheit der Gegenstände, die sie verzehrten. Besonders deutlich konnte man es jedesmal unterscheiden, wenn ein Branntweinlager in Brand gerieth, und es gab deren eine Menge dort. Aus den Getreidespeichern erhoben sich die Körner als ebenso viele Funken und machten in dem dicken schwarzen Rauch einen schönen Effect. Das Knattern der Flammen und das Prasseln der einstürzenden Dächer war bis zum Schlosse zu hören, untermischt mit dem Geschrei der geängstigten Menge. Mit großer Spannung sah ich immer auf die schwarze Masse, welche mitten in dem Flammenmeere wie ein Felsen stand; es war unser Haus und mein Bruder darin.

Die Pracht des Gemäldes wurde noch dadurch erhöht, daß die brennende Stadt sich in dem ruhigen See spiegelte, über welchem der Vollmond sich erhob, blutroth durch den Rauch erscheinend. Auf dem See selbst wimmelte es von Kähnen und auf der hell erleuchteten Brücke drängte sich eine ab und zu wogende Menge. Im Vordergrunde dieses Gemäldes, nicht weit von dem Fenster, aus welchem ich es betrachtete, stand ein zackiger Eichbaum, der sich scharf und bestimmt fast ganz schwarz auf dem Flammenhintergrund abzeichnete.

In der Oelmühle, in der das Feuer entstanden war, brannte es acht Tage lang. Unser Haus war gerettet, nur waren an einer Seite die Fenster ausgebrannt und in der Nähe stehende Möbeln hatten gelitten. Für unsere Wohnung war der Brand sehr günstig; wir gewannen freie Aussicht nach allen Richtungen hin, obwohl sie anfangs sehr traurig war; rauchende Trümmer, durch welche weinende Menschen händeringend irrten und versengte Katzen umherschlichen. Unsere Zimmer waren nun vollkommen ausgetrocknet.

Major von Kannewurf lud uns alle nach Baitkowen ein und wir ließen unsere Wohnung unter der Obhut des tapferen Dienstmädchens.

Des Aufenthaltes auf diesem schönen Gute, bei dem ein herrlicher Garten war, erinnere ich mich mit Vergnügen. Die Familie des Besitzers war höchst liebenswürdig und gastfrei und Spielkameraden gab es da in Menge, besonders hübsche kleine Mädchen, vor denen ich meine Gewandtheit und Waghalsigkeit zur Schau trug. Näschereien gab es dort in Ueberfluß. Erdbeeren mit Milch, „Schmant mit Glumse," Bier mit Milch, Hollunderblüthen oder Centifolien in feinen Teig getaucht und mit Butter gebacken und dergleichen mehr. Halb Bier und halb Milch wird in jener Gegend für ein sehr gesundes und kühlendes Getränk gehalten.

Mit dem Wirthschaftsinspector hatte ich mich bald befreundet und lief mit ihm in die Magazine, die Brennerei u. s. w. und fragte nach Allem, was dem Manne gefiel. Dafür wurde mir denn auch erlaubt, ein flinkes Pferdchen so oft ich nur wollte spazieren zu reiten. Eines Mittags, als die Diener bereits Vorbereitungen zum Tischdecken machten, fiel es mir ein, vor dem Essen noch auszureiten. Von einer kleinen Erhöhung sah ich den Kirchthurm des zwei Meilen entfernten Lyk und bekam Lust, schnell einmal nachzusehen, was unsere Wohnung und mein Hündchen mache. Gedacht, gethan. Ich war leicht wie ein Vogel und mein Pferdchen beinahe so flink. Ich kümmerte mich nicht um den Weg, sondern ritt auf den Kirchthurm zu und war bald vor unserer Thür. Während mein Pferdchen sich an der Krippe vor dem Hause erfrischte, hatte ich Alles gesehen, was mich interessirte, bedauert, daß der kleinen Iris ihre weiße Schwanzspitze zwischen der Thür abgeklemmt worden war und eilte mit dieser wichtigen Nachricht nach Baitkowen zurück, wo ich grad ankam,

als man sich zu Tisch setzte. Als ich von Iris und von Lyk redete, war der Major ganz erstaunt, denn er hatte mit mir, wie er meinte, noch so eben geredet, denn ich war ihm begegnet, als ich in den Stall ging, um satteln zu lassen. Die Zeit hatte aber doch hingereicht, die vier deutsche Meilen zu machen, was für ein Kind von sieben Jahren schon ein ganz tüchtiger Ritt war.

Sonntags wurden größere Ausflüge zu Pferd in die Nachbarschaft unternommen, hauptsächlich nach einer Papiermühle, die mich sehr interessirte und bei deren Besitzer wir auch einige Wochen zum Besuch waren.

So gut es mir auch in Lyk gefiel, so hatten doch die Feuersbrünste ein sehr unbehagliches Gefühl in mir zurückgelassen und ich legte mich jeden Abend mit Angst zu Bette. Diese Angst lehrte mich beten, denn sonst lehrte es mich Niemand. Ich fing in dieser Zeit an, so viel Freude daran zu empfinden, mich mit dem lieben Gott zu unterhalten, daß ich mich auf das Bett freute, wo ich ungestört war.

Der Vater schrieb aus Gumbinnen Briefe an mich, welche mir Heimweh machen sollten. Sie erzählten von einem hübschen Schecken, den Louis täglich reite; daß er oft mit Dragewitsch auf die Jagd gehe u. s. w. Diese Lockungen verfehlten ihre Wirkung nicht, obwohl ich mich in Lyk weit behaglicher fühlte, als in Gumbinnen, keine Schläge erhielt und weit mehr Freiheit hatte. Zu der Angst vor dem Feuer kam aber noch Sehnsucht, den Vater, die Geschwister, meine Amme und die alten Spielkameraden wieder zu sehen, denen ich so viel Wunderbares zu erzählen hatte.

Wie ich eigentlich wieder nach Gumbinnen kam, weiß ich nicht mehr; ich glaube die Mutter besuchte die Schwester, die ein Töchterchen geboren hatte. Es muß das im Frühjahr 1821 gewesen sein. Ich war so gewachsen, daß mein

Vater mich in meinem altdeutschen Röckchen zuerst gar nicht kannte und mir barsch zurief: „Wer ist Er? was will Er?" vielleicht scherzte er auch nur. Mir war aber das Weinen nahe und ich antwortete: „Sein Sohn Otto und wenn Er mich nicht will, dann geh' ich wieder zum anderen Vater nach Lyk." Dabei machte ich Kehrt; er aber rief mich lachend zu sich und küßte mich so herzlich, wie er es selten that.

In unserem Hause ging noch Alles in der alten Weise, nur daß der Vater uns jetzt noch strenger zum Fleiß anhielt wie früher. In dem kleinen Schauspielhaus in Gumbinnen machte damals der Freischütz Furore, den eine herumziehende Schauspielerbande — so sagte man damals — alle Abend spielte. Da der Vater sich sehr, ihrer Priesterinnen wegen, für die dramatische Kunst interessirte, und fortwährend mit Gewehren, Hirschfängern und anderen Waffen aushalf, die in unserem Hause in Ueberfluß waren, so konnte ich im Theater nach Gefallen aus und ein laufen. Die Schauspieler sanken aber bald sehr in meiner Achtung. Ich hatte einen Sperling so zahm gemacht, daß er mir überall nachflog. Diesen lieh ich, nach vielem Bitten, den Schauspielern, da er in einem Kotzebueschen Stück als Nachtigal auftreten sollte; — mancher Spatz figurirte da übrigens als Singvogel — und der Souffleur, der ihn mir wiederbringen sollte, erschoß ihn in der Betrunkenheit mit der Pistole und Vogeldunst! Zu jener Zeit kam auch der berühmte Komiker Wurm auf einer Reise nach Petersburg durch Gumbinnen. Der Vater veranlaßte ihn einige Mal als Adam im Dorfbarbier aufzutreten und Wurm wohnte bei uns. Unter den Sachen, die er mit sich führte, setzte mich nichts so sehr in Erstaunen, als das riesige Rasirmesser, welches er für seine Rolle nöthig hatte. Mit großem Entzücken erinnere ich mich auch noch der trefflichen Marionetten von Schütz und beson-

ders der überraschenden Verwandlungen, die viel besser waren, als irgend welche, die ich später in den Weihnachtspantomimen in London sah.

Im Sommer fing der Vater an zu kränkeln, weil er fortwährend an seinem Flechtenübel doctorte. Man hatte ihm die Hungerkur gerathen und diese machte ihn ganz schwach und elend. Es war Ende August, und als Belohnung für seinen Fleiß während der Woche erhielt mein Bruder die Erlaubniß, am Sonntag mit dem Jäger auf die Jagd zu gehen, um für den Vater ein junges Häschen zu schießen. Ein Schulkamerad in des Bruders Alter quälte, ihn mitzunehmen, und Louis ließ sich dazu bewegen.

Wir hatten am Sonntag Tischgäste und während des Essens fiel ein starker Gewitterregen; der Vater erinnerte sich an Louis — der sein Liebling war — und bedauerte, daß ihm sein Vergnügen verdorben würde. So geschah es auch; allein in anderer Weise als es der Vater meinte. Man saß lange bei Tisch, und als ich endlich mit dem Vater das Zimmer verließ, trafen wir an der Treppe den Jäger, welcher zwei Gewehre trug. Mein Vater fragte, wo Louis sei? Dragewitsch antwortete: „Machen Sie mit mir was Sie wollen, der Junker Louis ist geschossen!“ — „Todt?!“ fragte der Vater und mußte sich halten, nicht umzusinken, denn er war noch schwach. Louis war nur verwundet; allein gefährlich. Als ihn der Gewitterregen überraschte, kroch er, um sich zu schützen, in eine Getreidemandel, eine Art Hütte, die durch das Zusammenstellen von fünfzehn Garben gebildet wird. Als er sich niederkauerte umschlang er mit seinen Händen seine Beine unterhalb der Kniee. Sein Schulkamerad suchte an demselben Ort Zuflucht, ließ aber das Gewehr im Regen und als mein Bruder ihm rieth, es ins Trockene zu stellen, zog es der Knabe durch das Stroh

zu sich. Der Schuß ging los und meinem Bruder in das Knie. Da die Entfernung nur etwa zwei Fuß betrug, so blieb der ganze Schuß beisammen — der dumme Junge hatte grobes Schrot untermischt mit Rehposten geladen! — ja sogar beide Wergpropfen drangen mit in die Wunde. Die Nähe war jedoch auch ein Glück, denn hätte der Schuß nur ein Wenig gestreut, so wäre mein Bruder auf der Stelle todt gewesen.

Bald wurde er auf einem Wagen gebracht. Der geschickte Bataillonsarzt der Landwehr konnte sich nicht entschließen, das Bein abzunehmen, da er es zu retten hoffte. Der arme Bruder hatte unsäglich zu leiden. Erst nach drei Wochen kam der eine Wergpfropfen aus der Wunde. Das Bein schwoll zu einer ungeheueren Dicke an und es mußten wohl zehn lange Schnitte gemacht werden, die mein Bruder, so bald er nur dazu konnte, sich stets ausbat selbst machen zu dürfen. Ueberhaupt ertrug er seine Schmerzen mit einer Standhaftigkeit, die von einem elfjährigen Knaben wirklich wunderbar war.

Die Menge der Wunden machte stets einen weitläufigen Verband nöthig und ich hatte fortwährend Charpie zu zupfen, Compressen u. s. w. zu machen, damit der Doctor schon Alles vorbereitet finde, wenn er kam. Um den Bruder zu amüsiren wurden allerlei Vögel in sein Krankenzimmer gebracht und sogar ein Repphühnerpärchen. Ich fing im Garten ein Goldhähnchen — unser kleinster Vogel — welches gleich so zahm wurde, daß es von der wolligen Rückseite von Blättern, die mein Bruder in der Hand hielt, die winzigen Insecten wegpickte, die seine Nahrung bildeten. Erst Ende November konnte mein Bruder zum ersten Mal aufstehen, aber es dauerte noch lange, ehe er an Krücken gehen konnte. Das Bein wurde indessen sehr gut und absichtlich

ein Wenig gekrümmt geheilt. Es blieb steif; allein der Bruder hinkte kaum und konnte später ohne Beschwerde nicht nur gehen, sondern tanzen und reiten.

Im Winter 1821/22 war es sehr kalt und der Pregel bis auf den Grund gefroren. Als ich eines Morgens ganz früh in den Hof kam hörte ich, daß Diebe über den Fluß gekommen und unseres Nachbars Bienenstöcke gestohlen hätten und auch in unserem Stalle gewesen wären. Als ich das dem Vater erzählte, rasirte er sich eben. Er schickte den Jäger in den Hof, sich nach der Sache zu erkundigen; da ihm derselbe zu lange blieb, wurde er ungeduldig und sah nach ihm zum Fenster hinaus, welches er schnell und ärgerlich zuschlug. Es war sehr warm im Zimmer und die Brust des Vaters war offen. Als er vor den Spiegel trat, um sich weiter zu rasiren, sah ich, daß er das Messer plötzlich niederlegte und die eine Seite seines Gesichtes in zuckender Bewegung war. Er hatte zugleich die Sprache verloren. Ich lief augenblicklich zu den Aerzten und zu meiner Schwester. Als wir zurückkehrten, fanden wir den Vater auf dem Bette sitzend, den ganzen Körper schüttelnd, als werde er auf und nieder gestampft. Nach mehreren Tagen war die Sprache noch nicht wiedergekommen, und als er auf eine Schiefertafel schreiben wollte, mußte er es aufgeben, da er jede Silbe wohl zehn Mal wiederholte. Endlich kam die Sprache wieder und Besserung trat ein. Er hatte es dann gern, wenn seine kleine Enkelin auf seiner Bettdecke saß und spielte.

Im Januar war er so wohl wie nie, fuhr uns im Schlitten spazieren und war gut und freundlich. In die Kirche ging er nie und zum Abendmahl noch weniger, während der Onkel General doch alle Charfreitage fastete und die Sünden des ganzen Jahres dadurch abzubüßen meinte,

oder wohl mehr deshalb, weil das sein Vater und Großvater so gehalten. Als daher mein Vater Erkundigungen einzog, wie man sich beim Abendmahl zu verhalten habe und im Februar 1822 wirklich zum Abendmahl ging, da machte das in der Stadt förmlich Aufsehen und alle Welt sagte: der Postmajor stirbt bald.

Einst nach Tische sagte mir der Vater, ich solle zusehen, was er im Nacken habe; es thue ihm dort ein kleiner Fleck sehr wehe. Ich sah und fühlte nichts als ein kleines Knötchen wie eine Bohne, welches sich bald zu einem entsetzlichen Geschwür entwickelte. Es kam der „fliegende Krebs“ dazu, wie sie es nannten, und bald war der Nacken eine Wunde. Dazu gesellte sich eine Unterleibsentzündung und der Vater wurde schonend aufgefordert, sein Testament zu machen. Er rief jedoch: „Wollt ihr denn, daß ich sterben soll?“ und dabei blieb es. Er starb am 29. März 1822, Nachmittags 4 Uhr.

Als er im Sarge ausgestellt war, kamen viele arme Leute, ihn zu sehen und zu beweinen; denn er war populär bei den gemeinen Leuten und gab den Armen gern, wenn auch Verwandte behaupteten, er sei geizig. Eins seiner Augen wollte sich nicht schließen und die alten Frauen sagten: „Er holt bald noch einen von der Familie nach.“

Acht Tage nach meinem Vater starb der Onkel General plötzlich. Mein Vater war neun und fünfzig Jahr und der Onkel nicht viel älter.

Als die Mutter nach einigen Wochen von Halberstadt ankam, wohin sie mit dem Stiefvater gezogen war, wurde Alles im Hause versteigert. Es war das ein sehr trauriger Tag! Besonders leid that es mir, als mein alter Spielkamerad, der Kettenhund Tiras, weggeführt wurde und all die schönen Pferde.

Mein Bruder Eduard kam nach Königsberg auf die Divisionsschule. Der Vater hatte immer davon geredet, Schritte für unsere Aufnahme ins Cadettenhaus zu thun; allein es war beim Reden geblieben. Die Mutter, Louis und ich setzten uns mit schweren Herzen in den Postwagen und fuhren nach Halberstadt.

Sechstes Kapitel.

Reise nach Halberstadt. — Berlin. — General von Brause. — Halberstadt. — Neue Eindrücke. — Die Spiegelsberge. — Umgegend. — Die Domschule. — Komische Stadtfiguren.

Eine Reise von ein hundert und dreißig deutschen Meilen war vor vierzig Jahren kein kleines Unternehmen, besonders durch Preußen und mit der gewöhnlichen „fahrenden Post;" denn von den bequemen und schnellen Eilwagen wußte man dort noch nichts und die Chausseen begannen erst zwölf Meilen vor Berlin. Die Packete wurden als Hauptsache und die Passagiere als Ballast betrachtet, die man halb aus Gefälligkeit mitnahm. Dieser Ansicht gemäß waren denn auch die Einrichtungen getroffen. Vorn und hinten im Wagen thürmte sich das Gepäck empor, welches die in der Mitte auf schmalen Bänken ohne Lehne sitzenden, unglücklichen Reiseopfer mit ihren Rücken im Gleichgewicht halten konnten, was auf den halsbrecherischen Wegen häufig genug über den Haufen geworden wurde.

Wir trafen es indessen doch etwas glücklicher. Der alte General-Postmeister von Segebarth war todt und die Naglerschen Postreformen hatten begonnen. Die „Berliner Post" hatte einen besonderen Kasten für die Passagiere, in welchem zur Noth sechs Personen Platz hatten. Da jedoch Niemand

reiste, als wer absolut mußte, so hatten wir meistens den Kasten für uns allein.

Die Stationen waren nicht selten fünf deutsche Meilen von einander entfernt, was ein Anhalten unterwegs nicht allein verzeihlich, sondern nothwendig machte. Schnelligkeit erwartete Niemand; sie war auch nicht möglich, denn nicht selten, wie zum Beispiel in der Tuchelschen Haide, sanken die Räder bis an die Nabe in den Sand. An Hauptpostämtern blieb man einen ganzen Tag und länger liegen und an gewöhnlichen Stationen meistens einige Stunden, was wenigstens Zeit zur Erholung und Ruhe gab.

Die Reise ging über Insterburg und Wehlau, wo wir einen Landrath meines Namens besuchten. In Königsberg sah ich die ersten Schiffe. Bei Marienwerder überfiel uns ein schreckliches Gewitter mit furchtbarem Hagel. Die Eisstücke waren so schwer, daß Schaafe von ihnen erschlagen und Menschen schwer beschädigt wurden. Die zur Verzweiflung gebrachten Postpferde gingen mit dem schweren Wagen durch über den Weichseldamm und schienen sich und uns ersäufen zu wollen. Das Wasser stand hoch am Boden, so daß der Schirrmeister uns alle in das an der Weichselbrücke liegende Zollhaus tragen mußte, wo die zehn Kinder des Zöllners bei jedem Donnerschlage in zehn verschiedenen Tonarten aufschrieen und die Eltern auf den Knieen lagen und beteten. Rechts und links schlugen die Blitze ein und von verschiedenen Orten hörte man die Sturmglocken. Es war, als sei der jüngste Tag gekommen. Die Weichsel schwoll so schnell an, daß die Brücke sich hob und krachte, als wir hinüber fuhren; wenige Stunden darauf ward sie vom Strom fortgerissen.

Kurz wir hatten unterwegs mehr Beschwerden und Abenteuer als uns lieb war und dankten dem Himmel, als

wir nach vierzehntägiger Fahrt in Berlin ankamen, wo wir einige Tage bei einem Bruder meiner Mutter ausruhen wollten.

Wir liefen mit unseren Vettern durch die Stadt, staunten die schönen Gebäude an, klagten über die weiten Wege, den Staub, die übelriechenden Gossen, denn es war Sommer und Berlin so unausstehlich wie noch heut.

Wir besuchten die Schwester des Vaters, Frau v. Arnim, damals schon Wittwe. Meine Mutter glaubte sich kalt empfangen — wie sie es auch nicht anders erwarten konnte — und machte daher keine Besuche bei unseren anderen Verwandten, obwohl sie hoffte, dieselben würden ihr helfen, meine Aufnahme ins Cadettencorps zu bewirken. Sie versuchte dies auch ohne sie durchzusetzen und wir gingen zum Generalpostmeister von Nagler, der uns als „Postkinder" — wie er uns nannte — freundlich aufnahm und zu dem Chef des Cadettencorps, General von Brause schickte.

General Brause war früher Gouverneur des jetzigen Königs gewesen. Er empfing die Mutter förmlich ungezogen und schien es höchst sonderbar zu finden, daß ich so ohne Weiteres prätendirte, ins Cadettencorps aufgenommen zu werden. Er sagte der weinenden Mutter mit kühler Miene, es sei gar nicht daran zu denken, da noch mehr als dreihundert „Expectanten" vor mir aufgezeichnet wären. Trostlos verließ die arme Mutter den General und wir reisten bald darauf nach Halberstadt ab.

Nach einigen Tagen sahen wir von Weitem den Vater Brocken und endlich das Ziel unserer Reise, das thurmreiche Halberstadt, welches sich, wenn man von Magdeburg her kommt, sehr stattlich und malerisch darstellt.

Die Freude des Stiefvaters uns zu sehen, war sehr mäßig und ich kann es ihm in der That nicht verdenken.

Der Jahrgehalt der Mutter fiel nun weg und statt dessen kamen zwei unbändige Jungen ins Haus, welche er von seinem Gehalte mit ernähren sollte. Eine Erbschaft, die das hätte ausgleichen können, war nämlich vorläufig nicht vorhanden; denn das Pupillen-Collegium in Insterburg hatte, da wir alle unmündig waren, die Nachlassenschaft des Vaters in die Hand genommen. Es ist das ohne Zweifel jetzt ein sehr würdiges, war aber damals ein sehr nachlässiges und kostbares Collegium und Vermögen pflegten unter seiner Verwaltung nicht anzuwachsen.

Meine Eltern bewohnten damals in Halberstadt ein Haus am Moritzplan, dessen Garten an die Stadtmauer stieß und der von den Nachbarsgärten nur durch Hecken getrennt war. Der Vater hatte einen Wagen und drei Pferde behalten, mit denen er von Lyk nach Halberstadt gereist war und der Kutscher nebst einem Dienstmädchen bildeten den ganzen Haushalt.

Die ungewohnten Berge lockten uns Knaben mächtig an, denn in Ostpreußen giebt es nur zwei Hügel, der Goldappsche Berg und der Galtgarben bei Königsberg, mit denen der Leipziger Schneckenberg rivalisiren kann. Gleich am Tage nach unserer Ankunft liefen wir vor das Thor. Die Luft war so rein und klar, und der Brocken schien so nahe, daß ich dem Bruder den Vorschlag machte, noch vor dem Mittagessen hinaufzulaufen. Wir erstaunten nicht wenig, als man uns sagte, daß es bis an seinen Fuß noch drei Meilen sei und man dann bis zu seinem Gipfel noch einige Stunden zu steigen habe. Einige Tage darauf war Vogelschießen. Das war etwas ganz Neues für uns, denn in Ostpreußen waren dergleichen Feste nicht gebräuchlich.

Der Stiefvater hatte keine Lust, sich mit uns zu quälen und ignorirte uns beinahe gänzlich, und die Mutter konnte

uns nicht zügeln. Wir wurden immer wilder. Unser Garten, die Stadtmauer und der Moritzplan waren unsere Tummelplätze, wo wir Grenzjäger und Schmuggler spielten. Damals wurde von der Braunschweigischen Grenze herüber viel geschmuggelt und die Schmuggler lagen sich fortwährend mit den Zollbeamten in den Haaren. Sie lieferten sich des Nachts nicht selten blutige Schlachten, manchmal mitten in der Stadt, und einst ward ein Schlosser, der in unserer Nähe wohnte, des Nachts von der Stadtmauer herab geschossen und fiel todt in den Garten unseres Nachbars. Die Kinder des Pfarrers, Organisten und Küsters der Moritzkirche waren unsere nächsten Spielkameraden und mit ihnen kletterten wir in den Thürmen umher, wo wir Eulen- und Dohlennestern nachstellten.

Die Gegend um Halberstadt ist sehr freundlich, besonders nach den Spiegelsbergen zu, genannt nach einem Herrn von Spiegel, der die schönen Hügel mit hübschen Anlagen und einer Meierei versah, die als Wirthshaus eingerichtet wurde und den Halberstädtern als ein sehr angenehmer Vergnügungsort diente. Der gefeierte Wohlthäter und Verschönerer der Gegend ruht dort in einem geschmackvollen Grabmal, wohin alljährlich die dankbaren Halberstädter in feierlicher Procession zogen und wozu mein Stiefvater manches hübsche Festlied dichtete. Auch erhebt sich dort eine Säule mit einer poetischen Inschrift zu Ehren des Herrn von Spiegel, die wahrscheinlich von Gleim gedichtet wurde, der in Halberstadt gelebt hatte, und in dessen Garten ich oftmals gewesen bin. In einem eigens dazu gebauten Hause auf den Spiegelsbergen liegt ein ungeheueres Faß, gegen welches das berühmte Heidelberger wie ein gewöhnliches Stückfaß erscheint.

Auf diesen Bergen war auch ein romantisch gelegener Scheibenstand; der Vater pflegte wöchentlich einmal mit einer

geschlossenen Gesellschaft dort zu schießen und wir brachten dann gewöhnlich den ganzen Nachmittag dort zu. Wir schweiften von da nach der Molkenmühle — einem Vergnügungsort und eisenhaltigem Bad — welche am Fuß kahler Felsenhügel liegt, auf denen sich, von kolossalen Sandsteinblöcken wie von Riesenhänden erbaut, die Ruinen einer uralten Burg befinden, welche die Kluhs genannt ist. Unter derselben liegen ungeheuer große in den Sandstein gehauene Höhlen, in welche wir oftmals mit Fackeln eingedrungen sind. Meines Wissens hat sich über diese der grauen Vorzeit angehörigen Trümmer gar keine Sage erhalten.

Schießen mit dem Blaserohr war damals unter den Knaben in höchstem Flor und wir übten unsere Kunst nicht nur gegen Sperlinge, sondern auch gegen Tauben und — Fensterscheiben. Oftmals wurden auch Preisschießen nach der Flatterscheibe, oder nach einem Vogel veranstaltet. Wir erhielten keinen Pfennig Taschengeld und mußten deshalb manche Demüthigung erdulden und von manchem Vergnügen hinwegbleiben. Der Stiefvater war aber nie unfreundlich gegen uns, wenn er sich auch wenig um uns kümmerte und wir meistens allein in unserem Zimmer blieben oder nach Gefallen draußen umherliefen.

Eier- und Schmetterlingssammlungen waren ebenfalls en vogue und manche Excursionen zur Vervollständigung derselben wurden gemacht. Doch auch andere Dinge riefen uns ins Feld. Wenn der Mohn reif war, der in jener Gegend viel gebaut wurde, machten wir Knaben förmliche Raubzüge und thaten eben so großen Schaden, wie die Affen in Indien, deren Beispiel uns aber auch Vorsicht lehrte, denn nicht selten lauerte der „Pannemann“ — so heißt dort der Flurschütz oder Feldhüter — und die Sage erzählte

schauerliche Geschichten von durchbläuten Rücken und gepfändeten Röcken. Im Herbst wurde auch Jagd auf Hamster gemacht, die wir mit Ziegenhainern — durch den Rauch eigenthümlich bunt gefärbte schwere Dornstöcke — todt schlugen. Die Hamster haben viel Muth, wehrten sich oft verzweifelt und es setzte nicht selten tüchtige Wunden.

Mein Bruder und ich wurden in die Domschule, das Gymnasium in Halberstadt — geschickt, bei welchem mein Stiefvater als Oberlehrer angestellt war. Obwohl ich in Gumbinnen und Lyk in der Quinta gewesen war, so kam ich hier doch wieder in die Sexta, wo der Domcantor Geiß — den wir den Domgeist nannten — mit einem fingerdicken Stock als Scepter regierte und mit Ausnahme des Französischen allen Unterricht ertheilte. Welche Wissenschaft er in dieser oder jener Stunde gerade lehrte, konnte man so recht nicht wissen, denn der Domgeist behauptete, die Kunst des Lehrens bestehe gerade darin, alle Lehrgegenstände durcheinander zu einem angenehmen wissenschaftlichen Salat zu vermengen. Das that er denn auch beständig und wir lernten nicht viel. Desto mehr lernte ich aber aus des Vaters Büchern, wenn es auch gerade nicht war, was ich in der Schule brauchen konnte. War er auf der Jagd, oder mit der Mutter abwesend, dann schlich ich in seine Studierstube und kramte darin umher; ja selbst seine Manuscripte wurden nicht verschont, von denen mich jedoch die lateinischen und griechischen wenig interessirten; ich stellte hauptsächlich seinen Versen nach und wurde einst auf der That ertappt, als ich mich in das Manuscript eines Trauerspiels vertieft hatte. Der Stiefvater begann in Halberstadt mit Ranke eine Ausgabe des Aristophanes, die aber nicht vollendet wurde und von der, glaub' ich, nur zwei Bände erschienen sind. Er schrieb aber auch einige recht nette Romane unter

dem Namen Robert Walthers, namentlich: Der Student von Leiden, der sprechende Falke und der Dreiveilchen-Brokat.

Mit unseren Schul- und anderen dummen Streichen will ich die Leser verschonen. Dergleichen hat Jeder erlebt. Genug wir plagten die Lehrer, plünderten Obstgärten und Mohnfelder, standen bei vorzeitigen Rauchversuchen jämmerliches Vergnügen aus und neckten die komischen Personen der Stadt, denn auch in Halberstadt fehlte es nicht an öffentlichen Originalen.

Eins derselben hieß Heinrich Förster. Dieser hielt in der Betrunkenheit — sein Normalzustand — kostbar confuse, pathetische Reden, die er jedesmal mit einem energischen „Karacho England!“ schloß. Freund Gerstäcker, der Vielgereiste, sagte mir, es sei das ein gemeiner portugiesischer Fluch, was aber Förster gegen England hatte weiß ich nicht. Die Kinder, sobald sie ihn sahen, sangen hinter ihm her:

Heinrich Förster lebet doch,
Liegt im Kulk und krabbelt noch.

Der Kulk ist ein nicht tiefes Wasser, welches durch die Stadt fließt und worin Förster nicht selten und einmal halbersäuft gefunden wurde.

Eine weit originellere Person war „Wurtje mit'n Zopp.“ Es war dies ein kleiner Kerl in altväterischer Kleidung, mit einem langen Zopf, den die Kinder deshalb fortwährend neckten, sobald er sich nur auf der Straße sehen ließ, und da er wüthend darüber wurde, so nahmen die Neckereien kein Ende. Konnte er, wie natürlich, keinen der kleinen Quälgeister erwischen, dann blieb er stehen, drohte mit der Faust und rief ingrimmig: „Wenn ik your Canter wär wud ik you fegen!“ und dann ging der Jubel erst recht an; man neckte ihn hauptsächlich, um diese Redensart zu hören.

Die Mutter hatte wegen meiner Wildheit oft große Angst auszustehen. Manchmal fand sie mich, wenn sie unvermuthet nach Hause kam, auf dem Dach des Hauses reitend oder in anderen gefährlichen Situationen, denn Waghalsigkeit, deren Quelle wohl Eitelkeit sein mochte, war damals ein Charakterzug von mir. Einst holte ich von einem verfallenen Thurm der Kluhs ein Falkennest und war nahe daran den Hals zu brechen, denn beim Hinunterklettern an der Außenwand klebte ich mit ausgestreckten Armen und Beinen am Thurm und konnte keinen Halt für meinen Fuß finden. Oft wurde die Mutter von ganz fremden Leuten herbeigeholt, damit sie meinen Thorheiten ein Ende mache. Einst war der Burkhardi-Teich von einer gedrängten ängstlichen Menge umstanden, weil ich auf den dort schwimmenden Eisschollen ganz allein Schlittschuhe lief und keck über die Oeffnungen sprang, welche sie von einander trennten. Erst als ich die Mutter kommen sah, floh ich nach der entgegengesetzten Seite.

Die zwei Jahre, welche ich in Halberstadt verlebte, waren trotz der verhältnißmäßig beschränkten Lage meiner Eltern doch sehr angenehme und reich an lieben Erinnerungen. Mein treffliches Gedächtniß hat jede Kleinigkeit aus jener Zeit aufbewahrt; ich habe keinen meiner Spielkameraden vergessen und ihre Gesichter stehen noch lebhaft vor mir.

Nahm ich auch nicht besonders an Schulgelehrsamkeit zu, so dehnte sich doch der Kreis meiner Ideen wieder bedeutend aus, wie auch meine Menschenkenntniß, wenn man in so frühem Alter davon reden kann. Dabei war ich, wenn auch noch klein, doch gesund und sehr kräftig. Ich hatte für ein Kind wirklich schon viel erlebt und war dadurch in meinem Wesen weit selbstständiger, als sonst deutsche Knaben meines Alters zu sein pflegen.

II.

Das Cadettenhaus.

Erstes Capitel.

Hindernisse. — Der Commandeur sämmtlicher Cadettenanstalten. — Brief der Mutter an den König. — Cabinetsordre. — Abreise nach Potsdam. — Aufnahme. — Das Cadettenhaus. — Innere Einrichtung. — Hausordnung. — Schnappsäcke. — Examen. — Monsieur Accary. — Schulunterricht. — Herr Halfmann. — Das Melden. — Strafe. — Jähzorn. — Compagniebibliotheken. — Homerische Spiele. — Die beiden von Sch. und der Gouverneur Sprengbihl. — Der Regimentsarzt Baumann. — Spartanische Uebungen. — Das erste Duell. — Die Gärten der Cadetten. — Spaziergänge. — Theater. — Tragikomische Geschichte. — Kirchenbesuch. — Unser Prediger.

Indem ich mit meiner Erzählung bei diesem Abschnitte meines Lebens anlange und um meine Erinnerungen zu sammeln den Blick in die Vergangenheit tauche, ergreift mich ein eigenthümlich wehmüthiges Gefühl, wenn ich die Gegenwart mit jener glücklichen Zeit zusammenhalte.

Je länger meine Gedanken bei ihr verweilen, desto mehr verschwinden die Nebel, welche sich seit mehr als dreißig Jahren darauf gelagert haben, und es entschleiern sich längst entschwunden gewähnte heitere Bilder und Gestalten, die mich lieb und vertraut anblicken. Hunderte von lachenden, rothwangigen Kindergesichtern drängen sich zu mir, und ihre klaren Augen scheinen zu fragen: denkst du denn auch noch an mich? Meine Hand hat ja auch die deine einst liebend gedrückt, wir haben zusammen gelacht und geweint und geschwärmt, wir waren zusammen glückliche Kinder! — Gesichter, die ich

längst vergessen glaubte, stehen lebendig vor mir; Namen, die ich seit jener Zeit nicht mehr nannte, sind meiner Zunge wieder geläufig, — ich fühle mich wieder jung und tummle mich mit den alten lieben Gefährten auf den Schauplätzen unserer kriegerischen Spiele. —

Was ist aus all diesen glücklichen Kindern geworden? — Ach, sie sind verändert, wie ich es bin. Viele von ihnen sind gestorben oder verdorben; manche wurden vielleicht niedergeschmettert von den Kugeln, die in jenen Kämpfen flogen, wo sie auch mir vielleicht gegenüber standen, und die meisten andern nennen meinen Namen als den eines Feindes!

Das ist es, was mich oft schwer betrübt, denn ich hänge mit Liebe an meinen Erinnerungen und mit Zärtlichkeit an den Freunden meiner Jugend. Wie uns das Geschick auch einander gegenüberstellte, niemals konnte ich doch persönliche Feindschaft oder gar Haß gegen sie fühlen, die ich als Kinder an die Brust gedrückt oder als Jünglinge Freunde genannt hatte.

Leben und Freiheit, Hab und Gut und Hoffnungen, Familienbande, Existenz setzte ich auf das Spiel und verlor sie fast sämmtlich; allein der Verlust, welcher mich am meisten schmerzt, ist der meiner Jugendfreunde. —

Als meine Mutter nach dem Tode meines Vaters mit mir in Berlin bei dem Commandeur sämmtlicher Cadettenanstalten, General von Brause, war, hatte dieser, wie erzählt, rundweg erklärt, es sei gar nicht daran zu denken, daß ich im Cadettencorps aufgenommen würde.

Diese kurze abschlägige Antwort beleidigte meine Familie in Berlin und sie machte allen Einfluß, den sie besaß, geltend, meine Aufnahme trotzdem durchzusetzen. Die Schritte, welche sie that, hatten indessen nur den Erfolg, daß sie den Geneneral noch hartnäckiger in seinem Widerstande machten;

es ward eine Art von Ehrensache für ihn, seinen Willen durchzusetzen. Er war durch seine Stellung mit den einflußreichsten Personen des Staates bekannt, und meine Familie sah bald ein, daß ihre Hülfe mich nur ferner von meinem Ziele geführt hatte. Meine Verwandten machten nun gar den Vorschlag, mich in das Militärwaisenhaus zu schicken.

Dasselbe ist hauptsächlich für Kinder von Feldwebeln und Unterofficieren bestimmt, obwohl auch hin und wieder Söhne von Subalternofficieren darin aufgenommen wurden. Die Knaben kommen später als Unterofficiere in die Armee und werden demgemäß erzogen.

Wie der Stolz meiner Verwandten sich mit einem solchen Vorschlage vertrug, begreife ich noch heute nicht. Seit meine Familie sich in Preußen niedergelassen, hatten ihre Männer dem Staate meistens als Officiere gedient und in der Armee den höchsten Rang erreicht, oder den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden.

Meine Mutter war empört über die Zumuthung; sie meinte, daß mir das von meiner Familie für den Staat vergossene Blut das Recht erworben habe, vom Staat, wie so viele Andere, mit meinen Standesgenossen für den Militärdienst erzogen zu werden. Sie beschloß nun selbst den letzten Schritt zu thun; es war die höchste Zeit, denn ich hatte bereits mein elftes Jahr zurückgelegt. Sie schrieb an den König; dieser fühlte richtiger als meine Familie, und nach vierzehn Tagen kam ein Brief von dem General von Brause, in welchem er der Mutter anzeigte, daß Se. Majestät durch allerhöchste Kabinetsordre meine sofortige Aufnahme in die Cadettenanstalt zu Potsdam befohlen habe, und zugleich eine Antwort des Königs.

Ich wurde auf den Postwagen gesetzt und fuhr, begleitet von den Segenswünschen meiner glücklichen Mutter, nach Potsdam ab. — Die Reise von Halberstadt dorthin erforderte einige Tage und Nächte.

In Magdeburg, wo die Post einen ganzen Tag liegen blieb, wurde ich von dem Oberpostdirector von Weltzien gastfreundlich aufgenommen und schloß schnell Freundschaft mit seinen Kindern, die mir den Dom und andere Sehenswürdigkeiten Magdeburgs zeigten. Mit Lebensmitteln wohl versehen und der Fürsorge des Conducteurs anempfohlen, langte ich an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1824 in Potsdam an. Ein Postdiener bemächtigte sich sogleich meines leichten Mantelsacks, und ich folgte ihm nach dem Cadettenhause. Der Weg war weit, denn dasselbe liegt jenseits der Havel in der Nähe des jedoch erst zwanzig Jahre später erbauten Eisenbahnhofes. Mit Bangen und erröthend drückte ich dem Träger meinen letzten guten Groschen — damals gab es noch welche — in die Hand; er sah ihn eine Weile an, lächelte gutmüthig, bedankte sich und ging.

Es war Nachmittag und Spielstunde. Sogleich umringten mich eine Menge Cadetten, die sehr erstaunt über meine Verlassenheit waren, denn gewöhnlich pflegten die Neuangekommenen von einem Verwandten in die Anstalt gebracht zu werden. — Man führte mich zum Chef des Potsdamer Cadettencorps, Oberst von Steinwehr, der von meiner Aufnahme noch nicht das Geringste wußte, sich darüber jedoch sehr freute, da er ein Freund unserer Familie und selbst unter der Hand thätig gewesen war, meine Aufnahme zu bewirken.

Ich ward Anfangs der ersten Compagnie zugetheilt, deren Hauptmann von Rebenstock mich gleich sehr freundlich behandelte; bei der Unterhaltung mit den Gouverneuren

fand sich jedoch, daß einer derselben, Herr Wedekind, mit meinem Stiefvater, Dr. Bernhard Thiersch, zusammen studirt hatte, was ihn veranlaßte, meine Versetzung zu seiner Brigade zu bewirken, welche der zweiten Compagnie angehörte, die unter dem Befehle des Majors von Eberhardt stand.

Die Gebäude, Höfe und Gärten der Cadettenanstalt nahmen einen bedeutenden Raum ein, welcher damals zum Theil durch eine Mauer, zum Theil durch einen Stacketenzaun umgrenzt wurde. Die Hauptgebäude lagen in gleicher Richtung mit der vorübergehenden Landstraße, von der sie jedoch etwa sechzig Schritte entfernt waren. Sie bestanden aus dem „Mittelgebäude," zwei großen zweistöckigen Häusern rechts und links davon und zwei kleinern, welche senkrecht zur Straße standen und über die Hauptfront hinausragten.

In einem dieser letztern Häuser, dem, welches zunächst der Stadt lag, befand sich die Wohnung des Geistlichen, das andere damit korrespondirende wurde von dem Chef der Anstalt bewohnt. Das große, demselben zunächst liegende Frontgebäude enthielt alles, was zur zweiten, und das ihm ganz gleiche Haus rechts vom Mittelgebäude alles, was zur ersten Compagnie gehörte.

Das „Mittelgebäude" bestand aus einem höhern Mittelbau, in dessen ersten Stock eine breite Freitreppe führte, und zwei niedrigen Flügeln. Unten im Mittelbau des Mittelgebäudes befanden sich die Küche und sonstige Wirthschaftsräume; im ersten Stock ein großer Saal, der keine anderen Möbeln als einen Katheder enthielt und gewöhnlich der Betsaal genannt, aber auch zu Bällen und sonstigen Zwecken gebraucht wurde; über ihm im zweiten Stock lag der gleich große Speisesaal. In den Flügeln dieses Mittelgebäudes lagen die Schulzimmer und Wohnungen für Lehrer und

andere Angestellte des Hauses. Der zweite Stock der Compagniegebäude war zur Bequemlichkeit der Officiere und Gouverneure durch hölzerne Brücken mit dem Mittelgebäude verbunden.

Hinter diesen Gebäuden dehnte sich der große Hof aus, der zum Theil mit jungen Bäumen bepflanzt war; nur eine einzige schöne alte Linde stand hinter dem Mittelgebäude. Auf dem Hofe, dem Gebäude der zweiten Compagnie gegenüber, lag das zweistöckige Lazareth mit der Wohnung der Aerzte.

Alles, was nicht Hof war, hatte man durch zweckmäßige und geschmackvolle Anpflanzungen in eine sehr hübsche Gartenanlage verwandelt, in welcher sowohl jeder Cadet wie jeder Beamte der Anstalt einen Garten hatte. Das Ganze machte einen sehr angenehmen und freundlichen Eindruck.

Die Zahl der Cadetten belief sich auf einhundert und fünfzig, welche in zwei Compagnien getheilt waren. Bei der ersten befanden sich damals außer dem Hauptmann von Rebenstock die Lieutenants von Blomberg und von Zadow nebst vier Gouverneuren. Bei der zweiten, von dem Major von Eberhardt befehligten Compagnie standen die Lieutenants Mannkopf und von Salviati, nebst den Gouverneuren Wedekind, Püttmann, Hesse und Spitta. Jeder dieser Gouverneure hatte eine der vier Brigaden unter sich, in welche eine Compagnie zerfiel und die wiederum aus zwei Stuben bestand. Zwischen diesen beiden Stuben lag das Zimmer des Gouverneurs; die Beaufsichtigung war durch Glasthüren erleichtert.

Diese zwölf Zimmer nahmen nur die eine Hälfte der Compagniehäuser ein; die andere Hälfte enthielt die Wohnungen der Officiere und Aufwärter. Unter dem Dach in

geräumigen Mansarden befanden sich drei Schlafsäle und der Waschsaal.

Die Einrichtung war ebenso einfach als zweckmäßig. In den Wohnzimmern standen an den Wänden verschließbare Spinden, deren jeder Cadet eins hatte. Der Name des Besitzers war oberhalb in einem schwarzen Felde zierlich mit Schlemmkreide angeschrieben. Außerdem standen im Zimmer zwei große viereckige Arbeitstische, ein kleiner Tisch in einer Ecke, mit Leuchtern, Lichtkasten, Tintenfässern, Wasserkrug und Gläsern, und so viele Stühle wie Cadetten im Zimmer waren, deren Liste, ihrem Range nach geordnet, an der Wand hing.

Die Betten standen in den Schlafsälen dicht neben einander, waren aber durch hohe, solide Scheidewände von einander getrennt, da solche von Leinwandrahmen unpraktisch befunden worden waren. Die Bettstellen waren damals noch von Holz, und trotz aller Reinlichkeit gab es Wanzen im Ueberfluß. Am Fußende, von wo man allein in das Bett gelangen konnte, wenn es nicht am Flügel stand, befand sich eine Klappbank zum Drauflegen der Kleidungsstücke. Das Bett selbst bestand aus einer guten Roßhaarmatratze, gleichem Kopfpolster und wollenen Decken in einem Ueberzuge. Das Bettweißzeug wurde häufig gewechselt und die Leibwäsche wöchentlich. Einige Betten standen auch längs der der Hauptreihe gegenüber liegenden Wand. In jedem Schlafsaal schlief ein Gouverneur, von den Cadetten durch eine spanische Wand getrennt. Die Säle waren stets erleuchtet.

In den Waschsälen, welche geheizt werden konnten, standen lange Tische, in denen jeder Cadet sein besonderes Schubfach hatte, welches die Waschutensilien enthielt. Darüber hing das Handtuch herab, festgehalten durch das darauf stehende zinnerne Waschbecken nebst Becher.

Alle Mittwoche und Sonnabende wurde von der Frau eines Aufwärters über einem Eimer mit Wasser eine uns sehr beschämende Reinigungsoperation im Waschsaale vorgenommen, die aber bei Kindern sehr nöthig ist. Ueberhaupt wurde sehr sorgfältig auf Reinlichkeit gesehen und häufig gebadet.

Jede Stube von etwa neun Cadetten stand unter einem Stubenältesten, der entweder Unterofficier oder Gefreiter war, und dessen Stellvertreter, dem zweiten Stubenältesten. War die Brigade beisammen, so befehligte sie der älteste der beiden Stubenältesten. Der älteste Unterofficier der Compagnie hieß Compagnieführer und hatte das militärische Commando. Das ganze Cadettencorps befehligte jedoch stets ein Officier.

Der Stubenälteste hatte auf Ordnung im Zimmer zu sehen, und jeder der Stubengenossen mußte ihm unbedingt gehorchen. Er sah beim „Antreten" nach, ob die Kleider gehörig ausgeklopft und gebürstet und die Knöpfe geputzt, überhaupt ob an seinen Cadetten alles blank und reinlich sei. Jeden Sonnabend revidirte er der Ordnung wegen die Spinden und sah nach, ob jeder Cadet die vorgeschriebenen „Utensilien" habe, nämlich Bürsten, Knopfgabel, Klopfstock, Bleistifte, Federn, Waschzeug u. s. w. Fehler gegen die Ordnung oder Unart bestrafte er durch einen Strich in der von ihm geführten „Strichliste" die alle Sonnabende dem Gouverneur vorgezeigt wurde. Bei großen Unarten oder in sonstigen dringenden Fällen wurde unmittelbar an den Gouverneur appellirt. Wer die meisten Striche hatte, mußte für die nächste Woche die „Stuben-du jour" übernehmen, und es lag ihm ob, die Lichter anzuzünden, die Tintenfässer auf die Arbeitstische und wieder wegzusetzen, den Stiefelknecht mit auf den Schlafsaal zu nehmen und der-

gleichen. Das Reinigen der Zimmer, Machen der Betten, Heizen und Stiefelputzen besorgte der Aufwärter der Brigade, von welchem die Cadetten „Herr Junker" genannt werden mußten. Officiere und Lehrer nannten diese bei ihren Familiennamen und Sie.

Die Aufsicht über die „Kammer," d. h. Kleidungsstücke und Wäsche, hatte ein alter Sergeant. Jeder Cadet hatte seine Nummer, mit welcher Kleidungsstücke und Wäsche gestempelt war. Eigene Leibwäsche war gestattet.

Die Uniform der Cadettenofficiere war die der Garde, doch trugen sie an Kragen und Aufschlägen eine besondere Stickerei und im Dienst stets den Hut mit der Feder, niemals den Czako. Sie traten nie in Reih und Glied und zogen auch nie den Degen. — Die Uniform der Gouverneure bestand in einem blauen Frack mit rothen Vorstößen und einfacher Goldstickerei, Officiershut ohne Feder, Officiersbeinkleider mit breiten rothen Streifen und Degen mit goldenem Portcépée.

Die Uniform der Potsdamer Cadetten war die des Garde-Landwehr-Bataillons: blaue Fracks, rothe Achselklappen, Schooßbesatz, Kragen und Aufschläge; die beiden letzteren mit gelbwollenen Gardelitzen verziert. Dazu gewöhnliche Soldatenbeinkleider und Czakos mit weißen Cordons ohne Haarbüsche. Außerdem hatten die Cadetten dunkelgraue Ueberröcke mit rothen Kragen und Achselklappen ohne Litzen, und blaue Mützen ohne Schild mit einer gelb wollenen Borte. Die Unterofficiere hatten deren zwei und die Gefreiten anderthalb, das heißt eine breite und darüber eine schmale. Erstere hatten auch goldene Tressen an der Uniform und die Cordons an den Czakos waren schwarz durchflochten. Waffen wurden in Potsdam noch nicht getragen. Die Hauskleidung bestand im Sommer aus grau leinenen Jacken und Bein-

Kaisers; im Winter trug man die oben erwähnten Uniform-überröcke. —

Im Speisesaal hatte jede Brigade ihren besonderen Tisch, an welchem der Gouverneur präsidierte. Ihm am andern Ende der Tafel gegenüber saß der Brigadeälteste, und von ihnen wurden die Speisen vorgelegt, welche die Aufwärter einbrachten. Aus der Küche ward das Essen vermittelst einer Maschine in den Speisesaal gewunden. Ein Offizier hatte während der Mahlzeiten die Aufsicht; er bestimmte den Cadetten, welcher vor und nach Tisch das Gebet sprechen mußte. Niemand durfte nach Schluß den Tisch verlassen, sondern alle mußten stehen bleiben, bis „Abtreten" befohlen wurde. Nach dem Gebet wurde jede Brigade von ihrem Älteren in die Compagniegebäude zurückgeführt. Die Unterhaltung bei Tisch war nicht beschränkt, und wurde nicht gerade mißbräuchlich davon gemacht, so fand sie eine Schranke nicht. — An der Wand hing eine große schwarze Tafel, auf welcher für jeden Tag die an diesem Datum vorgefallenen historischen Ereignisse aufgeschrieben waren. Das war Sache des Geschichtslehrers.

Täglich wurden drei Mahlzeiten im Speisesaal eingenommen. Das Frühstück bestand aus einer Suppe und Brot; zum Mittagessen gab es stets eine gute Fleischsuppe, Gemüse und Fleisch und manchmal Butter und Käse oder Fisch als Dessert. Sonntags wurde noch ein Braten und Compot und ein Kuchen hinzugefügt. Früher ward bei Tische Bier getrunken; allein, es war herzlich schlecht und wurde durch Wasser ersetzt. Nur am Geburtstage des Königs gab es Wein, um seine Gesundheit trinken zu können. Das Abendessen bestand aus einer Suppe und einer Fleischspeise mit Kartoffeln, einem Gemüse mit einer Sauce, oder

auch nur Butter und Käse. Schüsseln und Teller waren von Zinn.

Die Cadetten hatten natürlich am Essen fortwährend etwas auszusetzen; allein sie hatten unrecht, es war stets recht gut und reichlich. Das Vesperbrod — Butter und Brod — wurde um vier Uhr auf dem Zimmer genossen. Außerdem hatte bei jeder Compagnie eine Aufwärterfrau einen kleinen Kram, und man konnte bei ihr nicht nur alle Utensilien, sondern auch Milch, Brödchen und Obst kaufen. Zu diesem Ende erhielt jeder Cadet monatlich ein kleines Taschengeld — einen Viertelthaler, glaub' ich, — und überdies war eine Zulage von Hause erlaubt, die aber monatlich zwei Thaler nicht überschreiten sollte. Man nahm es indessen nicht so genau damit, wenn die Cadetten auch etwas mehr in der Tasche hatten, besonders nach den Ferien. Von Hause kommendes Geld bewahrte der Compagniechef auf. Die Briefe, die ankamen und abgingen, wurden zwar gelesen; allein man legte nicht übergroßen Werth darauf, da es sehr leicht war, Briefe ohne Wissen der Vorgesetzten abzuschicken oder zu empfangen, wenn man es hätte thun wollen.

Im Sommer wurde um halb sechs Uhr aufgestanden, um sechs gefrühstückt und um sieben begann der Unterricht. Die Zeit vorher wurde benutzt, Kleidung und Bücher in Ordnung zu bringen. Hatte man die Bücher in der Schulklasse abgelegt, dann führte der Classenälteste seine Classe in den Betsaal, wo der Gouverneur du jour oder der Pfarrer ein Gebet sprach. Um zehn Uhr war der Vormittagsunterricht zu Ende. Von halb elf bis halb zwölf war eine Arbeitsstunde; nach derselben machte man sich zur Parade fertig, die täglich um zwölf Uhr stattfand. Hierbei wurden nebst der Parole die nöthigen Befehle und Ermahnungen ausgetheilt und hin und wieder auch exercirt, wobei

ein Officier kommandirte. War das beendigt, so ging es zum Mittagessen. Der Nachmittagsunterricht dauerte von zwei bis vier. Von halb fünf bis sechs Uhr war wieder Arbeitsstunde. Der Rest des Tages war der Erholung gewidmet. Um acht Uhr wurde zu Abend gegessen und um halb zehn Uhr ging es zu Bett.

Im Winter ward um sechs aufgestanden. Aufwärter weckten die Stubenältesten und diese ihre Cadetten; der Lieutenant oder der Gouverneur du jour ging durch die Schlafsäle und half den Faulen aufstehen. Jeder Stubenälteste führte seine Stube in den Waschsaal und von dort in das Wohnzimmer. Dann folgte eine Arbeitsstunde und der Unterricht dauerte von acht bis elf Uhr. Die Arbeitsstunde am Abend war von sechs bis zum Abendessen. —

Ich kam also, wie erzählt, zur ersten Brigade der zweiten Compagnie. Herr Wedekind, mein Gouverneur, war ein freundlicher, blondgelockter Mann, der nur hin und wieder Launen hatte, die etwas den Hypochonder verriethen; von einer Gemüthskrankheit, wegen welcher er später wegkam, bemerkte man jedoch damals nichts.

Mein Stubenältester hieß von Hartmann. Mit ihm und andern Stubenkameraden wurde ich bald befreundet und hatte nur wenig von den Quälereien zu leiden, mit denen man die Neuen, welche von den ältern Cadetten Schnappsäcke genannt wurden, plagte. Dieser Name schreibt sich wahrscheinlich davon her, daß die Ankommenden häufig einen wohlgefüllten Schnappsack mit allerlei Lebensmitteln mitbrachten, worüber man zwar lachte, sich dieselben jedoch wohlschmekken ließ.

Jeder Schnappsack mußte Sterneguckеn, das Kunststück des Becherannagelns ansehen und was dergleichen Atrappen mehr waren, die stets auf eine unvermuthete Wassertaufe

hinausliefen. Wer Sterne sehen wollte, dem hielt man einen Rock vor das Gesicht, und wenn er durch den straffgespannten Aermel nach dem Himmel sah, goß man ganz gelassen einen Becher voll Wasser oben hinein. — Beim Annageln des Bechers an die Wand stieg man auf einen Stuhl, ließ den Hammer fallen und goß dem sich bückenden Schnappsack den Inhalt des Bechers in den Nacken.

Außerdem setzte es noch „Husarenzöpfe,“ „Josephs“ und „Märmel“ in großer Menge. Letztere waren sehr schmerzhaft. Man drehte den Arm des Patienten am Handgelenk um und schlug mit den Knöcheln einen kurzen Schlag auf den Oberarm, wovon am andern Tage ein angenehm grünschwarzer Fleck entstand. — Der „spanische Bock“ war auch keine Erheiterung, besonders wenn man in dieser Stellung in ein gefülltes zinnernes Waschbecken gesetzt, oder vermittelst eines unter den Knieen durchgesteckten langen Besenstiels, der auf die Geländer gelegt ward, auf einer der Verbindungsbrücken in die frische Luft gehängt wurde.

Schlief ein Schnappsack in der Arbeitsstunde oder nach dem Abendessen ein, dann legte man ihm ein Stückchen brennendes Gummi elasticum auf den Stiefel, wovon er baldigst und höchlich überrascht erwachte. — Wer über solche Dinge lachte, kam bald darüber hinaus; allein wehe dem „Anpetzer“ oder „Schuster“! Letzteren Namen erhielten solche Cadetten, die sich bei den Vorgesetzten auf ungewöhnliche Weise einzuschmeicheln suchten. Schustern war ein großes Verbrechen, und wer sich dessen schuldig machte, wurde überall mit der Pantomine des Pechdrahtziehens empfangen.

Bald nach meiner Ankunft wurde mit allen „Neuen“ — das war der officielle Name der Schnappsäcke — ein Examen vorgenommen, um danach zu bestimmen, in welche Schulclasse sie kommen sollten.

Als der französische Lehrer, welcher Accary hieß, meinen Namen hörte, fragte er mich nach meinen Eltern und Geschwistern und sagte: „Ick abe Sie geboren werden sehn.“ Es war dies ein ehemaliger französischer Rittmeister St. Charles, der zur Zeit meiner Geburt (1812) in unserem Hause als französischer Lehrer wohnte, und an den mich „St. Charles' Rasenbank“ in unserem Garten oft erinnert hatte. Er hieß mit Vornamen Zacharias, was er in Accary verwandelt und unter welchem Namen er eine Anstellung im Cadettenhause gefunden hatte.

Es bestanden in Potsdam sechs Schulclassen; ich kam in die fünfte. Die Versetzungen fanden eigentlich nur alle Jahre statt; allein in Ausnahmsfällen auch halbjährige Zwischenversetzungen. Ich kam zum Beispiel nach einem halben Jahr nach der vierten und zu Ostern in die zweite Classe, so daß ich in einem Jahre drei Classen durchmachte. Der angeregte Wetteifer und der Einfluß, den die trefflichen Einrichtungen der Anstalt auf mich hatten, machte mich recht fleißig und ich bekam mehrmals nach dem Examen Prämien. Das spornte natürlich immer mehr an, und mit Erlaubniß des Gouverneurs stand ich im Sommer meistens um drei oder vier Uhr auf und lernte meine Aufgaben, was übrigens viele Cadetten thaten.

Die Unterrichtsgegenstände bestanden in Schönschreiben, Zeichnen, sowohl Freihandzeichnen als Anfangsgründe des militärischen Zeichnens; Rechnen, deutsche Sprache, Latein, Französisch, allgemeine Geschichte und Geographie, alte Geographie, und in den beiden ersten Classen speciell die alte Geschichte. In diesen Classen trug auch ein Officier Geometrie vor. Religionsunterricht wurde combinirten Classen besonders ertheilt. Mittwochs und Sonnabends am Nach-

mittage waren Tanzstunden. Wer Unterricht in der Musik haben wollte, mußte denselben auf eigene Kosten nehmen.

Der Unterricht in der deutschen Sprache, die mein eigener Gouverneur lehrte, machte mir besondere Freude und vorzüglich das Declamiren, so daß ich stets unter denen war, welche bei feierlichen Veranlassungen Gedichte vortragen mußten.

Die acht Gouverneure, die zum Theil Philologen, zum Theil Candidaten der Theologie waren, ertheilten den Unterricht; doch hatten wir außerdem noch einen Zeichnen- und Schreiblehrer, einen Rechenlehrer und Monsieur Accary.

Freund Accary confiscirte alles, womit wir in der Stunde spielten, wobei er sagte: „Das ist gut vor mein Fipp." Schnob sich jemand laut, so rief er: „Mack Sie ihr Nasen nick zu einen Trompetten!" und um das nur recht oft zu hören, nahm das Schnauben kein Ende. Er ließ uns häufig französische Fabeln und Monologe aus Trauerspielen von Racine oder Corneille auswendig lernen, die er uns in der lächerlichen Art und Weise vortrug, welche sonst in Frankreich schön gefunden wurde. Er hielt darauf, daß wir die Stücke ebenso recitirten, was den meisten schwer genug wurde, da seine Regeln denen des Herrn Wedekind geradewegs entgegenliefen, allein mich amusirte es und ich heulte vollkommen zu seiner Zufriedenheit!

Unser Rechenlehrer, Herr Halfmann, war ein kleines, altes, buckliges, ganz zusammengekrümmtes Männchen, welches eine rothbraune Perrücke trug und viel von unsern Neckereien auszustehen hatte. Seine Mütze lag stets auf dem Rand des Katheders, während er unter demselben auf einem Stuhle saß. Sobald die Glocke das Ende der Stunde angab, faßte er nach der Mütze und stülpte sie mit einem wohlberechneten Ruck bis über die Ohren auf den Kopf. Nun wurde der

wohl gesättigte große Tafelschwamm in die Mütze practicirt; stülpte er sie mit dem gewöhnlichen Leichtsinn über sein Haupt, so floß ihm das Wasser über Perrücke und Gesicht. Natürlich mußte er selbst stets den Schwamm aus Zerstreuung in seine Mütze gelegt haben, wovon er jedoch niemals zu überzeugen war. — Selbst wenn zu seinem Geburtstage die Classe ihm zu Ehren bekränzt wurde, war eine Neckerei im Spiel. Man behing nämlich auch die Eingangsthür mit Guirlanden und brachte grade in der Höhe des Gesichts einen Kranz an. Kam der Gefeierte, dem es unmöglich war, sich tief zu bükken, so traute er sich nicht, das blumige Gewebe zu zerreißen und steckte vorläufig zu unserem Ergötzen sein gelbes, vertrocknetes, sauersüßes Gesicht durch den Blumenkranz und äußerte seine Freude und seine Rührung.

Schläge waren im Cadettencorps nicht gebräuchlich und bestrafen konnte uns nur ein Officier oder der eigene Gouverneur. War ein Lehrer mit uns unzufrieden, so sagte er: „Sie melden sich." — Dann mußte man nach dem Unterricht zu seinem Gouverneur gehen und sich selbst verklagen, wobei man gewöhnlich mit den Worten begann: „Herr Gouverneur, ich muß mich melden." Einer unserer Gouverneure pflegte jeden hinauszujagen, der sagte: „ich melde mir," und nicht selten dann die Strafe zu vergessen. Das hatten die Cadetten bald weg und jeder meldete sich im Dativ.

Die gewöhnlichen Strafen bestanden in Stubenarrest, Cariren (hungern) oder beides zusammen, Compagniearrest, Corpsarrest und — Nonurlaubbleiben. Corpsarrest war für Hauptvergehen. Man wurde in ein schwarz angestrichenes, nur ganz wenig erleuchtetes Arrestlocal gesperrt und bekam nichts als Wasser und Brod.

Mit Stubenarrest und Cariren bestrafte mich einst ein Lieutenant unter vollem Lachen. Ich marschirte beim Exerciren im Corps als „Schließender" hinter dem Zuge und amusirte mich damit, einen im Wege liegenden alten Pantoffel beständig mit dem Fuße mitzunehmen. Als ich ihn endlich glücklich mit der Fußspitze gefaßt hatte, schnellte ich den Fuß in die Höhe, so daß der Pantoffel über beide Glieder hinweg und dem Zugführer gerade auf die Mütze fiel.

In Corpsarrest brachte mich mein Jähzorn. Ein Cadet behauptete, um mich zu necken, daß er „über mir säße," was mich so in Zorn brachte, daß ich ihm eine derbe Ohrfeige gab, von welcher er seitwärts auf die Bank fiel und sich mit einem Messer, das er offen in der Hand hielt, tüchtig verwundete.

Einmal zur Vesperzeit machte mich ein Cadet wüthend. Im Nu hatte er meine mit einem sehr fetten Butterbrod bewehrte Hand am Kopf. Die Butter klebte in den schwarzen, krausen Haaren; wir standen am Brunnen und er meinte die Butter hinwegzuwaschen, aber ach, es entstand, durch welchen chemischen Proceß kann ich nicht verrathen, ein dicker, weißer Schaum, durch den sich all die krausen Locken wie Spieße streckten. Das Gelächter der Umstehenden machte nun seinerseits den Eingebutterten wüthend, er lief heulend zum Major, um mich zu verklagen; aber dieser konnte vor Lachen über den närrischen Anblick an keine Strafe für mich denken.

Einem Anderen, der mich beim Malen quälte, schlug ich meine Palette ins Gesicht, auf der sich eine bedeutende Quantität Mineralblau befand. Bei dem Versuch, die Oelfarbe mit der Hand wegzuwischen, rieb sie der Bemalte so fest in sein Gesicht, daß er vierzehn Tage lang wie ein Mandrill aussah.

Ueberhaupt spielte mein Jähzorn mir manchen Streich, und ich suchte mich daran zu gewöhnen, wenn ich ihn aufsteigen fühlte, bis zwanzig zu zählen; allein ich hatte nicht immer Zeit dazu, da bei mir meistens Donner und Blitz zusammenzutreffen pflegten.

Mein Gouverneur bestrafte mich einst in einer hypochondrischen Laune damit, daß er mich mehrere Wochen lang in der Ecke stehen ließ, während die Anderen draußen oder im Zimmer sich amüsirten. Er hatte mich wahrscheinlich ganz vergessen, und um ihn zu erinnern und in gute Laune zu versetzen, zerschnitt ich einen Wachsstock in eine Menge kleiner Stückchen, illuminirte damit meine Ecke, einen davorstehenden Stuhl und den Stiefelknecht, den ich in der Hand hielt. Ueber den Glanz seiner nur leicht verhängten Glasthür erstaunend, trat Wedekind in unser Zimmer, und ich präsentirte ganz ernsthaft mit meinem illuminirten Stiefelknecht wie mit einem Säbel. Die List gelang, ich wurde erlöſ't.

Der neue Cadet konnte allenfalls nackt in die Anstalt geliefert werden, denn er erhielt alles, was er bedurfte, und das nicht allein, auch für unsere Vergnügungen wurde auf eine wahrhaft väterliche Weise gesorgt. Jede Compagnie besaß eine ziemlich zahlreiche Bibliothek, in der sich nicht allein unterhaltende Kinderschriften aller Art, sondern auch solche Werke der bessern Dichter vorfanden, welche nicht gar zu weit über den Kreis unseres Verständnisses hinausragten. Die Auswahl war mit großer Sorgfalt getroffen, jedoch nicht von den Geistlichen, sondern von den Officieren und Gouverneuren.

Als eine Uebersetzung der Iliade in die Bibliothek kam, erregte sie im Cadettencorps eine förmliche Revolution. Wir verwandelten uns sämmtlich in Griechen und Trojaner; wir machten uns Helme und Schilde von Pappdeckel, welche

letztere mit unseren gemalten Wappen geschmückt wurden. Auf dem Hofe wurden hitzige Schlachten geliefert mit hölzernen Schwertern und Bohnenstangen, die als Speere dienten, und welche wir noch besser zu schleudern verstanden, als die homerischen Hohnreden, mit denen sich die Helden aufreizten.

Ich war damals noch Schnappsack und focht als gemeiner Grieche; allein mein Freund Theodor von Schlichten war Odysseus. Einst traf er auf dem Schlachtfelde den grimmigen Hektor von Diereke, welcher damals der „Corpsstärkste“ war. Nachdem sich beide in tapferen Reden erschöpft hatten, schleuderte Hektor seinen furchtbaren Speer; Odysseus versäumte es, sich mit seinem Schilde zu decken, und die zugespitzte Bohnenstange fuhr ihm in den Backen, so daß die Spitze zum Munde herausragte. Odysseus vergoß keine Thräne, als wir ihm den gefährlichen Splitter auszogen und ihn ins Lazareth brachten, an dessen Fenster er bald darauf mit seltsam verbundenem Kopfe erschien, um den unten versammelten Griechen zu zeigen, daß er sich aus der Wunde nichts mache, die keineswegs ungefährlich war.

Theodor von Schlichten hatte einen Zwillingsbruder im Cadettencorps, welcher ihm so ähnlich sah, daß man beide beständig verwechselte. Die komischen, durch diese Verwechselung herbeigeführten Vorfälle hörten durch eine sehr traurige Begebenheit auf, welche im Winter 1823—1824 stattfand.

Beim Schlittschuhlaufen auf der Havel wagte sich der eine Schlichten auf einen verbotenen Fleck, brach ein und verschwand unter dem Eise. Der Gouverneur Sprengbihl überwand seine sonstige Furcht vor dem Wasser, sprang augenblicklich nach und faßte auch den Ertrinkenden; allein leider konnte er nicht schwimmen und beide ertranken trotz der Mühe, welche sich der herzueilende Lieutenant Mannkopf

gab. — Man begrub die beiden Verunglückten neben einander auf dem in der Nähe der Anstalt liegenden Kirchhof, und dem braven Gouverneur wurde auf dem gemeinsamen Denkmal eine ehrende Inschrift gesetzt. Kam der alte Oberst von Steinwehr an das Grab, welches er oft besuchte, dann pflegte er jedesmal andächtig den Hut abzunehmen und hinter demselben ein Gebet zu sprechen.

Kleinere Unglücksfälle, wie die Verwundung des anderen Schlichten durch Hektors Speer, kamen bei unseren wilden Spielen nicht selten vor; allein ich billige es sehr, daß trotzdem die Vorsteher der Anstalt nicht zu ängstlich waren. Ein Cadettenhaus ist kein Seminar; solche Spiele entwickeln den Muth und stärken Geist und Körper. Das Speereschleudern — das Zuspitzen war übrigens verboten gewesen — wurde indessen untersagt, und wir fochten Reiterschlachten, die weit erbitterter waren. Die Stärksten nahmen auf ihre Nacken Andere, die sich mit ihren Füßen festklammerten, wie jener Alte auf Sinbad. So rückten die Schaaren gegen einander, und es floß Blut, wenn auch nur mit der Faust gekämpft wurde. Einige Armbrüche, die bei Sturz von Roß und Mann stattfanden, brachten auch dieses Spiel in Verruf, und man rückte nun auf Krückenstelzen einander entgegen, was noch gefährlicher war, da es Jeder dem Anderen an Höhe der Stelzen zuvorthun wollte.

Auch ich ging nicht leer aus. Der „lange Wedell“ warf mich einst beim Ringen hin und ich verrenkte mir den Arm auf eine ganz abscheuliche Weise. Während der Nacht stand ich entsetzliche Schmerzen aus und als ich am anderen Vormittag in das Lazareth ging, war der Arm zur doppelten Dicke angeschwollen. Als der Bataillonsarzt Baumann ihn einrenkte, konnte ich ein Zeichen von Schmerz nicht unterdrücken, und der Doctor rief: „Ach was, ein Soldat muß

auf Nadeln tanzen können!“ Ich mußte den Arm viele Wochen in der Binde tragen; allein der Spott des Doctors that mir weher als der Arm, und ich vergaß ihn nicht.

Baumann litt an der Gicht, und die von ihm consultirten Potsdamer Aerzte entschlossen sich zu einer sehr schmerzhaften Heilmethode, derselben, die im ewigen Juden von Sue mit den Jesuiten vorgenommen wird. Ich erfuhr es und horchte unter dem Fenster des Zimmers, in welchem die Operation stattfand, um zu erfahren, ob der spöttische Doctor selbst den Schmerz ertragen könne. Zu meiner Genugthuung hörte ich ihn lustig brüllen und rief, indem ich seine Stimme nachahmte: „Ach was, ein Soldat muß auf Nadeln tanzen können!“ Alle Aerzte lachten und der Patient lachte mit, trotz seiner Schmerzen.

Die Beispiele der spartanischen Jugend reizten uns zur Nachahmung, — deßhalb verdroß mich auch des Doctors Spott so sehr — und wir übten uns im Ertragen aller möglichen Qualen. Schlägeaushalten, Nadeln ins Fleisch stechen oder tiefe Schnitte machen waren das Gewöhnliche; allein andere dieser Uebungen waren noch raffinirter. Dazu gehörte Gummi elasticum auf der Hand brennen, auf der Pulsader der Hand einen Schneeball zerschmelzen, oder einen Maikäfer über das Gesicht kriechen lassen, ohne eine Miene zu verziehen. Letzteres ist nicht so leicht, wie es manchem scheinen mag, besonders wenn der Maikäfer mit seinen zackigen Füßen in den Mund- oder Nasenwinkeln umherkitzelt.

Eine Zeitlang war das Laufen auf die Dauer Mode, und man konnte uns, Einer hinter dem Andern, die Arme in die Seite gestemmt, stundenlang im Trabe auf dem Hofe umherlaufen sehen. Ballspiele aller Art waren im Gebrauch; allein ein Turnplatz war leider in Potsdam nicht vorhanden.

Im Winter wurden natürlich Schneefestungen mit ungeheuerer Erbitterung vertheidigt und gestürmt.

Fechtstunden hatten wir in Potsdam noch nicht, allein einige Cadetten hatten Kindersäbel als Spielzeug. Mit einem geraden Ritterschwerte dieser Art focht ich mein erstes Duell aus. Graf S. hatte mich beleidigt, ich forderte ihn, und wir schlugen uns hinter einem jungen Akaziengebüsch im Hintergrunde des Hofes. Die Sache war höchst ernsthaft. Wir fuchtelten uns mächtig vor den Augen herum; ich hätte meinen Gegner zehnmal über den Kopf hauen können, allein ich fürchtete — ihm wehe zu thun. Dieselbe Rücksicht mochte bei ihm walten, allein Blut mußte fließen. Ich war so glücklich, einige Tropfen zu vergießen; mein Schwert hatte keinen Bügel und ich bekam eine kleine Wunde am Mittelfinger. Wir umarmten uns, und die „Ehrensache" war zur Zufriedenheit beigelegt.

Im Sommer wurden wir häufig zum Baden in die Havel geführt, wobei es merkwürdig war, daß wir wegen der vielen scharfen Muscheln und Steine des Bodens mit hölzernen Sandalen ins Wasser gehen mußten. Eine Anzahl Cadetten erhielt auch Unterricht im Schwimmen in der Anstalt, welche unter der Direction des Regierungsraths von Türk stand. Mein Schwimmmeister war der riesige Schellenbaumträger des ersten Garderegiments. Im ersten Jahre kam ich jedoch nicht von der Leine, allein im zweiten offenbarte sich mir in den ersten Lektionen das Geheimniß der Schwimmkunst und ich schwamm die Stunde auf der Brust ab, wodurch ich Fahrtenschwimmer wurde. Später in Berlin hielt ich eine Fahrt aus, welche zwei und drei Viertelstunden dauerte.

Die Gärten gewährten uns im Sommer viel Vergnügen. Jeder Cadet hatte nämlich eine Quadratruthe Land, welche

mit Federnelken eingefaßt war, und die er selbst bebauen mußte und nach seinem Geschmack einrichten durfte. Ueberall erhoben sich Rasenbänke und Lauben, und das Ganze bot wirklich einen reizenden Anblick. Zu jedem Gärtchen gehörte der an der einen Ecke im Gange stehende Obstbaum, dessen Früchte Eigenthum des Cadetten waren; es verdarb sich jedoch niemand den Magen daran, denn die Bäume waren damals kaum gepflanzt.

Die Menge der Federnelken und anderer Blumen lockte zahlreiche Schmetterlinge herbei, an denen die Gegend um Potsdam überhaupt reich war, und es wurde ihnen eifrig nachgestellt, da viele Cadetten Sammlungen hatten. Andere zogen Wappensammlungen vor, wozu der Ort allerdings besonders günstig war, denn wenn auch das Cadettenhaus ebensowohl für Nichtedelleute sein sollte, so waren, so lange ich dort war, doch nicht sechs Bürgerliche darin. Ich hatte hübsche Schmetterlings-, Wappen- und Kupferstichsammlungen. — Hunde, Vögel oder andere Thiere wurden von uns nicht gehalten.

Im Winter nach dem Abendessen trieben wir, was uns gefiel. Einige lasen, andere pappten oder spielten unter sich oder mit den Gouverneuren Schach. Besonders beliebt waren damals die Partieen à quatre mit vier Spielen und ebensoviel Spielern, wozu ein besonders eingerichtetes Schachbrett gehörte. — Eine Zeitlang war es sehr Mode, Sprichwörter aufzuführen, wobei das Unterste zu oberst gekehrt wurde, ohne daß man unserer harmlosen, aber lärmenden Fröhlichkeit Schranken gesetzt hätte. Viele besuchten auch den Hauptmann oder andere Officiere, die uns gute Romane von Walter Scott oder Cooper vorlasen. Diese Vorlesungen machten uns unendliches Vergnügen und die Romane wurden stets in unsere Spiele übertragen.

Sonntags und häufig auch Mittwochs und Sonnabends wurden unter Leitung eines Officiers oder Gouverneurs Spaziergänge in die wirklich hübsche Umgegend von Potsdam gemacht. Bald besuchten wir die königlichen Lustgärten, bald ging es in den Wald, an den Müggelsee oder auf den Ruinenberg. Dort wurde „Räuber und Soldaten" gespielt; Andere suchten Schmetterlinge oder Beeren oder amusirten sich damit, das Treiben der Ameisenlöwen zu beobachten, die in dem märkischen Sande unzählige kleine Trichter hatten. — Hin und wieder wurden auch weitere Ausflüge gemacht nach dem Stern, einem kleinen Jagdschlosse im Walde, oder Wasserfahrten nach der Pfaueninsel, dem Lieblingsplatze des Königs. Für Essen und Trinken wurde bei solchen Gelegenheiten stets reichlich gesorgt, und diese Partieen waren reizend.

Ueberhaupt kann ich wohl sagen, daß die drei Jahre, welche ich in der Cadettenanstalt zu Potsdam zubrachte, die glücklichsten meines Lebens gewesen sind. Die ganze Einrichtung des Hauses war so einfach, zweckmäßig und vernünftig, die Behandlung so gütig und liebevoll, daß ich nur mit inniger Rührung und Dankbarkeit daran zurückdenken kann. Mir ist diese Anstalt, wie sie damals war, stets als eine Musteranstalt erschienen. Dazu hundert und fünfzig Knaben aus den besten Familien des Königreichs als Spielkameraden, — kurz, ein Kind konnte gar nicht besser aufgehoben sein als dort. Wie traurig und abgeschmackt erscheinen mir dagegen manche andere Erziehungsanstalten, wo Nichtmilitärs militärische Zucht nachzuahmen streben, wo die Kinder in so frühem Alter über ihre Kräfte angestrengt, mit todtem Kram förmlich geistig genudelt und zu einseitigen Pedanten erzogen werden.

Im Cadettenhause war alles militärisch; allein diese Ordnung artete nicht in Starrheit aus und wurde jedem

leicht und angenehm, denn sie erleichterte wirklich das Leben. Zu allen Verrichtungen trat man militärisch an, stellte sich nämlich in Reih und Glied und marschirte so nach dem Orte der Bestimmung, das heißt, man marschirte nicht wie die Rekruten, sondern einfach im Tritt, um sich nicht gegenseitig auf die Hacken zu treten. Bei den Spaziergängen ging man jedoch nach Gefallen, während man gerade hier Kinder anderer Anstalten paarweise gehen läßt.

Auch das Beaufsichtigen durch ältere Cadetten, das Avanciren zu Gefreiten und Unterofficieren, alles war höchst zweckmäßig und vernünftig; die Cadetten lernten so von Jugend auf sich an Pünktlichkeit, Ordnung und unbedingten Gehorsam, aber auch an die Anfangsgründe des Befehlens zu gewöhnen, — eine Kunst, die bei weitem mehr studirt sein will und weit schwieriger ist als das Gehorchen.

Im Theater hatten die Cadetten eine große Loge, und jeder kam in seiner Tour daran, dasselbe zu besuchen. Hatte man ein Stück schon gesehen, so konnte man mit einem Anderen tauschen. Hin und wieder erhoben sich Anstände gegen die damals sehr protegirten Ballette; allein diese von dem Pfarrer ausgehenden Erinnerungen fanden bei den Chefs keine Berücksichtigung. — In jener Zeit florirte Fräulein Sonntag, und ich erinnere mich noch mit großem Vergnügen, sie als weiße Dame und als Aschenbrödel u. s. w. gehört zu haben. Fast noch mehr entzückten mich aber Ludwig Devrient und Madame Stich.

Einst im Theater begegnete mir eine tragikomische Geschichte. Zur Feier der Standartenweihe war das Garde-Landwehr-Uhlanen-Regiment ins Theater geschickt worden und ebenso eine Deputation aus dem Cadettencorps, wobei ich mich befand. Das ganze Haus roch nach Pferden und Lederzeug.

Im Zwischenakt wollte ich mir etwas aus der Conditorei holen und rannte, wie aus der Pistole geschossen, die Treppe hinunter und gegen eine Person, die in Uhlanenuniform geknöpft war. Als ich erschrocken meine Augen erhob, sah ich in das halb ärgerliche, halb lachende Gesicht des Königs, der von meinem Anfall zurückgeprallt war. Er streckte den Arm nach mir aus, allein ich schlüpfte unter demselben durch und lief davon. „Der hat's eilig," meinte der Kronprinz und die Uebrigen lachten. Der König und die Prinzen hatten sich nämlich auf den Gang gestellt, um hier ein wenig frische Luft zu schöpfen. Der König trug an diesem Tage dem Regiment zu Ehren Uhlanenuniform. Wäre ich nicht gar zu bestürzt gewesen, so hätte ich mich gern von dem König fangen lassen, denn ich hatte ihn nicht wenig lieb und würde mich gern bei ihm für meine Aufnahme ins Cadettencorps bedankt haben.

Waren in Potsdam irgend welche Sehenswürdigkeiten aufgestellt, oder gab irgend ein berühmter Taschenspieler oder sonstiger Künstler, der Kinder besonders interessirte, Vorstellungen, so wurden wir Cadetten stets hingeführt. Nicht selten wurden auch dergleichen Leute engagirt, ihre Vorstellungen für die Cadetten im Versammlungssaale zu geben. Allen großen Paraden wohnten wir ebenfalls bei und erhielten stets unsern Platz neben dem Könige oder ihm gegenüber, so daß die Truppen zwischen ihm und dem Cadettencorps hindurch marschirten. Kurz man ließ keine Gelegenheit vorübergehen, uns ein nützliches oder harmloses Vergnügen zu machen. Als Kaiser Alexander gestorben war, wurde eine seiner Uniformen und einer seiner Hüte in der Garnisonkirche am Altar ausgestellt. Auch dahin wurden wir zur Anbetung geführt! — Dieser monarchische Götzendienst schlägt denn doch noch jede religiöse Reliquien-Narrheit. —

War das Wetter nicht gar zu schlecht, dann wurden wir alle Sonntage in die Garnisonkirche geführt, die außer als Begräbnißplatz des großen Friedrich auch noch durch ihr Glockenspiel berühmt ist, welches mir indessen als das langweiligste Ding auf der Welt erschien. Es spielt Jahr aus Jahr ein „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" und ich wundere mich gar nicht darüber, wenn man in Potsdam einen förmlichen Ekel vor aller Treu und Redlichkeit bekommen hat. In der Kirche sahen wir stets den König und die Prinzen, und selbst bei der größten Kälte saßen sie ohne Mäntel da. Der König hörte mit der ernstesten Aufmerksamkeit der Predigt zu. War der Gottesdienst zu Ende, dann stand er schnell auf und zog mit einem ihm eigenthümlichen kleinen Ruck die hinaufgerutschte Uniform herunter.

Prediger waren damals der Bischof Eylert, der Probst Offelsmayer und Bernhardi, der Cadettenprediger. Letzterer war im Freiheitskriege ein sehr lustiger Kamerad in „Lützows wilder verwegener Jagd" gewesen und nach dem Frieden ein sehr frommer Prediger geworden. Er pflegte nicht selten alle Welt abzukanzeln und gegen die Sittenlosigkeit im Allgemeinen zu Felde zu ziehen. Kinderbälle waren ihm ein Gräuel, und als er einst am Sonntage nach einem solchen eine Menge halbwüchsiger Mädchen in der Kirche sah, rief er in seiner Predigt: „Das alles kommt von den verderblichen Kinderbällen! Da sitzen nun die armen jungen Mädchen," — dabei zeigte er mit der Hand ins Parterre — „mit bleichen Wangen!" — Das war aber nicht der Fall, denn sie wurden alle blutroth. — „Anstatt am Sonnabend zur Vorbereitung auf den Tag des Herrn in ihr Kämmerlein zu gehen und zu beten, springen sie bis tief in die Nacht auf diesen Baalsfesten umher" u. s. w. —

Er kam indessen manchmal mit seinem Eifer übel an. Als er einst bei der Schloßwache vorüberging, hörte er die Garde-Jäger Lieder singen, die ihm mißfielen. Er ließ es sich einfallen, in die Wachtstube zu gehen; dort stellte er sich auf eine Bank und fing an die Soldaten gehörig abzukanzeln. Allein diese verstanden die Sache unrecht und riefen; „Was will der Pfaff hier? Hinaus mit ihm!“ — Der Prediger eiferte immer heftiger, und das Ende vom Lied war, daß ihn die Jäger zum Fenster hinaus warfen. Er beklagte sich beim Könige; allein dieser sagte in seiner kurzen Weise: „Hat nichts in der Wachtstube zu suchen.“ —

Im Cadettencorps hatte, wie schon bemerkt, der Prediger wenig Einfluß, und trotz seines Abscheus vor Kinderbällen veranstaltete man für uns einen solchen — und zwar einen Maskenball — im Cadettenhause selbst.

Zweites Capitel.

Oberst von Steinwehr. — Seine Zerstreutheit. — Seine Güte. — Major von Eberhardt. — Hauptmann von Rebenstock. — Der Regimentsarzt Baumann. — Krieg mit ihm. — Oelmalerei. — Gouverneur Buchholz. — Tieks dramatische Märchen. — Mein Trauerspiel Jugurtha. — Klägliches Ende desselben. — Pensionäre im Cadettencorps. — Zarte Freundschaftsbündnisse. — Friedrich v. Sallet. — Ausurlaubgeben. — Besuch in Berlin. — Ferienreisen nach Hause. — Tod des Obersten. — Der neue Compagniechef. — Besuch sämmtlicher königlicher Schlösser. — Versetzung in die Cadettenanstalt nach Berlin.

Doch es ist nun wohl Zeit, daß ich auch etwas näheres von unserm guten Obersten sage, der uns, da er selbst keine Familie hatte, als seine Kinder betrachtete. Auf Werbung in der Schweiz soll er sich in eine Liesli oder Mimili verliebt haben. Ob sie starb, untreu wurde oder bereits verheirathet war, weiß ich nicht; allein so viel ist gewiß, daß er sie nicht bekam und ihr zeitlebens ein treues Andenken bewahrte. Auch hing das Bild einer Schweizerin in seinem Zimmer, und es hieß, es sei seine Geliebte gewesen. — Er war ein alter, großer, eben nicht hübscher Mann. Sein bartloses Gesicht ward durch eine röthliche Perrücke, Sommersprossen und hervorstehende Unterlippe eben nicht verschönert; allein man vergaß das über dem milden und freundlichen Ausdruck, der selbst dann nicht ganz verschwand, wenn er einmal böse wurde, was übrigens sehr selten geschah.

Häufig sah man ihn in einer braunen Jacke und Strohhut, einen Stock mit einem Gemshorn als Griff in der Hand, nicht selten ein Körbchen mit frisch gepflückten Früchten am Arm, umhergehen und oftmals so die Schulklassen besuchen. Gewöhnlich hielt er sich außerordentlich gerade und sah darauf, daß dies auch die Cadetten thaten. Häufig kam er in die Tanzstunde, und nicht selten sah man ihn, uns zum Vorbild, mit altväterischer Grandezza die Menuette tanzen, wobei seine Unterlippe noch um einen Zoll weiter vortrat. Machte ein Cadet bei diesem seinem Lieblingstanz die Pas nicht nach seinem Geschmack, dann faßte er mit seinem Gemshorn den Ungeschickten in der Halsbinde oder Jacke, zog ihn zu sich heran und belehrte ihn.

Das eigentliche Steckenpferd des Obersten war jedoch nicht die Menuette, sondern die Mathematik. Man sagte, daß er ein ausgezeichneter Mathematiker gewesen sei, worüber ich jedoch nicht entscheiden kann; seiner Zerstreutheit nach zu schließen mußte er aber wenigstens ein Newton sein. Diese Zerstreutheit führte oft sehr komische Scenen herbei.

Er aß häufig bei seinem Freunde, dem General von Puttkamer. Einst vor Tisch bat er die Generalin um Feder und Papier, da er sich etwas notiren müsse, und sie wies ihn an einen Schreibtisch. Der vor ihm liegende Bogen bedeckte sich bald mit Zahlen, und er vertiefte sich so in Berechnungen, daß er gänzlich vergaß, wo er war. Endlich kam die Generalin und rief: „Nun, lieber Oberst, die Suppe ist auf dem Tisch." — „Scher' Sie sich hinaus!" fuhr er sie an, und da sie seine Zerstreutheit kannte, ging sie lachend hinaus. Nach einiger Zeit kam sie jedoch zurück, ihre Mahnung wiederholend. Nun griff aber der Oberst nach seinem Stock, bis ihn das laute Lachen der Generalin daran erinnerte, daß es nicht die Petri sei, die ihn störe.

Die Petri war nämlich seine Haushälterin und Frau seines Bedienten, der zugleich Kutscherstelle versah. Das schon ältliche Paar galt sehr viel bei seinem Herrn, und hatten wir Cadetten ein besonderes Anliegen und wollten zum Beispiel bei sehr schönem Wetter einen freien Nachmittag haben, dann wurden Petris ins Complott gezogen. — Diese waren ihm unentbehrlich, denn revidirten sie nicht, ehe der Oberst ausging, seinen Anzug, so konnte darauf gerechnet werden, daß irgend etwas Wesentliches daran vergessen war. Nicht selten kam er ohne Degen oder mit Einem Epaulet auf die Parade. Häufig trug er zur Uniform schwarze Beinkleider und hohe Stiefel mit silbernen Anschnallsporen. Eines Vormittags ging er in seinem Garten umher und betrachtete seine Blumen und Gemüse, wie er meinte, vollständig zur Parade angekleidet. Das war auch beinahe der Fall; er hatte nur die Hosen vergessen und die hohen Stiefel über die Unterbeinkleider gezogen.

Ich stand bei dem alten Herrn in besonderer Gunst. Dies verdankte ich jedoch weniger mir selbst, als der Schwester meines Vaters, Frau v. A. Diese war früher Stiftsdame im Stift Heiligengrabe gewesen und auf dem Punkte Aebtissin zu werden, als sie sich verheirathete. Sie wandte nun ihren Einfluß an, die Wahl von Fräulein von Steinwehr durchzusetzen, welches die Schwester unseres Obersten und des Generals war, der an der Spitze der Officier-Examinations-Commission stand. — Reiste ich in den Pfingstferien nach Berlin, so verfehlte der Oberst niemals mir ein Körbchen selbstgezogener Spargel oder ein anderes Product seines Gartens für die Tante mitzugeben. Sonntags lud er mich sehr häufig zu sich zu Tische und fuhr Nachmittags mit mir spazieren in Kirsch- oder Weingärten, wobei

ich beständig ein Examen im Französischen auszuhalten hatte. Ueberhaupt lud er oftmals Cadetten zu Tische.

Nur ein einzigesmal sah ich den Obersten wirklich böse. Ich war bei ihm zu Tische, als der Amtmann, der in der Nähe der Anstalt wohnte, ihm die Anzeige machte, daß ein Cadet ihm das Fenster eingeworfen habe. Der ohne alle Absicht mit einer Schleuder geworfene Stein war durch das Fenster und gerade in die Suppenterrine gefahren, während die Familie des Amtmanns bei Tische saß. Meine hartnäckigen Fürbitten machten den alten Herrn so ärgerlich, daß er mich zum Zimmer hinausjagte.

Major von Eberhardt, mein Compagniechef, war nicht weniger freundlich und liebevoll gegen die Cadetten, als der Oberst; allein er war ein Mann von ganz verschiedener Art. Er mochte damals in der Mitte der Dreißiger sein, war von mittlerer Größe, kräftig und hübsch gewachsen, mit schönem, lebhaften Gesichte, welches gewöhnlich einen sehr wohlwollenden Ausdruck trug; wurde er aber böse, dann funkelte sein Auge und wir zitterten. Er hatte nur einen Fuß, allein trotz desselben und seines Stockes kleidete er sich immer sehr sorgfältig, und seine Epaulettes und Uniform, welche mehrere Orden zierten, funkelten stets wie nagelneu. — In der Schlacht bei Jena war er noch Fähnrich. Die Fahne gerieth in große Gefahr und wäre verloren gegangen, wenn er nicht in vollem Kugelregen damit durch den Fluß geschwommen wäre und sie so gerettet hätte. Für diese That erhielt er den Orden pour le mérite; wie man mir sagte, der einzige, der 1806 in der preußischen Armee ausgetheilt wurde. — Bei Leipzig nahm ihm eine Kanonenkugel ein Bein weg.

1845 sah ich ihn auf dem Potsdamer Bahnhof; er hatte sich in den zwanzig Jahren fast gar nicht verändert, nur

waren seine Haare schneeweiß und nahmen sich sehr gut aus zu den blitzenden Generalsepaulettes. Ich hatte nicht mehr Zeit ihn anzureden, allein betrachtete ihn mit Rührung und Ehrfurcht, indem ich bei mir dachte: das ist doch einmal ein Mann, der sein weißes Haar recht mit Ehren trägt. Ich bin versichert, daß die Tausende von Officieren, deren Jugend er leitete und beschützte, meine Gefühle theilen werden.

Hauptmann von Rebenstock, der Chef der ersten Compagnie, war nicht weniger herzlich und liebenswürdig und ein Mann von ungewöhnlicher wissenschaftlicher Bildung. Er machte hübsche Verse und es existiren von ihm Uebersetzungen des Nibelungenliedes und des befreiten Jerusalems, die sehr gut sein sollen.

Ein Mann, der mich lebhaft interessirte, war der schon genannte Doctor Baumann, der zum Regimentsarzt avancirt war. Er war ein sehr geschickter Kinderarzt, der die Cadetten mit der äußersten Sorgfalt behandelte, allein leicht gereizt und heftig, woran wohl sein Gichtleiden schuld sein mochte. Wir geriethen einst hart aneinander. Als ich nach dem Scharlachfieber im Reconvalescentenzimmer war, unterhielten wir uns mit dem Compagniearzt, welcher behauptete, das Gesicht jedes Menschen habe mit dem irgend eines Thieres Aehnlichkeit, wenn man den unteren Theil mit der Hand verdecke. Wir alle hatten bereits unsere Bestialität dargethan, als ich den Doctor bat, nun auch selbst die Hand unter die Nase zu halten. Sogleich rief ich: „Natürlich wie ein schwarzes Schaf!“ und die Anderen stimmten lachend mit ein. Die Aehnlichkeit war in der That frappant und wurde durch dichte, schwarze, krause Haare noch vermehrt. Der Doctor nahm aber meinen Vergleich so übel, daß er mich beim Regimentsarzt verklagte. Dieser fuhr wüthend

auf mich ein, allein ich blieb dabei, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Nun hielt er mir seine Seejungfer — wie wir die Sphinx auf seinem Stocke nannten — dicht unter die Nase; ich glaubte, er wolle mich schlagen und rief: „Ja, thun Sie es einmal!" Dabei sah ich ihm dicht und scharf in die Augen, denn er hatte sich ganz vorgebeugt, obgleich mir die Thränen die Backen hinunterliefen. Er gerieth darüber ganz außer sich und schrie: „Sie sollen sich vor mir beugen, oder ich will das Leben nicht haben!" Darauf stampfte ich mit dem Fuße und rief trotzig: „Nie!" — Er verklagte mich beim Obersten, der gerade dazu kam, um mir ein paar Apfelsinen zu bringen. Er beruhigte den Regimentsarzt und wies mich liebreich zurecht.

Der Regimentsarzt trug mir meine Unart nicht nach, sondern gewann mich im Gegentheil recht lieb. Er malte nämlich sehr hübsch in Oel, sowohl historische Bilder als Landschaften. Als ich einst in seinem Atelier war, bewunderte ich eine der letzteren, eine Waldgegend, und da es mir von Herzen ging, so wußte ich mich so beredt darüber auszudrücken, daß er ebenso erstaunt wie geschmeichelt war. Ich durfte nun öfter bei ihm sein, wenn er malte, was dann in mir selbst große Lust zum Malen erweckte. Leider konnte er sich nicht mit mir beschäftigen; aber ganz in der Stille kaufte ich mir trockene Oelfarben, die ich selbst mit unendlich viel Oel, wie Wasserfarben anrieb, und wußte mit den Fischpinseln, die sich wie kleine Besen ausspreizten, gar nichts anzufangen. Ich hatte denn auch den Kummer, daß meine Tante in Berlin, der ich meine erste Landschaft zeigte, einen auf dem Wasser schwimmenden Kahn für — einen ins Wasser gefallenen Hund hielt! Das war nicht sehr ermuthigend; allein ich ließ mich nicht abschrecken, und die zweite Landschaft ward schon ins Zimmer gehängt, obgleich die Tante

erklärte, daß eine weiße Wolke, auf welche ich sehr stolz war, natürlich wie eine Puderquaste aussehe.

Als Herr Wedekind die Anstalt verließ, erhielt meine Brigade einen sehr angenehmen jungen Mann Namens Buchholz zum Gouverneur. Er fand Vergnügen an unserem Umgang, und ich war beständig in seinem Zimmer, wo mich seine kleine Bibliothek anlockte, in der ich umherstöbern durfte. Besonders zogen mich Tieks dramatische Märchen an, die ich mit wahrhafter Gier immer und immer wieder verschlang.

Es erwachte bald in mir die Lust, ebenfalls zu schriftstellern, und ich hatte im Lazareth ein Lustspiel geschrieben, welches die Anderen aufführen wollten. Daraus ward aber nichts. Endlich versuchte ich mich an einem Trauerspiel: „Jugurtha," wegen dessen ich sehr gelobt wurde. Ich nahm das Manuscript mit nach Berlin, und meine Tante veranlaßte mich, es vorzulesen, als meine sämmtlichen Verwandten anwesend waren. Man hörte mir mit aufmunternder Aufmerksamkeit und Beifall zu, als Jugurtha unglücklicher Weise seine mit den Römern intriguirende Frau im Zorne mit: „Weib!" andonnerte. Die schreckliche Miene, welche ich dabei machte und die rauhe Stimme, die ich annahm, kleideten den kleinen Cadetten, dessen Füße vom Stuhl noch nicht ganz auf die Erde reichten, so possierlich, daß ein junges Fräulein darüber in ein Gekicher ausbrach. Erstaunt ließ ich mein Heft sinken, und mein über das Lachen in so ernster Scene ergrimmtes Gesicht verursachte nun ein allgemeines Gelächter. Ich glaubte man lache mein Stück aus, sprang vom Stuhle und rannte in die Küche, wo ich mit bitteren Thränen ein Blatt des Manuscripts nach dem anderen verbrannte. Meine Lieblingscousine kam mir nach und wollte den Mord verhindern; allein ich war gar zu sehr gedemüthigt und nicht eher zufrieden, als bis ich das letzte Blatt verbrannt hatte.

Daß die Stellen im Cadettenhause sehr gesucht waren, ist leicht erklärlich; denn es waren damit außer den Vortheilen der Erziehung noch andere verbunden. Wer die Anstalt als Officier verließ, was schon an und für sich ein großer Vorzug war, erhielt gleich den vollen Lieutenantsgehalt, wenn er auch überzählig war; andere junge Officiere mußten sich oft jahrelang mit dem Fähnrichsgehalt behelfen. Wer Cadet gewesen war, hatte jedoch die Verpflichtung, für jedes in der Anstalt zugebrachte Jahr zwei in dem stehenden Heere zu dienen.

Viele Eltern, deren Kinder keinen Anspruch auf Aufnahme machen konnten, gaben sich daher Mühe, dieselben wenigstens als Pensionaire eintreten lassen zu dürfen, was übrigens ebenfalls nicht leicht zu erlangen, da die Zahl der Pensionaire begrenzt und sehr mäßig war; in Potsdam durften es, glaube ich, nicht mehr als fünfundzwanzig sein. Die Pensionaire unterschieden sich in nichts von den Cadetten, nur daß sie bezahlten; für das erste Jahr 250 und für die folgenden 150 Thaler; auch mußten sie für Bettzeug und Wäsche selbst sorgen. Hin und wieder gab es auch halbe Pensionaire. Durch diese Einrichtung ward auch die Aufnahme von Ausländern, das heißt Nichtpreußen, möglich, und wir hatten unter uns mehrere Hannoveraner, Braunschweiger u. s. w.

Die Anstalten in Potsdam und Culm — damals existirten weiter keine, jetzt giebt es deren vier — waren nur Vorbereitungs-Anstalten für die in Berlin, wohin die Cadetten in ihrem vierzehnten Jahre versetzt wurden.

Da jede Compagnie ihr besonderes Haus bewohnte, ihre Gärten auch getrennt waren und jede besonders spazieren geführt wurde, so war es natürlich, daß die zu einer Compagnie gehörigen Cadetten sich unter einander genauer kennen

lernten, als die der anderen, mit denen sie nur in den Schulklassen und auf dem Spielplatz zusammen kamen; auch auf dem Speisesaal nahm jede Compagnie eine besondere Seite ein. Zu Besuchen im anderen Compagniegebäude, hauptsächlich am Abend, bedurfte es besonderer Erlaubniß.

Freundschaftsbündnisse unter den Cadetten bestanden natürlich in großer Menge. Häufig trugen dieselben ganz den Charakter der schwärmerischsten Liebe und waren von allen Symptomen derselben begleitet. Schöne und besonders zarte Knaben hatten ebenso ihre Schaar eifriger Anbeter wie irgend eine Modeschönheit. Man bewarb sich auf alle Weise um ihre Gunst; man schmollte, war selig oder in Verzweiflung, war eifersüchtig und seufzte oder ras'te à la Werther. Auch zarte Briefe wurden geschrieben, wenn die Zunge zu blöde war, das Geständiß zu machen; es ließ sich nichts Zarteres denken, als diese Kinderfreundschaften.

Für hübsch und angenehm hatten die Cadetten ein besonderes, gar nicht übles Wort, nämlich m o l l i g. Ein Gesicht konnte mollig sein, eine Birne schmeckte mollig, und war das Wasser beim Baden warm, so war's mollig. Ein hübscher Junge, der viele Bewerber um seine Freundschaft hatte, hieß „Mollsack," und in Berlin noch von alten Zeiten her eine „Laxans;" jemand im Gesicht streicheln oder ihn in die Backen kneipen hieß ihn laxiren.

Meine Flamme war ein hübscher zarter Knabe, der fleißigste und ordentlichste des ganzen Cadettencorps, der dann auch in Potsdam Compagnieführer und später in Berlin Portépéeunterofficier wurde. Ich schrieb die zartesten Briefe, ja ich machte Verse an ihn; ich schenkte ihm alles, was ich nur hatte, schöne Bücher und Bilder; allein ich hatte sehr gefährliche Nebenbuhler. Diesen war es einst gelungen, Mißtrauen zu säen, und wir sprachen wohl Monate kein Wort

miteinander und vermieden es uns anzusehen. Ich war entsetzlich unglücklich und stahl mich am Tage heimlich in den Schlafsaal, um meinen Kopf nur einen Augenblick auf das Kissen zu legen, auf welchem der seinige des Nachts ruhte!

Friedrich von Sallet, der Dichter des Laienevangeliums, war mit mir zugleich im Potsdamer Cadettencorps; allein er war ein Jahr früher als ich dorthin gekommen, daher in einer höhern Classe und überdies bei der ersten Compagnie, so daß ich mit ihm nicht in häufige Berührung kam. Er war ein sehr leidlicher, aber etwas zarter und stiller Knabe, der an unsern wilden Spielen selten Antheil nahm.

Das größte Vergnügen der Cadetten war das „Aufurlaubgehen." Eine Menge derselben hatte Verwandte oder Freunde in Potsdam, welche sie am Sonntag Nachmittag besuchen durften.

Indem ich von Verwandten rede, muß ich eine Eigenthümlichkeit der Cadetten erwähnen, die wohl mehr oder weniger in jeder Anstalt herrscht, aber im Cadettencorps eine besondere Färbung annahm, die noch im spätern Leben der Officiere zu erkennen war. Es war dies der Adels- und Militärstolz. Die Vorgesetzten thaten durchaus nichts, was diese Lächerlichkeit hätte nähren können, ja ich glaube, daß sie deren Existiren gar nicht gewahr wurden, oder vielleicht — ignoriren mußten, da man sie für nützlich hielt.

Ein „Bürgerlicher" und ein „Civilist" wurden mit einer Geringschätzung betrachtet, die sich bei jeder Gelegenheit aussprach. Kamen Verwandte in die Anstalt, was häufig geschah, besonders während des Essens oder der Parade, dann wurden sie von den gesammten Cadetten der schärfsten Kritik unterworfen und die kleinen Schlingel hatten ein merkwürdig feines Gefühl für alles Lächerliche. Vornehme Verwandte warfen einen noch einige Zeit nach dem Besuch nachwirken-

den Lüstre auf den Cadetten, und das Umgekehrte war der Fall, wenn Jemand das Unglück hatte, von einen armen Onkel, — oder gar von einem bürgerlichen Verwandten aufgesucht zu werden! Hohe Civilbeamte — wie Minister und Präsidenten — ließ man allenfalls passiren; ebenso pensionirte Officiere und Gutsbesitzer, wenn sie nicht gar zu landjunkermäßig aussahen; allein ein Kaufmann, oder wer überhaupt ein Geschäft hatte, wurde mit dem Namen „Dütchendreher" verächtlich bezeichnet.

Sonnabend Abend oder Sonntag früh wurden von den Gefreiten du jour die Urlaubsbücher geschrieben, in denen aufgezeichnet ward, wohin jeder Urlaubsuchende am Sonntage Nachmittag zu gehen wünsche. In der Conferenz der Officiere und Gouverneure wurde darüber entschieden, und wer „von Urlaub gestrichen" wurde, hatte keinen kleinen Kummer.

Zu Ostern, Pfingsten, während der Hundstage und zur Weihnacht fanden Ferien statt. Die Hundstagsferien dauerten vier bis fünf Wochen, und während derselben reiste jeder, der nur irgend konnte, zu seinen Eltern und Verwandten. Diese Urlaubsreisen wurden von Seiten der Anstalt auf jede Weise befördert, damit das Band, welches die Eltern mit den Kindern verband, durch zu lange Abwesenheit nicht gelockert werde. Das Generalpostamt bewilligte zu diesem Zweck eine Anzahl freier Postpässe, welche dem Gebrauch gemäß auch in baarem Gelde empfangen werden konnten. Das wurde von den Chefs auf das Zweckmäßigste angewandt, so daß mittellose Cadetten nicht allein freie Reise, sondern auch noch hinreichende Mittel für Zehrungs- und sonstige Nebenkosten erhielten.

Da es damals noch keine Eisenbahnen gab, so konnten viele Cadetten, deren Eltern in den Rheinprovinzen oder in

Westfalen wohnten, diese nur in den langen Ferien besuchen; es gab indessen immer noch eine Anzahl, welche gar keine Angehörige hatten, die sie hätten besuchen können, und für diese wurde während der Ferien auf die allerliebevollste Weise gesorgt, so daß auch ihnen die Zeit der Ferien eine Zeit der Erholung und Freude wurde. Zur Weihnacht wurden Geschenke eingekauft und für die Zurückgebliebenen jeder Compagnie ein großer Weihnachtsbaum angezündet. Kurz, ich kann es nicht oft genug erwähnen, wie wahrhaft herzlich und väterlich, — nein mütterlich, die Vorgesetzten der Potsdamer Anstalt für ihre Cadetten sorgten.

In der ersten Zeit hatte ich in Potsdam keine Familie, welche ich am Sonntag besuchen konnte, wurde aber hin und wider von guten Freunden zu ihren Verwandten mitgenommen. Endlich ward ich sonntäglicher Gast bei der Tante eines meiner Stubenkameraden, einer verwittweten Majorin von Tiesenhausen, die sich mit mütterlicher Freundlichkeit meiner annahm. — In den kürzern Ferien besuchte ich meine Verwandte in Berlin, wohin jedesmal ein paar „Landkutschen" voll Cadetten abgingen. In den Hundstagsferien kam es nicht selten vor, daß mit der Post nach dem Rhein oder nach Schlesien vierzig bis fünfzig Cadetten zugleich fuhren; ein lustiges, unruhiges Corps, welches den Conducteuren nicht wenig zu schaffen machte.

Als wir einst bei der Rückreise durch Magdeburg kamen, brachte die Generalin von Pfuel ihren Sohn an den Postwagen und sagte uns, daß während unserer Abwesenheit unser guter Oberst von Steinwehr gestorben sei. Wir alle weinten, und die Generalin ebenfalls, die zu uns sagte: „Ja Kinder, ihr habt wohl Ursache zu weinen, denn er war euch allen ein zweiter Vater." — An seiner Stelle ward Major von Eberhardt Chef des Potsdamer Cadettencorps und die

zweite Compagnie erhielt ein Hauptmann Hanneke, ein Mann, der vollkommen in den im Hause herrschenden Geist einging und uns allen bald lieb und werth wurde.

In den ersten Tagen nach den Ferien hörte man wohl manchen Cadetten heimlich in seinem Bette schluchzen; die zärtlichen Mütter und Schwestern wurden vermißt, vielleicht auch der gute Kaffee zum Frühstück, denn die Brod- und Semmelsuppen wurden mehrere Tage lang gründlich verachtet und selbst Flamery mit Obstsauce wurde beim Abendessen mit melancholischem Kopfschütteln bei Seite geschoben. Das dauerte so lange, als man noch Mutterpfennige besaß und die mitgebrachten Lebensmittel ausreichten. Sämmtliche Provinzen des preußischen Staates hatten zu jener Zeit ihre speciellen Delicatessen nach Potsdam geschickt: die Westfalen brachten Pumpernickel und Schinken, die Pommern Spickgänse, die Märker und Sachsen Würste und dergleichen, die Ostpreußen Königsberger Marzipan, welche Eßwaaren nach und nach brüderlich gemeinschaftlich auf jeder Stube zum Vesperbrod oder Frühstück verspeist wurden.

Die Versetzungen nach Berlin und die Aufnahme der Neuen fanden früher stets zu Ostern statt; allein man fand es zweckmäßig, diesen Wechsel nach den Hundstagsferien festzustellen. Dies geschah zum erstenmal 1827, und ich mußte daher drei Monate länger als ich gedacht hatte, in Potsdam bleiben.

Es war Gebrauch, daß vor der Versetzung nach Berlin alle Cadetten, welche es betraf, in sämmtliche königliche Schlösser geführt und ihnen überhaupt alle darin und anderswo in Potsdam und Umgegend befindlichen Merkwürdigkeiten gezeigt wurden.

Im Schloß in der Stadt bewunderte ich die prachtvollen Zimmer, die Kronleuchter mit ihren großen Kugeln

von Bergkrystall, deren manche 20,000 Thaler kosten sollten — der Kastellan wußte alle Preise sehr genau und auf ein paar Nullen kam es ihm nicht an, — eine Tischplatte aus einem Chyrsopras von 30,000 Ducaten, eben so theure Kamingesimse und noch eine Menge anderer kostbarer und interessanter Dinge.

Sanssouci war mir indessen am interessantesten; jedes Fleckchen erinnerte an den alten Fritz. In seinem Arbeitszimmer lag noch das Buch aufgeschlagen, in welchem er zuletzt gelesen, und fiel mir eine Büste Karls XII. von Schweden auf, die an der Erde stand. Mit ehrfurchtsvollem Schauer setzte ich mich in den Lehnsessel, in welchem der große König gestorben war, betrachtete die Standuhr von Schildpatt, welche im Augenblick stehen blieb, als auch Friedrich des Großen Lebensuhr abgelaufen war, und die seitdem nicht wieder aufgezogen worden ist.

Das prachtvolle neue Palais und besonders der Muschelsaal, der über eine Million Thaler gekostet haben soll, wurde gebührender Maßen angestaunt. Trotz aller Pracht kam mir das neue Palais doch stets wie ein grandioses Mausoleum vor. Damals befand sich auch noch eine schöne Gemäldegallerie in diesem Schlosse, welche später in das Museum nach Berlin kam.

Endlich hatten wir alle Herrlichkeiten besehen, nahmen von unsern Lehrern und Kameraden Abschied und fuhren in zwei oder drei „beskowschen“ Landkutschen mit etwas bangem Herzen nach Berlin ab.

Drittes Capitel.

Das Berliner Cadettenhaus. — Der Feldmarschallsaal. — Der Degen des Kaisers Napoleon. — Uniform. — Waffen. — Der Unterricht. — Mein Hauptmann. — Die andern Officiere. — Herr Dunkel. — Kulmer und Potsdamer. — Herr Kämpf. — Cadettenstreiche. — Die Pagen. — Scene zwischen dem General und einem Cadetten, der Prügel erhalten soll. — Die Linsenverschwörung.

Das Berliner Cadettenhaus liegt in der neuen Friedrichsstraße, und das dazu gehörige Terrain dehnt sich bis an den Königsgraben aus. Mehrere daneben und auf der andern Seite der Straße liegende Gebäude gehören dazu. Das Hauptgebäude ist dreistöckig und bildet ein Quadrat, welches einen großen Hof einschließt, der zum Unterschied von den andern der Quarréhof genannt wurde. Durch jede der vier Seiten des Hauses führt ein Portal. Durch das dem Eingang von der Straße gegenüber liegenden gelangt man in den Oeconomiehof; das zur rechten Hand führt in den Lazarethhof, und das links in den großen Hof, auf welchem das „Lehrgebäude“ steht, in dem sich außer den zum Unterricht nöthigen Räumen auch der Feldmarschallsaal befindet, der größte Saal ohne Säulen, den es damals in Berlin gab. Seinen Namen erhielt er von den Portraits brandenburgischer und preußischer Feldmarschälle und Generale, welche die Wände bedeckten. An der Hauptwand hing das lebensgroße Porträt des Königs Friedrich Wilhelm III. und zu

seinen Füßen war der Degen Napoleons angebracht. Der Brillantstern, der sich auf dem Griff befunden hatte, war indessen ausgebrochen und die Stelle durch eine Messingplatte verdeckt, auf welcher geschrieben stand, daß Fürst Blücher diesen Degen dem Cadettencorps verehrt habe. Der Mann einer meiner Cousinen, Oberstlieutenant von Keller, hatte ihn wie den ganzen Wagen des Kaisers nach der Schlacht bei Waterloo erbeutet.

Der Feldmarschallsaal wurde zu Bällen und sonstigen Festlichkeiten benutzt; auch fand in ihm das schriftliche Officiersexamen der Cadetten statt. Zum Betsaal war ein Raum im Hauptgebäude, neben dem gleich großen Fechtsaal, eingerichtet worden; beide Säle waren ihrer ausschließlichen Bestimmung gemäß eingerichtet und decorirt.

Auf dem großen Hofe, an dessen Seiten Baumgänge Schatten gewährten und der durch den Garten des Generals und der Compagniechefs — letztere am Canal liegend — verkleinert war, befanden sich Balken, Barren und Recke zum Turnen.

Die dreihundert Cadetten, aus denen das Berliner Corps bestand, waren in vier Compagnien getheilt, wovon jede wieder in Brigaden und Stuben zerfiel. Besondere Schlaf- und Waschsäle gab es in Berlin nicht; die Schlafzimmer jeder Brigade befanden sich neben den Wohnzimmern und enthielten Waschtische. Die Bettstellen waren von Eisen und standen längs den Wänden. — In der Wohnstube hatte jeder Cadet ein an der Wand stehendes Comptoirpult, unter dem sich ein Schrank befand; außerdem standen noch Arbeitstische im Zimmer. Die Gewehr- und Waffenschränke standen auf den Corridors.

Gouverneure gab es in Berlin nicht; allein jede Compagnie hatte einen Officier mehr und außerdem einen Re-

petenten. Die Compagnie befehligte ein Major oder Hauptmann, das Corps der General, der wieder unter dem Generallieutenant von Holtzendorff stand, damaligen Chef sämmtlicher Militärlehranstalten des Staates.

Die Uniform der Berliner Cadetten unterschied sich von der der Potsdamer nur durch weiße Achselklappen und durch Haarbüsche auf den Czakos, wie sie damals die Garde trug: mehr als ellenlange Fischbeine, um welche schwarze Pferdehaare befestigt waren — die ehemals getragenen Boas der Damen waren ähnlich fabricirt — Dinger, die nur dazu erfunden schienen, den Träger des Czakos im Balanciren desselben zu üben, was bei windigem Wetter keine kleine Aufgabe war. Außerdem trugen die Berliner Cadetten Infanteriesäbel an einem schwarzlakirten Bandelier über der Schulter; auch hatten sie zum Exercieren kleine Gewehre mit Bajonets und Patrontaschen, in welche natürlich aber niemals eine Patrone kam, denn es wäre lebensgefährlich für den Schützen gewesen, ein Cadettengewehr abzuschießen.

Jede Compagnie hatte einen halbinvaliden Tambour — natürlich kein Cadet — und ein Dutzend ganz invalider Hautboisten, welche auf diesem Ruheposten allmälig melodisch ihr Leben aushauchten. Alle Signale, zum Aufstehen, Unterricht u. s. w., die in Potsdam durch eine Glocke gegeben wurden, geschahen in Berlin durch die Trommel, wie denn überhaupt der ganze Anstrich der Anstalt schon strenger militärisch war. — Die aus Potsdam und Kulm kommenden Rekruten wurden von den älteren Cadetten im Exercieren mit dem Gewehr eingeübt. Um den Wachdienst zu erlernen, zog auch hin und wieder eine Wache von Cadetten auf.

Die Zahl der am Cadettencorps angestellten Lehrer war sehr groß und belief sich, wenn man die Unterricht gebenden Officiere und Repetenten mitrechnet, wie auch Fecht- und

Tanzlehrer u. s. w., auf etwa fünfzig. An der Spitze des Unterrichtswesens stand damals der bekannte Geograph, Professor Ritter. — Im Allgemeinen kann ich die Art und Weise des Unterrichts, wie er damals in Berlin statt fand, nicht eben besonders rühmen. Die meisten Lehrer orgelten ihr Persum Jahr aus Jahr ein herunter und schienen sich sehr wenig darum zu kümmern, ob die Schüler etwas lernten oder nicht; das war Sache der Schüler; waren sie faul, so kamen sie eben nicht als Officiere in die Armee. — Ueberhaupt fehlte in der ganzen Anstalt dieser Geist der väterlichen Sorgsamkeit und Liebe zu den Cadetten, wie er sich in Potsdam so schön aussprach, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich diesen Mangel der Persönlichkeit des Generals zuschreibe. Wären nicht die vier Compagniechefs, Hauptmann Richter, Major von Scheliha, Hauptmann von Herrmann und Hauptmann von Roberts durchaus tüchtige Männer gewesen, so würde es mit der Anstalt wirklich übel ausgesehen haben.

Das Einzige, worauf die Lehrer — und das thaten nur die tüchtigsten — hinarbeiteten, war, daß der Cadet sein Examen bestand; allein man kann bekanntlich ziemlich unwissend sein und ein solches dennoch ziemlich gut bestehen; denn das bloße Anhäufen einer Menge von Kenntnissen für einen bestimmten Augenblick nenne ich kein Wissen. Sollen die erworbenen Kenntnisse für das Leben Frucht bringen, so müssen sie gehörig verstanden und verarbeitet, sie dürfen nicht nur nothdürftig in den Kopf hineingepumpt werden, sie müssen gewissermaßen Fleisch und Blut geworden sein. Nach dem ersten Jahre im Regiment würden damals nur sehr wenige Officiere im Stande gewesen sein, das Officiersexamen nochmals zu machen. — Solcher Lehrer, die danach trachteten, daß das Gelehrte auch noch nach dem Examen Frucht für das Leben trug, solcher gab es in der Anstalt sehr wenige,

und sie hatten nicht einmal Dank davon, wenigstens nicht von Seiten des Generals. Die Meisten waren froh, wenn ihre Stunde um war, und strichen am Ende des Monats oder Vierteljahrs vergnügt ihren Gehalt ein.

Ich ward der vierten Compagnie zugetheilt, welche unter dem Befehl des Hauptmanns von Roberts stand. Es war dies ein kleiner Mann mit trockener Miene, der auf den ersten Anblick nichts Einnehmendes hatte; allein er war ein trefflicher Mann, der unter seiner ruhigen und nüchternen Außenseite nicht allein einen sehr gesunden Verstand und Menschenkenntniß, sondern auch ein ganz vortreffliches Herz verbarg. Sein Benehmen blieb sich immer gleich; ich habe ihn nie wirklich lachen gesehen; doch war er keineswegs abstoßend finster oder auch nur sehr ernst; sein Gesicht trug fast beständig den Ausdruck einer etwas sarkastischen Heiterkeit, welche sich häufig auch zu einem derartigen Lächeln steigerte, hin und wider selbst von zwei, drei Tönen begleitet, welche entfernte Aehnlichkeit mit leisem Lachen hatten. Zornig oder heftig habe ich ihn gleichfalls nie gesehen, und selten erhob er beim Reden die Stimme. Strafte er, so geschah es mit der allergrößten Ruhe; seine Ermahnungen waren selten, dann aber — gegen mich wenigstens — wohlwollend und väterlich. War man von ihm gescholten worden, so ging man nicht böse von ihm, im Gegentheil, es blieb eine Art wohlthuenden Dankgefühls gegen ihn in der Brust zurück. Niemand verstand es besser als er, seine Cadetten zu beurtheilen und ihrem Charakter gemäß zu behandeln. Es war nicht möglich, ihm ein X für ein U zu machen; ließ er es geschehen, so hatte er seine Gründe dafür; unbemerkt war es sicher nicht geblieben.

Lieutenant Mannkopf, den ich schon von Potsdam her kannte, war der erste Lieutenant unserer Compagnie. Er war

derber und rascher in seinem Wesen als der Capitän; allein niemals ungerecht oder gar bösartig. Wenn er ging, so geschah es stets schnell, und dabei pflegte er seine Arme tactmäßig rechts und links zu schleudern, daß er sich manchmal in den Corridors die Knöchel an den Wänden schlug. Wir fürchteten ihn wie das Feuer, denn er war überall, wo man ihn nicht haben wollte und ich, der mir etwas darauf zu gut that niemals erwischt zu werden, bin mehrmals von ihm ertappt worden, zu meiner großen Beschämung.

Der Lieutenant von Kozierowski war ein sehr angenehmer und liebenswürdiger Mann, der aber aus der bestgeklopften Uniform etwas Staub herauszuknipsen und am bestgeputzten Knopf einen Rand zu finden wußte. Er war groß und hübsch, seine Stirn breit, das dunkle Haar etwas kraus, die Zähne, welche er häufig sehen ließ, schneeweiß; sein Wesen stets anständig und freundlich. Wir mochten ihn alle gern und er war mir besonders gewogen.

Der dritte Lieutenant erschoß sich, und an seine Stelle kam Lieutenant Hennig, ein sanfter, herzensguter, munterer Mann, der sich viel mit uns abgab, gelegentlich mit uns tollte und dadurch in hohem Grade unsere Liebe erwarb.

Die Repetenten waren entsetzlich unnütze Geschöpfe und schienen nur dazu da, daß die Cadetten sich über sie lustig machten. Die Officiere gaben wenig auf sie, die Cadetten hatten keinen Respect vor ihnen, und die sogenannten Repetitionsstunden, die sie hin und wider gaben, nützten nicht das Geringste; sie waren das fünfte Rad am Wagen.

Der Repetent bei unserer Compagnie war ein schon über die erste Jugend gereifter Candidat Namens Dunkel. Er hatte blondes, ziemlich langes Haar, eine große Nase, kuriose Augen und eine hohle, stets erhobene Stimme, so daß es immer klang, als rede er aus der Ferne durch ein Sprach-

rohr; dabei hatte er die Gewohnheit, die Diphtongen sehr voll auszusprechen und nicht nur in gewählten Ausdrücken zu reden, sondern auch biblischer Satzbildung den Vorzug zu geben. Er war bei unserer Compagnie die komische Person und wurde vielfältig geneckt. Er war keineswegs bösartig oder einfältig, wenn sich auch nicht läugnen ließ, daß er einen kleinen Stich hatte; allein wehe dem Lehrer einer solchen Anstalt, der nur etwas Lächerliches an sich hat und dies nicht durch andere glänzende Eigenschaften vergessen machen kann.

Dem Fluchen war Dunkel sehr feind und suchte es uns abzugewöhnen. Für Gotts Himmel Donnerwetter! und dergleichen wollte er „ei potz tausend!“ einführen. Es wurde eingeführt, mehr als ihm lieb war, allein neben allen Donnerwettern. Ging er über den Quarréhof, auf den etwa 120 Fenster sahen, so hörte man bald von dieser Seite, bald von jener mit seiner nachgemachten Stimme rufen: „Ei potz tausend! ei potz tausend, wie ist es hier so dunkel!“ und der arme Mann warf seinen Kopf hinüber und herüber wie ein wahnsinniger Kakadu, daß seine sandfarbene Mähne im Winde flatterte, ohne daß es ihm jemals gelungen wäre, einen der Spottvögel zu ertappen. „Ich habe doch nichts Auffallendes,“ pflegte er zu sagen, „als eine etwas große Nase und einen weißen Mantel, und dennoch, wenn ich über den Hof gehe, schreit alles: ei potz tausend!“ — In Bezug auf seine Nase erzählte er mir einst: „In meiner Jugend hatte ich eine kleine Nase, wie Sie; allein ich weiß nicht, wie es zuging, plötzlich bekam sie das Bestreben nach außen und wurde so groß wie sie jetzt ist.“

Eines Abends, wir lagen bereits in den Betten, hörten wir auf dem Gange Dunkel, der einen heillosen Lärm machte und ganz außer sich vor Zorn schien. Er erzählte dem dazu

kommenden Lieutenant in höchster Aufregung: „Als ich in der Finsterniß an meine Thür komme und sie öffnen will, faßt meine entsetzte Hand in eine ekelhafte Feuchtigkeit und ich entdecke, daß ein tückischer Bösewicht meine Klinke mit seinem Speichel besudelt hat. — O, hätte ich den Buben, einen Fußtritt würde ich ihm geben und ins Antlitz würde ich ihm spützen!“ —

In Berlin fand ich eine Menge alte Bekannte, die schon früher von Potsdam dorthin versetzt worden waren; die Andern waren entweder auf Gymnasien vorbereitet und gleich in die Berliner Anstalt gekommen, ihre Anzahl war jedoch nur gering, oder sie waren aus dem Kulmer Cadettenhause.

Wie man beim Zusammenflusse des Mains mit dem Rhein das Wasser beider Ströme noch sehr weit neben einander im Rhein unterscheiden kann, so kannte man auch im Berliner Cadettencorps noch lange Zeit diejenigen Cadetten, welche aus Kulm oder Potsdam kamen; Kenner wollten es sogar noch den Officieren ansehen.

Die Anstalt in Kulm stand damals unter Major von Chapuis, einem sehr strengen Manne, und nach allem, was ich davon hörte, war jene Anstalt nach einem ganz andern Muster zugeschnitten als die in Potsdam. Außerdem entgingen den Kulmer Cadetten manche Vortheile, die wir in Potsdam gehabt hatten. Kulm ist eine kleine Stadt, und die Zahl der Familien, welche Besuche von Cadetten bekamen, war nur sehr gering. Ebenso lag auch keine Stadt, wie Berlin, in der Nähe, und bei der mangelhaften Verbindung und langsamen Reisegelegenheit in damaliger Zeit konnten die meisten Cadetten nur in den längeren Ferien nach Hause reisen. Die „Potsdamer“ waren daher meistens zierlicher und gewandter, während die „Kulmer,“ besonders wenn sie ankamen — Ausnahmen abgerechnet — etwas plump und

verbauert aussahen, so daß wir Potsdamer immer zu sagen pflegten, sie wären erst frisch „in den preußischen Wäldern eingefangen.“ Dafür sahen aber die Kulmer auch gesünder aus, waren im Durchschnitt kräftiger und bei ihrer Ankunft ziemlich braun gebrannt, da sie in der Sonnenhitze einen Theil der Reise zu Fuß machten, während die Potsdamer weiß und roth aussahen. Wer von den Kulmern nicht Gelegenheit hatte, seine Sauvagerie in Berliner Gesellschaften abzuschleifen, nahm sie meistens mit zum Regiment und wurde oft ein sehr diensteifriger, aber auch etwas rüder Officier. Was nun aber Kenntnisse, Fleiß und gutes Betragen anbetrifft, so möchte ich wohl nach meinen Erfahrungen im Berliner Cadettencorps, den Kulmern den Vorzug geben.

Es war natürlich, daß man sich zuerst seinen alten Bekannten anschloß; allein in jenem Alter wird man leicht bekannt, und so befreundeten sich auch nach und nach Potsdamer und Kulmer, besonders wenn sie in einer Classe saßen. Ueberhaupt hielten die Classen zusammen, da in ihnen Altersgenossen waren. Die Cadetten derjenigen Classen, welche bald als Officiere oder Fähnriche in die Armee traten, fingen an sich zu fühlen und mochten sich nicht mehr zu viel mit denen der niedern Classen einlassen, welche sie mit einigem Respect betrachteten, der von ihnen schon als Stubenälteste und Unterofficiere in Anspruch genommen wurde.

Eine gewisse Feindschaft bestand stets zwischen den Officiers- und Fähnrichsclassen, die sich bei vielen Gelegenheiten äußerte. In den letzteren saßen diejenigen Cadetten, welche wegen vorgerückten Alters in die Armee mußten, ohne die erste Classe erreicht zu haben, und die daher Bevorzugte mit einigem Neid betrachteten. Vor der Fechtstunde sah man beide Parteien in langen Reihen Arm in Arm, Rappiere in den Händen, auf dem Hofe umhergehen. Man rannte sich

im Vorübergehen an und es kam zu hitzigen Gefechten, bei denen es Schmarren setzte, ehe die Officiere sich noch ins Mittel legen konnten. Auch die niedern Classen bekämpften sich in Masse, allein mit Fäusten und oft mit solcher Erbitterung, daß die Officiere nur mit Mühe die in einander verfitzten, sich am Boden wälzenden Cadettenknäuel entwirren konnten.

In den Fechtstunden wurde nie mit Drahtmasken gefochten und während des Winters, wenn das Hiebfechten begann, konnte man eine Menge Cadetten mit Gesichtern umhergehen sehen, die Herr Kämpf mit großer Verschwendung an Material bepflastert hatte.

Herr Kämpf, einer der beiden Companiechirungen, war ein kleiner komischer Kerl, dessen Alter zwischen dreißig und sechzig liegen mochte, — Näheres konnte man aus seinem heftpflasterfarbigen Gesicht nicht errathen — mit kurios geschweiften Beinchen, welche einem Rococcotischchen Ehre gemacht haben würden. Uebrigens war er ein bescheidener, ja demüthiger Mann, wenigstens seinem äußern Auftreten nach, wenn auch sein Gesicht für denjenigen, der in dessen nicht überreinlichen Falten zu lesen verstand, hin und wieder verrieth, daß er sich für ein verkapptes Genie hielt und mehr werth als viele, die ihn auslachten:

„Denn ein heilender Mann ist werth wie viele zu achten,
Welcher die Pfeil' ausschneidet, und auflegt lindernden Balsam."

Inoffensiv wie ein Kaninchen, war er denn natürlich häufig das Stichblatt unserer Scherze, wenn wir im Lazareth waren. Dorthin wußte man sich übrigens hin und wider für einige Tage zu schmuggeln, wenn man von zu heftigem Studiren ausruhen wollte. Das hielt nicht schwer, da für unsere Gesundheit große Sorge getragen wurde. Regimentsarzt Baumann in Potsdam pflegte aber jedem Ca-

detten, der ins Lazareth wollte — natürlich mit ärztlich motivirten Ausnahmen — ein Brechmittel zu geben, welches manchen Faulpelz abschreckte.

Herr Kämpf war sehr neugierig und pflegte gern die Gespräche der Cadetten in den Krankenzimmern zu belauschen, da nicht selten Schelmereien gegen ihn ausgeheckt, oder den Gesundheitszustand betreffende vertrauliche Mittheilungen ausgetauscht wurden, welche Kämpf, bloß von seinem medizinischen Lichte erleuchtet, nicht errathen haben würde. Durch einen Krankenwärter erfuhren wir, daß der Doctor den Kamin in ein Dionysiusrohr verwandelt hatte und manchmal hier Posto zu fassen pflegte, wenn alle in den Betten lagen. Da von außen geheizt wurde, so brauchte er nur die Ofenthüre zu öffnen, um jedes Wort zu hören, das im Zimmer geredet ward.

Als uns diese wichtige Mittheilung gemacht wurde, lag mit mir im Krankenzimmer ein Herr v. K., ein junger Mensch von etwa siebzehn Jahren, kräftig wie ein Mann, sehr gutmüthig, aber etwas derb in seinen Reden. Als Kämpf bei seiner Morgenvisite, beladen mit Medizinflaschen und Pulverschachteln in unser Zimmer kam, sagte v. K. zu ihm: „Herr Kämpf, da ist so ein infamer Kerl, der uns immer behorcht.“ — „Oh Herr v. K., oh, wer sollte denn das thun?“ — „Na, es thut's Einer; aber wenn ich ihn erwische, dann hebe ich ihm ein paar Rippen aus“. — „Oh, oh, oh, Sie werden doch nicht!“ entgegnete verlegen lächelnd der Doctor.

Um Gewißheit zu haben und des Scherzes wegen, streuten wir eines Abends frischen Sand in den Kamin, und als wir am Morgen nachsahen, fanden wir richtig die Fußtapfen des Herrn Kämpf, dessen kuriose Fährte gar nicht zu verkennen war. Wir verschafften uns von dem Krankenwärter

die Stiefel, welche der Doctor am Tage vorher getragen hatte, stellten sie in die Fußtapfen und machten die Kaminthür zu. Als der Doctor kam, schrieen wir ihm entgegen: „Herr Kämpf, wir haben ihn, wir haben den Horcher!“ — Er lächelte ungläubig, allein v. K. sagte, er habe den Kerl in den Kamin gesperrt und nur auf ihn, den Doctor, gewartet, um demselben kunstgemäß „ein paar Rippen auszuheben,“ oder alle Knochen im Leibe zu zerbrechen. Wir zogen nun unter Lachen den verlegenen Doctor an den Kamin, und man denke sich sein Gesicht, als er seine Stiefel erblickte, und v. K. schrie: „Hol mich der Deibel, der Kerl ist aus den Stiefeln gewitscht!“ — Das Horchen unterblieb nun einstweilen, denn der Doctor traute dem kräftigen K. gar nicht und fürchtete wahrscheinlich ganz ernstlich, daß ihm einmal ein paar Rippen „ausgehoben“ werden könnten.

Ein Compagniearzt hatte damals in der preußischen Armee nur Unterofficiersrang und wurde gewöhnlich „Pflasterkasten“ genannt. Bei einer großen Parade am Kreuzberg, als Herr Kämpf dem mit der Aufstellung beauftragten Major vom Generalstabe die demselben auffallende Gegenwart zweier Chirurgenassistenten, mit seinem zierlichsten Kratzfuß begleitet, erkären wollte, schnauzte ihn dieser an: „Halt' Er sein Maul, Er verfluchter Pflasterkasten, bis er gefragt wird!“

Als ich einst im Lazareth war und mir mit Versuchen im Oelmalen die Zeit vertrieb, besuchte Major von Scheliha, der Chef der zweiten Compagnie, das Zimmer. Meine Versuche erregten sein Interesse und er war so freundlich, mich an den Zeichnen- und Malstunden Theil nehmen zu lassen, welche der älteste der drei unter seiner speciellen Aufsicht stehenden Prinzen B. bei einem jungen Landschaftsmaler, Namens Brück, hatte.

Der Prinz trug zwar Cadettenuniform, bewohnte aber besondere Zimmer. In einem ähnlichen Verhältnisse zum Cadettencorps stand auch ein Prinz von S.; allein dieser war bereits Officier. Gewöhnlich besuchte derselbe den Unterricht in einem Civilrock; war er aber seines mathematischen Pensums nicht ganz sicher, so zog er die mit dem Stern des Guelphenordens decorirte Uniform an, weil der sehr strenge Lehrer, Lieutenant G., sich vor dem durchlauchtigen Faulenzer nicht im Geringsten genirte, allein aus Respect vor den Officiersepauletts, die er selbst trug, seine Ausdrücke des Tadels bedeutend milderte.

Prinz B. war etwa zwei Jahre älter und ebensoviele Fuß länger als ich, allein ein herzensguter Knabe, mit dem ich mich, kleine Neckereien abgerechnet, sehr gut vertrug. — Unsere Zeichnenstunde fand gewöhnlich während der Parade statt. Kam der Lehrer nicht, so amüsirten wir uns mit Fechten, oder machten Excursionen in das nun vereinsamte Lehrgebäude, in welchem uns der Speicher besonders anzog. Auf demselben standen eine Menge unbrauchbarer oder als veraltet bei Seite gesetzter physikalischer Apparate, die vergessenen Anfänge eines zoologischen Cabinets und kurioser Trödel mancherlei Art. Der Speicher war zwar verschlossen, allein die durch eine Treppe gebildete Oeffnung, welche in den Raum führte, war nur durch Latten verschlossen. Eine derselben wurde durch Herausziehen eines großen Nagels, der stets wieder hineingesteckt wurde, geöffnet, und wir schlüpften hindurch. Der Prinz gab, nachdem er mir den Weg gezeigt hatte, diese Excursionen auf, da er Unannehmlichkeiten mit seinem Gouverneur befürchtete; allein meine Neugierde war durchaus nicht befriedigt, und ich kehrte mehrmals allein auf den Speicher zurück.

Ich amüsirte mich damit, die ganze Einrichtung dort oben auf tolle Weise zu verwirren und stellte unter Andern sämmtliche ausgestopfte Vögel so, daß ihre Schnäbel nach der Wand gerichtet waren, mich im Voraus auf die Verwunderung des etwas einfältigen Aufwärters freuend, der in jenen Regionen als Custos herrschte. Der Mann war denn auch höchlich verwundert, meinte, daß das nicht mit rechten Dingen zugehe und stellte brummend die alte Ordnung wieder her. Sobald ich das bei meinem nächsten Besuche gewahr wurde, begann ich mit großer Geduld das Spiel von neuem, und der Mann gerieth ganz außer sich.

Einst, als ich denselben Streich zum drittenmale wiederholt hatte und eben fertig war, kam der Aufwärter, der wahrscheinlich aufgepaßt und ein Geräusch gehört hatte, eilig zur Thür hinein, so daß ich kaum Zeit hatte, mich hinter einen großen defecten Bären zu verstecken. Der Mann blieb ganz verdutzt stehen und an seinen Blicken sah ich, daß ihm anfing unheimlich zu werden, denn es war bereits dämmerig; die ausgestopften Bestien warfen höchst befremdliche Schatten, und es kam mir bei dem ungewissen Lichte manchmal selbst so vor, als ob sie sich bewegten. Kaum kam mir die Ahnung, daß der Aufwärter sich fürchten könne, so fing ich an, das leise Brummen eines Bären nachzumachen. Wie electrisirt drehte er sich herum und sah dem einige Schritte von ihm auf den Hinterfüßen stehenden Bären ängstlich fragend ins Gesicht, so daß ich Mühe hatte, mein Lachen zu unterdrücken. Das große Thier verbarg mich vortrefflich; im Nothfall konnte ich mich gleich ins Dunkel flüchten und durch mein Katzenloch schlüpfen. Uebrigens dachte ich dem Aufwärter, wenn er etwa dem Bären zu Leibe gehen sollte, diesen vor meiner Flucht auf den Leib zu werfen, zu welchem Ende ich mit beiden Händen in das rauhe Fell faßte. Ich brummte

abermals — ich konnte fast nicht vor Lachen — und bewegte den Bären nach rechts und links. Das Gesicht des armen Kerls wurde plötzlich sehr lang und blaß, seine Augen wurden außerordentlich groß, und als er sich überzeugt hatte, daß der Bär wirklich anfange zu marschiren, rannte er wie besessen zur Thür hinaus und hätte sich nun darauf todtschlagen lassen, daß es auf dem Speicher spuke. Ich schlüpfte lachend durch mein Lattenloch, traute mich aber nicht, diesen Scherz weiter fortzusetzen, da ich fürchtete, daß weniger Aengstliche mir aufpassen möchten.

Ich hatte besondere Gründe mich in acht zu nehmen; denn wenn auch mein Hauptmann über den Streich gelacht haben würde, der General würde ein großes Ereigniß daraus gemacht und die Gelegenheit gern ergriffen haben, mich empfindlich zu strafen. Er konnte es nicht vergessen, daß ich trotz seinem Willen ins Cadettencorps gekommen war und hatte mir bei manchen Gelegenheiten Beweise seiner Ungeneigtheit gegeben; von irgend einer Begünstigung, selbst wenn der Compagniechef darauf antrug, war für mich niemals die Rede.

In frühern Zeiten existirte ein besonderes Pagenhaus; allein damals wurden die Pagen aus dem Cadettencorps genommen und nur bei festlichen Veranlassungen an den Hof beschieden. Der König und die verheiratheten Prinzen hatten besondere Leibpagen; die unverheiratheten, wie auch fürstliche Gäste, wurden von Hofpagen bedient. Für fremde regierende Häupter wurden Leibpagen ernannt. Eines ihrer Aemter war es, die Herrschaften bei der Tafel zu bedienen, hinter dem Stuhle zu stehen, die Speisen, die sie aus den Händen der Lakaien empfingen, zu präsentiren, die Teller zu wechseln u. s. w., auch bei Feierlichkeiten den Prinzessinnen die Schleppe zu tragen.

Die Uniform einiger Leibpagen war sehr hübsch. Zu kurzen weißen Kasimirhosen, weißseidenen Strümpfen und Escarpins trugen sie rothe, reich besetzte Uniformsfracks mit dicken goldenen kandillirten Epauletts, dreieckige Officiershüte ohne Feder, und Degen. Die Uniform der Hofpagen war blau mit rothem Kragen und ohne Epauletts. Es war nicht allein amüsant Page zu sein, sondern auch mit manchen Vortheilen verbunden; denn die Prinzen pflegten ihren Leibpagen gewöhnlich die Officiersequipage oder andere werthvolle Geschenke zu geben, und fremde Fürsten zeigten sich oft sehr freigebig gegen die zu ihrer Bedienung befehligten Pagen.

Mein Compagniechef hatte mich mehrmals zum Pagen vorgeschlagen; allein der General überging mich stets. Als Kaiser Nicolaus zum erstenmal als Kaiser nach Berlin kam, sollte mein Hauptmann aus seiner Compagnie einen Leibpagen für ihn vorschlagen; er wählte mich, allein der General meinte: „es würde mich das bei meiner großen Lebhaftigkeit zu sehr zerstreuen." Er wählte den Sohn eines Flügeladjutanten des Königs, obgleich derselbe noch gar nicht in der Classe war, aus welcher die Pagen gewöhnlich gewählt wurden.

Zur Charakteristik des Generals mag folgender Vorfall dienen. Ein Cadet der vierten Classe, der mit mir auf einer Stube lag, hatte sich durch großen Fleiß in der Faulheit ausgezeichnet; der General beschloß ein Exempel zu statuiren und ihn körperlich züchtigen zu lassen. Der Cadet hatte dergleichen schon längst geahnt und — seinen Säbel scharf geschliffen.

Eines Tages, als ich wegen eines leichten Unwohlseins von der Parade geblieben war, sah ich den kleinen W. sehr aufgeregt die Treppe herauf kommen. Ich fragte ihn, was

denn los sei? — allein er antwortete nicht, lief an den Gewehrschrank, um seinen Säbel zu holen, den er als Antwort schwang. Wenn nicht exerciert wurde, gingen wir nämlich stets ohne Säbel zur Parade, die eigentlich nur ein Appell war. W. lief in eins der Wohnzimmer, dessen Thür er verschloß, und dann in das Schlafzimmer, welches keinen besondern Ausgang nach dem Corridor hatte. Da die Thür nicht verschlossen werden konnte, so verbarricadirte er sie vermittelst eiserner Bettstellen. So vorbereitet erwartete er den Feind.

Gleich hinter ihm kam der Beamte, welcher als Profoß fungirte. Dieser bestätigte meine Vermuthung, daß W. „etwas Warmes“ haben solle. Da sich dieser jedoch zu der Mahlzeit vergeblich einladen ließ und sich hartnäckig weigerte, seine Citadelle zu übergeben, so ging der Sergeant auf den Paradeplatz zurück, um dem General Meldung zu machen. Dieser kam denn auch sogleich in Begleitung des Lieutenants H. angebraust; allein die verschlossene Thür öffnete sich vor ihnen ebenso wenig.

Ueber der Thür des Wohnzimmers befand sich nach dem Gange zu ein Fenster. Ein Aufwärter mußte durch dasselbe kriechen und die Thür von Innen öffnen. Ich war neugierig auf den Ausgang und hielt mich in der Nähe, ohne mich jedoch den Blicken des mir wenig freundlich gesinnten Generals auszusetzen. Die Thür des Schlafzimmers wurde ebenfalls geöffnet und die Passage frei gemacht; allein W. schwang seinen Säbel und drohte jedem, der ins Zimmer käme, über den Kopf zu hauen. Lieutenant H. ging dennoch hinein, kam aber eilig zurück, denn er erhielt einen Hieb über den Arm. Der General war sehr aufgebracht; er sagte: „Wir wollen doch sehen, ob dieser kleine Bursche es wagt,“ — allein weiter kam er nicht, denn als er dies sprechend einen Schritt

über die Schwelle that, erhielt er einen Hieb über den Kopf, welcher zwar nur dem Federbusche und Hute des Generals Schaden that, aber doch den schleunigen Rückzug des Besitzers zur Folge hatte, da man natürlich nicht daran denken konnte, gegen ein Kind den Degen zu ziehen.

Der kleine brave Cadet weinte zwar heiße Thränen, allein schrie, daß er sich lieber umbringen, als prügeln lassen wolle, und der General fing an zu kapituliren. Er versprach, daß W. keine Schläge erhalten solle, wenn er seinen Säbel ausliefere. Der Cadet gab seine Waffe heraus, ward übergelegt und erhielt seine Schläge. — Dieser Vorfall fand in demselben Zimmer statt, aus dessen Fenster der Tradition nach ein Cadet, der ebenfalls Schläge bekommen sollte, hinausgesprungen war und den Hals gebrochen hatte. Früher wurde überhaupt im Berliner Cadettenhause weit häufiger gefuchtelt, allein so lange ich dort war, ist der erzählte der einzige mir bekannt gewordene Fall.

Einst fand sogar eine Rebellion im ganzen Corps statt; sie ist in den Annalen des Cadettenhauses unter dem Namen der „Linsenverschwörung“ aufgezeichnet.

Die Speisen waren in Berlin bei weitem nicht so gut, wie in Potsdam. Zum Frühstück erhielt man weiter nichts, als ein sehr kleines trockenes Brödchen, und zum Mittag- und Abendessen zwar dasselbe wie in Potsdam, allein oft ganz abscheulich zubereitet. Besonders zeichneten sich in dieser Beziehung die Linsen aus, die es wöchentlich einmal zu geben pflegte. Da mehrfache Beschwerden gar kein Resultat hatten, so entstand darob eine allgemeine Gährung, nicht unter den Linsen, sondern unter den Cadetten.

Das schlechte Essen derselben war schon seit alten Zeiten ein Gegenstand des Spottes für die Berliner Straßenjugend gewesen, und ein früher übliches Gericht „saure Kaldaunen“

— mir ekelt, wenn ich daran denke! — hatte den Cadetten den allgemein verbreiteten Namen „Kaldaunenschlucker“ erworben, welcher die Kaldaunen lange überlebte und wohl heute noch existirt, wenn auch das dazu gehörige Liedchen, welches den Cadetten nachgesungen wurde, vielleicht in Vergessenheit gerathen ist:

Cadet, Cadet, Kaldaunenschlucker!
Cichorienkaffee ohne Zucker,
Rother Kragen,
Nichts im Magen,
Goldne Tressen,
Nichts zu fressen,
Nichts zu brechen, nichts zu beißen,
Könn'n doch große — —.

Dieses Spottlied verursachte häufige Kämpfe mit den Gamins, bei denen die Cadetten ziemlich wirksam von ihren Säbeln Gebrauch machten, so daß diese — in der Scheide festgenietet wurden. Das ward natürlich bald bekannt, und die armen Cadetten waren sehr gedemüthigt. Als ich nach Berlin kam, waren jedoch die Säbel längst wieder von ihrer unwürdigen Gefangenschaft befreit, und wir pflegten, um die trotzigen Straßenjungen zu insinuiren, die Säbel gelegentlich handbreit aus der Scheide zu ziehen. Doch zurück zur Linsenverschwörung.

Einst, während der „Zwischenstunde,“ ging ein Cadet der ersten Klasse überall umher und wiegelte auf. Der Zweck war, daß an demselben Mittag, wo es Linsen gab, kein Einziger dieselben berühren sollte; wer es wagen würde, sollte „unendliche Keile“ genießen. Diese Notiz war für einige „Freßsäcke“ nicht unnütz.

Der Mittag kam; die Suppe ward in aller Friedlichkeit gegessen, jedoch hätte der Officier, welcher du jour hatte, an dem Geflüster und an den Winken merken können, daß

irgend etwas im Gange war. — Sobald die Schüsseln mit den Linsen aufgetragen wurden, legte jeder Stubenälteste den Vorleglöffel hinein; der Unterofficier du jour setzte seine Mütze auf, ging auf den endlich aufmerksam gewordenen Lieutenant zu, während im Saal eine Stille herrschte, daß man eine Nadel hätte fallen hören können, und meldete: „Herr Lieutenant, es ist abgegessen.“ — „Es ißt ja niemand!“ rief der Officier und alsbald brachen alle dreihundert Cadetten in ein homerisches Gelächter aus.

Der Lieutenant ging zornig hinaus und kam alsbald mit dem Dienst habenden Compagniechef, Major von Scheliha, zurück. Dieser ließ aufstehen, ohne weiter etwas zu sagen. Die Spannung war bedeutend, denn es verbreitete sich das aufregende Gerücht, es solle nun so lange Linsen geben, bis der Hunger den Trotz breche. Wer Geld hatte, ging zur Marketenderin und verproviantirte den Magen; die Zaghaften wurden ermuthigt und die Hungrigen hofften auf das Abendessen.

Der Abend kam und auf dem Tische erschienen die am Mittage verschmähten Linsen — aufgewärmt. Das war bedenklich; allein niemand aß. Nun wurde die Sache interessant, sie mußte durchgeführt werden, wenn man sich nicht lächerlich machen wollte. Das wurde indessen immer schwieriger, da auch den Marketendern verboten worden war, irgend welche Lebensmittel an die Cadetten zu verkaufen.

Am andern Mittag erschienen abermals die aufgewärmten Linsen und mit ihnen ein anderes unangenehmes Gericht, — der General, begleitet von dem gesammten Officiercorps. Viele von uns sahen verlegen auf ihre Teller, aber niemand aß. Der General fragte einen Cadetten: „Warum essen Sie nicht?“ — Dieser antwortete: „Das Essen ist zu schlecht.“ — „Sie wären froh gewesen, wenn Sie zu Hause solch Essen

gehabt hätten.“ — „Herr General,“ entgegnete der beleidigte Cadet, „der Tisch meiner Eltern ist besser als der Ihrige.“ — Hierauf erfolgte eine Ohrfeige. — Da nun dergleichen Handgreiflichkeiten niemals, selbst nicht einmal in Potsdam vorzukommen pflegten, so entstand ein allgemeines, drohendes Gemurr, als es sich durch den Saal verbreitete: der General hat einem Cadetten eine Ohrfeige gegeben! Selbst die Officiere sahen höchst unzufrieden und verlegen aus.

Das Ende der Geschichte war, daß der General aufstehen ließ, ohne weiter etwas zu sagen, und die Compagniechefs ihren Compagnieen eine derbe Strafpredigt hielten, welcher die Ankündigung folgte, daß sämmtliche Avancirte vier Wochen nicht auf Urlaub und nicht in die Reitstunde gehen sollten. Die Demonstration hatte jedoch Erfolg; die Linsen kamen nicht wieder auf den Tisch.

Am Nachmittage saß ich ganz vergnügt im Keller bei der Marketenderin, die an ihre Günstlinge trotz des Verbots verkaufte, als ich plötzlich am Kellerfenster die Stimme meines Hauptmanns hörte, welcher der Frau ankündigte, daß sie nun wieder verkaufen dürfe. Ich hatte mich sogleich mit dem Stuhle weit zurückgelehnt, um außer dem Gesichtskreise des Hauptmanns zu sein; allein er entdeckte meine in der Luft schwebenden Fußspitzen, beugte sich ein wenig vor und rief mit seinem gewöhnlichen, trockenen, sarkastischen Ton: „O gehen Sie doch gleich zum Unterofficier du jour und lassen sich in Arrest bringen.“

Viertes Capitel.

Der Unterricht. — Unsere Lehrer. — Monsieur L. — Der Mathematiker, Lieutenant G. — Professor Ziesemer. — Dr. Löbell. — Prediger Deibel. — Unterricht in der deutschen Sprache. — Prediger S. — Körperliche Uebungen. — Voltigiren, Turnen, Fechten. — Das Aufnehmen. — Versetzung. — Großer Kummer. — Professor Ritter. — Major von Brandt. — Lieutenant von Forstner. — Das Officierexamen. — Meine Familie in Berlin. — Der Major. — Der kleine Geheime und seine Juno. — Tante Arnim. — Valerie. — Meine Brüder. — Ein friedlich Abenteuer in Tivoli. — Das Zeugniß der Reife. — Oberst von Brünnow. — Das Patent. — Abreise.

Zum Unterricht war das Cadettencorps in vier Klassen getheilt, welche wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfielen, in denen jedoch derselbe Unterricht, obwohl von andern Lehrern ertheilt wurde. Eine Ausnahme bildeten die dritte und zweite Klasse A., in welcher schon im Alter vorgerückte Cadetten zum Fähnrichsexamen vorbereitet wurden. Für manche Zweige des Unterrichts, zum Beispiel in den physikalischen Wissenschaften, die Lieutenant von Forstner vortrug, wurden die verschiedenen Abtheilungen der ersten Klasse combinirt.

Bei meiner Ankunft in Berlin ward ich in die dritte Klasse D. versetzt. Einen neuen Unterrichtsgegenstand bildete in derselben die Waffenlehre. Die passagere Fortification wurde in der zweiten, und die permanente, wie auch Angriff, Vertheidigung u. s. w. in der ersten Klasse vorgetragen.

Es ist eigenthümlich, daß sich fast unter keiner Menschenklasse so viele Sonderlinge finden als unter den Schullehrern.

Ich bin überzeugt, daß es nur wenige Menschen giebt, die sich unter den ihrigen nicht wenigstens eines närrischen Kerls erinnern; im Berliner Cadettencorps gab es deren mehrere.

Herr L., einer der französischen Lehrer, war sicher ein solcher. Es wurde behauptet, er sei ein ehemaliger Pariser Schneider; allein man hatte dafür keinen andern Beweis, als seine schneiderhafte Liebhaberei. Er konnte nämlich keinen Knopf liegen sehen, er mußte sich desselben bemächtigen und ihn in die Tasche stecken. Um ihn zu necken, wurden überall Knöpfe hingelegt, und es war spaßhaft anzusehen, mit welcher List er dieselben heimlich wegzupracticiren wußte. Vor seiner Stunde wurde regelmäßig eine riesige Schneiderscheere oder ein Ziegenbock an die Tafel gemalt. Er betrachtete das Gemälde stets einige Augenblicke und löschte es dann wüthend aus.

Lieutenant G., ein noch junger, blondgelockter Officier von einem Infantrie-Regimente, war unsere bête noire, und man fürchtete ihn so sehr, daß man häufig vor Angst seine ganze Gelehrsamkeit vergaß, wenn man von ihm zur Lösung einer Aufgabe an die Tafel citirt wurde. Ich habe mich in meinem ganzen Leben vor keinem Menschen so gefürchtet, wie vor diesem blondgelockten Lieutenant, der übrigens ein sehr liebenswürdiger und tüchtiger Mann war. Er meinte es aber mit seinem Unterrichte ernstlich und gab sich alle Mühe, uns zum Officiersexamen tüchtig zu machen, denn er behielt seine Schüler durch alle Klassen; eine Einrichtung, die mir sehr vernünftig scheint.

Zu seiner Stunde präparirte ich mich mit äußerster Sorgfalt und stand zu diesem Ende nicht selten schon um zwei Uhr auf; allein dessenungeachtet und obgleich mir die Mathematik besondere Freude machte, konnte ich, der Angst

wegen, ihn doch niemals ganz zufrieden stellen, und wenn er mich bei meinem Hauptmann verklagte, verweigerte mir dieser so lange den Sonntagsurlaub, bis Lieutenant G. wieder zufrieden war. Eine empfindlichere Strafe konnte für mich gar nicht erdacht werden.

Lieutenant G. hatte eine sehr hohe Meinung von der Würde des Officiersstandes, und man kann daher denken, wie sehr ihn Folgendes empören mußte. Ein Cadet, nicht in meiner Klasse, malte vor der Stunde ein Wurzelzeichen ($\sqrt{}$) an die Tafel und hing an diesen Galgen die Caricatur des Lieutenants, leicht erkenntlich an den Locken und den Epauletts; darunter stand geschrieben:

Ganz mathematisch war sein Lebenslauf,
Drum hing er sich an einem Wurzelzeichen auf.

Die ganze Klasse wurde bestraft, da sich in ihr kein Verräther fand, welcher den Caricaturisten angezeigt hätte.

Ein sehr komischer Mann war der alte Professor Ziesemer, der schon gegen dreißig Jahre Lehrer am Cadettencorps war und wie ein Pferd in der Lohmühle alljährlich denselben Cursus durchlief. Vergangenheit und Gegenwart flossen bei ihm ineinander, und er verwechselte manchmal Cadetten der Klasse, in welcher er gerade war, mit früheren Schülern, die vielleicht schon Regiments-Commandeurs. Dennoch sagte er stets: „Ein schlechter Lehrer, der seine Schüler nicht schon nach sechs Wochen kennt.“

Während des Unterrichts — er trug Geographie vor — pflegte er aus Bequemlichkeit die Liste der Schüler auf das erste Pult zu legen, und die Cadetten, welche an demselben saßen, benützten das, um ihren Freunden, oder wer sonst solcher Nachhülfe bedürftig war, einige Kreuze neben den Namen zu machen. Ein Kreuz bedeutete nämlich Fleiß; war jemand unwissend oder faul, dann sagte Ziesemer: „Des

geft 'ne Roll!" und für Ungezogenheit setzte es ein Dreieck in Begleitung einer fürchterlichen Fratze. Nach dieser Liste wurde die Censur gegeben.

Der Professor, der sein Heft nicht aus den Händen ließ, obwohl er jedes Wort darin längst auswendig wissen mußte, hatte einige geographische Anekdoten und Redensarten, die er stets und genau mit denselben Worten anbrachte. Da er aber nie wußte, ob er dies oder jenes vor zehn Jahren oder vor zehn Minuten gesagt hatte, so machten wir uns den Spaß, ihn dieselbe Anekdote in einer Stunde drei- bis viermal erzählen zu lassen, wozu es nur eines Stichwortes bedurfte. Er war nur so zerstreut, weil ihm die Pfeife fehlte, und beklagte es oftmals, daß er während des Unterrichts nicht rauchen durfte. Trotzdem consumirte er monatlich nicht weniger als sechs Pfund Rauchtabak.

In der zweiten Klasse trug damals Dr. Löbell, der später als Professor nach Bonn kam, neuere Geschichte vor. Sein Vortrag war höchst interessant; allein seine Persönlichkeit war es nicht minder, und wir alle hatten eine große Zuneigung zu ihm. Vor unsern Neckereien sicherte ihn das jedoch keineswegs, obgleich dieselben stets sehr harmlos waren.

Wenn er uns examinirte und mir den Rücken zudrehte, so schrieb ich Namen und Jahreszahlen mit Kreide auf meine Schiefertafel, die ich zum Frommen fauler Kameraden in die Höhe hielt. Löbell merkte sehr wohl, daß „vorgesagt" wurde, konnte aber nicht wegbekommen, daß dies auf telegraphischem Wege geschah; denn wenn er sich plötzlich umdrehte, lag meine Tafel längst wieder auf dem Pult und ich machte ein unschuldiges Gesicht. An meinen lachenden Augen errieth er indessen doch den Missethäter und beschul-

digte mich ohne einen andern Beweis. Nun nahmen die Andern unter großem Lärm meine Partei und klagten ihn — obwohl stets unter Lachen — der Ungerechtigkeit an. „Hier in dieser Klasse,“ rief er, „herrscht ein merkwürdiger Geist der Opposition und S i e sind ihr Haupt!“ wobei er auf mich wies. — Als er von dem Streit der Lutheraner und Calvinisten in Bezug auf das Abendmahl redete, konnte ich mich nicht enthalten auszurufen: „Aber ich bitte Sie, Herr Doctor, wie kann man sich über solchen Unsinn streiten.“ Mit einem eigenthümlich vergnüglichen Grinsen stieg er langsam vom Katheder, nahm seine Brille ab, trat gerade vor mich hin und beide Hände in die Seite stellend und sich vorbeugend rief er mit komischem Pathos: „Junger Mensch! Wie können Sie mit e i n e m Wort entscheiden wollen, worüber die geleh — — rtesten Männer J a h r h u n d e r t e gestritten haben!“ — Wir verloren ihn höchst ungern. Zum Andenken schenkten wir ihm eine schöne Tasse mit einer Ansicht des Lehrgebäudes, und in der Untertasse standen die Namen der Cadetten unserer Klasse.

Der Geistliche der Anstalt war der Prediger Deibel. Eine Dorfgemeinde soll ihn einst abgelehnt haben, „weil sie den Deibel nicht zum Pfarrer haben wolle.“ Er vertauschte seine Stelle am Cadettencorps mit einer an der Jerusalemer Kirche, verließ uns jedoch nicht gänzlich, indem er bei uns als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur blieb. Der Unterricht dieses ausgezeichneten und liebenswürdigen Mannes war ebenso verständig als interessant. Er bemühte sich nicht, uns eine trockene Literaturgeschichte einzupauken, sondern lehrte uns die Schriftsteller durch ihre besten Werke kennen, die er meisterhaft vorlas und dann besprach. — Von allen Lehrern, die ich jemals gehabt habe, ist mir der Prediger Deibel der liebste gewesen und ich habe nie aufgehört, seiner

mit inniger Verehrung, Liebe und Dankbarkeit zu gedenken. Gott gebe jeder Kirche einen solchen Deibel zum Pfarrer!

An seine Stelle kam Prediger S., der sich seitdem dadurch bekannt machte, daß er die Prediger Preußens englisiren wollte. Er war damals noch ein junger, langer Mann mit Locken à la Jesus, magerem Gesicht und „wundensüßberiecherlichen“ Augen, die ein Wenig geröthet waren, als habe er die ganze Nacht über die Sünden der Welt geweint. Da S. in der That einem leidenden Christus ähnlich sah, so tauften ihn unartige Cadetten „das lange Jesuskind.“ Er war übrigens ein guter Mann und eben kein Fanatiker. Als er uns zur Einsegnung vorbereitete, beschwor er uns eben so herzlich als feierlich, doch ja einst als keusche Junggesellen das Brautbette zu besteigen. Er hatte sich damals gerade verheirathet; allein sein Gesicht war geheimnißvoll wie die Offenbarung, so daß sich nicht erkennen ließ, ob er uns diesen Rath so dringend an's Herz legte, weil er die beseligenden Folgen solcher Tugend, oder die beschämenden des Gegentheils erfahren hatte.

Unterricht in der Musik wurde von Seiten der Anstalt nicht ertheilt; Singstunde gab jedoch an Freiwillige der alte Musikdirektor Leidel, ein Enthusiast, dem oft bei unserm Gesang die Thränen über „die unschuldige Nase“ liefen, wobei er rief: „Meine Herren, Sie glauben gar nicht, wie glücklich es mich macht, hier Unterricht zu geben, nachdem ich mich den ganzen Tag mit dem Viehzeug von Choristen habe plagen müssen!“

Unterricht im Turnen hatten wir nicht; diese Kunst pflanzte sich im Cadettencorps durch Tradition fort; doch zählten wir unter uns ausgezeichnete Turner. Im Voltigiren ward jedoch unterrichtet. Das Fechten lehrten drei tüchtige Meister, Quanz, Flemming und Beneke; der letztere

war mein Lehrer. Zuerst lernten wir das Stoßfechten und erst im letzten halben Jahre das Hiebfechten mit dem geraden Rappier. —

Als die Sommerferien heran rückten, erhielten wir Cadetten der zweiten Klasse von dem Ingenieur, Hauptmann K., praktischen Unterricht im militärischen Aufnehmen, zu welchem Ende wir einige Wochen lang täglich in die Umgegend von Berlin geführt wurden. Zur Erholung gingen wir dann in eins der zahlreichen Wirthshäuser, erfrischten uns durch Essen und Trinken und spielten Billard. Diese ungewöhnlichen Freiheiten hatten für uns großen Reiz, und man freute sich lange vorher auf die Zeit des „Aufnehmens." —

Nicht lange darauf kam die Zeit der Versetzung. Das ganze Cadettencorps mußte sich auf dem Schulhofe klassenweise aufstellen. Die erste Klasse fehlte, da sie in die Armee eingetreten war, und wurde neu formirt, wobei die Namen einzeln aufgerufen wurden. Ich hatte keine Ahnung von dem was mich erwartete. Rechts und links von mir gingen meine Kameraden fort und zur neuen ersten Klasse, nur ich allein blieb in dem leeren Raume stehen, den die zweite eingenommen hatte; mein Name war vom General nicht mit aufgerufen worden. — Einige Wochen vor der Versetzung war ich wegen eines kindischen Streiches sehr hart bestraft worden, und zwar dadurch, daß ich von meiner Charge als „Grenadier" suspendirt und für unbestimmte Zeit in die Compagnie zurückgestellt wurde, wobei ich jedoch das Abzeichen meines Ranges nicht verlor. Ich hatte gemeint, mit dieser Strafe sei alles abgethan, allein der General, der mich von Anbeginn nicht leiden konnte, während mich sonst alle Officiere und Lehrer gern hatten, wünschte mich empfindlicher zu strafen.

Ich kam in die zweite Klasse A, in die Fähnrichsklasse, in welcher für mich nichts mehr zu lernen war, da ich den

Cursus bereits durchgemacht hatte und mehr wußte als ich zum Fähnrichsexamen brauchte. Wäre ich gleich in die Armee geschickt worden, so hätte die Zurücksetzung wenig zu sagen gehabt, und ich wäre vielleicht vor Ablauf des nächsten Jahres Officier geworden; allein das schien der General gerade verhindern zu wollen.

Als er die Front der neuen Klassen hinunterging und zu mir kam, trat ich vor und sagte: „Herr General, alle meine Kameraden sind versetzt worden, ich nicht; haben mich denn die Lehrer nicht versetzt?“ — Er antwortete heftig: „Die Lehrer alle haben Sie versetzt, allein Sie sind kein Subject für die erste Klasse!“ Damit ging er.

Diese Härte, die übrigens von sämmtlichen Officieren und Lehrern gemißbilligt wurde, brachte eine große Veränderung in mir hervor. Zuerst ward ich innerlich grimmig und zu Mord und Todtschlag aufgelegt; ich hätte in die böhmischen Wälder laufen mögen. Da nun aber Der, an dem ich diese Wuth gern ausgelassen hätte, der General, meinem Zorn unerreichbar war, so richtete ich die Rache gewissermaßen gegen mich selbst. Die Mitschüler meiner neuen Klasse nahmen mich mit Freuden auf, und ich machte mich um so mehr beliebt bei ihnen, da ich ihnen an ihren Arbeiten half. Da die Cadetten dieser Klasse, wenn sie das Examen bestanden, als Fähnriche, wenn nicht, als Unterofficiere in die Armee treten sollten, so gefielen sie sich seltsamerweise darin, ein gewisses „kommißmäßiges“ Betragen anzunehmen, wozu ich mich jedoch nicht verstehen konnte. Da ich nun aber doch einmal nicht als Officier „herauskommen“ sollte, da mir Fleiß und gutes Betragen nichts geholfen hatten, so war es mir jetzt auch ganz gleichgültig, was geschah, und ich suchte etwas darin, für einen Cadetten gefährliche Streiche auszuführen. Wurde etwas Tolles oder sonst besonders Unerlaubtes

vorgenommen, dann war ich sicher dabei, und seltsamerweise wurde ich nun, so keck ich es auch trieb, niemals ertappt, und das war gut, denn: „Schlimm hat's, wen man ertappt; ob auch Fabius richte, behaupt' ich's," sagt Horaz.

Besondere Anziehungskraft hatten für mich die geräumigen Keller. Hier bestand eine Zeitlang eine Art „heimlichen Gerichts." „Anpetzer" und „Schuster" wurden in der Dunkelheit überfallen — die Gaserleuchtung war damals noch nicht eingeführt — in den Keller geschleppt und hier von unsichtbaren, aber sehr fühlbaren Fäusten unbarmherzig durchgebläut. Mich trieb jedoch nicht Rachedurst in die finsteren Räume; ich fing an, mich für die Mädchen der Feldwebel-Lieutenants zu interessiren, die in jenen Regionen zu Zeiten zu thun hatten. —

Mein Hauptmann hatte nie mit mir über die mir widerfahrene Zurücksetzung geredet, mir aber den Rath gegeben, die Hefte meiner Kameraden in der ersten Klasse anzusehen, damit ich, wenn ich als Fähnrich zum Regiment komme, bald im Stande sei, das Officiersexamen zu machen. Diesem Rath folgte ich.

Im Herbst, als bald wieder die hübschen Excursionen unter Hauptmann K. beginnen sollten, nahm Lieutenant von Kozierowski, der es sehr freundlich mit mir meinte, in einer Zwischenstunde die erste Klasse zusammen und veranlaßte sie, eine Deputation an den General zu schicken, ihn um meine Nachversetzung zu bitten. Dieses Gesuch, welches von meinem Hauptmann, den Officieren und Lehrern unterstützt wurde, konnte der General nicht füglich ablehnen. Ich kam in die erste Klasse und trat wieder in den Grenadierzug. Dieser, aus lauter Grenadieren bestehend, stand auf dem rechten Flügel des Corps und wurde, altem Herkommen gemäß, von dem ältesten Grenadier geführt. Der war ich, da ich nicht

degradirt, sondern nur suspendirt gewesen war. Der General gönnte mir jedoch die Ehre nicht, an der Spitze des Cadettencorps zu marschiren, und es wurde ein fünfter Portepée-Unterofficier zum Führen des Grenadierzuges ernannt.

Der vereinigten ersten Klasse hielt Professor Ritter Vorlesungen, die sehr interessant waren; Lieutenant von Forstner trug uns Physik und eine Menge von Wissenschaften auf ik vor, deren Namen die meisten der Zuhörer nicht einmal behielten, was in sofern nicht viel zu sagen hatte, als das, was er vortrug, nicht zum Officiersexamen erforderlich war. Seine Vorträge waren aber unterhaltend wegen der physikalischen Experimente, die er, und allerlei nichtphysikalischer, die wir selbst machten; denn wenn der gelehrte Mathematikus uns auch „meine Herren" anredete, so waren unsere Herrlichkeiten doch hin und wieder noch sehr kindisch.

Major von Brandt trug uns Kriegsgeschichte und zwar in französischer Sprache vor; da nun aber unser französischer Unterricht nicht eben viel werth war, so war kein Cadet im Stande, ordentlich französisch zu reden und nicht eben viele, den Major zu verstehen, der außerordentlich schnell und lebhaft redete. In seinen übrigens sehr geistreichen Vorträgen spielten die Redensarten: pêle mêle, ventre à terre, bride abatue und dergl. eine sehr große Rolle, und ein Cavalleriegefecht war fast ganz aus ihnen zusammengesetzt.

Da ich den schönen Angriff des Obersten Dolffs in dem Reitergefecht bei Hainau schon sehr oft bewundert hatte, so zog ich es vor, als Brandt wieder dies Steckenpferd ritt, mich einstweilen auf dem meinigen zu tummeln und einen begonnenen neuen Roman von Cooper zu lesen. Der Major sah es, nahm das Buch und sagte: „Das ist wirklich zehnmal interessanter als das, was ich Ihnen hier erzähle; bitte, lassen

Sie sich nicht stören, denn Sie sind gerade in der interessantesten Scene."

Lesen war überhaupt meine Leidenschaft; ich that es jedoch mit Auswahl und Vernunft, meist nach den Anleitungen des Prediger Deibel, und ich kann wohl sagen, daß ich meiner Lectüre in jener Zeit mehr Kenntnisse verdanke, als ich durch fleißigeres Folgen der Vorträge hätte erwerben können. Ich las jedoch nicht nur Romane, sondern auch kriegswissenschaftliche Werke, Geschichte, Memoiren, Reisen und selbst philosophische Schriften. Wir hatten eine treffliche Bibliothek, welcher der alte Professor Wippel vorstand, und aus der wir auf einen Erlaubnißschein eines Officiers Bücher erhalten konnten. Diese Bibliothek wurde jedoch im Allgemeinen von den Cadetten nur sparsam benutzt.

Als die ersehnte und zugleich gefürchtete Zeit des Examens heranrückte, sah man die Cadetten der ersten Klasse schon um zwei oder drei Uhr aus den Betten steigen und über ihren Heften sitzen und „ochsen," wie fleißiges Studiren mit dem Kunstausdrucke benannt und neuerer Zeit erst zu „büffeln" potenzirt worden ist. Dabei wurden sie mager und elend und konnten während des Unterrichts die Augen kaum offen halten. Ich entriß mich nur dem Bett, wenn der entsetzliche blondgelockte Mathematikus examiniren wollte, lachte die Anderen aus und war munter und aufmerksam, wenn etwas Neues in den Unterrichtsstunden vorkam. Hatte ich in den Arbeitsstunden nicht gerade eine Arbeit für die Klasse zu machen, so las ich, oder wie die Cadetten es nannten, ich „schmökerte." Oft sagten sie zu mir: „Jetzt lachst du! allein warte nur, wer zuletzt lacht, lacht am besten. Deine Schmöker werden dir beim Examen nicht durchhelfen."

Nachdem durch ein strenges Vorexamen die Zulässigkeit zum Officiersexamen erprobt worden war, kam endlich der

gefürchtete Tag, oder vielmehr die Zeit, denn man quetschte uns fast vierzehn Tage lang die in sechs Jahren eingesogene Gelehrsamkeit aus. Den Anfang machte das mündliche Examen, zu welchem wir in das Gebäude der Militär-Examinations-Commission gingen, deren Vorstand General von Steinwehr war, ein Bruder unseres alten, trefflichen Obersten.

Es wurden stets fünf bis sechs Cadetten zusammen examinirt, und mein gutes Glück wollte, daß ich der letzte in der Reihe von solchen war, die sich bei der Erfindung des Schießpulvers nicht betheiligt hatten; im Lande der Blinden ist der Einäugige König, und mein kleines Licht leuchtete wie ein Stern erster Größe, um so mehr, da das Glück half. Der General, der sich für mich interessirte, da er ein Freund unserer Familie war, setzte sich mir gegenüber, als Lieutenant von Felgermann uns in der Erdbeschreibung examinirte. Der General war angenehm überrascht zu hören, daß ich am Hudson, Delaware, Mississippi, Missouri, Ohio und Red River so gut zu Hause war und den Charakter des Landes mit einer Genauigkeit beschrieb, als sei ich dort gewesen. Als wir uns in die Prairien vertieften, machte der General ein Schläfchen, und als er wieder erwachte, zappelte ich bereits in dem Flußnetze der Donau, deren Ufer leider keinen Cooper hervorgebracht hatten. „Ei, ei," sagte Steinwehr, „Sie wissen so gut in Amerika Bescheid und so wenig in Ihrem Vaterlande!" —

Das schriftliche Examen fand in unserem Feldmarschallsaale statt. Für jede Wissenschaft war meistens nur ein und eine halbe Stunde gegeben. Die historische Aufgabe nahm sich in Anbetracht dieser kurzen Zeit höchst komisch aus; sie lautete: „die Geschichte des vorigen Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf den siebenjährigen Krieg."

Es ging mir in allen Zweigen vortrefflich, mit Ausnahme der politischen Geographie. Ich sollte das Gebiet zwischen Mosel, Rhein, Maas und Schelde beschreiben! Ich wußte davon herzlich wenig, und ein nahe sitzender Freund, der meine Verlegenheit sah, steckte mir eine Karte zu; allein ich schob sie zurück, da der Aufpasser, Hauptmann Hannemann, Argusaugen hatte und ein Ertapptwerden die Folge nach sich zog, daß man unfehlbar nicht gleich Officier wurde. Ich zog es daher vor — ein leeres Blatt abzugeben, meine Unwissenheit dadurch eingestehend. Die Aufgaben in der mathematischen und physischen Geographie hatte ich indessen gut gelöst.

Nach dem Examen und bis ich mein Schicksal erfuhr, wohnte ich in Berlin bei der Schwester meines Vaters, Frau von Arnim. Sie war der vernünftigen Meinung, daß ich mich nach all den Strapazen erholen müsse, und füllte meine Börse mit ungemeiner Freigebigkeit, so daß ich mich in Berlin amüsiren konnte.

Es ist für jeden jungen Mann von großer Wichtigkeit, welche Kreise er vor seinem Eintritt in die Welt besucht, aber besonders wichtig ist es für einen angehenden Officier, der im Cadettencorps erzogen wird. Treten nicht besondere Umstände ein, so ist darauf zu rechnen, daß der junge Officier der Richtung folgt, die ihm als Cadet gegeben wurde.

Wer nicht schon in diesem frühen Alter die Befangenheit im gesellschaftlichen Verkehr ablegt, wird später noch lange damit zu kämpfen haben und sie nicht allein als eine Störerin seines Lebensgenusses, sondern oft als ein ernstliches Hinderniß seines Fortkommens in der Welt kennen lernen.

Ich war in dieser Hinsicht besonders begünstigt worden. Schon von frühester Jugend an war ich mit Menschen

von allen Ständen zusammengekommen und von allen ohne Unterschied liebreich empfangen worden. Ein angenehmes Aeußere ist ein offener Empfehlungsbrief des Himmels. Wir Geschwister waren alle schöne Kinder. Mein ältester Bruder Eduard war eine Erscheinung, wie sie eine Romanschriftstellerin in Extase setzen würde. Er war groß, schlank und nobel in jeder Bewegung, mild, schweigsam und stolz. Sein ovales bleiches Gesicht war von untadelhafter Schönheit; sein Haar dunkel, ich möchte es schwarzblond nennen, nicht gelockt, seine großen, blauen träumerischen Augen wunderschön geschnitten mit langen, dunkeln Wimpern und überwölbt von regelmäßigen dunkeln Brauen. — Mein zweiter Bruder Louis war ein blühender Knabe mit rundem, offenen Gesicht, hellbraunem Haar und nußbraunen Augen. Ich war der Jüngste von uns Dreien und wurde am meisten von den Menschen verwöhnt. In einer Beziehung war es ein Glück, daß die Mutter uns so frühe verließ; ich würde sonst wahrscheinlich eines der verhätschelten Muttersöhnchen geworden sein, die später sich selbst und der Welt eine Last zu werden pflegen.

Als ich im Potsdamer Cadettenhause war, nahmen mich oftmals Freunde zu ihren Verwandten mit und ich erinnere mich bei dem Commandeur der Garde du Corps, Oberst von Brauchitsch und bei dem Obersten von Lavière gewesen zu sein. Die Artigkeit, mit der ich einst die Tante eines Kameraden empfing, welche ihren Neffen in der Anstalt aufsuchte, gewann mir die Gunst der lieben alten Dame und ich war sonntäglich ihr Gast.

In den kürzeren Ferien ging ich gewöhnlich nach Berlin. In den Pfingstferien 1824, die bald nach meiner Ankunft eintraten, holte mich der Jäger meines Vetters ab, der als Major ein Bataillon des Kaiser Franz Regiments in Berlin befehligte. Er war damals der flotteste und eleganteste Major

in Berlin und seine Frau, Ida v. Arnim=Jahn, die Adoptivtochter meines Onkels Arnim, eine schöne und liebenswürdige junge Frau. Ich wurde dort äußerst liebevoll empfangen. Die Mutter des Majors, Witwe eines Generals, Bruders meines Vaters, lebte damals gleichfalls mit ihren beiden Töchtern in Berlin, von denen die jüngste, Ferdinande, meine Lieblingscousine war. Sie wurde frühzeitig Stiftsdame im Stift Heiligengrabe, wohin sie ihre Mutter mitnahm. Das schöne, sanfte Mädchen sah mit ihrem Ordensbande quer über die Brust und ihrem glänzenden Stiftsstern sehr stattlich aus. — Eine andere Cousine von mir war in Berlin an einen Kriegsrath verheirathet, der später Geheimerath wurde. Diese Cousine war in ihrer Jugend eine sehr große Schönheit gewesen; allein da sie eine Waise und arm war, so lebte sie eine zeitlang in unserem Hause und dann als Gesellschafterin bei der Gemahlin des Kriegsministers. Dort wurde eine Heirath zwischen ihr und dem Secretair des Ministers arrangirt, einem lieben, geschickten, fleißigen Männchen, welches seiner junonischen Ehehälfte bis an den Ellenbogen reichte. Es war höchst spaßhaft die Beiden zu sehen. Wenn der Eheherr zu seiner — Hälfte kann man nicht sagen, denn auf sie kamen gut zwei Drittheile der vereinten Länge — wenn er zu seiner Herrin redete, mußte er stets auf den Zehen stehen und den kahlen Kopf seitwärts zurückbiegen, um ihr ins Gesicht zu sehen. Seine Stimme war dann immer gleich der eines kleinen Jungen, der seine Mama um einen Extra=Apfel bittet, und sie klopfte ihn auf den blanken Schädel, mit tiefer Stimme und im Tone einer begütigenden Mutter redend. Der kleine bescheidene Mann war das Lastthier des Ministeriums und arbeitete von Morgen bis zum Abend. Dabei war er äußerst gefällig, und wenn irgend Jemand von unserer Familie ein Anliegen bei der Regierung

hatte, wußte er es durch seinen geschäftlichen Einfluß zu unterstützen. Er war ein höchst nützlicher Vetter.

Als Haupt unserer Familie wurde die einzige noch lebende Schwester meines Vaters, die schon genannte Frau von Arnim betrachtet. Da sie keine Kinder hatte, so waren die Güter ihres Mannes bei dessen Tode an die Familie Arnim zurückgefallen; allein außer verschiedenen Leibrenten besaß sie auch ein ziemlich beträchtliches Privatvermögen und galt in der Regel für bei weitem reicher, als sie wirklich war. Sie hielt Equipage, Bedienten u. s. w. und machte ein ganz angenehmes Haus. Alles war nett und anständig bei und an ihr und ich fühlte mich in ihrem Hause außerordentlich behaglich. Meine Tante, an der meine Erinnerungen mit ganz besonderer Liebe hängen, war von mittlerer Größe und ein Wenig zur Corpulenz geneigt. Das allmälig ergraute Haar war durch einen glatten schwarzen Scheitel und Haube verdeckt. Unter den ziemlich starken, schwarzen Brauen funkelten nicht eben große, aber klare, freundliche, sehr ehrliche braune Augen, die hin und wieder einen sehr angenehmen schelmischen Ausdruck annehmen konnten. Ihre Nase war eine Corvinische Familiennase, wie sie aus dem Portrait des alten Kürassier-Generals, meines Großvaters herausschaute; nicht dünn und nicht klein, etwas gebogen in der Mitte. Die Wangen waren fleischig, aber etwas flach und hängend, wodurch das Kinn etwas kurz erschien; der Mund, dessen Oberlippe ein ganz klein wenig vorstand, trug den Ausdruck herzlicher Güte. Es war aber Leben und Festigkeit in dem lieben Gesicht.

Ihr Charakter war auf das Höchste achtungswerth und liebenswürdig. Selbst durch und durch rechtlich und von ächt adeliger Gesinnung im besten Sinne des Wortes, war sie keiner auch nur den Schein der Zweideutigkeit an sich

tragenden Handlung fähig. Ueber Schlechtigkeit und Ungerechtigkeit konnte sie sich ereifern; allein in ihrem Urtheil über die Menschen, welche sich derselben schuldig machten, war sie dennoch niemals hart und lieblos. Obwohl anscheinend nicht leicht gerührt war sie doch außerordentlich theilnehmend bei Anderer Unglück, und traf dasselbe eine ihr näher stehende Person, so dachte sie so beständig daran, daß sie förmlich krank davon wurde. Deshalb fürchtete sie auch nichts so sehr als Gemüthsbewegungen, und als sie älter und schwächer wurde, hielt sie dieselben mit einer Sorgfalt von sich, die oft wie Fühllosigkeit und Egoismus aussah, wovon ja übrigens das Alter selten ganz frei ist. Trotzdem war sie keineswegs zaghaft, sondern in ihrem Geist kühn und muthig und eine würdige Tochter eines kriegerischen Geschlechts. Nie würde sie einen Mann von Kampf und Gefahr weichlich abgehalten haben und ein zaghafter Mann konnte ihres Spottes gewiß sein. Wunden erschreckten sie nicht, ja sie war sogar im Besitz eines in der Familie vererbten Mittels zum Blutstillen und Heilen, welches nur eine Frau einem Manne der Familie und umgekehrt mittheilen durfte. „Ein paar Wunden schaden Dir nicht,“ sagte sie einst zu mir, „und es ist recht gut, wenn Dir etwas von Deinem wilden Corvinischen Blute abgezapft wird.“

Alle Morgen vor dem Frühstück las sie den „Morgensegen“ nämlich ein Kapitel aus einem vernünftigen Gebetbuche von Witschel, oder aus den „Stunden der Andacht.“ Pietisten waren ihr ein Greuel und ihr Lieblingsprediger war Deibel, den sie auch persönlich sehr hochschätzte. Für den König Friedrich Wilhelm III. hatte sie eine große Anhänglichkeit und Verehrung und um ihn zu sehen, ging sie manchmal ins Theater, da sie den Hof nicht besuchte. Diese Anhänglichkeit an den König und ein wenig Gicht trieben sie all-

jährlich nach Teplitz, und daß der König einst mit ihr die Bälle eröffnete, war für sie eine sehr schmeichelhafte Auszeichnung. Sprach man in ihrer Gegenwart von den Erwartungen, die Viele von dem damaligen Kronprinzen hegten, dann ging sie kopfschüttelnd auf und ab, und fragte man sie um ihre Ansicht, so antwortete sie durch eine eigenthümliche Handbewegung und das Wort: „Pietist!“ —

Der Kronprinz galt aber nicht nur für pietistisch, sondern auch für sehr witzig und so oft ich zu meiner Tante kam, war ein neuer Witz von Hofe berichtet worden. Ich will nur einige anführen, um den Genre derselben zu zeigen.

Einst bei Tische fragte der Kronprinz: „Wer ist der größte Zauberer in der Gesellschaft?“ — Er mußte selbst antworten: „Se. Majestät der König, denn er hat einen Strauß in einen Dompfaffen verwandelt.“ Der Prediger Strauß hatte nämlich damals eine Stelle am Dom erhalten.

Einem Minister, der weder das Pulver noch die deutsche Grammatik erfunden hatte, gab er einst folgendes Silbenräthsel auf: „Die erste frißt's Vieh, die zweite fehlt Sie, das Ganze sind Sie.“ Der Minister von Kleewitz konnte das Räthsel nicht rathen, weil ihm die zweite eben fehlte.

Eine geistreiche Prinzessin quälte die Gesellschaft nicht selten mit Räthseln. Einst hatte sie sich bei Tafel einen neben ihr sitzenden alten General als Opfer ausersehen, so daß diesem der Angstschweiß ausbrach. Die Prinzessin hielt ihm einen blanken, silbernen Löffel vor das Gesicht, bewegte ihn schnell hin und her, so daß er im Sonnenlicht funkelte und fragte: „Was ist das?“ Der General sah sehr dumm und verlegen aus, als ihm der Kronprinz schnell die Lösung ins Ohr flüsterte. Mit freudestrahlendem Gesicht rief der General mit der Vehemenz einer platzenden Granate: „Löffel-

gans!" Es soll eben kein „Silberblick" gewesen sein, den die Prinzessin ihrem unartigen Schwager zuwarf.

Doch zurück zu meiner Tante.

Sie war sparsam und ordentlich in Geldsachen und wenn auch nicht geizig, so freute es sie doch ungemein, wenn sie einen Profit durch glücklichen Verkauf ihrer Staatspapiere machen konnte. Einst hatte sie durch rechtzeitigen Kauf und Verkauf mehrere Tausende gewonnen und galt nun in ihrer Gesellschaft für eine tiefe Kennerin der Politik. War irgend eine Krisis im Werk, dann versammelten sich bei ihr eine Menge alter adeliger Damen, die von ihren Renten lebten, um das Orakel aus ihrem Munde zu vernehmen. Da kam die „Excellenz Beville", die Recken, die Krummenseen, die Scheven und wie sie alle heißen. Die Politik, welche in diesem Kreise verarbeitet wurde, war höchst komisch und die Urtheile über die Russen, die Polen, die Belgier, die Spanier u. s. w. unerklärlich für jeden, der nicht wußte, daß nicht die Völker, ja nicht einmal deren Regierungen, — sondern nur deren Staatspapiere gemeint waren.

Die Tante hatte eine alte Freundin, die mit ihr in Heiligengrabe Stiftsdame gewesen war. Es war dies ein Fräulein von Retzdorf, die wir alle aber gewöhnlich „Tante Retzchen" nannten. Sie besaß sämmtliche gute Eigenschaften der Tante und vielleicht noch in höherem Grade. Sie begnügte sich mit der zweiten Stelle, nicht etwa weil sie sich untergeordnet fühlte, sondern nur, weil die Tante die zweite Stelle nicht eingenommen haben würde. In dieser Freundschaftsehe, wie ich ein solches Verhältniß nennen möchte, war sie die Frau und die Tante der Mann. Zog die Tante aus, dann wußte es Fräulein v. Retzdorf stets so zu arrangiren, daß sie in demselben Hause, oder doch wenigstens gegenüber eine Wohnung fand; denn trotz aller Freundschaft liebte sie die

Unabhängigkeit. Alle Morgen kam sie zur Tante und die beiden Damen blieben zusammen bis zum Abend.

Wir hatten Tante Netzchen alle außerordentlich lieb und betrachteten sie als zur Familie gehörig. Entstand irgend wo eine Mißhelligkeit in derselben, so machte sie die Vermittlerin und redete uns bei der Tante das Wort.

Im Hause meiner guten Tante fühlte ich mich mehr zu Hause wie in dem meiner Eltern. Beide treffliche alte Damen nahmen innigen Theil an meinen kleinen Erlebnissen und waren immerfort darauf bedacht, mir irgend eine Freude zu machen, und da sie eben nicht viel zu thun hatten, so drehten sich, wenn ich im Hause war, alle Arrangements um meine kleine Person.

Gab die Tante Gesellschaften, so mußte ich die Honneurs als Sohn vom Hause machen, die Gäste empfangen und die Damen in den Salon führen, auf welches Amt ich nicht wenig stolz war. Zuweilen wurde auch nach dem Clavier getanzt. Höchst spaßhaft war es für mich, wenn die Tante vor einem solchen Gesellschaftstage mit Tante Netzchen die Spielpartieen arrangirte. Die Rücksichten, welche dabei zu nehmen waren, erinnerten mich an jenen Fährmann, der einen Wolf, eine Ziege und einen Kohlkopf über den Fluß zu setzen, in seinem Kahn aber nur Platz für einen der Gegenstände und dabei zu berücksichtigen hat, daß Ziege und Kohlkopf, oder Ziege und Wolf nie gemeinschaftlich an einem Ufer gelassen werden dürfen. Die Gründe, weshalb diese oder jene Personen nicht in eine Parthie zusammengebracht werden durften, waren oft so originell und possierlich, daß ich die Consultation durch mein tollstes Gelächter unterbrach. Ich erfuhr bei solchen Gelegenheiten die geheime Geschichte sämmtlicher adeligen Familien und ihre diplomatischen Beziehungen zu einander. Es war dabei auch nicht die geringste

Bosheit im Spiel; man handelte die Dinge einfach als für den Zweck zu berücksichtigende und unzweifelhafte Facta ab.

Zu jener Zeit hielt eine Generalin von Saldern, die ein schönes, großes Haus nebst Garten unter den Linden besaß, täglich offenes Haus für einen zahlreichen Kreis, zu dem auch meine Tante gehörte. Ich wurde dort eingeführt. Die Excellenz von Saldern war sehr reich, sehr alt und sehr verehrt. Als ich vorgestellt wurde, sprach sie ein Paar freundliche Worte mit mir, ich küßte ihre Hand und damit war ich ein für alle Mal eingeladen. Bei ihr waren die angesehensten Excellenzen, Gesandte, Minister, Generäle versammelt und addirte man deren Alter, so kamen entsetzlich viele Nullen heraus. Anfangs war ich der einzige junge Mensch dort und den Czacko in der Hand, den Säbel umgehängt, stand ich den ganzen Abend da und amüsirte mich, so gut ich konnte. Das wurde mir nicht schwer, denn ich beobachtete und hörte der oft sehr interessanten Unterhaltung an den Spieltischen zu, sobald das schicklicher Weise geschehen konnte. Häufig nahm auch Dieser oder Jener freundlichst Notiz von mir. Später wurde dann noch eine Menge junger Personen eingeladen und wir etablirten uns in einem besonderen Saal, dessen Flügelthüren wir oft schlossen, um nicht die ernsthaften alten Herrn und Damen in ihrem Spiel zu stören. Oft wurde auch eine Lotterie von allerlei Dingen veranstaltet, welche die Generalin von armen Leuten anfertigen ließ, um dieselben zu unterstützen.

Ein rothangestrichener Tag in meinem Kalender war es aber stets, wenn ich meinen Freund Gustav v. P. im Hause seiner Eltern besuchte. Unter seinen zahlreichen Schwestern war eine, zwei Jahre jünger als ich, Namens Valerie. Sie war ein reizendes Kind und schon als Potsdamer Cadet verliebte ich mich sterblich in sie. Meine Liebe, oder vielmehr

Anbetung, wurde natürlich bald bemerkt und wir Beide wurden vielfach geneckt. Dies zarte Verhältniß bestand mehrere Jahre lang, ohne daß es zum Aussprechen der Gefühle kam. Das Aeußerste, das ich wagte, war ein heimlicher Kuß auf ihre — lang herabhängenden Haarflechten. Meine Malerei bot mir oftmals einen Vorwand, Mittwochs oder Sonnabends in die Stadt zu gehen und ich versäumte nie, mir einen Auftrag von Gustav für seine Eltern geben zu lassen. Klingelte ich, dann fügte es immer „der Zufall,“ daß Valerie öffnete. Dann standen wir im Vorzimmer einander lange stumm gegenüber, sie über und über roth und ich mit laut klopfendem Herzen, in dem ich verlegen wie ein Bauernjunge die Mütze in den Händen drehte.

Anderen Mädchen gegenüber war ich keineswegs so blöde und sie waren nicht alle so verschämt, wie Valerie. Durch den Hauswirth meines Vetters, des Majors, der ein sehr reicher Kaufmann war, wurde ich auch in einem sehr angenehmen „bürgerlichen Kreis“ eingeführt. Es waren dort freilich nicht so viele Excellenzen und nicht so viele Hochgeboren; allein es war da mehr und besser zu essen und zu trinken, was bei einem Cadetten sehr in die Waagschale fällt, und auch etwas mehr Heiterkeit. Unter diesen Bekannten war eine reiche Wittwe, die eine wunderschöne sechszehnjährige Tochter hatte. Einst war ich dort zum Ball eingeladen. Beim Abendessen ward viel Champagner getrunken und wir wurden alle sehr munter, besonders als mehrere ältere Respectspersonen sich zurückgezogen hatten und dem jungen tanzlustigen Volke der Ballsaal überlassen wurde. Zu einer Quadrille fehlte eine Dame und es ward vorgeschlagen, daß ich als Dame figuriren solle. Ich ließ mir das gefallen und sogar zum Zeichen meiner Jungfrauschaft ein Häubchen aufsetzen.

Als der Tanz vorüber war, ging ich in ein einsames Nebenzimmer und warf mich etwas erschöpft in einen Sessel. Gleich darauf kam die Tochter vom Hause herein, ein Mädchen mit braunen Locken, blauen Augen, frisch wie Hebe und von wunderschönen runden Formen. Champagner und Tanz hatten ihre natürliche Lebhaftigkeit noch gesteigert; sie lief auf mich zu, faßte mich mit ihren köstlichen, warmen, nackten Armen um den Hals, sagte eilig: „Du bist ein ganz wundersüßer Junge!“ und gab mir einen glühenden Kuß gerad auf den Mund. Ich sah ihr in die blitzenden Augen und flüsterte: „Schenk mir die Blume,“ auf welche ich zeigte. Sie bog sich nieder und sagte: „Nimm!“ — Mit „keckem Finger“ wagte ich das Abenteuer, bei dem weisere Leute als ich gezittert haben würden, — wie ich es that. — Zweimal sechszehn Jahr, Champagner, Tanz und der warme, köstliche Duft! Ich wurde in noch nie empfundener Weise berauscht, — ich schlang meine Arme um den schönen Hals und gab den Kuß zurück, — und noch einen — und noch einen längeren; allein sie riß sich los und floh, den Finger an den Lippen, mit einem „parthischen Blick“ — wie ein englischer Novellist sagen würde, — in ein dunkeles Nebenzimmer, dessen Thür halb offen blieb. Ich sprang auf, — als ein langweiliger Assessor aus dem Saal hereintrat, der all seine Rathshoffnungen darum gegeben haben würde, wenn er an meiner Stelle gewesen wäre, denn er strebte nach der Hand des schönen Mädchens und dem was sie darin hatte. —

In den Hundstagsferien reiste ich stets nach Halberstadt. Dort war nun auch mein ältester Bruder. Er hatte schon als Fähnrich seinen Abschied nehmen müssen, da seine Gesundheit zu schwach war. Vom Stiefvater abhängig zu sein, kränkte ihn zu tief und er arbeitete mit fieberhaftem Eifer am Gericht, wo man ihn einstweilen ohne Gehalt

angestellt hatte. Nach etwa sieben Jahren hatte er sich todt gearbeitet. Er starb, gerad als er eine Stelle als Registrator mit ziemlich gutem Gehalt bekommen sollte. — Mein Bruder Louis, der wegen seines steifen Fußes nicht Soldat werden konnte, zeigte Lust zum Forstfach; allein darin war auch sein Bein ein Hinderniß. Er hatte weder Neigung zur Jurisprudenz noch zur Medicin und entschloß sich plötzlich, Thierarzneikunde zu studiren, wozu ihn hauptsächlich seine große Liebe zu Pferden und Hunden bewog. Damals gab man sich viel Mühe, Leute aus guten Familien zu diesem Studium zu bewegen und die Tante versprach Hülfe. Mein Bruder kam nach Berlin und studirte dort mit Lust und Liebe das erwählte Fach.

Schon vor der Prüfung hatte man uns, wie in Potsdam, in alle königlichen Schlösser und merkwürdigen öffentlichen Gebäude geführt, wie das Zeughaus, Gießhaus, Münze, Modellhaus, Kunstkammer u. s. w.; wir hatten den Schießübungen der Artillerie und den Uebungen der Pionniere beigewohnt, waren nach Spandau geführt worden, um die Festungswerke zu besehen, hatten schon früher Ausflüge nach Freienwalde und Neustadt-Eberswalde gemacht und die in jener Gegend liegenden Hütten und Hammerwerke besucht. In den Theatern hatten wir Cadetten unsere Logen, und große Paraden und Manöver hatten wir zur Genüge gesehen; allein es gab doch noch vieles in Berlin, was mir unbekannt war, und dazu gehörten namentlich öffentliche Vergnügungsorte.

Meistens war ich mit Freund Gustav v. P. zusammen, der sein Fähnrichsexamen gemacht hatte und in Berlin bei seinen Eltern wohnte. Damals war Tivoli am Kreuzberge en vogue, und die Berliner waren ganz närrisch auf das Rutschen.

Als wir eines Abends dort waren, nach Herzenslust gerutscht, gut gegessen und unsere Cadettenköpfe durch eine Flasche Rheinwein ein wenig illuminirt hatten, amüsirten wir uns mit Schaukeln und dachten nach Hause zu gehen, als wir nicht weit von uns einen alten Mann in abgeschabter schwarzer Kleidung stehen sahen. Nachdem wir die Schaukel verlassen hatten, setzte er sich vorsichtig hinein und versuchte, sie zu bewegen. Als ihm das nicht gelingen wollte, machten wir uns den Spaß ihn zu schaukeln. Er gestattete es ohne Umstände, da er uns für junge Burschen hielt, die zu diesem Geschäft angestellt wären, erschöpfte sich aber in Dank, als er seinen Irrthum erkannt hatte.

Nachdem wir ihn verlassen hatten, sahen wir ihn unschlüssig hin und her gehen und man merkte, daß er nicht recht wußte, was er mit sich selbst in Tivoli anfangen sollte. „Höre," sagte ich zu meinem Freunde, „das ist gewiß ein Fremder, der zum erstenmal in Berlin ist; komm wir wollen ihm alles zeigen." Wir gesellten uns zu dem alten Manne, boten ihm unsere Dienste an und erfuhren, daß er Neumann heiße und Pfarrer in einem märkischen Dorfe sei, dessen Namen ich vergessen habe; daß er im Begriff stehe, eine Kinderschrift drucken zu lassen und daß dies wichtige Geschäft ihn nach Berlin geführt. Wir fragten ihn, ob er denn schon gerutscht habe? — „Ach nein," antwortete er, „das ist mir zu theuer; da man aber so viel von Tivoli redet und lies't, so wollte ich doch die vier gute Groschen Eintrittsgeld daran wagen, um wenn ich nach Hause komme, meinen Kindern — irre ich nicht, so nannte er zehn! — davon erzählen zu können." Wir kauften sogleich einige Billets an der Kasse, und mein Freund stieg mit dem alten Herrn in den kleinen Rutschwagen, während ich eine Flasche Champagner bestellte, denn ich hatte ihn eingeladen, ein Glas Wein mit uns zu trinken. —

Als er ganz entzückt von der schnellen Fahrt auf dem Rutschberg in den Saal trat, bot ich ihm ein Kelchglas und wir tranken auf das Wohl seiner Familie. Kaum hatte er gekostet, so setzte er das Glas ab und sagte: „Das ist ein sehr köstlicher Wein; nehmen Sie mir nicht übel, wenn ich nach seinem Namen frage.“ Als ich Champagner nannte, wurde er ganz gerührt und rief: „Du lieber Gott, also das ist Champagnerwein! Ich bin nun über siebenzig Jahre, habe so oft davon gelesen und ihn nie gekostet. Was werden meine Kinder dazu sagen, daß ich Champagner getrunken habe!“

Da er wahrscheinlich lange nichts gegessen hatte und Wein nicht eben gewohnt war, so stiegen ihm die paar Gläser schnell zu Kopf und wir sahen wohl ein, daß wir den alten guten Mann in sein Logis begleiten mußten; allein er wohnte bei einem Tagelöhner aus seinem Dorfe, in der — Oranienburger Vorstadt, die eine Meile von Tivoli entfernt liegt. Da nun von Gehen nicht die Rede sein konnte und es überdies anfing zu regnen, so mußten wir einen Wagen nehmen, wozu eben noch der Rest unserer Kasse ausreichte.

Der alte Herr wußte gar nicht, was er uns Liebes sagen sollte, und als er erfuhr, daß wir eben unser Examen gemacht hatten, meinte er, zwei so vortreffliche junge Leute würden gewiß bestanden haben. Plötzlich rief er: „O Himmel!“ erblaßte und wollte aus dem Wagen springen. Wir dachten, ihm werde unwohl, allein es war ein größeres Unglück, er hatte — das Manuscript seiner Kinderschrift vergessen, welches er bei dem Portier niedergelegt, da man ihn — vor den Berliner Taschendieben gewarnt habe! — Gustav stieg ab, lief zurück und holte den Schatz, wofür der gerührte Verfasser seinem Buchhändler Auftrag zu geben

versprach, jedem von uns ein Exemplar einzuhändigen. Es klang das fast wie Ironie; allein daran dachte die ehrliche Seele nicht, und als er sich unsere ihm nach vielem Weigern gesagten Namen notirt hatte, versprach er, dieselben stets in freundlichem Andenken zu bewahren.

Wir lieferten ihn endlich wohlbehalten an seinen bescheidenen Wirth ab, der nicht wenig erstaunt war, seinen ehrwürdigen Gast von zwei „Kaldaunenschluckern" ziemlich „halb sieben" heimgebracht zu sehen.

Dies kleine Abenteuer hat mir stes eine angenehme Erinnerung verursacht, und ich habe mich oft im Geist in die bescheidene Pfarrwohnung jenes märkischen Dörfchens versetzt und den einfachen alten Seelenhirten seinen ebenso einfachen Kindern von den Wundern Berlins, seiner ersten Kutschfahrt, seinem einzigen Champagnerrausch und den beiden Cadetten erzählen hören. —

Hin und wieder ging ich in das Cadettenhaus, um meine Kameraden zu besuchen, von denen einige wie ich mit Schmerzen das Resultat des Examens erwarteten. Die Nachrichten von der Examinations-Commission gelangten oftmals, bevor sie officiell wurden, ins Cadettenhaus. Als ich eines Nachmittags, um vielleicht etwas Neues zu erfahren, dorthin ging, fand ich einen sehr niedergeschlagenen Kameraden auf seinem Bette liegen, der mir mit trübseliger Miene sagte, ich habe das Examen bestanden, allein er habe „Bedingungen;" das heißt, er wurde einstweilen Fähnrich, bis er in denjenigen Wissenschaften, in welchen er nicht genügt, beim Regiment eine nachträgliche Prüfung bestanden und die Commission in Berlin mit den eingesandten Arbeiten sich zufrieden erklärt haben würde. — Ich erhielt denn auch bald das vom General von Steinwehr unterzeichnete „Zeugniß der

Reife zum Officier," in welchem jedoch die „Weisung" enthalten war, mich in der politischen Geographie noch zu vervollkommnen.

Ich war also nun Officier, hatte jedoch noch keine Anstellung und es konnten bis zur Ankunft derselben noch einige Wochen vergehen. Vor dem Examen hatte man uns gefragt, zu welchem Regiment wir zu gehen wünschten. Diese Wünsche wurden dem Kriegsministerium eingereicht und berücksichtigt, wenn es die Verhältnisse irgend erlaubten. Ich hatte mich zum Kaiser Franz Grenadier-Regiment aufschreiben lassen, da ich gern in Berlin bleiben wollte, wo ich so viele Verwandte und Bekannte hatte. Meine gute Tante hatte mir meine Equipirung auf das Reichlichste und Eleganteste zum Geschenk gemacht; es war alles fertig bis auf die Regimentsabzeichen, und ich mußte noch in Cadettenuniform umhergehen!

Um die Qual dieser Uebergangsperiode abzukürzen, beschloß ich, eine kleine Reise nach Schwedt an der Oder zu machen. Während meiner Cadettenjahre hatte ich oftmals in großer, frakturartiger Schrift geschriebene, mit fünf mächtigen Siegeln bedruckte Briefe aus dieser Stadt erhalten; sie kamen von meinem alten Pathen von Brünnow, einem Obersten außer Dienst, der in dem sehr freundlichen Städtchen seine Pension verzehrte. Einige Cadetten, deren Eltern ebenfalls dort lebten, hatten mir so viel Sonderbares und Liebes von dem alten Herrn erzählt, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, die am Taufstein gemachte Bekanntschaft zu erneuern.

Mein Pathe war schon achtzig Jahr alt und Junggeselle; er wohnte mit zwei alten, gleichfalls unverheiratheten Schwestern zusammen. Er trug beständig Uniform und dazu den Federhut. Alle Morgen um sechs Uhr stieg er zu Pferde

und ritt zwei Stunden spazieren; dasselbe that er des Abends um diese Zeit, und jedermann in Schwedt kannte den eigenthümlichen, bequemen Galopp seines Pferdes. Alle Frauen und Mädchen der Stadt und Umgegend kannten den alten Obersten, ließen sich von ihm necken und gingen auf seine oft derben Scherze ein, besonders die Bauernmädchen. Am Markttage ritt er über den Markt, und fand er dort einen seltenen Vogel oder Fisch, so ließ er ihn sich nach Hause tragen, denn er unterhielt sich damit, Vögel und Fische aus den natürlichen Federn und Schuppen auf einer Fläche zusammenzusetzen und Schnäbel, Füße und Flossen durch Malerei zu ergänzen. Alle Wände waren mit diesen Kunstwerken überdeckt.

Ich mußte den alten Herrn stets auf seinen Spazierritten begleiten. Kamen wir am Morgen zurück, dann lagen die an einem schönen freien Platz wohnenden Damen Schwedts im Fenster, um die frische Morgenluft zu genießen, und der Oberst nöthigte mich dann stets, in zierlichem Galopp den Platz zu umreiten, während er an einer schmalen Seite hielt, und dann in der Carriere auf ihn zuzukommen, worüber der alte Braune, den ich ritt, äußerst erstaunt war.

Von Schwedt aus besuchten wir die Eltern eines Cadetten auf ihrem schönen Landgute. Es waren da noch andere Kameraden zum Besuch und schöne schwarzäugige Schwestern und blauäugige blonde Cousinen, — kurz es war wunderschön und ich war ganz außer mir vor Vergnügen. Bei Tisch schenkte mir eines der schönen Mädchen eine Aster. Der Stengel brach ab und da ich gesagt hatte, daß ich die Blume dennoch ihr zu Ehren tragen wolle, wo sie jeder sehen könne, befestigte ich sie mit einer Stecknadel an meiner Stirn, so daß mir das Blut über das Gesicht lief. Mein

alter Pathe verwies mir meine Wildheit und sagte, mit dem Finger drohend: „Nehm' Er sich vor den drei W's in Acht: Wein, Weiber, Würfel!"

Als ich nach einem höchst vergnügten Aufenthalt in Schwedt endlich nach Berlin zurückkehren wollte, schenkte mir mein alter Pathe einen schönen Geldbeutel voll neuer Thaler, zwischen denen hie und da ein Friedrichd'or funkelte, ferner ein Paar weiße seidene Strümpfe und schöne Schuhschnallen, denn er hatte vergessen oder es nicht erfahren, daß seit kurzem die Escarpins und kurzen Hosen, die sonst zur Galatracht der Officiere gehörten, abgeschafft waren.

Bald nach meiner Ankunft in Berlin erhielt ich mein Patent, welches vom 12. August 1830 datirt war. Ich erhielt meine Anstellung nicht nach meinem Wunsch, sondern bei dem 36sten Infanterie-Regiment, welches in Mainz lag. Ich war sehr betrübt darüber; allein Kundige sagten mir, daß Mainz eine bessere Garnison sei, als irgend eine im preußischen Staat. Mein hülfreicher Vetter, der Kriegsrath, hatte wahrscheinlich diese Aenderung veranlaßt und daran sehr gut gethan.

Am Abend des Tages, an welchem ich die Anstellung erhielt, war große Gesellschaft bei der alten Excellenz von Saldern. Meine Tante hielt so lange vor der Thür meines Schneiders, bis ich mich bei demselben aus einer unscheinbaren Cadettenpuppe in einen glänzenden Lieutenantsfalter metamorphosirt hatte. Man beglückwünschte mich und die Tante, und alte Generale und sonstige Excellenzen, die von dem Cadetten nie Notiz genommen hatten, unterhielten sich freundlich mit dem neuen Officier, der bei jedem Schritt in Gefahr gerieth, seinen langen Degen wie ein Steckenpferd zu reiten.

Der Sprung vom Cadetten zum Lieutenant ist so groß, daß man es wohl begreiflich finden wird, wenn ich sage, daß mein Kopf ein wenig verwirrt dadurch wurde. Ich ging nicht, nein ich schwebte, als seien meine Epauletts Flügel, und wie oft schielte ich auf meine Schultern, um mich zu überzeugen, daß mein Glück nicht etwa ein Traum sei. Ich rannte aber wie besessen durch die Straßen, weil mir überall Soldaten und Schildwachen in den Weg kamen, und mir die „Honneurs" erwiesen, die mich in Verlegenheit setzten, und denen ich bald möglichst entlaufen wollte; — ein vergebliches Bemühen in dem soldatenreichen Berlin.

Als ich in das Cadettenhaus kam, neue Verlegenheit! Meine alten Kameraden, die auf den Bänken im Hofe saßen, standen schmunzelnd vor mir auf und nannten mich „Herr Lieutenant."

Ich war in militärischen Pontificalibus, denn ich wollte mich beim General als avancirt melden. Während ich auf der Parade auf ihn wartete und in den Reihen meiner alten Compagnie stand, betrachtete mich mein Freund von Engeström von Kopf zu Fuß mit tiefem Schweigen; dann sagte er endlich ruhig: „Taille einen Zoll zu kurz." — Der General empfing mich höchst ungnädig; er sagte: „Sie hätten eigentlich gar nicht verdient, Officier zu werden." Die Officiere, die es mit anhörten, waren indignirt. Dieser kleinliche Mensch konnte es mir nicht vergeben, daß ich gegen seinen Willen ins Cadettenhaus gekommen war und schon als ich ihm zuerst in Potsdam vorgestellt wurde, sagte er: „Aha, das ist Der!" Damit war ich für immer gezeichnet. Die Officiere, die mich alle gern hatten, sagten, ich müsse mir nun Dergleichen nicht mehr vom General gefallen lassen, und er habe mir nicht mehr das Geringste zu sagen. Ich

merkte mir das. Als ich später von ihm die Anweisung für das Reisegeld zum Regiment verlangte, äußerte er, daß ich das eigentlich gar nicht brauchte; man habe mich im Theater, im Tivoli und überall gesehen, wo Geld verschwendet werde 2c. Der Officier, der mich begleitete, gab mir einen Wink und ich antwortete sehr bestimmt; „daß ich meine, es gehe Niemand an, was ich mit dem mir zu meinem Vergnügen gegebenen Gelde mache und daß ich keine Begünstigung von ihm verlange, sondern was mir im königlichen Dienst zukomme.“ Brummend wurde mir die Anweisung eingehändigt. Ich sah den General nie wieder. Er suchte mir noch beim Regiment zu schaden; allein mein Hauptmann schrieb ebenfalls an den Regiments-Commandeur und klärte ihn über die Feindseligkeit des Generals gegen mich auf. Die Cadetten, welche als Officiere die Anstalt verließen, erhielten gewöhnlich eine Summe aus einem dem Cadettencorps zu diesem Zweck hinterlassenen Kapital; da aber der General über die Vertheilung zu verfügen hatte, so erhielt ich natürlich nichts, was man als eine große Ungerechtigkeit ansah.

Da ich meiner Mutter die Freude nicht versagen konnte, mit ihrem jungen Lieutenant groß zu thun, und sie auf vierzehn Tage in Halberstadt besuchen wollte, so mußte ich meine Abreise von Berlin beeilen. Eines Nachmittages bestieg ich also den Postwagen. Dieser fuhr durch die Leipziger Straße, wo die Eltern meines Freundes Gustav v. P. wohnten. Die Kinder wußten, daß ich vorüber kommen würde und erwarteten mich am offenen Fenster, um mir ein Letztes Lebewohl zuzuwinken. Valerie saß ganz vorn und es that mir wohl mir einzubilden, daß sie betrübt sei. Hinter ihr gruppirten sich die zahlreichen Köpfe der Geschwister und über sie alle hinweg ragte mein Nebenbuhler v. W., der ebenfalls Officier, aber beim ersten Garderegiment geworden

war und mir mit sehr vergnügter Stimme ein „Glückliche Reise“ zurief, welches klang als hätte er gern hinzugefügt „Hol dich der Teufel!“ —

Ich wischte mir heimlich eine Thräne aus den Cadettenaugen, und fort ging's zum Potsdamer Thore hinaus, — ins Leben, in die Welt!

III.

Lieutenants-Leben.

Digitized by Google

Erstes Capitel.

Lieutenantsglück. — Versuchung. — Reisenoth. — Mainz. — Der jute Obé. — Lieutenantsrevenüen. — Der Herzog Ferdinand von Würtemberg. — Die Herzogin. — Graf Mensdorf. — Die Fürstin. — Mesdemoiselles Helene und Finette. — Der alte Muff. — General von Schütz. — Mein Oberst. — Des Obersten Oberst. — Mein Major. — Im Dienst und außer Dienst. — Mein erster Hauptmann. — Der Knubbel. — Se. Majestät vom Rhein.

Feldmarschall werden, muß schön sein; Lieutenant werden, ist schöner! — Heute darf man nicht ohne Erlaubniß den Fuß auf die Straße setzen, wird man noch als ein Kind betrachtet, und morgen ist man ein Officier so gut wie der Feldmarschall. Man ist frei; man ist ein Mann, man darf seine Cigarre oder Pfeife rauchen und Lieutenant Mannkopf hat nichts darein zu reden, wenn's nur der Magen erlaubt. Man darf das schönste oder garstigste Mädchen küssen, wenn's nur das Mädchen erlaubt; kurz man hat alle Rechte des ältesten Premierlieutenants. Man steht vor diesem nicht mehr „den kleinen Finger an der Hosennaht", und titulirt ihn ehrfurchtsvoll „Herr Lieutenant", — nein, man ruht anmuthsvoll auf dem linken Bein, die linke Hand in der Hüfte, während die rechte eine Cigarre hält, die man eigentlich lieber mit einem Zuckerstengel vertauschte, und sagt: „Auf Ehre, lieber Haberstroh, die kleine Figgarillo ist ein ganz famoses Mensch!"

Mit welch mitleidiger Geringschätzung sieht man auf die Studenten, wenn man sich überhaupt herabläßt, ihnen einen Blick zu schenken! Einen Referendar oder Assessor betrachtet man mit Achselzucken, wenn er nicht grad ein Vetter ist, und findet es dann unbegreiflich, wie man ein Civilist sein kann, wenn man ein Officier sein und des „Königs Rock" tragen könnte. Kurz man hat von der Würde eines Officiers die exaltirtesten Begriffe.

Meine Reise ging über Halberstadt, wo ich einige Tage bei den Eltern bleiben wollte, damit diese doch auch die Freude hätten, mit meiner jungen Herrlichkeit Parade zu machen. Die Mutter präsentirte mich in den Kaffeegesellschaften und an Vergnügungsorten, wo hauptsächlich die Damen zusammenkamen, und der Vater nahm mich mit in die Frühstücksstube zu „Hessen am Markt" und in die „Harmonie". Hier wurde ich in die Geheimnisse des Philisterthums eingeweiht; ich lernte Tabak rauchen, Kegelschieben, Landsknecht spielen — was mich einiges Lehrgeld kostete — und ähnliche nützliche Dinge. — In der Harmonie wurde zu jener Zeit erschrecklich viel politisirt; die Revolutionen in Frankreich und Belgien gaben genug zu reden, kümmerten mich aber sehr wenig, denn was ging mich die Politik an! Eines Abends beim Kegelschieben hieß es: es sei eine Revolution in dem nicht weit entfernten Braunschweig ausgebrochen und das herzogliche Schloß brenne. — Seltsam! zwei Tage darauf traf das auch wirklich ein.

Ich war damals nicht nur was man so gemeinhin einen hübschen Jungen nennt, sondern die Frauen sagten, ich sei schön und sehe ihrem ersten Geliebten ähnlich; einige alte Weiber schwärmten für mich als „ihr Ideal". Ich gefiel mir selber sehr gut, und da ich noch ein ziemlich ähnliches Miniaturgemälde aus jener Zeit habe, so weiß ich wie ich

aussah. Ich war mittler Größe, zierlich gebaut, obwohl kräftig, und sehr gewandt in allen meinen Bewegungen. Mein Haar war dunkelbraun, ein wenig gelockt, die Augenbrauen dunkel und stark. Mein Gesicht war sehr regelmäßig und besonders mein Profil; die Augen sehr groß, dunkel, blaugrau und außerordentlich lebhaft; die Nase grade; der Mund klein und meine Hauptschönheit. Meine Gesichtsfarbe war sehr rein; die Wangen waren nur leicht geröthet und hatten noch den Phirsichflaum auf sich, der erfahrene Damen so entzückt.

Unter den Damen, welche wir in einem Kaffeegarten gewöhnlich fanden, war die junge Frau eines Beamten, die, obwohl mit der Mutter nur oberflächlich bekannt, sich nun ganz auffallend an sie anschloß. Die Dame mochte ungefähr vier- oder sechs und zwanzig Jahre alt sein, war groß, schlank, mit schwarzem Haar, zärtlichen blauen Augen und schönem Gesichte. Sie unterhielt sich stets sehr freundlich mit mir und da sie mir außerordentlich gefiel, so behandelte ich sie mit der mir eigenen, lebhaften Artigkeit, die oft für bedeutungsvoller gehalten wird als sie gemeint ist.

Als wir eines Abends nach Hause gingen konnte es meine Mutter nicht vermeiden, diese Dame, die ich Julie nennen will, zu uns herauf zu bitten, denn wir wohnten in einem Garten vor dem Thor und der Weg führte vorüber. Als meine Mutter das Zimmer verließ, um Einiges für das Abendessen anzuordnen, blieben Julie und ich allein. Es war in der Dämmerung. Julie behauptete, sie sei eben so groß als ich; ich zweifelte. „Das können wir ja gleich sehen, sagte sie, indem sie sich so dicht als möglich vor mir hin stellte, das Gesicht zu mir gewandt. „Sehen Sie," rief sie, indem sie ihre Arme um meinen Hals schlang und einen langen, heißen Kuß auf meine Lippen drückte, „sehen Sie," Alles paßt genau auf einander!" —

Der Eintritt der Mutter unterbrach diese Anpassungsversuche, die mir durchaus nicht unangenehm waren. Als es schon spät war und Julie nothwendig gehen mußte begleitete ich sie. Sie war schweigsam und ihr Arm zitterte in dem meinen, den sie oft sanft an sich preßte. Als wir vor ihrer Thür anlangten und ich zum Abschied ihre Hand küßte, hielt sie die meine fest, zögerte als ob sie etwas sagen wolle, ging aber endlich mit einem „gute Nacht“, das wie ein Seufzer klang.

Wenn ich auch nicht sehr unschuldig war — das wäre ein Kunststück gewesen bei meiner Erziehung! — so war ich doch noch sehr blöde und bescheiden und erst als ich im Bette liegend alle Vorfälle des Abends überdachte, kam mir die Ahnung, daß die Dame mich gern haben könne. Der Gedanke ließ mich kaum schlafen und ich beschloß am andern Vormittag einen Besuch zu machen. Ein allerliebstes Zöfchen mit herrlich blauen Augen und schelmischem Munde öffnete; ihre Herrin war zu Hause und da sie vor Freude strahlte, so konnte ich nicht daran zweifeln, daß ich willkommen war. „Warum kamen Sie gestern Abend nicht mit herauf? Mein Mann war lange im Bette und mein Mädchen schwatzt nicht.“

Deutlicher konnte man sich wohl nichts ausdrücken; allein es war noch nicht genug, meine Blödigkeit zu überwinden. Wir saßen neben einander auf dem Sopha. „Ich will Ihre Lehrerin im Küssen sein,“ sagte sie endlich und begann sogleich den practischen Unterricht. Ihre Augen und Wangen loderten; meine nicht minder und ich zweifle nicht, daß wir schon in dieser ersten Lection bis zum Z des Liebes-ABC's gekommen sein würden, wenn das hübsche Mädchen „welches nicht schwatzte“ nicht herein getreten wäre und die unvermuthete Ankunft des Herrn angekündigt hätte. — Ich war

in der lächerlisten Bestürzung und floh mit einer Eile, deren Abgeschmacktheit ich der schönen Versucherin nicht verzeihen konnte. Ich vermied, sie wieder allein zu sehen und als sie mich mit Thränen in den Augen fragte, was sie mir zu Leide gethan habe? drehte ich ihr unartig den Rücken! —

Die blauen Harzberge hatten mich schon als Cadet angelockt, ohne daß ich jemals dazu gekommen wäre, meine Sehnsucht zu befriedigen. Jetzt that ich es indessen, und eines Morgens brach ich mit Sonnenaufgang auf und fand mich bei Sonnenuntergang auf der Roßtrappe, von der Höhe auf die Teufelsbrücke und den Bodekessel hinunterschauend und den herüberguckenden Brocken mit Jubel begrüßend. Sehr zufrieden mit meinem Ausfluge kehrte ich am folgenden Tage nach Hause zurück, wo man meines plötzlichen Verschwindens wegen in Sorgen war.

Man glaubte dort zu jener Zeit an Krieg*, und da dieser unmöglich ohne mich geführt werden konnte, so eilte ich zu meinem Regimente. Als ich in den an unserm Hause vorüberkommenden Postwagen stieg, fand ich jedoch darin einen Officier von einem andern in Mainz liegenden Regimente, der eine dreimonatliche Urlaubsreise antrat und mir sagte, daß es am Rhein sehr friedlich aussehe.

Die Reise ging über Cassel, wo die Post der damaligen Gewohnheit gemäß mehr als sechsunddreißig Stunden liegen blieb. Ich stieg natürlich im besten Gasthofe — damals der Römische Kaiser — ab, schrieb mich mit allen neu erworbenen und angeborenen Titeln ins Fremdenbuch, und hielt es durchaus für nöthig, mich bei dem Commandanten der Stadt persönlich zu melden. Zu diesem Ende wurde am andern Morgen meine beste Uniform zurecht gelegt, der Hut mit dem schönen feinen Federbusch gebürstet und die Schärpe so eng wie möglich angepaßt und bei Seite gelegt, denn vor-

her wollte ich ein substanzielles zweites Frühstück einnehmen, weniger aus Hunger, als weil der Oberkellner gefragt hatte, ob ich es nicht befehle, und es mir für einen Officier durchaus unanständig schien, sich dem Verdachte auszusetzen, als beabsichtige er zu sparen.

Ich frühstückte, weil das vornehmer war, auf meinem Zimmer, und der Appetit fand sich. Als ich fertig war, kleidete ich mich an und ersuchte den Kellner, mir die Schärpe zuzuhaken. „Herr Lieutenant, es geht nicht!" — Es muß gehen, denn ich habe sie ja vorhin anprobirt. — Ich hatte jedoch vergessen, daß ich seitdem ein Beefsteak und verschiedene andere Kleinigkeiten zu mir genommen. Endlich gelang es dem Kellner mit Anstrengung aller Kräfte, die Schärpe zuzuhaken. Es war der Oberkellner, ein anständiger junger Mann; er öffnete eine hübsche Dose und bot mir eine Prise an, eine Vertraulichkeit, die mich roth machte! Indessen war ich doch zu gutmüthig, ihn für seinen Mangel an Respect kränken zu wollen, und überdies hätte er glauben können, ein Lieutenant sei unerfahren in Tabak; ich nahm also mit allem Ernst eine Prise. Aber ach, meine Nase war noch eine Cadettennase! Ich mußte mit solcher Vehemenz niesen, daß die silberne Schärpenschnalle platzte und klirrend an die Wand flog. Ich glaube fast, der Oberkellner hatte etwas Aehnliches erwartet.

Nun war guter Rath theuer. Sogleich wurde der Hausknecht fortgeschickt, eine neue Schnalle zu kaufen. Das hatte Schwierigkeiten, denn es war Sonntag, und endlich brachte er mir — eine Degenkuppel! Was konnte der arme Mensch dafür? Allein er hatte sich für mich bemüht und es ging gegen Lieutenantsehre, sich umsonst einen Dienst erweisen zu lassen. Konnte ich es wagen, einem ausgewachsenen Menschen weniger als einen halben Thaler anzubieten? — Ein

Zweiter und ein Dritter, die fortgelaufen waren, um mir gefällig zu sein, brachten gleichfalls etwas Falsches und erhielten ebenfalls Trinkgeld. Genug, man machte sich förmlich über mich lustig, ohne daß ein solcher Gedanke mir nur in den Kopf gekommen wäre. Als ich endlich eine recht gute neusilberne Schärpenschnalle erhielt, die etwa zehn Silbergroschen kostete, hatte ich dafür gegen — drei Thaler bezahlt! —

Auf den Reisen, die ich als Cadet machte, hatte ich mich stets trefflich zurecht gefunden; allein meine neue Würde hatte mir so wunderliche Ideen über das, was sich für dieselbe schicke, in den Kopf gesetzt. Unter diesen Umständen war es denn kein Wunder, daß ich nach Bezahlung des Passagierbillets nach Frankfurt, welches über acht Thaler kostete, mit Entsetzen gewahr wurde, daß mir nicht Geld genug blieb, um die nothwendigen Ausgaben in Cassel zu bestreiten. Da war erstlich die Rechnung für einen Tag und zwei Nächte, dann war es positiv unmöglich, dem feinen Oberkellner weniger als zwei Thaler anzubieten; ferner rechneten der Zimmerkellner, das Mädchen, welches das Bett machte, und der Hausknecht jeder ganz gewiß auf einen Thaler; endlich mußte noch der Wagenmeister, der das Gepäck besorgte, ein Trinkgeld haben, und was wurde aus den Postillionen, denen ich wenigstens am Tage stets zwei gute Groschen zu geben pflegte?

Ich verwünschte die Vorsichtsmaßregel meiner Tante, welche mir für die Reise eine Summe berechnete, die für jeden vernünftigen Menschen überflüssig ausgereicht haben würde, und den Rest meines Geldes der Sicherheit wegen zu meinen Effecten packte, die mit dem Packwagen nach Mainz geschickt wurden. — Von meiner Angst kann sich nur Der eine Vorstellung machen, der sie in solchem Alter zum ersten-

male empfunden hat. In wahrer Verzweiflung rannte ich schon Morgens um sechs Uhr durch die Straßen, um vielleicht meine Uhr oder sonst etwas zu verkaufen. Die Läden waren meistens noch geschlossen und dann schämte ich mich entsetzlich, so daß ich um sieben noch nicht den Muth gehabt hatte, in einen derselben hineinzutreten; allein um acht Uhr ging die Post ab!

Endlich entschloß ich mich zu einem andern Schritt. Unter meinen nach Frankfurt zu expedirenden Leidensgefährten befand sich eine preußische Kriegsräthin aus Coblenz, eine hübsche Dame von etwa dreißig Jahren; als Kriegsräthin gehörte sie gewissermaßen zum Officiercorps, und ich fand Muth, ihr meine Verlegenheit mitzutheilen. Sie logirte ebenfalls im Römischen Kaiser. Mit Zittern klopfte ich an ihre Thür. Ich mußte warten, denn sie lag noch im Bette und öffnete mir dann mit freundlichem Lächeln, schwerlich erwartend, an so frühem Morgen angepumpt zu werden. Wie ich's über meine Lippen brachte, weiß ich noch heute nicht, genug mein Wagestück gelang. Sie sagte mir, daß sie nicht sehr bei Casse sei, da ihr Mann sie in Frankfurt erwarte, und deßhalb nicht mehr als fünf Thaler entbehren könne. Sie reichten mit dem, was ich noch besaß, grade aus, denn als der Postwagen endlich abfuhr, hatte ich — noch vier gute Groschen in der Tasche!

Mit welcher Bangigkeit dachte ich an das Mittag- und Abendessen! Mein Entschluß war indessen gefaßt; ich gab Unwohlsein vor und aß weder zu Mittag noch zu Nacht, dachte aber wenigstens für den Rest meines Geldes zu frühstücken. Allein ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. In der Nacht, die ziemlich kalt war, fühlte sich meine Kriegsräthin unwohl, und ich mußte ihr natürlich ein Glas Glüh-

wein bringen, welches sie zwar herstellte, aber auch meine letzte Hoffnung auf ein Frühstück vernichtete.

Endlich kamen wir zwischen acht und neun Uhr Morgens in Frankfurt an, wo ich, den „schlechten" Gelnhäuser Kaffee verschmähend, vorgegeben hatte, ordentlich frühstücken zu wollen! Ich lief sogleich meinen Mitpassagieren unter einem Vorwande davon, nun fest entschlossen, meine Uhr zu versilbern, da ich sonst kein Mittel wußte, nach Mainz zu gelangen. Nachdem ich wenigstens zwanzigmal bei demselben Uhrmacher vorübergelaufen war, ohne den Muth zum Hineingehen zu finden, fragte mich ein Lohnkutscher, dem mein Suchen auffiel: „Wollen Sie vielleicht nach Mainz?" — „Gewiß, wann?" — „Gleich; es fehlt eben nur noch eine Person." —

Lohnkutscher übereilen sich noch weniger als der „Eilwagen", und es war halb drei Uhr, als ich endlich auf der „großen Bleiche" in Mainz im englischen Hofe abstieg. Ich that sehr eilig, hieß den Wirth den Kutscher bezahlen und verlangte äußerst dringend nach meinem Zimmer. Die List gelang und ich war glücklich im Hafen, allein hungrig wie ein — ja ich weiß nichts Hungerigeres — wie ein achtzehnjähriger Lieutenant, der am Dienstag Nachmittag sich vollkommen bewußt ist, seit Sonntag Abend nichts als eine Tasse Kaffee am Montag Morgen genossen zu haben.

Ich bestellte ein vollständiges Diner auf mein Zimmer, und als der Kellner den Tisch deckte, trank ich eilig einen Schluck Wein und wusch mir das Gesicht mit Wein, um mich zu stärken, denn ich war fast ohnmächtig vor Hunger, und das Essen wollte immer noch nicht kommen! — Die Schlacht, welche ich den vielen Schüsseln lieferte, aus denen ein rheinisches vollständiges Table d'Hote-Diner besteht, war

grauenhaft, und um mich vor dem erstaunten Kellner etwas zu rechtfertigen, sagte ich: „Mich hungert abscheulich, denn ich hatte in Frankfurt keine Zeit zu frühstücken, und auf den Stationen kann man nichts genießen.“ Man sieht, ich hatte Talent zum Lieutenant.

In Mainz standen eine Menge Officiere, die ich aus dem Cadettencorps kannte, und um sie aufzusuchen, ging ich auf die preußische Hauptwache, wo ich Theodor fand, den von Hectors Speer verwundeten Odysseus. Er sagte mir, daß ich zur dritten Compagnie eingetheilt sei, bei welcher auch er stehe, was mir sehr lieb war. Er rieth mir, die Meldung bei Gouverneur, Vice-Gouverneur, Kommandanten, Brigade-, Regiments-, Bataillons- und Compagniechef bis zum andern Tage zu lassen und sogleich zum Rechnungsführer zu gehen, der mir meine Wohnung anweisen und Geld auszahlen werde.

Unser Rechnungsführer war ein Feldwebel Odé; es war dies für uns ein sehr wichtiger Mann, der sich durch seine oft in Anspruch genommene Gefälligkeit auszeichnete, und es hieß von ihm: „Der gute Odé pumpt,“ was die Boshaften stets Berlinisch: Der „jude“ Odé pumpt — aussprachen, weil sie behaupteten, Odé sei aus Abrahams Samen entsprossen. Er war nicht allein Rechnungsführer, sondern hatte auch ein förmliches Lager von Tuch und allen andern zur Ausrüstung eines Officiers erforderlichen Dingen, womit er einen nicht unvortheilhaften Handel trieb, da er es stets in seiner Macht hatte, sich bezahlt zu machen. Ich fand an ihm einen sehr artigen, gefälligen Mann, dem ich es von Herzen gönnte, daß er später zum Feldwebel-Lieutenant ernannt wurde. Ein solcher rangirte hinter dem jüngsten Officier, trat nie in Reih und Glied und trug zu seiner Officiers-Uniform nie Czako oder Schärpe und bei der Parole

den Federhut; allein er hieß nun Herr Lieutenant und seine Frau: „gnädige Frau“. Ich sage das nicht um zu spotten, denn er war ein anständiger Mann und gebildeter als mancher wirkliche Officier.

Er belehrte mich darüber, welchen Gehalt man mir für meine Dienste zahlen werde und welche Vortheile ich speciell als Officier der Bundesfestung Mainz zu erwarten habe. Obwohl ich überzähliger Secondelieutenant war, erhielt ich doch, da ich als Officier aus dem Cadettencorps kam, gleich den vollen Gehalt. Dieser belief sich auf siebzehn Thaler monatlich. Dazu kam jedoch eine Dienstwohnung, Holzgeld für den Winter, eine kleine Entschädigung für Geschirr — wie Waschbecken, Flaschen, Gläser u. s. w. — und ebensoviel Commißbrod, als jedem Soldaten geliefert wurde. Wer keine Dienstwohnung hatte, erhielt dafür einen „Service“, das heißt Wohnungsgeld, dessen Betrag von der Größe der Stadt und dem Preise der Miethe abhing; für Mainz betrug er, glaub' ich, monatlich zehn Gulden. Außerdem hatte man in Mainz eine Bundeszulage von monatlich drei Thalern; ferner wurden für jeden ausgezahlten Thaler drei Kreuzer Coursvergütung gezahlt, da der eigentlich 108 Kreuzer geltende Thaler in Mainz nur 105 Kreuzer geschätzt wurde. Ferner hatte man für alle Briefe nach dem preußischen Staat Portofreiheit, wenn man auf die Adresse schrieb: „Officiersfamilienbrief“ und den Namen darunter setzte. Dasselbe galt für Briefe, welche man aus Preußen erhielt. Endlich hatte man noch das Recht, ein bestimmtes, sehr reichliches Quantum an allerlei Lebensbedürfnissen zollfrei einzuführen, da Hessen damals noch nicht zum Zollverein gehörte. Für den Mittagstisch zahlte der König den zusammenspeisenden Officieren einen Zuschuß von 30 Thalern monatlich für das Bataillon.

Von diesen Einnahmen wurden jedem Officier abgezogen: Für die Kleiderkasse fünf Thaler, für den Mittagstisch drei Thaler, für die Musik ein Thaler, und noch ein paar Thaler für verschiedene Kleinigkeiten, die ich vergessen habe. Wer am Ende des Jahres die sechzig Thaler für Kleidung nicht verbraucht hatte, erhielt den Rest ausgezahlt. Wer nicht am Officierstisch essen wollte, hatte keinen Antheil an der Tischzulage. Die Musik bezahlte zwar der König, allein die Officiere ließen sich einen Abzug gefallen, um das Musikcorps zu verstärken und tüchtige Leute zu engagiren. — Jeder Secondelieutenant in Mainz erhielt demnach monatlich etwa elf Thaler baar ausgezahlt, wovon er seinen Burschen bezahlen, Frühstück, Abendessen, Wäsche, Stiefeln und sonstige Bedürfnisse bestreiten mußte. Der Gehalt eines Premierlieutenants betrug fünfundzwanzig Thaler, ein Hauptmann zweiter Classe erhielt fünfzig, einer erster Classe hundert, ein Bataillons-Commandeur hundertfünfzig Thaler u. s. f. Was der Service und die sonstigen Zulagen betrugen, weiß ich nicht.

Da meine Anstellung vom 12. August datirt war, so erhielt ich für diesen Monat meinen vollen Gehalt, von dem jedoch die Hälfte für die Invalidencasse abgezogen wurde. Der Rest nebst dem Gehalt für den September, der bald zu Ende war, sowie dreißig Thaler, die mir durch einen freundlichen Wink des alten Majors von S. — Theodors Vater — als Equipirungszulage verschafft wurden, bildeten mit dem von Berlin glücklich angelangten Gelde eine Summe, die mir außerordentlich bedeutend schien, so daß ich daran denken konnte, meine höchst kahle Dienstwohnung etwas freundlicher zu machen.

Die meinige lag in der Universitätsstraße. Diese ganze Straße, welche die Thiermarktstraße mit der Münstergasse

verbindet, besteht nur aus einem einzigen dreistockigen Gebäude, oder vielmehr aus einer Anzahl von Häusern, die sämmtlich unter einem Dache liegen, unter sich aber nicht verbunden sind, denn jedes hat seine besondere Hausthür. In der mittleren Etage wohnten die verheiratheten Hauptleute, parterre und im dritten Stock Lieutenants. Die andere Seite der Straße ist durch eine Mauer gebildet, welche den mit schönen Bäumen besetzten Hofraum des Schönbrunner Hofes begrenzt. In diesem befand sich eine preußische Caserne und das Officierskasino. Das Innere einer Lieutenants-Dienstwohnung hat sehr wenig Einladendes. Die meinige lag ebener Erde und bestand aus zwei zweifensterigen Zimmern, in denen weder von Tapeten, noch von Fenstervorhängen die Rede war. Es stand nichts darin als nothdürftige Möbeln von angestrichenem Tannenholz nebst einem sehr mittelmäßigen Bette. In diesem traurigen Aufenthalt konnte ich mich nicht wohl fühlen, und meine erste Sorge war es daher, ein Sopha und andere Möbeln zu miethen, die Fenster mit Vorhängen zu versehen, die Wände mit Bildern zu schmücken und meine Einsamkeit durch Blumen und Vögel zu beleben. Dies, wie die Anschaffung von Pfeifen und sonstigem Junggesellenapparat fraß ein großes Loch in meine Casse.

Am ersten October erschien jedoch der Feldwebel mit dem Gehalt und fragte, ob er mir nicht meine Bedürfnisse an Kaffee, Zucker, Tabak, Rum u. s. w. besorgen solle, er thue dies auch bei den andern Officieren der Compagnie, da er einen ordentlichen Kaufmann kenne. Ich nahm sein Anerbieten an, und da ich noch bei Casse war, so dachte ich mich für mehrere Monate zu versehen und schrieb daher einen langen Zettel. Wie sehr erstaunte ich, als einige Tage darauf mir ein ganzes Magazin herbeigeschleppt, und statt abver-

langter Bezahlung — noch etwa ein Thaler an Geld dazu gegeben wurde!

Da ich von Zollverhältnissen auch nicht die entfernteste Idee hatte, so verstand ich denn auch von der Erklärung des Feldwebels nicht ein Wort. Die Sache hing indessen folgendermaßen zusammen. Wie schon oben bemerkt, hatte jeder Officier das Recht, ein bestimmtes, überreiches Quantum an allerlei Bedürfnissen zollfrei einzuführen. Der Schein dazu wurde von dem Hauptmann unterschrieben und von dem Feldwebel einem Kaufmann gegeben. Dieser führte die benannten Sachen aus dem Freihafen ein und berechnete jedem Officier den Zoll, den er für die eingeführten Waaren hätte zahlen müssen. Für dieses Geld schickte er nun dem Officier die verlangten Gegenstände nach seinem Ladenpreise und zahlte etwaige Ueberschüsse baar heraus.

Eigentlich hatte auch jeder Lieutenant das Recht, monatlich dreißig Flaschen fremden Wein zollfrei einzuführen; da dies aber gar zu sehr mißbraucht worden war, so fand man es für gut, einen solchen Weinfreischein nur auf besonderes Verlangen und wenn man von Nichtmißbrauch überzeugt war, auszustellen. — Die Steuerfreiheit der verheiratheten Officiere war noch weit ausgedehnter, und sie mag von manchen Seiten im großen Umfang ausgebeutet worden sein, denn man fand es später, glaub' ich, für nöthig, statt dieser Steuerfreiheit eine bestimmte Summe zu bewilligen. Mit dem Eintritt in den Zollverband hat das wahrscheinlich alles aufgehört. —

Am Tage nach meiner Ankunft meldete ich mich zuerst bei dem damaligen Gouverneur, dem österreichischen General-Feldmarschall Herzog Ferdinand von Würtemberg. Es war dies ein alter herzensguter Mann, der allgemein geliebt wurde, denn er ließ nicht allein viel aufgehen, sondern that auch so

viel Gutes, daß der Kaiser ihm nicht selten zur Hülfe kommen mußte. Nicht lange vor meiner Ankunft hatte er zum Geburtstage des Königs von Preußen — am 3. August — ein großes Fest gegeben, bei dem es so üppig zuging, daß selbst die sehr starke preußische Ehrenwache im Schloß in Champagner benebelt gewesen sein soll. Jedem preußischen Soldaten der Garnison schenkte er außerdem eine Flasche Wein und ließ am Vorabend ein großes Feuerwerk auf dem Rhein abbrennen.

Als ich mich bei ihm meldete, nannte er mich „Herr Kamerad“ und bat mich, „ihm die Ehre zu schenken und heute mit an seinem Familientische zu Mittag zu essen.“ — Seine Höflichkeit setzte viele in große Verlegenheit, und manche begingen die Ungeschicklichkeit, sich an der Thür lange mit ihm wegen des Vortritts zu becomplimentiren. Ich ermangelte natürlich nicht seiner Einladung Folge zu leisten und erhielt meinen Platz zur Linken der Herzogin. Rechts vom Herzog saß ein durchreisender Gardelieutenant aus Berlin. Die andere Tischgesellschaft bestand aus dem Adjutanten des Herzogs, General von Rosen, den Fürsten von Thurn und Taxis und von Bretzenheim und der Gesellschaftsdame der Herzogin, Fräulein von Wittenbach.

Die Herzogin war eine Schwester des Fürsten Metternich, eine große stattliche Dame mit starken, dunkeln Augenbrauen und blühenden Wangen. Sie sprach meistens sehr langsam und halb deutsch, halb französisch. Mich setzte sie in nicht geringe Verlegenheit, denn obgleich ich dicht neben ihr saß, so betrachtete sie mich doch fortwährend durch ihre Lorgnette, wobei sie mehrmals vernehmlich seufzte. Endlich faßte sie meine an den Epauletts befestigten silbernen Fangschnüre an, und indem sie dieselben bewunderte, sah sie mir mit ihrem Glas ganz nahe in die Augen, so daß ich vor Verlegen-

heit hätte unter den Tisch kriechen mögen, denn an solche hochvornehme Ungenirtheit war ich denn doch noch nicht gewöhnt. Endlich erkärte sich dieses Beäugeln, wie das Seufzen. Sie wandte sich zu dem neben ihr sitzenden Herzog und sagte: „Oh mon ami, quelle ressemblance! — Oh mon cher Victor! — tout — tout — même la carnation!“ Dieser cher Victor war ein Neffe der Herzogin, von dem man sonst nicht viel in der Familie sprach, der aber das Herz seiner Tante besaß. Ich hatte mit dieser Aehnlichkeit die Gunst der Herzogin gewonnen, die späterhin nie verfehlte, mir Beweise davon zu geben.

Das Merkwürdigste an der Tafel war mir indessen der köstliche Johannisberger und der allerbeste ächte Tokaier, der übrigens nur in ganz kleinen Gläschen herumgegeben wurde, und wovon der Herzog jährlich eine kleine Anzahl Flaschen als Geschenk vom Kaiser erhielt. —

Der Vice-Gouverneur, bei dem ich mich ebenfalls meldete, war der Feldmarschall-Lieutenant Graf von Mensdorf-Pouilly. Seine Haare fingen zwar schon an, sich mit Grau zu mischen, allein dessen ungeachtet war er noch immer ein schöner Mann, der sich besonders in der herrlichen ungarischen Generalsuniform prachtvoll ausnahm. Diese Uniform besteht in einer reich mit Gold besetzten scharlachrothen Husarenjacke, ebensolchen enganliegenden Beinkleidern, über welche Halbstiefel getragen werden. Der mit Zobel besetzte und mit allen möglichen Orden geschmückte Pelz, welcher auf der Schulter hängt, ist weiß. Dazu wird eine hohe Mütze von Zobelpelz getragen, aus der ein rother Kolpak hängt und die von einem weißen Reiherbusch überragt wird. Das Zaumzeug des Pferdes ist gleich prachtvoll, und den Sattel schmückt als Decke ein Leopardenfell. Der Graf wurde wegen seiner Liebenswürdigkeit allgemein geliebt.

Während des französischen Krieges hatte er sich als tüchtiger Reitergeneral ausgezeichnet und besonders in dem Gefecht bei Regensburg, in welchem der Kaiser Napoleon verwundet wurde. Seine Gemahlin war die Prinzessin Sophie von Sachsen-Coburg, Schwester des Königs Leopold von Belgien und des damals regierenden Herzogs von Coburg. —

Als ich zum erstenmal in die neue Anlage kam — ein dem Einfluß des Mains gegenüber liegender Vergnügungsort — war die Prinzessin ebenfalls dort. Sie pflegte fast jeden Nachmittag, sowohl Sommer als Winter, einige Stunden dort zuzubringen, wo sie, wenn das Wetter ein Sitzen im Freien nicht gestattete, stets denselben Platz am Fenster einnahm, von dem aus sie jeden sehen konnte, der die Thür passirte. Bei ihr war stets ihre Gesellschaftsdame, Fräulein Jenny von W., ein sehr liebliches junges Mädchen, welches wenigstens von weitem zu lieben unter den jungen Officieren Mode war.

Der Wirth der neuen Anlage war ein Italiener Namens Marchisio, der sein Italienisch vergessen und weder Deutsch, noch Französisch ordentlich gelernt hatte, so daß seine Sprache ein italienischer Salat aus diesen drei Sprachen war. Bei meinem ersten Besuche kam er zu mir und sagte in seinem Kauderwelsch, daß die „Fürstin" — so wurde die Prinzessin allgemein in Mainz genannt — mich zu sprechen wünsche. Ich war davon etwas überrascht, da ich ihr noch keine Visite gemacht hatte, verfehlte aber nicht, sogleich der Aufforderung zu folgen. Die Fürstin war etwas verlegen, denn sie hatte Marchisio keineswegs einen so directen Auftrag gegeben. Indessen war ich einmal da.

Die Fürstin soll ein sehr schlankes, gewandtes, munteres und hübsches Mädchen gewesen sein. Sie erzählte mir später, daß sie einst, als ein fremder Prinz in Coburg zum Besuch

gewesen, mit dem sie sich gejagt habe, zum äußersten Entsetzen der Oberhofmeisterin zum Fenster hinaus in den Garten gesprungen sei. Als ich die Ehre hatte, sie kennen zu lernen, war sie das freilich nicht mehr im Stande, und wer sie sah mußte bezweifeln, daß es jemals möglich gewesen sei. Sie war damals wohl zwischen fünfzig und sechzig, und ihr letztes Wochenbett hatte eine Art Lähmung zur Folge, wodurch sie verhindert wurde gerade zu gehen, so daß sie viel kleiner erschien, als sie wirklich war, und das um so mehr, als sie ziemlich stark war. Ihr Teint war dunkel, und wenn ihr Gesicht auch nicht mehr schön genannt werden konnte, so blickte doch aus ihren braunen Augen viel Geist, und ihr Mund konnte einen sehr angenehmen Ausdruck annehmen, besonders wenn sie sich über etwas amüsirte.

Die Langeweile mochte sie wohl häufig plagen, denn sie konnte nicht immer lesen oder schreiben. Sie correspondirte übrigens fleißig, unter Andern auch mit der Kaiserin von Rußland, und wenn ich manchmal ihr am Vormittag einen Besuch machte, fand ich sie schreibend und sie sagte: „Sie kommen grade recht, Sie können mir die Briefe couvertiren.“ Auch als Schriftstellerin hatte sie sich versucht und zwei Bändchen Erzählungen drucken lassen, welche, wenn ich nicht irre, bei Kupferberg in Mainz, doch nur mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens, erschienen sind.

Ohne daß sie besonders neugierig gewesen wäre, wollte sie doch alles sehen; sie wollte sich eben unterhalten und fand besonderes Vergnügen daran, das Volksleben zu beobachten. Sie ging daher überall hin und stets ohne andere Begleitung als Fräulein von W. Gott sei Dank, ist ja selbst die letzte sociale Schicht unseres so guten Volkes gebildet genug, daß eine Dame fast überall hingehen kann, ohne Beleidigungen ausgesetzt zu sein. Man sah sie daher, ihren

rosigen Engel zur Seite, in der Anlage, bei den Nachmittagsconcerten in Wiesbaden, auf den Bällen dort im Kursaal und sogar manchmal auf Kirchweihen. Die Manöver versäumte sie ebenfalls nicht, und da sie sich meistens auf einer Anhöhe mitten auf dem Schlachtfelde niederließ, so kam es nicht selten vor, daß sie von Soldaten dicht umringt und in Wolken von Pulverdampf gehüllt war, was ihr gerade Vergnügen machte. Junge und lebhafte Männer hatte sie gerne um sich, und ihr einfaches, gutmüthiges Wesen verbannte jeden lästigen Zwang. Manche wollten behaupten, sie sei stolz, und erzählten, daß sie Damen bei Visiten nicht zum Sitzen einlade, sondern stehen ließe. Es mag schon vorgekommen sein, daß sie hin und wieder Gründe hatte, die Prinzessin zu spielen, allein ich habe sie bei allen Veranlassungen eher zu bescheiden als das Gegentheil gesehen.

Ich gewann bald ihr Wohlwollen; mein ungenirtes Geplauder unterhielt sie, und sie amüsirte sich darüber, wenn ich Fräulein von W. den Hof machte und mich liebenswürdig zu sein bestrebte. Mir wurde nicht leicht etwas übel genommen, wenn ich auch in meiner Etourderie manches sagte, was nicht eben passend war.

Nur ein einzigesmal war sie gegen mich ungeduldig, allein sie machte das auf eine Weise gut, die zeigt, welch vortreffliches Herz sie hatte, weßhalb ich den Vorfall erzähle. Als ich einst in der Anlage zu ihr kam, las sie und Fräulein von W. war mit einer Arbeit beschäftigt. Ich machte mein Compliment, und die Prinzessin las weiter, wie sie das oft zu thun pflegte, während ich mich mit ihrer Gesellschaftsdame unterhielt. Ganz lustig sagte ich zu dieser: „Ich muß Ihnen eine hübsche Geschichte erzählen.“ — Plötzlich warf die Fürstin ihr Buch auf den Tisch und sagte mit sehr verdrießlicher Miene: „Ich habe hier auch eine hübsche Ge-

schichte, allein wenn dazwischen immer gesprochen wird, dann kann man nicht lesen.“ — Ich machte ein sehr tiefes, ceremoniöses Compliment und sagte: „Ich bitte sehr um Verzeihung, Durchlaucht, ich wollte nicht stören.“ Damit ging ich, und zwar sogleich nach der Stadt; als ich aber in die Augustinergasse kam, hörte ich einen Wagen hinter mir, der, als er herankam, still hielt. Zu meinem Erstaunen sah ich, daß es der Wagen der Fürstin war. Ich trat zu ihr heran, und mit einiger Verlegenheit sagte sie: „Sie haben Ihren kleinen Hund in der Anlage gelassen; ich habe ihn dem Lieutenant W. mitgegeben. — — Sehen Sie, ich bin eine alte Frau und habe Launen, Sie müssen mir das nicht so übel nehmen.“ — Ich konnte weiter nichts erwidern, als: „Ach Gott, Durchlaucht!“ denn dies Benehmen einer so hochgestellten Frau überraschte mich ebenso sehr, als es mich rührte; was konnte ihr am Ende daran gelegen sein, ob ein unbedeutender junger Lieutenant ihr etwas übel nahm! Allein sie war zu gutmüthig, jemand auch nur im Geringsten wehe zu thun.

Die Armen unterstützte sie reichlich, obwohl sie — verhältnißmäßig — nicht reich war. Meist nahm sie ein Röllchen Zwanziger in die Anlage mit, und mehrere Arme fanden sich vor ihrem Fenster ein. Es kam nicht selten vor, daß sie ihr letztes Geldstück weggeschenkt hatte und mich bat, den Kaffee oder die Musik für sie zu bezahlen.

Hin und wieder kam auch die Herzogin von Würtemberg in die Anlage. Wenn ich dort war und nicht gleich zu ihr kam, dann pflegte sie mich holen zu lassen. Einer meiner Kameraden hatte mir ein hübsches Hündchen geschenkt, welches die Figur eines Dachshundes hatte, aber weiß und braun gefleckt war, wie ein Hühnerhund. Dieses Hündchen hatte mein närrischer Freund Helene genannt, einem jungen Mädchen

zu Ehren, für welches er schmachtete. Die Fürstin meinte, meine Helene sehe aus wie eine verkleidete Ente. Das Hündchen hatte sich die Gnade der Herzogin erworben, welche ebenfalls einen sehr fetten Wachtelhund hatte, der Finette hieß. Begegnete mir die Herzogin auf der Straße, so ließ sie halten, und nach erster Begrüßung fragte sie jedesmal: „Wie befindet sich Mademoiselle Helène?“ worauf ich stets antwortete: „Ich danke, Königliche Hoheit, sehr wohl, und Mademoiselle Finette?“ —

Als sie einst in der Anlage war und sich außer ihr die Fürstin, die Gesellschaftsdamen, die Gräfin L. und ihre schöne Enkelin, Fräulein v. St., im Zimmer befanden, fragte ich zuerst nach Mademoiselle Finette, da die gewöhnliche Frage nach Mademoiselle Helène ausgeblieben war. Wie erstaunte ich aber, als die Herzogin die nassen Augen gen Himmel richtete und seufzend sagte: „Ach, sie liegt auf dem Johannisberg begraben!“ — Natürlich allgemeines Bedauern; allein als ihre Hofdame aufstand und ebenso gerührt und pathetisch sagte: „Sie hatte einen so vortrefflichen Charakter!“ da war ich dem Ersticken nahe, und Fräulein v. St., deren Lippen schon lange zuckten und deren schwarze Augen wie Diamanten glitzerten, wurde ganz roth von Anstrengung. Wir fingen Beide an zu husten, und da wir uns in's Gesicht sahen, war kein Halten mehr, als zufällig der Fächer der Herzogin niederfiel und uns erlöste; denn indem wir uns Beide hastig danach bückten, stießen wir mit den Köpfen zusammen. Das erlaubte uns, unserer Heiterkeit freien Lauf zu lassen. —

Kommandant von Mainz war damals der preußische General von Müffling. Zu jener Zeit war er nicht besonders beliebt und seines verdrießlichen Wesens wegen nannten ihn die Officiere den alten Muff. Als er sich aber — er

war Wittwer — mit einem Fräulein von R. verheirathete, einer sehr liebenswürdigen und gebildeten Dame, zeigte sich der anscheinende Bär als ein sehr freundlicher, umgänglicher und heiterer Mann. Als er einst einen Maskenball gab, erschien er selbst in kurzen ledernen Hosen, Jacke, grüner Leinwandschürze, einen Abstauber von Federn in der Hand, sein Gesicht ohne Maske. Da er ein großer, stattlicher Mann war, so erregte sein Aussehen nicht wenig Heiterkeit, aber noch mehr die Art, wie er sein Amt verwaltete. In einem der Säle war ein Wachsfigurenkabinet zu sehen, wie es häufig auf den Messen gezeigt wird; das heißt, hier waren alle Wachsfiguren lebende Personen, die irgend welche berühmte Männer oder Frauen vorstellten. Der General fungirte als Erklärer und versah sein Amt auf so komische Weise, daß gar manche Wachsfigur, die er „erklärte" und gelegentlich abstäubte, ihren Wachsfigurenernst verlor und plötzlich lebendig wurde. —

Unser Brigade-General von Schütz war ein Mann, den wir Lieutenants alle recht gern mochten, denn er war in seinem Umgange angenehm und hielt es nicht für nöthig, Subaltern-Officieren gegenüber stets als General zu erscheinen. Auf solche Dinge gab er nichts, und ich habe nicht gefunden, daß der Dienst in irgend einer Weise durch dieses Benehmen gelitten hätte. Uebrigens war er in vielen Dingen ein höchst närrischer Kauz. Am meisten amüsirte er uns durch seine Sparsamkeit. Er mußte mehrmals im Jahr zur Inspicirung der preußischen Truppen nach Luxemburg reisen und hatte das Recht, zu diesem Ende nicht allein Diäten, sondern auch vier Pferde Extrapost zu liquidiren. Das that er denn auch sehr gewissenhaft, allein er machte „der Gesundheit wegen" die Reise zu Fuß und lebte auf das einfachste; erst auf der letzten Station nahm er einen Wagen.

Einst hatte er die Idee, sein Officiercorps öfters zu Spielpartieen bei sich zu vereinigen; allein so viel ich weiß, blieb es bei einem einmaligen Versuch. Ich war an jenem Abend ebenfalls bei ihm. Die Klage über die Kälte und den Wein war allgemein, und als die Bedienten auf alle Winke und directe Aufforderungen nachzuheizen, nicht hören wollten, ging ein junger Officier, der eben solch ein Original war, wie der General, in die Küche und kam mit einem Arm voll Holz zurück, womit er in aller Seelenruhe zu allgemeiner Belustigung einheizte. Der General war ganz verdutzt, lachte dann aber unmäßiger als die Andern und rief einmal über das andere: „Nein, das ist zu komisch!“

Schütz war ein leidenschaftlicher Jäger und hatte eine naheliegende Jagd gepachtet, welche nicht allein seine Tafel versah, sondern durch den Verkauf des Wildes auch sonst noch einen kleinen Gewinn brachte. Bei seinen Treibjagden mußten stets Soldaten die Treiber machen, und ihre Bewegungen wurden durch das Signalhorn ganz wie beim Tirailliren geleitet. — Da er den Rheumatismus außerordentlich fürchtete, so war er sehr besorgt, sich gegen Nässe zu schützen. Neue Stiefel stellte er vierundzwanzig Stunden in's Wasser und wollte sie nicht bezahlen, wenn sie inwendig feucht waren. Um bei Regenwetter jagen zu können, hatte er eine Vorrichtung erfunden, durch welche der Stiel eines aufgespannten Regenschirms auf seinem Rücken befestigt werden konnte. Ich muß jedoch gestehen, daß ich ihn niemals in diesem Aufzuge gesehen habe. — Er war ein mittelgroßer, sehr magerer Mann; sein Dialekt verrieth seine Heimath, Sachsen.

Mein Oberst war ein feiner, sehr gebildeter Mann. Von seinen Tugenden als Soldat wußten die Hauptleute nicht viel zu rühmen. Seine Frau paßte in Hinsicht der Bildung und Liebenswürdigkeit vollkommen zu ihm und hatte

mehr Charakter als er. Es hieß allgemein und nicht mit Unrecht, daß sie das Regiment führe. Sie hatte zwei allerliebste noch nicht erwachsene Töchter, die eine vortreffliche Erziehung erhielten, und konnte damals noch für eine hübsche Frau gelten. Da sie in ihren Aeußerungen manchmal äußerst naiv war, so hatten einige böse Mäuler sie Gurli getauft. — Einige Jahre vor meiner Ankunft hatte sie Veranlassung zu einem traurigen Ereigniß gegeben. Einer der Adjutanten des Grafen Mensdorf, ein blonder Husarenlieutenant, hatte sich in ihre schönen Augen verliebt und besuchte Frau von B. täglich. Als einst der Oberst verreist war und Lieutenant W. seine täglichen Besuche fortsetzte, fand sie sich veranlaßt, ihn auf möglichst schonende Weise zu bitten, diese Besuche während der Abwesenheit ihres Mannes einzustellen.

Der Lieutenant war in Verzweiflung darüber, daß sein Benehmen vielleicht Veranlassung gegeben habe, dem Rufe der von ihm geliebten Frau zu schaden. Er eilte trostlos nach Hause, wo er von seinem Bedienten seine Pistolen verlangte. Dem Burschen fiel die Aufregung seines Herrn auf, und nichts Gutes ahnend, theilte er der Fürstin seine Befürchtungen mit. Ein österreichischer Adjutant ist meistens gleich einem Kinde vom Hause gehalten, und der Lieutenant, der ein außerordentlich liebenswürdiger junger Mann gewesen sein soll, wurde sowohl von dem Grafen, wie von der Fürstin sehr hochgeschätzt. Sie erschrack daher außerordentlich und eilte sogleich in das Zimmer des Adjutanten. Als sie aber die Thür öffnete, krachte der Schuß, und der unglückliche junge Mann endete sein Leben, mit dem Kopfe im Schooße seiner mütterlichen Freundin ruhend.

Mein Bataillonscommandeur nahm mich freundlich auf, denn er war ein guter Freund meines Vetters, des Majors. Er war ein hübscher, ziemlich großer Mann, mit schönen

blauen Augen und weichem, hellbraunem, lockigem Haar, welches leider etwas dünn zu werden anfing; auch ging er ein klein wenig mehr gebückt, als sich für einen jungen Mann ziemte, denn für einen solchen wollte der Major den Frauen gegenüber gern gelten. Uns jungen Officieren gegenüber gab sich der Major trotz aller Galanterie gern ein väterliches Ansehen, was von uns eben nicht besonders freundlich aufgenommen wurde. — Ueberhaupt war das Verhältniß der ältern preußischen Officiere zu den jüngeren damals ein nicht besonders erfreuliches. Ersteren fiel es häufig am unrechten Fleck ein, die Vorgesetzten spielen zu wollen. Besonders war dies der Fall mit den Stabsofficieren, und Müllner sagt in den „Vertrauten" sehr passend:

„— — — Der Officier vom Stab
Legt selbst im Pferdestall den Herrscherblick nicht ab."

Sie wollten den Grundsatz geltend machen, daß ein Officier niemals außer Dienst sei, und trieben dies sogar so weit, daß sie jedem Officier das Recht zusprachen, einem nur um einen Tag jüngern selbst außer Dienst als Vorgesetzter entgegenzutreten. Ich will nur zwei Beispiele aus meiner Erfahrung erzählen.

Ich war in der neuen Anlage in dem Zimmer, in welchem die Fürstin gewöhnlich zu sein pflegte. Außer mir waren nur noch ein anderer junger und ein älterer Secondelieutenant anwesend. Als das hübsche Kellnermädchen mir den Kaffee brachte, faßte ich sie scherzend um die Taille, wogegen sie nicht das Geringste einzuwenden hatte. Am andern Tage auf der Parade kam der ältere der beiden Officiere zu mir und stellte mich in einem verweisenden Ton über mein Benehmen zur Rede und bemerkte dabei, er sei aufgestanden und zur Thür hinausgegangen, um mir sein Mißfallen zu

erkennen zu geben! — Nun fand ich es erstlich durchaus nicht unanständig, in Gegenwart von zwei Kameraden, mit denen ich noch dazu näher bekannt war, einen Scherz mit einem hübschen Mädchen zu machen, und zweitens mißfiel mir der Verweis gründlich wegen des insolenten Tones. Ich hielt es also für angemessen, sehr derb zu antworten und dem Andern zu bemerken, daß ich mich sehr wenig um sein Mißfallen kümmere, daß es eine Dummheit sei, zu verlangen, ich solle von seinem Herausgehen Notiz nehmen, und endlich eine Unverschämtheit, in solchem Tone mit mir zu reden. Anstatt mir darauf zu entgegnen, wie ich es erwartete, schrie er: „ich werde Sie bei dem Obersten verklagen!“ — „Dort steht er — er stand nur wenige Schritte von uns — gehen Sie nur gleich hin,“ versetzte ich ruhig. Das that er denn auch.

Der Oberst rief mich zu sich und überschüttete mich, ohne nur meine Rechtfertigung anzuhören, mit den derbsten Verweisen, und zwar in so lautem Tone, daß die in den Fenstern des österreichischen Kasinos liegenden Officiere jedes Wort hören konnten. Ich zitterte vor Zorn, und da ich an mich halten mußte, so biß ich so heftig auf meine Unterlippe, daß mir das Blut über das Kinn lief. Der Oberst sagte, jeder ältere Officier, und sei er im Patent um einen Tag älter, sei mein Vorgesetzter und ich müsse seine Verweise gebührend hinnehmen. „Aber nicht in solchem Ton,“ schob ich ein. — „Ach was, der Ton, der Ton!“ antwortete er, „der thut nichts zur Sache.“ — Nun riß mir aber die Geduld und ich rief: „Ich dulde aber solchen Ton nicht und von Niemand, wer es auch sei!“ Dabei maß ich den Obersten mit flammenden Augen von Kopf bis zu Fuß. — „Sollte ein Duell daraus entstehen,“ sagte er heftig, „so würde ich Sie unfehlbar Sr. Majestät dem Könige melden.“

Es war dies seine Lieblingsdrohung, welche nie zur Ausführung kam. Auch ein Duell fand nicht statt.

Bei einem Ball in Saarlouis (wohin unser Regiment später verlegt wurde), der in unserm Officierskasino stattfand, tanzte Lieutenant von G. den Cotillon vor. Als er eben eine neue Tour beginnen wollte, fing die Musik plötzlich an den Kehraus zu spielen, womit der Ball gewöhnlich beendigt wurde. Als G. den Capellmeister deßhalb zur Rede stellte, verantwortete sich dieser damit, daß Major A. den Kehraus befohlen habe. „Ich tanze den Cotillon vor und bitte Sie, weiter zu spielen,“ rief der Lieutenant. Major A. kam nun herbei und sagte, daß er allerdings den Tanz befohlen und der Cotillon ein Ende habe. Darüber erhitzte sich G., den der Major in seiner beliebten väterlichen Weise: „Mein liebes Kind“ nannte. G. zeigte auf seine Epauletts und rief: „Ich bin der Lieutenant von G. und nicht Ihr liebes Kind.“ Man kann sich denken, welches Aufsehen eine solche Unterredung auf einem Balle machen mußte! Als die Musik den Kehraus auf's neue spielte, und Major A. seine Dame mitten in den Saal führte, hatte er die Beschämung, dort allein stehen zu bleiben, da kein anderes Paar den Kehraus tanzen wollte. Die Sache kam vor den General, der dem Lieutenant von G. vierzehn Tage Stubenarrest gab. —

Ebenfalls in Saarlouis tanzte ich einst mit der Schwägerin des Majors Grafen von —, eines kleinen, vergelbten Menschen. Mitten in einem sehr schnellen Walzer kam der Graf zu mir und sagte: „Herr von C., ich muß Sie bitten, anständig zu tanzen.“ Ich sowohl, wie meine Dame waren höchlich überrascht, und ich erwiderte, daß ich zu wissen glaube, was sich in Gesellschaft zieme, und mir nicht bewußt sei, irgend eine Unanständigkeit begangen zu haben. Der kleine

Mann richtete sich hoch auf und rief mit lauter, feiner Stimme: „Ich rede zu Ihnen als Stabsofficier!“ Ich drehte ihm den Rücken und sagte lachend: „Er ist wohl närrisch geworden?“ — Die Sache war um so lächerlicher, da es ein Maskenball war und ich vor dem Major, der allerdings Uniform trug, — als Fra Diavolo stand. Meine Dame flüsterte mir zu: „Bitte, tanzen Sie nur ebenso schnell wie vorher, ich tanze gar zu gerne schnell.“ — Graf — wurde ganz gelb und verklagte mich am andern Tage auf der Parade bei meinem damaligen Major. Man sollte meinen, ich hätte den Cancan getanzt oder dergleichen; allein meine Unanständigkeit, die ich eigentlich erst hier erfuhr, bestand darin, daß bei dem schnellen Drehen die Röcke der jungen Dame etwas hoch geflogen waren. Ich erwiderte, daß das nicht meine Schuld, sondern die der damals getragenen kurzen Kleider und des Arrangements der Toilette sei. Daß ich ihm den Rücken gedreht und etwas gesagt, „das er nicht verstanden,“ hatte ihn besonders gekränkt, wie auch, daß ich nachher noch schneller getanzt. Mein Major wußte vor Lachen nicht, was er sagen sollte, und damit hatte es sein Bewenden.

Bei den Oesterreichern fand zwischen den Officieren damals ein ganz anderes Verhältniß statt. Dort nannten sich sämmtliche Officiere einer Charge Du, und außer Dienst verkehrten die Stabsofficiere mit den Subalternen kameradschaftlich. Oesterreichische Majors schoben mit uns jungen Lieutenants Kegel oder spielten mit uns Landsknecht; das that bei uns — wenigstens damals in Mainz — kein Hauptmann, ja nicht einmal jeder ältere Secondelieutenant. — Es gab indessen auch Ausnahmen, wie das bei so vielen verschiedenen Individualitäten wohl natürlich ist. Mein Hauptmann zum Beispiel war eine solche Ausnahme, und wenn

er sich nicht zu familiär mit uns jungen Officieren machte, so hatte das andere Gründe.

Hauptmann L. war ein Mann von mittlerer Größe, mit kurzem Halse, einem guten, meistens besorgt und ängstlich aussehenden, etwas pockennarbigen Gesichte, welches durch einen ordonnanzmäßigen blonden Schnurrbart nicht verschönert werden konnte. Nach der Vorschrift durfte der Bart nämlich nicht über die Lippe herabhängen und nicht über die Mundwinkel hinausragen. Wer nun etwas starre Barthaare hatte, wie mein guter L., sah aus, als habe er sich eine defecte Zahnbürste unter die Nase geheftet. Des Hauptmanns dünnes sandfarbenes Haar stand in verschiedenen Richtungen von dem ziemlich großen Kopfe ab.

Saß Hauptmann L. in Kastel im Bären, seinen halben Schoppen vor sich, so glühten Schädel und Gesicht in mildem Scharlach, und auf letzterem strahlte der Ausdruck des größten Wohlwollens und der äußersten Zufriedenheit mit sich und seinem Nächsten, — nämlich dem halben Schoppen. Dieser kleine halbe Schoppen war der Mantel christlicher Liebe, mit welchem der wackere Hauptmann seine große Schwäche zudeckte — die einzige Heuchelei, deren er übrigens fähig war. — Kam ich in den Bären und konnte an dem Gesichte des Hauptmanns nicht gleich die Nummer erkennen — eine Art Cyanometer für Scharlach wäre da sehr von Nutzen gewesen — so fragte ich den Kellner heimlich: „Georg, der wievielte?“ — Dann hieß es nicht selten: „Der fünfzehnte, Herr Lieutenant,“ — halbe Schoppen nämlich. War einer leer, so vertauschte ihn Georg still gegen einen vollen. — Der gute Hauptmann hatte viel Durst, konnte unendlich viel vertragen — denn niemals sah ich ihn auch nur entfernt angetrunken — und die Welt ist so böse! Er haßte jedes Aufsehn, und war glücklich, wenn er unbemerkt und demüthig

durch das Leben gehen konnte. Er war harmlos wie ein Kaninchen und ebenso ängstlich, obwohl er den Krieg als österreichischer Jäger mitgemacht hatte und das österreichische Feldzugszeichen trug, zu welchem sich später das preußische goldene Kreuz gesellte, welches die Officiere erhalten, wenn sie ihre silberne Hochzeit mit der Fahne feiern.

Es sah in Mainz doch nicht so friedlich aus, wie mir der Officier bei der Abreise von Hause gesagt hatte; die Garnison stand auf dem Kriegsfuße und die Officiere hofften auf Krieg. L., als ein vorsichtiger Mann, traf bei Zeiten seine Vorbereitungen. Vor dem Wasser hatte er den frommen Schauder eines rheinischen Schoppenstechers, und so war es denn seine erste Sorge, sich den Regen vom Leibe zu halten. Zu diesem Ende ließ er seinen Mantel durchaus mit feinem Wachstuch füttern. — Als es mit dem Kriege nichts war und der Hauptmann, besonders als es kalt und der Wachstaffent steif wurde, über das knitternde Geräusch, welches er verursachte, aus einem Schrecken in den andern fiel und sich wie eine Katze mit Nußschalen vorkam, so wurde das Futter wieder entfernt.

Eine andere Sorge, die den Hauptmann bei den kriegerischen Aussichten beschäftigte, war die, daß er mit seinem Zahnstocher von Degen gegen einen feindlichen Uhlanen ein verlorner Mann sein würde. Er trug zwar preußische Hauptmannsuniform, allein eigentlich war er nur ein verkleideter Jäger, und wie ein reich gewordener Frankfurter Kaufmann, wenn er sich vom Geschäft zurückzieht, in seinem Hause ein kleines „Comtorche" haben muß, wenn er auch darin nichts thut, als seine Coupons abschneiden, — so schmachtete auch L. nach einer Miniatur-Jägerbüchse. Ein ausgewachsenes Schießinstrument dieser Art ließ sich unter dem marschmäßig angezogenen, wachstuchgefütterten Mantel, der die jetzt üblichen

Paletots anticipirte, durchaus nicht verbergen. Ich hatte die Ehre, zu Rathe gezogen zu werden, und der Beschluß fiel dahin aus, den geschickten Büchsenmacher, Herrn Lindenschmidt junior, eine Art Kindergewehr machen zu lassen, welches hinter den Tugenden einer Pürschbüchse sicher nicht zurückstehen und ganz gewiß geeignet sein würde, einem bösen Uhlanen ein Loch in den Schädel zu bohren, ehe dessen Lanzenspitze dem Wachstaffentnen zu nahe kam. Die kleine Büchse fiel wirklich allerliebst aus; allein das Kriegsgeschrei verhallte.

Mit Schrecken sah mein guter Hauptmann, daß er alle Tage älter wurde. Es war nicht sowohl das Alter, welches er fürchtete, — er hatte nichts dagegen, hundert Jahre zu erreichen — als vielmehr das Avancement zum Major. Er war so glücklich als Hauptmann erster Klasse, der von keiner Frau geängstigt wurde, mit hundert Thalern monatlich und Bundeszulage und was sonst an Servicen und andern Dingen erspart wurde; welche große Menge kleiner halber Schoppen ließen sich dafür genießen! Ein Major hatte freilich noch mehr, und es war daher auch wieder nicht eigentlich das Avancement, welches er fürchtete, sondern das damit unvermeidliche Reiten! Der Gedanke, daß er dazu bestimmt sei, einst den festen Erdboden mit dem schwankenden Sitz auf dem Rücken einer unvernünftigen Bestie zu vertauschen, — dieser Gedanke trug sicher viel zu dem besorgten Ausdrucke seines Gesichtes bei und vergällte ihm manchmal seinen Hochheimer.

Bei unsern Manövern um Mainz wurden indessen häufig „kleine Bataillone“ gebildet, und eines Tages erhielt mein armer L. auf Parade den Befehl, bei dem Manöver am andern Tage das Kommando eines solches Bataillons zu übernehmen. Schon häufig hatte er sich durch allerlei Listen und Kunstgriffe dieser Ehre zu entziehen gewußt; allein dies-

mal ging es durchaus nicht, da einige Hauptleute abwesend waren. Es half nichts, er mußte zu Pferde. Ein Officier, der L.'s Schwäche kannte, und den der tiefe, auf seinem Gesichte ausgedrückte, Kummer rührte, bot ihm seinen Fuchs an, der seiner Sanftmuth wegen bekannt und in der That mit einem seidenen Faden zu lenken war. L. schüttelte, mit Thränen in den Augen, dem Gefälligen beide Hände.

Am andern Morgen hatten wir also das Vergnügen, unsern guten L. hoch zu Rosse an unserer Spitze zu sehen. Das ganze Bataillon schmunzelte, und sogar des Hauptmanns Fuchs lachte gutmüthig mit, denn es war kein Funken von Schelmerei in ihm. L.'s Gesicht aber sah sehr sorgenvoll und übernächtig aus; ich bin überzeugt, er hatte die ganze Nacht kein Auge zugethan. Er zählte diesen Tag gewiß zu den unglücklichsten seines Lebens. Das Abenteuer ließ sich indessen weit besser an, als er erwarten mochte. Es gelang ihm, ungetrennt vom Fuchs auf den Exercierplatz zu kommen.

Da er nun aber bei jeder Bewegung seines Pferdes, auf welche er nicht gefaßt war, und unter diese Kategorie gehörte eigentlich eine jede, — in tausend Aengste gerieth, so hatte er natürlich keine Aufmerksamkeit für sein Bataillon, und die Folge davon war, daß dasselbe im Mombacher Wald in solche Verwirrung gerieth, daß alle „vierzehn Nothhelfer," neben deren Capelle es stand, es nicht auf gewöhnlichem Wege in Ordnung gebracht haben würden. Die Züge standen am unrechten Fleck, die Sectionen waren verkehrt eingeschwenkt, kurz niemand wußte, wo Kopf und Schwanz des Bataillons waren, und L. hätte sich gern die Haare gerauft; allein eine Hand hielt den Sattelknopf und die andere den blanken Zahnstocher. Ich wollte Dickens hätte meinen Hauptmann gesehen, welch' köstliches Genrebild würde seine unvergleichliche Feder zeichnen! — L.'s Angst

wurde Agonie, als ein feindlicher Hauptmann lachend auf ihn einsprengte, ihm den Degen auf die Brust setzte und ausrief: „L., Ihr seid mein Gefangener!“ — Durch den Anprall gerieth der Fuchs ein wenig in Bewegung; der Hauptmann packte mit beiden Händen die Mähne, wobei sein Degen an die Erde fiel und sein Czako in den Nacken rutschte, so daß die Kinnschuppen unter die Nase kamen. „Lieber St.,“ rief er mit flehender Stimme, „bitte, bitte — Sie sehen ja, daß ich mit dem wilden Thier genug zu thun habe!“

Zum Glück wurde Sammeln geblasen, das Manöver war zu Ende und wir marschirten nach Hause. L. hielt sich weislich hundert Schritt seitwärts von der Colonne, da die lärmenden und singenden Soldaten sein „wildes Thier“ leicht noch wilder machen konnten. Der Marsch ging aber unglücklicherweise durch ein Defilé, welches er nicht umgehen konnte und mit der Colonne passiren mußte. Allein o Schrecken, zwischen dieser und ihm lag ein Graben! Freilich war derselbe in sandigem Boden, kaum drei Fuß breit und mit so abgeflachten Rändern, daß er nur eine kleine Vertiefung bildete, allein für L. war es ein entsetzliches Hinderniß. — Mit Zittern sah er seinen Fuchs darauf zugehen und derselbe würde den Graben durchschritten haben, ohne auch nur an einen Sprung zu denken, wenn sein furchtsamer Reiter nicht den Zügel angezogen hätte. Wie es L. anfing, weiß ich nicht, genug als ich vorüber marschirte, sah ich ihn in der lächerlichsten Situation, die man sich nur denken kann. Mit den Vorderfüßen stand das Pferd diesseits und mit den Hinterfüßen jenseits des Grabens, in der Stellung, welche man die Pferde oft zum Aufsitzen anzunehmen lehrt, — und bewegte sich nicht. Der Hauptmann war in der tödtlichsten Verlegenheit, denn rührte er das

Pferd an, so trat es natürlich mit den Hinterfüßen in den Graben, und das Gleichgewicht des Reiters mußte bedenklich erschüttert werden.

Wir Offiziere und sämmtliche Soldaten lachten laut über das komische Schauspiel, und zu allem Unglück kam auch noch Hauptmann von St. angesprengt, der immer seinen Spaß mit L. hatte. Laut rief er diesem im Magdeburger Dialect einen derben Scherz zu, dann aber gab er dem Fuchs einen leichten Hieb, so daß er vorwärts ging, wobei sich sein Reiter mit beiden Händen am Sattelknopfe hielt. Das war das erste= und letztemal, daß ich L. zu Pferde sah.

Der gute Hauptmann hatte einen gewaltigen Respekt vor dem Adel und mußte mit den adeligen Offizieren seiner Kompagnie schon ganz gut bekannt sein, wenn er es wagte, sie einigermaßen auf gewöhnliche Weise zu behandeln. Mir zeigte er eine höchst lächerliche Ehrerbietung, die sich mit unserm dienstlichen Verhältniß durchaus nicht vertrug. Er wagte es nie, mich kurzweg zu einem Dienst zu bestellen, sondern sagte stets mit sanftester Stimme, die Hand an der Mütze: „Dürfte ich Sie wohl ganz unterthänigst bitten" u. s. w. Um keinen Preis ging er vor mir durch die Thür, und erst nach längerer Zeit gelang es, ihm diese Abgeschmacktheit abzugewöhnen. Die erste Folge davon war, — daß ich zum Kompagnieexercieren oder zum Apell kam, wenn es mir gerade paßte, bis mein Freund S. mir etwas die Leviten las und mir vernünftige Gründe dafür gab, die Schwachheit des Hauptmanns nicht zu mißbrauchen.

L. war nicht das einzige Original bei unserm Bataillon; die Hauptleute konnten fast sämmtlich auf diesen Namen Anspruch machen. Hauptmann von St. war der älteste Kapitän des Regiments. Die Leute seiner Kompagnie und

wir Offiziere nannten ihn unter uns „den Knubbel“; woher dieser Name, weiß ich nicht, vielleicht weil man das Drillen der Soldaten knubbeln nannte, was jedoch auch von dem Spitznamen des Hauptmanns hergeleitet sein kann, da dieser sehr diensteifrig war. Der Knubbel war, glaub' ich, aus dem Magdeburgischen, wenigstens hatte er die Gewohnheit, alle Vokale in Doppelvokale zu verwandeln, besonders wenn er sich im Reden gehen ließ; denn in Gesellschaft verstand er sich ganz gut auszudrücken. Jeder seiner Soldaten, besonders im ersten Gliede, hatte seinen Spitznamen. Da war der Flügelkerl, der Weiberkerl, — weil er zu Hause eine Frau hatte — das krumme Luder, der H—kerl u. s. w. Letzterer erhielt diesen Namen, weil ihn einst eine Patrouille auf der Straße mit einem Mädchen angetroffen und arretirt hatte, was dem Hauptmann Veranlassung zu einer schönen Sittenpredigt gab, deren Moral war: „Wenn ich lieben will, dann gehe ich in der Ecke und schäme mir.“

Wenn nach einer Bewegung des Bataillons die Richtung wieder hergestellt wurde, so pflegten die Zugführer die einzelnen Leute, die zu weit vor- oder zurückstanden, leise bei Namen zu rufen, was gestattet war, wenn es „flüsternd“ geschah. Hauptmann St. war darin besonders eifrig, und man hörte seine Stimme bis zum linken Flügel des Bataillons, obwohl er stets behauptete, nur zu f l ü s t e r n. Man denke sich in einer Front acht Zugführer, die so flüstern und dazu mehr oder weniger heftige Bewegungen mit Oberkörper und Händen machen, und man wird begreiflich finden, daß die Kommandeurs darüber förmlich außer sich geriethen, da Eiferer, wie St., nie mit dem Ausbessern fertig werden konnten. Major A. rief oft in Verzweiflung: „St., Dein F l ü s t e r n ist auf Ehre nicht zum Aushalten!“ Mußte dieser endlich schweigen, dann drehte er sich wenig=

stens noch nach dem schließenden Lieutenant um und rief: „Pfäh, was versteht der dervon!“

Mein Oberst trachtete sehr danach, es beim Regiment abzustellen, daß die Soldaten beim Exercieren gestoßen oder geschimpft wurden. Als er einst über den Schloßplatz ging, blieb er bei der Kompagnie stehen, welche Hauptmann von St. in gewöhnlichem Eifer exercierte: „Will der Saukopp wol des Schloß auswärts nehmen! — Der verfluchte Saukopp hört nich! — Saukopp, der Deibel dreht Ihm des Schloß auswärts!“ — „Aber lieber Hauptmann,“ unterbrach ihn der Oberst, dessen Anwesenheit gar nicht bemerkt worden war, „ich bitte, Sie wissen, daß ich das Schimpfen der Soldaten nicht leiden kann und Ausdrücke, wie Saukopf und dergleichen, durchaus nicht haben will.“ — „Pfäh!“ antwortete der erstaunte Hauptmann, der sehr höflich gewesen zu sein meinte, „Gott verdamm' mir, Herr Oberst, ich schimpfe niemals nich, kann ich denn aber dafür, daß des Schweineluder Saukopp heißt?“ —

Damals suchten manche Stabsoffiziere noch etwas darin, derbe Ausdrücke zu gebrauchen, da sie meinten, es gehöre das zum Soldaten. Man hörte vor der Front oft Reden die in Buchstaben ausgedrückt ganz ungeheuerlich scheinen, weshalb sich keine Proben mittheilen lassen.

Der Vorschrift nach wurden die Soldaten damals Er genannt, doch meistens nannte man sie Du. — Es blieb nicht immer beim Fluchen und Schimpfen; es donnerte nicht nur, es schlug auch ein. Die armen Leute wurden von Hauptleuten und Unteroffizieren beim Exercieren oft unbarmherzig geknufft. Der Oberst gab sich alle Mühe es abzustellen, da es überdies auf das Strengste verboten war, und drohte Uebertreter unfehlbar „Sr. Majestät dem Könige zu melden.“ Das geschah nie und die Mißhandlungen blieben.

Als ich einst die Aufsicht beim Exercieren der Rekruten hatte, sah ich, daß ein kleiner, giftiger Sergeant einem armen Menschen mit seinen massiven Stiefeln fortwährend die Schienbeine bearbeitete, so daß dem Aermsten die hellen Thränen über die Backen liefen und er sein Gewehr fast fallen ließ. Ich wurde über diese raffinirte Bosheit so wüthend, daß ich den Degen zog und den Sergeanten mit der flachen Klinge und einigen Fußtritten regalirte, wobei ich rief: „Wie gefällt Ihnen das? Wie Sie zu dem Manne stehen, so stehe ich zu Ihnen!“ — Ich rieth ihm, mich zu verklagen; allein er unterließ es. Freilich hatte ich Unrecht, allein der Zorn hat auch sein Recht. —

Da ich von all' meinen Vorgesetzten geredet habe, so darf ich den „Kommandirenden“ nicht auslassen, den ich hätte zuerst nennen sollen. Der Befehlshaber des achten Armeekorps, wie überhaupt aller Truppen in den Rheinprovinzen, war der General der Kavallerie von Borstell. Ich habe selten einen schönern Soldaten gesehen, als den alten General zu Pferde. Er saß elegant wie ein Lieutenant und blickte stolz wie ein Kaiser. Die unter ihm stehenden Generale bückten sich vor ihm bis auf den Sattelknopf. Wir nannten ihn Se. Majestät vom Rhein, und er selbst pflegte, nur halb im Scherz, Coblenz seine Residenz zu nennen. Die Stabsoffiziere verdufteten förmlich zu nichts vor ihm, und Major von S. verlor, „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle“ so sehr den Kopf, daß er einst Präsentiren kommandirte mit Gewehr beim Fuß! „Ei, ei, mein lieber Major,“ rief Borstell, „wie kommt denn das?“ — „Excellenz,“ stotterte der Sichineinmauselochzuverkriechenwünschende, „Excellenz, — die — der — Respekt!“ — „Nun, nun,“ antwortete Se. rheinische Majestät mit superbem Lächeln, „ich bin ja auch nur ein Mensch!“ —

Als er uns die Ehre erzeigte, ein Diner in unserm Kasino anzunehmen, stand er beim Dessert auf, das Glas in der Hand und rief: „Ich habe gerne bei Euch gegessen!“ — Sein Stolz stand ihm indessen gut, und die Soldaten mochten ihn gern, zum Theil wohl mit deshalb, weil sie die kleinen Tyrannen vor ihm zittern sahen. —

Zweites Capitel.

Die Bundesfestung. — Der Dienst. — Der General. — Manövers. — Das Officiercorps. — Heirathen. — Geselliges Leben. — Oesterreicher. — Die Cadettenclique. — Friedrich von Sallet. — Kriegsgericht.

Mainz ist bekanntlich eine Bundesfestung und ihre Besatzung besteht zu gleichen Theilen aus Oesterreichern und Preußen; sie stand damals auf dem Kriegsfuße und belief sich auf mehr als 12,000 Mann. Sie wurde gebildet aus dem Regimente von Langenau und einem Bataillon eines böhmischen Regiments, Artillerie, Pionnieren, Pontonieren und einer Schwadron Dragoner, die später durch eine von Coburg-Ulanen abgelöst wurde; dem 35. und 36. preußischen Infanterie-Regiment, Artillerie, Pionnieren und einer Schwadron Ulanen, die später von Dragonern abgelöst wurde. Die Zahl der Officiere war sehr bedeutend, da außer den regimentirten noch eine Menge bei der Militär-Commission, beim Proviantwesen u. s. w. angestellt waren.

Stadt und Festung waren in eine österreichische und in eine preußische Hälfte eingetheilt; sogar die niederen, von den gemeinen Soldaten besuchten Wirthshäuser der Stadt sowohl, wie der naheliegenden Dörfer, erlitten diese Scheidung. Letzteres geschah, um Schlägereien zu verhüten, die hin und wieder vorkamen und nicht selten blutig abliefen. In den

ersten Jahren nach dem Kriege kam es einst sogar zu einem Gefecht mit scharfen Patronen. Zu jener Zeit war jedoch das Verhältniß der beiden Truppen ein ziemlich freundschaftliches, trotz der gelegentlichen Wirthshausschlägereien.

Die beiden Officiercorps vertrugen sich vortrefflich, und ich weiß mich keines Duelles zu erinnern, welches zwischen einem österreichischen und einem preußischen Officier stattgefunden hätte.

Bei den Einwohnern von Mainz waren die Oesterreicher damals beliebter, als die Preußen, was wohl zum Theil daher kam, daß sie ihrer langen Dienstzeit wegen viele Jahre in Mainz blieben, mit den Bürgern besser bekannt wurden und sich zu allerlei Gefälligkeiten und Dienstleistungen willig finden ließen, während die Preußen höchstens drei Jahre dienten und häufig schon nach anderthalb oder zwei Jahren zur Kriegsreserve entlassen wurden. Auch herrschte in jener Gegend noch aus den neunziger Jahren her eine Art traditioneller Antipathie gegen die Preußen, wie denn überhaupt ihre norddeutsche Art und Weise wenig Beifall fand.

Bei den Oesterreichern herrschte damals noch sehr viel Altmodisches im Militärwesen, welches uns viel zu lachen gab. Besonders amüsirte es uns, daß jedem Commando erst eine Geschichtserzählung voranging; z. B. „man wird in ganzer Front marschiren,“ und nun kam erst das eigentliche Commando. An den Dialect und die Betonung des Commandos konnten wir uns gar nicht gewöhnen, und während General von Welden sich über das preußische Commando „Gewehr über“ halb todtlachen wollte, passirte uns fast dasselbe bei dem ächt österreichisch betonten „Kolben hoch“.

Der Dienst war für uns Officiere in Mainz nicht besonders schwer, wenigstens hatte ich nicht darüber zu klagen, daß mein Hauptmann mich zu häufig mit Exercieren plagte,

geschah es, so war die Sache in höchstens zwei Stunden abgemacht. Das tägliche Erscheinen bei der Parole war mehr ein Amusement, denn man fand sich hier mit allen Kameraden zusammen und konnte verabreden, was man am Nachmittage beginnen wolle, oder sich sonstige Tagesneuigkeiten mittheilen. Die Appells, bei denen den Leuten die Befehle bekannt gemacht und die meist von nur einem Officier abgehalten wurden, dauerten selten länger als eine Viertelstunde, wenn nicht gerade Montirungsstücke nachgesehen oder „Instructionsstunden" gehalten wurden, die man indessen auch häufig dem Feldwebel und den Unterofficieren überließ. Alles das hing natürlich sehr von dem Compagniechef ab. Zur Ausbildung der Rekruten eines Bataillons waren gewöhnlich einige Officiere commandirt, die dann allerdings sechs Wochen lang einige Stunden Vor- und Nachmittags bei deren Exercieren anwesend zu sein hatten.

Die Preußen hatten in der Festung zwei Officierswachen; die preußische Hauptwache nahe dem Dom und die Gauthorwache. Dieser Dienst traf uns in der schlimmsten Zeit, wenn viele Officiere beurlaubt oder zu auswärtigem Dienst abwesend waren, etwa alle vierzehn Tage. Die Wache hatte eben nicht viel Unangenehmes, da man in der Nacht gewöhnlich die Unterofficiere die Ablösungen besorgen ließ und sich ruhig auf's Sopha legte, wenn einmal die Hauptronde — vor Mitternacht — dagewesen war. Man hatte den ganzen Tag über und oft die Nacht dazu Besuch von Kameraden; es wurde getrunken, geraucht und gespielt. In frühern Zeiten erwarben sich Officiere eine Zulage damit, daß sie von anderen Kameraden für Geld die Wachen übernahmen. Damals kam das jedoch nur noch sehr selten und unter der Hand vor, und man gab dann nicht Geld, sondern Wein und Tabak, um die Kosten als Wirth bestreiten zu können.

Die Hauptronde hatte stets ein Hauptmann oder ein älterer Premierlieutenant, der Hauptmannsdienst that. Dieser nahm sich von einer Wache eine Patrouille mit und „stellte“ zwischen dem Zapfenstreich und Mitternacht einige Wachen, um sich von ihrer Wachsamkeit zu überzeugen; die Visitirronde, welche ein Lieutenant hatte, versah denselben Dienst zwischen Mitternacht und Reveille. Es kam stets in den Morgenrapport, wann die Ronden auf den Wachen gewesen waren. Oft sagte man auch zu dem wachthabenden Officier am Mittag auf der Parade: „Du, ich bin um zwei Uhr dagewesen“. Das kam dann in den Rapport. Ich ging jedoch meine Ronden meist sehr gewissenhaft, da mir die Nachtpromenade Spaß machte, und ich stellte oft, selbst mitten im Winter, sämmtliche preußische Wachen. Es war das eine ziemlich angreifende Promenade, und im Sommer ging bei meiner Rückkehr manchmal die Sonne bald auf. Das wird Dem begreiflich sein, der Mainz kennt und dem ich sage, daß man von der Gauthorwache die Alzeyer Straßenwache, die Sternschanze, die Hechtsheimerschanze, die Weissenauer Lagerwache, die Neuthorwache, die am eisernen Thor und die Thorwache in Kastel besuchte und erst mit der Hauptwache seine Ronde schloß.

Wenn das Exercieren im Bataillon und Regiment anging, dann hatte man allerdings auf dem Mombacher Sand eine hübsche Vormittagspromenade; allein dann hatte man den Nachmittag für sich, und solch Exercieren konnte schon deshalb nicht täglich stattfinden, da meist immer ein ganzes Bataillon auf Wache war, obwohl auch bei besonderen Veranlassungen gemischte Wachen gegeben wurden. — Das gewöhnliche Paradeexercitium im Bataillon oder Regiment auf dem Mombacher Sand in den Hundstagen war allerdings kein Vergnügen, besonders für einen schließenden Officier,

der mitten in der Colonne steckte. Der aufgewühlte Staub war fast erstickend; man schnappte nach Luft, wie ein Fisch auf dem Trockenen. Indessen selbst dieses Exercieren machte mir Spaß, besonders wenn im Feuer exerciert wurde. Der Pulverdampf hat etwas ganz eigenthümlich Berauschendes, und der preußische Avancirmarsch scheint mir aufregender als die Marseillaise. Man hat denselben in neuerer Zeit für die ganze Musik arrangirt; ich finde ihn wunderschön, allein er bringt bei mir ganz dieselbe Wirkung hervor, wenn ihn auch nur die Pfeifen allein spielen und die Trommeln mit dem Tact begleiten. Ich faßte stets unwillkürlich den Degen fester und mein Blut gerieth in Wallung.

General Schütz war ein tüchtiger Taktiker und belästigte unsere Obersten mehr mit Manövern und anderen militärischen Versuchen, als ihnen lieb war. Besonders waren manche Hauptleute Feinde der Manöver und Felddienstübungen, weil es die Leute „zum Parademarsch verdarb". Ein untadelhafter Parademarsch, besonders in Compagniefront, war das höchste Ziel, nach welchem die meisten Hauptleute damals strebten. Sah man den weißen Federbusch des Generals am Ende der Thiermarktstraße auftauchen und die Parole war ausgegeben, dann war der Thiermarkt, wo die tägliche Parade stattfand, in einer Minute leer, denn Schütz hatte gewöhnlich einen langen Zettel voll Notizen.

Seine Manöverdispositionen waren meistens sehr interessant; allein der Wunsch, seine Aufgabe zu lösen, ließ ihn oft Vorkehrungen treffen, wodurch er sich selbst betrog. Einst hatte er sich die Aufgabe gestellt, einen Convoi von Proviant in die Festung zu schaffen. Unsere Truppen, von denen angenommen wurde, daß sie die Festung blockirten, sollten diesen Transport aufzufangen suchen. Da man nicht genug preußische Truppen in Mainz hatte, um ein getreues Bild

des Krieges aufzustellen, so mußte man zu militärischen Hieroglyphen seine Zuflucht nehmen und ganze Bataillone durch wenige Rotten und eine kleine Fahne repräsentiren lassen; man nannte dies gegen einen markirten Feind manövriren. — Der Convoi war durch einen — einspännigen Karren „markirt". Dieses Markiren war sehr gut und entsprach seinem Zweck vollkommen, wenn man nur nicht so oft im Eifer die taktischen Möglichkeiten vergessen hätte. Ein Bataillon von tausend Mann braucht eine bestimmte und ziemlich lange Zeit, um ein Defilé zu passiren, und nimmt selbst in geschlossener Kolonne einen nicht unbeträchtlichen Raum ein; wollen nun die zwanzig Mann, welche solch Bataillon repräsentiren, ihre Aufgabe ordentlich erfüllen, so müssen sie sich nicht schneller bewegen, als es dieses Bataillon zu thun im Stande ist. Eine Linie von fünfzig und mehr vierspännigen Proviantwagen ist erschrecklich lang, und die Spitze kann in großer Gefahr sein, während der letzte Wagen noch gar nicht in Bewegung ist; das muß der einspännige Karren berücksichtigen. Allein die Lust, die Aufgabe zu lösen, verführte, wie gesagt, den General oft zum Selbstbetrug. Bataillons versteckten sich hinter einem kleinen Gebüsch und der Karren agirte stets als einzelner Karren, ja er wurde so unschuldig maskirt, daß er mit anderen Wagen die feindliche Linie passirte, ohne daß man in derselben die Ahnung haben konnte, der große Proviantransport sei glücklich in die Festung gekommen! War ihm eine solche List gelungen, dann that er sich nicht wenig darauf zu gut, dessenungeachtet war er ein recht tüchtiger General.

Ich kam bei ihm in den Ruf eines sehr talentvollen Officiers. Der Zufall, der mir dies einbrachte, ist komisch, und da dergleichen im Felde nicht selten vorkommt, so will ich ihn erzählen. Wir rückten gegen den Mombacher Wald

vor. Ich hatte den Auftrag, mit meinem Tirailleurzuge die Verbindung zwischen zwei in Angriffscolonne formirten Bataillons zu unterhalten. Das eine derselben zog sich jedoch immer weiter rechts und das andere immer weiter links, so daß ich meine Linie ungebührlich ausdehnen mußte und endlich, als ich in den Wald tiefer eindrang, gezwungen war, den Zug zusammenzuziehen. Ich hielt indessen die muthmaßliche Mitte, Plänkler rechts und links schickend, um wo möglich einen Blick von meinen Bataillonen zu behalten. Endlich wußte ich weder, wo ich selbst mich befand, noch wo meine Bataillons standen, noch wohin ich mich zu wenden habe, da uns die Manöverdisposition nur äußerst flüchtig mitgetheilt war und ich — ehrlich gestanden — mich auch nicht viel darum gekümmert hatte. In meiner Verlegenheit stieß ich auf meinen Freund S., der mit einem Zuge Bieberich gegenüber an der sogenannten schönen Aussicht stand. Er hatte den Auftrag, dort zu bleiben, bis man ihm sagen würde, wohin er zu gehen habe. Er stand schon eine Ewigkeit dort, man hatte ihn ganz sicher vergessen, und er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte.

Ich hielt es für das Beste, mich ihm anzuschließen und ging dann allein in den Wald vor, um zu recognosciren, da ich an dem Gewehrfeuer im Walde, wie an den verschiedenen Signalen nicht gewahr werden konnte, ob sie von Feind oder Freund kamen. Endlich sah ich feindliche Czakos — wir trugen Mützen — in dichten Colonnen sich anschicken, vor ihnen liegende Höhen mit Sturm zu nehmen. Wir befanden uns im Rücken der feindlichen Linie. Ich lief sogleich zu S. zurück und veranlaßte ihn, mit mir vereinigt vorzurücken. Ohne Signale lösten wir fast unsere ganze Mannschaft in eine lange Tirailleurlinie auf und unsere Signalisten — S. hatte zufällig zwei bei sich, ich einen — bliesen mit

aller Macht „Avanciren“ und bald darauf „Schießt ihn todt“. Das unerwartete lebhafte Feuer in seinem Rücken veranlaßte den Feind zu einer schleunigen Seitenbewegung, die ihn in eine so mißliche Lage brachte, daß dadurch das Manöver sogleich entschieden und „Sammeln“ geblasen wurde.

Als unsere Tirailleurs in der schönsten Ordnung aus dem Walde ins Freie rückten, kam General von Schütz in voller Carriere und schrie schon von weitem: „Wer commandirt hier? Wer commandirt hier?“ — S., der ein Ungewitter fürchtete, verzog sich, und da ich dem General zunächst war und es auch für billig hielt, die muthmaßliche Nase in Empfang zu nehmen, da ich S. verführt hatte, so trat ich denn sehr demüthig heran und sagte: „Ich, Herr General!“ — Man denke sich meine freudige Ueberraschung, als er ganz außer sich vor Freude rief: „Nein, das ist ganz ausgezeichnet! Kommen Sie her, meine Herren Stabsofficiere, sehen Sie, das nenne ich in den Geist des Manövers eingehen“ u. s. w. Er wollte auch von seinem Lobe nichts schenken, als ich ihm ganz ehrlich den Zusammenhang erzählte. Seitdem holte er mich nicht selten ab, wenn es einen besonderen Auftrag galt, und einmal mußte ich sogar eine Abtheilung vom anderen Regiment führen, obwohl ich noch einer der „allerjüngsten“ Herren war.

Unsere beiden Officiercorps — das des 35. und 36. Regiments — waren aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Sämmtliche Premierlieutenants und noch eine ziemliche Anzahl der Secondelieutenants hatten den Freiheitskrieg mitgemacht und mehrere von ihnen trugen das eiserne Kreuz, welches auch noch auf der Brust mancher Feldwebel und Unterofficiere zu sehen war. Hinter diesen Officieren folgte im Alter eine andere Classe, die sich von dem Ende des Kriegs herschrieb, als man eben nicht Zeit hatte, genau zu

prüfen, ob sie die zum Officier erforderliche wissenschaftliche Bildung besaßen, und an sie schloß sich eine Anzahl anderer, welche früher in den Contingenten kleiner deutscher Fürsten gedient hatten und nach Reduction der Armeen in die preußische aufgenommen worden waren. Die Officiere, welche auf sie folgten, waren schon zum Theil im Cadettencorps gewesen, oder hatten wenigstens das Officierexamen machen müssen. Die Officiere, mit welchen ich hauptsächlich in nähere Berührung kam, datirten ihr Patent nicht vor 1824. — Mit älteren Officieren kamen wir allerdings auf der Parade, beim Exercieren und bei Tisch zusammen; allein wir hatten sonst gar keinen Umgang mit ihnen — seltene Ausnahmen abgerechnet — und trafen sie auch nicht in Gesellschaften.

Sehr häufig nennt man den Officierstand ein „glänzendes Elend". Ich kann damit nicht einverstanden sein, denn ich finde das Elend ziemlich glanzlos, wenn der erste Jugendschimmer vorüber ist, der ja alles mit Glanz umkleidet. Das Loos eines Lieutenants ist traurig, wenn er nicht Vermögen hat, und wer dies hat, wird entweder nicht Officier, oder bleibt es wenigstens nicht sehr lange. Andere nicht besser bezahlte Beamte sind bei weitem besser daran. Sie strecken sich nach ihrer Decke und leben, wie es ihre Mittel erlauben. Alles, was man von ihnen verlangt, ist, daß sie ihrem Amte gewissenhaft vorstehen und achtbare Leute sind. Niemand findet es besonders anstößig, wenn die Frau eines solchen untergeordneten Beamten auf ehrliche Weise durch anständige Arbeit etwas zu verdienen sucht. Davon kann bei einem Officier nicht die Rede sein; denn bei seiner Heirath ist das ganze Corps betheiligt; seine Frau ist eine Officiersdame, und zwingt sie auch niemand in Gesellschaften zu erscheinen, so muß sie sich doch den Standesvorurtheilen fügen, denen ihr Mann unterworfen ist. Das ist bei dem

geringen Gehalt nicht möglich, und so hat sich denn die Regierung das Recht beigelegt, daß zu der Heirath eines Officiers der Consens von ihr eingeholt werden muß; ich glaube, eine Heirath ohne denselben ist gar nicht einmal gültig. Die Ertheilung dieses Consenses hängt von mancherlei Bedingungen ab. Zunächst muß das „Commisvermögen" da sein — wie es die Officiere scherzhaft nennen. Das heißt, das heirathslustige Paar muß außer dem Lieutenants-Gehalt die Zinsen eines Capitals von 12,000 Thalern jährlich zu verzehren haben. — Es genügt ferner nicht, daß das Mädchen von unbescholtenem Rufe ist; sie darf auch nicht sich durch ehrliche Arbeit erhalten haben oder in irgend welcher dienenden Stellung gewesen sein, wie zum Beispiel in einem Laden, wenn es nicht vielleicht der elterliche war.

Bei Hauptleuten ist der Nachweis eines Vermögens nicht nöthig. Will ein Lieutenant ohne Vermögen heirathen, so muß er warten, bis er Hauptmann wird. In Friedenszeiten ging es aber damals mit dem Avancement der Officiere entsetzlich langsam; Lieutenants mit grauem Haar waren keineswegs eine Seltenheit, und mancher trug auf der Brust das goldene Dienstkreuz. Kamen sie dann endlich so weit, eine Frau nothdürftig ernähren zu können, dann war ihr Körper durch Strapazen ruinirt, die oft im Frieden härter sind als im Kriege, — und sie brauchten mehr eine Krankenpflegerin, als eine Gattin. Die schönsten Jahre der Manneskraft waren in Einsamkeit hingegangen, und die meisten Officiere mußten auf das Glück im Kreise einer Familie verzichten.

Reiche Mädchen, scheint es, werden immer seltener, und diejenigen, die es noch gibt, machen gewöhnlich höhere Ansprüche, als sie ihnen ein Lieutenant gewähren kann. Ausnahmen giebt es allerdings; allein die Fälle, in welchen liebenswürdige Lieutenants reiche Mädchen heirathen, sind

doch ziemlich selten, obwohl hin und wieder ein reiches Bürgermädchen nach dem Titel „gnädige Frau" schmachtet und die Eltern närrisch genug sind, solcher Schwachheit nachzugeben. Weise Mütter ziehen einen Wall um ihre Töchter. Das verhältnißmäß müßige Leben macht aber die Officiere ganz besonders begierig nach weiblichen Bekanntschaften. Mittlere Bürger — wie kleine Kaufleute und wohlhabende Handwerker — wissen sehr wohl, daß ihre Töchter den Herren Officieren zu Gattinnen nicht gut genug sind, und da sie dieselben natürlich zu Officiersgeliebten zu gut halten, so müssen die Herren mit ihren zärtlichen Herzen eine gesellschaftliche Stufe tiefer steigen. Das Herz befindet sich dabei keineswegs schlechter, denn unter der Classe der geringeren Bürgermädchen, welche sich durch Arbeit ihren Lebensunterhalt erwerben, giebt es wie bekannt die großherzigsten, aufopferndsten, liebendsten Geschöpfe.—Knüpft nun ein Officier von sonst rechtlichem Charakter eine Liebschaft mit einem solchen Mädchen an, wozu ihn vielleicht nur ein hübsches Gesicht oder flüchtiges Gelüst veranlaßte, so findet er oft mehr als er erwartete, und aus der Liebelei wird eine ernste, dauernde Liebe.

Dergleichen Fälle kamen unter den Officieren in Mainz mehrfach vor. Ich kannte mehrere, welche Mädchen dieser Art liebten, sie von Jahr zu Jahr mehr achten lernten und ihnen für das Leben treu blieben. — Ich kenne mehrere Beispiele, daß Officiere alles Mögliche thaten, die Mütter ihrer Kinder zu ihren rechtmäßigen Frauen zu machen; allein sie erreichten es nur in seltenen Fällen, denn jahrelange Treue und Aufopferung, unbescholtenes Leben, — alles das reichte nicht hin, sie in den Augen der anderen Officiere zu der Stellung zu erheben, welche der Officierstand in Bezug auf andere Gesellschaftsclassen einzunehmen glaubte. Erreichte

aber ein solcher Officier seinen Zweck, und wäre es erst als Hauptmann, so ward ihm seine Verbindung doch stets als ein Vorwurf angerechnet, und man suchte ihn vom Regimente los zu werden.

Daß die zu einer Officiersheirath erforderlichen Vermögensbedingungen oftmals sehr illusorisch erfüllt wurden, kann man sich wohl denken. Die Advocaten, die zu allem Rath wissen, halfen auch einem ehebedürftigen Pärchen für Geld und gute Worte darüber hinaus. Da wurden Grundstücke sehr hoch taxirt, Documente von diesen Personen auf andere übertragen und heimlich Gegendocumente gemacht, (fingirte) Schenkungen bewerkstelligt, — kurz wer absolut heirathen wollte und nicht gerade ganz und gar mitlellos war, fand auch die 12,000 Thaler, oder doch die Zinsen. Wie das Paar dann in der Ehe mit diesen papierenen Zinsen auskam, war wenigstens nicht Sache des Advokaten. —

Es war wohl natürlich, daß die Officiere, welche sich schon aus dem Cadettencorps kannten, zusammenhielten. Bei unsern beiden Regimentern gab es eine ziemliche Menge, und mit mir zugleich waren mehrere als Officiere, Fähnriche oder Unterofficiere nach Mainz gekommen. An ein Zusammenleben gewöhnt, wohnten oft zwei und manchmal drei dieser Officiere in derselben Wohnung, was manche gesellige und pekuniäre Vortheile brachte, da nur eine Miethe zu bezahlen war und im Winter drei Personen nicht mehr Heizmaterial brauchten als eine, während dreifaches Service und dreifaches Holzgeld der kleinen Gemeinschaft zu gut kam. Ich blieb vorläufig allein, da ich eine Dienstwohnung hatte und es den mit mir gekommenen Kameraden ebenso ging. Mein liebster Freund war damals Theodor v. S., mit dem ich am häufigsten zusammen war, schon weil wir bei einer Compagnie standen. Er war zwei oder drei Jahre älter

als ich und viel bei mir, denn wir hatten uns herzlich und aufrichtig lieb. Da er die Guitarre spielte und hübsch dazu sang, so schaffte ich mir denn auch einen „Seufzerkasten" an und fing an zu lernen; allein als ich einst im Zorn meine Guitarre gegen den eisernen Ofen zerschlug, hatte mein Geklimper bald ein Ende. Ich schaffte mir jedoch Malgeräthschaften an und vertrieb mir die Zeit mit dem Verderben reiner Leinwand, denn mein Malen wollte leider nicht viel bedeuten.

Ich habe schon früher von dem Verhältniß der älteren Officiere zu den jüngeren geredet, doch kann und will ich nicht behaupten, daß ein solches in allen preußischen Officiercorps herrschte; im Gegentheil weiß ich, daß es in manchen Garnisonen anders war. In kleinen Städten kommen die Officiere natürlich weit mehr zusammen und schon die Nothwendigkeit zwingt sie zu einem freund- und kameradschaftlichen Zusammenleben, so sehr auch die persönlichen Neigungen verschieden sein mögen. Außerdem existiren selbst in größeren Städten des preußischen Staates Vereinigungsorte für die Officiere, und man fing auch in Mainz an, solche zu schaffen. Es wurde damals der Anfang gemacht zu einem preußischen Officierscasino, welches in demselben Lokale eingerichtet wurde, in welchem wir zu Mittag speisten; die Einrichtung war noch sehr unvollkommen, allein als ich mehrere Jahre darauf wieder nach Mainz kam, sah ich, daß es in vollem Gange war und von den Officieren fleißig benutzt wurde. Es befand sich darin ein Lese- und ein Billardzimmer außer dem Speisesaal.

Die ganze Oeconomie stand unter der Aufsicht eines Officiers, und unser Mittagstisch war, wenn auch Unverständige klagten — sehr gut, besonders wenn man den Preis berücksichtigt. Den Weinkeller hatte ein anderer Officier zu

verwalten, der die Sache ganz vortrefflich verstand. Er war ein wohlhabender Mann, und der Weinkeller, wenn ich nicht irre, von seinem Vermögen angeschafft. Er bezog jedoch nicht mehr als die gewöhnlichen Zinsen von seinem Gelde, und der Wein wurde uns fast zu dem Kostenpreise gegeben, denn es wurden nur vier Kreuzer auf die Flasche aufgeschlagen, wovon die für die Anstalt nöthigen Flaschen und Tischgeschirre nebst anderen Kleinigkeiten bezahlt wurden. Es ward aber so viel getrunken, daß dieser Fond stets bedeutenden Ueberschuß hatte. Als unser Regiment versetzt wurde, ward derselbe unter die Officiere beider Regimenter nach Maßgabe ihrer Anwesenheit in Mainz getheilt, und mancher Officier erhielt mehr, als er vielleicht während dieser Zeit an Wein consumirt hatte.

Daß die Weine steuerfrei eingeführt wurden, versteht sich von selbst, und daher kam es, daß wir französische Weine — und sehr gute — halb so billig tranken, als in irgend einem Gasthofe. Später ward auch eine Restauration mit dem Casino verbunden, in welcher alles Verlangte zu dem möglichst niedrigen Preise geliefert wurde. — Eine solche Anstalt kann nicht genug gelobt werden, denn sie befördert nicht allein das kameradschaftliche Zusammenleben, sondern setzt auch die Officiere in Stand, sich gesellige und materielle Genüsse zu verschaffen, von welchen sie sonst ihre beschränkte pekuniäre Lage ausschließen würde, wenn sie es nicht vorziehen, Schulden zu machen, wie das damals allerdings sehr an der Tagesordnung war.

Im Sommer miethete das Officiercorps ein Gartenlokal und contrahirte mit einem Restaurateur. Hin und wieder wurden hier von unserem ausgezeichneten Musikcorps Concerte gegeben, zu denen wir die österreichischen Officiere nebst ihren und unseren Damen einluden. Uebrigens fan-

den im Sommer alle Freitage in der neuen Anlage Concerte statt, in denen bald unser, bald das österreichische Musikcorps spielte, zwischen denen eine Nebenbuhlerschaft bestand, welche für das Publicum nur angenehm sein konnte. Bezahlt wurde bei diesen Concerten in der Anlage nichts, und es kamen, um sie zu hören, Fremde aus Wiesbaden, Schlangenbad und selbst aus Frankfurt.

Das österreichische Casino war nur wenige Schritte von dem unserigen entfernt, denn es lag ebenfalls am Thiermarkt. Es war schon länger eingerichtet und hatte den Vortheil einen Garten hinter dem Hause zu besitzen. In diesem Casino waren viele der jüngeren preußischen Officiere häufig zu finden, denn es ging dort scharf her „mit Geld und Gut und fahrender Habe". Wir saßen da um einen großen grünen Tisch, auf den eine große Lampe mit breitem Rande und dunkelem Schirm tief hernieder hing, und würfelten oder spielten Landsknecht oder Macao. Oft saßen wir bis die Sonne die Lampe fast unnütz machte. Es herrschte dort die Sitte, daß jeder, der eine Taille gemacht hatte, ein Geldstück auf den Rand der Lampe legte; es war dies Geld für den Casinodiener bestimmt, der fast stets seine Nachtruhe unserem Vergnügen opferte. Ich bin überzeugt, daß dieser Mann, der gemeiner Soldat war, sich dadurch eine hübsche Summe erwarb. Häufig, wenn jemand „ausgebeutelt" war, hieß es: „Berger, gieb mir zehn Kronenthaler". Berger, so hieß der Diener, gab und der Borgende verwünschte am Morgen oft dessen Bereitwilligkeit, da das Geld „sehr rar" und die Schuld eine Ehrenschuld, bei der kein Aufschub gestattet war.

Unter den alten österreichischen Hauptleuten, mit denen wir in jenem Casino zusammentrafen, fehlte es gleichfalls nicht an närrischen Kerlen. Einer von ihnen, Namens Tinti,

hatte in Italien große Besitzungen gehabt, die er nach und nach im Piquet verspielt hatte. Man sagte mir, daß ihm der Kaiser aus Mitleid und mit Rücksicht auf seine frühere Lage eine kleine Extrazulage bewilligt habe. Er war noch immer ein eifriger Spieler, und oft sah man ihn mit dem Major von F. auf dem Billard würfeln, wobei hunderte von Kronenthalern gewonnen und verloren wurden. — Ein anderer alter Hauptmann lieferte eine Menge Anekdoten, von denen ich indessen nur eine erzählen will. Es war Ball beim Grafen Mensdorf, und beim Souper wurde nicht wenig getrunken. Der Graf, der kurz vor Wiederbeginn des Tanzes den Saal verlassen hatte, kam lachend zurück und erzählte den Officieren, er habe an einem gewissen Ort den Hauptmann — dessen Namen ich nicht mehr weiß — in einer närrischen Situation gefunden, nämlich knieend und mit dem Gesicht über dem Sitz. „Was zum Teufel, Hauptmann, was machen Sie denn da?“ fragte der Graf. „Haltens zu Gnaden, Excellenz,“ antwortete der Hauptmann mit dem freundlichsten Gesicht und in seiner Stellung bleibend, — „i schöpf halt a Biffel frische Luft.“

Major von F., den ich eben nannte, war ein sehr liebenswürdiger und in jeder Beziehung höchst anständiger Mann. Außerdem besaß er ungewöhnliche wissenschaftliche Bildung, und sein Steckenpferd, welches ihm sehr viel Geld kostete, war die Ornithologie. Er correspondirte nach allen Welttheilen hin und empfing Exemplare von Vögeln, für seine vortreffliche Sammlung, die einen europäischen Ruf hatte. Ein krausköpfiger Pelikan, den er in Ungarn, glaub' ich, aufgefunden, ist nach ihm benannt worden. Seine trefflichen Eigenschaften verschafften ihm schnelles Avancement, schnelleres, als er ertragen konnte. Als er etwa zehn Jahre später durch Leipzig kam, erhielt er die Nachricht von seiner Er=

nennung zum General, wurde darüber verrückt und starb bald darauf.

Die „jüngeren Herren“ — wie uns der Oberst bei jeder Gelegenheit titulirte — zerfielen in zwei Cliquen, obwohl ich eigentlich drei sagen sollte, da es eine vermittelnde gab. Diejenigen Officiere, welche als solche das Cadettencorps verlassen hatten, hielten zusammen, theils weil sie Jugendfreunde waren, theils weil ihre Neigungen nicht absolut auf Mädchen und Spiel gerichtet waren, sondern sie auch Geschmack an wissenschaftlichen oder doch literarischen Beschäftigungen fanden. Die anderen Officiere hatten entweder das Cadettencorps als Fähnriche oder Unterofficiere verlassen, oder waren als „Avantageure“ in das Regiment getreten und hatten sich auf der Divisionsschule zum Officiersexamen ausgebildet. In diesen Divisionsschulen wurden die jungen Leute nicht als Knaben, sondern als Soldaten behandelt, und von einer Kinderzucht und Aufsicht war nicht die Rede. Der Unterricht war hier nicht halb so sorgfältig wie im Cadettencorps — trotz der von mir dort gerügten Mängel; es handelte sich nur darum, so schnell als möglich das nothdürftige Quantum von Wissenschaft einzupauken, und beim Examen in Berlin ließ man eher fünf gerade sein, als bei Cadetten. Die Folge davon war, daß solche Officiere häufig keine Vorliebe zu wissenschaftlichen Beschäftigungen hatten und so schnell als möglich die Bücher für immer bei Seite warfen, um ihre auf der Divisionsschule begonnenen, weit amüsanteren Studien in Trinkologie, Landsknecht u. s. w. beim Regimente ungestörter fortzusetzen. Ausnahmen gab es natürlich, wie überall; im Allgemeinen konnte man aber annehmen, daß die erstgenannte kleinere Clique die gebildetere und ordentlichere war.

Ich und einige andere Officiere schwebten in der Mitte. Ich hatte keineswegs das im Cadettencorps erweckte Verlangen nach erweiterter Kenntniß verloren; allein es schien mir billig, vorläufig der Welt etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als den Büchern, da Welt- und Menschenkenntniß zum Leben wenigstens eben so nöthig sind als Wissenschaften. Außerdem trieb mich mein lebhaftes, leidenschaftliches Temperament unwiderstehlich zu Vergnügungen, und es dauerte lange, ehe mein Appetit danach einigermaßen gesättigt war. Wenn ich indessen auch dem Genuß nachlief, so fand ich ihn doch nicht in gewöhnlicher Liederlichkeit, die mich stets anekelte, obwohl ich nie den Tugendhaften spielte, sondern gelegentlich mit den Wölfen heulte.

Der Senior der Cadettenclique war Lieutenant von D. Er war fast der größte Officier im Regiment, von schönem, kräftigem Körper, ohne dabei im Geringsten plump zu erscheinen. Sein Gesicht war nicht schön, obwohl auch nichts weniger als häßlich. Es war fast ganz rund und gelblich, ohne eine Spur von Röthe auf den Wangen; seine nicht großen nußbraunen Augen verriethen Klugheit und der angenehme Mund Rechtlichkeit und Wohlwollen. Er lachte nie, obwohl er hin und wieder in ein schallendes: Ha, ha, ha! ausbrach, ohne die Miene zu verziehen; gewöhnlich stimmte er in unser Gelächter nur innerlich ein, was sich an einem heiteren Zug um seinen Mund verrieth. Meist trug sein Gesicht den Ausdruck einer gewissen Trauer, obwohl ich nicht glaube, daß er irgend welchen Grund hatte, trauriger zu sein, als jeder andere Lieutenant. Vielleicht erkannte er zu spät, daß er einen verkehrten Weg eingeschlagen hatte und daß seine Talente ihn zu einer höheren Sphäre beriefen, als er sie nun erreichen konnte. Wir alle hatten ihn ebenso lieb, als wir ihn achteten, und es giebt wenige unter meinen Be-

kannten, deren ich mich so gern erinnerte, als des trefflichen D. Er war keineswegs ein Misantrop, machte anständige Vergnügungen mit und liebte Wein und Mädchen wie jeder vernünftige Mensch, ohne jedoch jemals Excesse zu begehen. Er konnte uns Jüngeren in jeder Beziehung als Muster dienen, denn er war auch ein tüchtiger, im Dienste wohlerfahrener Officier.

Er wohnte eine Zeitlang mit Sallet und B. zusammen in einer Dienstwohnung der Lyceumskaserne. Als ich einst früh am Morgen zu ihnen kam, fand ich D. im Hemde auf einem Stuhle sitzend, die mächtigen Beine mit auf den Sitz gezogen und, das Buch in der Hand, aus dem Faust deklamirend:

„Weh, steck' ich in dem Kerker noch'
Verfluchtes, dumpfes Mauerloch!"

mit einer Stimme, daß die Fenster dröhnten. Sallet ging auf und ab und blies die Flöte, während der närrische B. der armen Murchel — Sallets Wachtelhund — eine Prise Schnupftabak über die andere gab und sich über ihre närrischen Gesichter halb todtlachen wollte.

Friedrich von Sallet, der Dichter, war nicht ganz ein Jahr älter als ich und ein Jahr vor mir als Officier zum Regiment gekommen. Er war nicht eben sehr klein oder schwächlich, allein außerordentlich zart und schien deßhalb jünger als er war. Er wäre gern etwas kräftiger gewesen, und es verdroß ihn, daß sein Körper an Reife nicht seinem Geist nachgeeilt war. Die Frau unseres Obersten, die manchmal etwas naiv war, sagte einst zu ihm: „Aber Herr von Sallet, wie ist es nur möglich, daß Ihnen die Soldaten gehorchen!" Es war das eine grausame Bemerkung, die den armen Sallet sehr kränkte.

Ich sah sein schönes Gesicht stets mit Vergnügen, ja ich kann sagen, mit einer Art von Rührung, über deren Grund ich mir eigentlich keine Rechenschaft geben kann! vielleicht lag derselbe im Ausdruck seines schönen, lang bewimperten Auges, welches so klug und so rein blickte. Ein Sonntagskind mußte den hellen Stern über seiner Stirn leuchten sehen. — Sein Haar war hellbraun, er trug es damals kurz; von einem Bart war zu jener Zeit noch keine Spur. Dies in Verbindung mit seinem etwas verlegenen Wesen und seinem Blick gab ihm etwas Mädchenhaftes.

Schon im Cadettencorps hatte sich Sallet vielfach mit poetischen Versuchen beschäftigt; er benutzte die Muße des Officierslebens, dieselben fortzusetzen. Es standen bei ihm einige Quartbände seiner Manuscripte, auf deren Titel er „Stümpers sämmtliche Werke“ geschrieben hatte. Er besuchte mich oft vor oder nach der Parade und interessirte sich für meine Malversuche, um so mehr, als er für sein Leben gern gezeichnet hätte, was ihm aber nie recht gelingen wollte. Trotzdem verzierte er manchmal seine Gedichte mit eigenhändigen Federzeichnungen, und ich bewahre noch ein so geschmücktes, welches er mir einst zuschickte. Das Gemälde darauf ist ziemlich groß. In der Mitte sieht man ein Herz, aus dem eine Rose entsprießt, hervorgerufen durch einen Engel, der es aus den Wolken vermittelst einer Gießkanne begießt. Von der Seite betrachtet es durch eine Lorgnette ein Mann, aus dessen Munde folgende Worte hervorgehen: „Unsinn, du siegst, und ich muß untergehen!“

Da ich mich für seine Arbeiten interessirte, so schickte er mir oftmals Gedichte zu, die ich hin und wieder ebenfalls poetisch erwiderte, weßhalb er mich in einem seiner Briefe: „Theuerstes, verpfuschtes Universalgenie!“ anredete. Da ich ein ziemlich wildes Leben führte — wenigstens im Vergleich mit dem

seinigen — und seine Menschenkenntniß noch nicht viel sagen wollte, so verkannte er mich wohl etwas und mochte von mir nichts Besonderes erwarten. In einem Brief, den ich zwei oder drei Jahre später von ihm erhielt, titulirte er mich, „bodenloser Windhund“, schickte mir aber dabei ein schönes Fragment seines herrlichen Gedichtes: „König Frühling.“ Später gewann er eine bessere Meinung von mir, obwohl er mir wohl schwerlich so recht traute, da ich eben anders war als er, und zu demselben Ziele, welches er verfolgte, einen anderen Weg einschlug. Lebte er noch heute, wie würde er mir das Unrecht abbitten, welches er mir vielleicht in seinen Gedanken gethan hat. Ich habe ihn immer gleich lieb gehabt.

Sicherlich war, denn er lobet den Wein, Weintrinker Homeros.

Auch Sallet besang und trank noch lieber den Wein. Sauern mochte er nicht und zu gutem reichte nicht immer das Geld. Eines Morgens fand ich ihn mit der Feder in der Hand in poetischen Geburtswehen; vor ihm stand ein halb gefüllter halber Schoppen nebst einem — Liqueurgläschen. Lachend rief ich; „O frommer Dichter, das ist also die Quelle, aus der du Begeisterung schöpfst?“ — Er wurde roth und antwortete halb ärgerlich, halb lachend: „Dummer Kerl, das ist eine bloße Abreviatur; ich komme damit schneller eben so weit, wie mit zwei Flaschen Wein, und wohlfeiler.“ —

Er schätzte Witz und Epigrammen-Kürze
In seines Schnapses kraftdurchhauchter Würze,

wie er in seiner „wahnsinnigen Flasche“ von dem Helden des Gedichtes sagt, allein man muß aus seiner scherzhaften Antwort nicht etwa schließen, daß er oft zu solchen Abreviaturen seine Zuflucht nahm.

Von B., Sallets anderer Stubengenosse, war ein närrischer Kauz. In seinen guten Stunden war er ganz leidlich und selbst liebenswürdig; allein er hatte einen kleinen Sparren im Kopf, und kam ihm seine verrückte Laune, dann war er unausstehlich. Er sah dann aus, als hätte er Mäuse gefressen, und schnappte um sich, als sei sein Appetit noch lange nicht gestillt. Civilisten haßte er gründlich und betrug sich bei jeder Gelegenheit so ungezogen wie möglich gegen sie. Machte man ihm Vorstellungen deßhalb, dann sagte er: „Was ist da dran?" — Als ich einst mit anderen Officieren zu ihm kam, nahm er eine Pistole von der Wand — wir wußten, daß die seinigen stets geladen waren — fuhr damit bei allen unseren Gesichtern vorüber und drückte los. Die Kugel fuhr zwischen mir und einem anderen hindurch in die Wand. Er hatte eilig das Pulver von der Pfanne geschüttet und uns erschrecken wollen! Auf unsere Vorwürfe antwortete er: „Was ist da dran!" Wahrscheinlich hätte er dasselbe gesagt, wenn er einen von uns auf diese Weise erschossen hätte.

Er war mit Sallet sowohl in Potsdam wie in Berlin bei einer Compagnie gewesen; außerdem spielte er Clavier und Sallet die Flöte; sonst kann ich nicht wohl begreifen, wie sie so nahe zusammen kamen, da B. für Poesie eben nicht viel Sinn zu haben schien. Er war übrigens keineswegs bösartig, und ich vertrug mich ziemlich gut mit ihm, wenn mich auch seine Seltsamkeiten eben nicht anzogen.

Der Herausgeber von „Sallets Leben und Wirken" scheint anzunehmen, daß wir eine Art literarischer Gesellschaft gebildet hätten. Es war dies keineswegs der Fall. Wir besuchten uns häufig, weil wir uns seit vielen Jahren kannten, weil wir zusammen Cadetten gewesen waren und ziemlich

gleiche Neigungen hatten. An Sallets litterarischen Productionen nahmen wir alle Theil und sprachen daher darüber wie über neue Stücke, die wir im Theater sahen, oder über neue Bücher, die wir aus der trefflichen Leihbibliothek des Buchhändlers Kupferberg erhielten; Journale kamen uns selten zu Gesicht, denn so viel ich weiß, war damals niemand von uns an einem Journalcirkel betheiligt; wer politische Blätter las, wurde förmlich ausgelacht. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ich während meines dreijährigen Aufenthalts in Mainz auch nur ein einzigesmal eine politische Zeitung gelesen hätte.

Später, als Sallet eine andere Wohnung bezog, wurde D's Stelle in derselben durch einen jungen Officier eingenommen, der sich von einem Cavallerie-Regimente zu dem unsrigen hatte versetzen lassen. Es war das ein höchst origineller Junge, den ich sehr wohl leiden mochte, obwohl mancher Andere ihm aus dem Wege ging. Lieutenant von C. hatte viel Verstand und einen trefflichen Mutterwitz, mit dem er nicht eben sparsam war. Daß ihn derselbe in manche Verlegenheit gebracht hatte, sah man an seinem hübschen, lebhaft gefärbten Gesicht, welches durch einige Narben zerfetzt war. Diese Narben trugen nicht wenig dazu bei, dieses Gesicht zu einem vollkommenen „Krakehlgesicht“ zu machen; die hellblonden Haare und das zierlich gedrehte Schnurrbärtchen verdarben an diesem Ausdrucke nichts. Er war jedoch nicht boshaft, sondern eher gutmüthig und vor allen Dingen ein anständiger Junge. Er war meistens sehr zerstreut oder hatte wenigstens diesen Anschein. Brachte ihn diese Zerstreutheit in Verbindung mit irgend einer Impertinenz in Verlegenheit, dann konnte man auf eine Entwickelung rechnen, welche sein ruhiges, zerstreutes Aussehen eigentlich keineswegs erwarten ließ.

Auf einem Ball im Kursaal in Wiesbaden hatte er mit einer Dame eine Extratour getanzt. Anstatt diese Dame ihrem Herrn wieder zuzuführen, trat er mit ihr in die Reihe der andern Paare und meinte wahrscheinlich, er sei mit ihr zu dem ganzen Tanz engagirt gewesen. Der eigentliche Tänzer der Dame fand sie endlich wieder auf, und anstatt die artige Entschuldigung des Herrn von C. gelten zu lassen, zog er es vor, diesen auf etwas lebhafte und ungeeignete Weise zur Rede zu stellen. C. ließ ihn ganz ruhig reden, zog mit aller Gemüthsruhe den linken Handschuh ab und — schlug ihm damit leicht rechts und links ins Gesicht, dann machte er der Dame sein Compliment und ging. Als der Herr, der ein Wiesbadener war, sich von seinem Erstaunen erholt hatte, wurde er sehr wüthend und suchte Rath bei seinen Freunden. Es waren aber auch eine Menge österreichischer und preußischer Officiere in Civilkleidung auf dem Ball, und man hielt allgemeinen Scandal nicht für räthlich. Nachdem Herr von C. den Saal mehrmals auf und ab gegangen war und dem Beleidigten vollkommen Zeit gelassen hatte, Genugthuung von ihm zu fordern, verließ er den Ball. Die Sache hatte keine Folgen.

Die Cadettenclique war klein und bestand aus höchstens zehn bis zwölf Officieren, von denen ich vielleicht noch einige bei spätern Veranlassungen schildern werde; sie löste sich indessen auf, noch ehe das Regiment von Mainz versetzt wurde. Sallet kam nämlich auf „Festung“ und wurde dann nach Trier verlegt. Die Veranlassung war folgende.

Unter Sallets schriftstellerischen Versuchen befand sich ein Aufsatz, in welchem satirische Seitenhiebe auf das Soldatenwesen vorkamen, die weder besonders stark, noch besonders witzig waren. Er nennt zum Beispiel darin das Exercierreglement ein Buch, in welchem gelehrt wird, wie

Menschen zu Drahtpuppen abgerichtet werden, spottet über seinen Degen und tritt seinen Federhut mit Füßen, weil er sich über den Unsinn ärgert, den er bei einer Visite hat anhören und reden müssen. Da der Aufsatz mit Humor geschrieben war, so las ich ihn mit andern bessern Sachen von Sallet der „Fürstin“ vor. Sie lachte sehr, ließ aber Sallet durch mich den Rath geben, diesen Aufsatz nicht drucken zu lassen, da er ihm Unannehmlichkeiten verursachen könne. Ich erfüllte meinen Auftrag gleich darauf, als ich Sallet im Theater fand; allein er sagte mir, die Warnung käme leider zu spät, er habe den Aufsatz der Dichterin Kathinka Haleyn — jetzt Madame Zitz — gegeben und diese ihn in den hessischen Blättern abdrucken lassen.

Die Folgen, welche die Fürstin befürchtet hatte, blieben nicht aus. Der Oberst und einige alte Capitäns waren wüthend und wußten es durchzusetzen, daß über den Verfasser des „schändlichen Pasquills“ — Kriegsgericht gehalten wurde. Ich werde gleich über das militärische Gerichtsverfahren reden und dann wird man sich eben nicht sehr wundern, daß das Kriegsgericht Sallet zu Cassation und zehnjähriger Festungsstrafe verurtheilte! Der König, der das Urtheil bestätigen sollte, stieß dasselbe jedoch um und befahl ein neues Kriegsgericht. Dieses blieb bei der Cassation, ermäßigte aber die Festungsstrafe auf zwei Jahre. Auch das war dem König zu viel, er cassirte die Cassation und bestrafte Sallet mit — zwei Monaten Festungsstrafe. In dieser Strafe war Güte und gesunder Menschenverstand, die beide in dem Urtheil der Kriegsgerichte schwerlich zu finden waren. Das war die Meinung aller jüngern Officiere, denn wenn sie auch die in jenem Aufsatze enthaltenen Anzüglichkeiten nicht billigten, so sah doch jeder die Abgeschmacktheit ein, für ein paar unüberlegt geschriebene Worte,

wie sie tausendmal täglich von andern Officieren unter einander gesprochen werden, einen noch nicht zwanzigjährigen jungen Menschen zeitlebens unglücklich zu machen.

Die alten Officiere, welche gegen Sallet so erbittert waren, wußten jedoch dem Kriegsministerium vorzustellen, daß das ganze Officiercorps ihre Erbitterung theile, und daß Sallet, bleibe er beim Regiment, fortwährend Duelle zu erwarten habe, es daher wohl wünschenswerth sei, ihn nach Vollendung seiner Strafe, auf der Festung Jülich, zu einem andern Regimente zu versetzen. Dies geschah; Sallet kam zum 30. Regiment nach Trier. —

Folgender Brief, in welchem mir Sallet das ankündigt, mag hier eine Stelle finden: „O theurer Höllenbreughel! — Dein verfluchtiges Gestaltenhucker-, Katermopsküsser-, Knisterknaster- und Gespensterkatzennußknacker-Gedicht ist mir in meiner jetzigen Lage ein rechtes Labsal gewesen, da es mich aus der scheußlichen Wirklichkeit einen Augenblick in die sehr angenehme und liebliche Gestaltenwelt Deines Gedichts versetzt hat. Du mußt wissen, daß ich 2 Monate nach Jülich komme und zum 30. Regiment nach Trier versetzt bin. Höre hierüber das Chor der Rachegöttinnen philosophiren:

Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die sehr beschränkte Seele,
Denn diesem dürfen wir nicht nahn.
Doch wehe, weh, wer unverhohlen,
Ein Narr ist und Satiren schreibt,
Wir heften uns an seine Sohlen,
Bis er in Jülich sitzen bleibt.
Glaubt er nach Mainz zurückzukehren?
Wir wollen ihn ganz anders scheeren,
Wir wissen, hier verweilt er gern,
Drum treiben wir von Mainz ihn fern.
So jagen wir den armen Jungen,

Versöhnen kann uns keine Reu',
Bis er in Trier eingedrungen,
Und geben ihn auch dort nicht frei.

Meinen Namen schreib' ich nicht darunter, sonst schicken sie mich am Ende gar nach Sibirien."

Wie manche alte Officiere über Sallet dachten, zeigt eine Aeußerung des alten „Knubbel", dessen man sich vielleicht noch erinnert. Als man später von einem andern Officier redete, der viel mit Civilisten umging, sagte er: „Des is auch so 'n Vahgebund wie der Sahlep!"

Drittes Capitel.

Militärische Strafen. — Standgericht. — Kriegsgericht. — Latten. — Prügel. — Schulden. — Der lange W. — Lieutenant von Z. — Eine tragische Scene. — Wein und Spiel. — Wiesbaden. — Der Quax. — Der schöne Fritz und Nochnichtdagewesenes. — Vergnügungen. — Theater. — Bälle. — Maskenbälle. — Theodors Abenteuer. — Die lustigen Mainzerinnen von damals.

Da ich vielleicht nicht wieder eine Veranlassung dazu habe, so will ich hier Einiges über die militärischen Strafen und die Art sagen, wie das Recht damals in der preußischen Armee gehandhabt wurde und höchst wahrscheinlich noch gehandhabt wird.

Für kleine Dienstvergehen, Nachlässigkeit u. s. w. wurden die Soldaten mit Nachexercieren, Strafwachen, zum Rapport kommen und gelinden Arrest gewöhnlich vom Hauptmann selbst, oder je nach den Umständen vom Major oder Obersten bestraft. Ueber schwerere Vergehen entschied ein Standgericht und über Verbrechen ein Kriegsgericht.

In den beiden letztgenannten Fällen mußte ein „Species facti“ an den Auditeur eingereicht werden, oder in unbedeutenderen Dingen an den Officier, der bei jedem Bataillon gewissermaßen Auditeur spielte. Nachdem die Verhöre gehalten waren, bei denen jedes Mal ein Officier anwesend sein mußte, ward ein Standgericht oder Kriegsgericht berufen. Von einem Rechtsbeistand oder Vertheidiger für den Ange=

klagten war gar nicht die Rede; wahrscheinlich setzte man voraus, daß der Auditeur beide Rollen als Ankläger und Vertheidiger in sich vereinigen könne.

Das Standgericht unterschied sich vom Kriegsgericht nur darin, daß ersteres von einem Capitain oder Hauptmannsdienst thuenden Lieutenant und das letztere von einem Major oder Majorsdienst thuenden Hauptmann präsidirt wurde und die Zahl der Beisitzer um die Hälfte weniger zahlreich war. Bei einem Kriegsgericht bestand das Personal aus einem Major, zwei Hauptleuten, zwei Premierlieutenants, zwei Secondelieutenants, zwei Sergeanten, zwei Unterofficieren und zwei Gefreiten. Zunächst mußten alle Richter den Eid leisten, „nach bestem Wissen und Gewissen" zu richten und weder „Freundschaft noch Feindschaft, Gaben noch Geschenke" Einfluß auf ihr Urtheil haben zu lassen. Dann wurde nochmals ein summarisches Verhör vorgenommen, d. h. das von dem Angeklagten bereits Unterschriebene vorgelesen. Der Auditeur zog dann die betreffende Gesetzesstelle an und sprach sein Gutachten über die höchste und niedrigste Strafgrenze aus. Die Officiere blieben im Zimmer und jede Charge berieth sich für sich, während die andern Beisitzer zu demselben Ende vor die Thür geschickt wurden. Zuerst hörte man die Gefreiten, zuletzt die Hauptleute, jede Charge hatte nur eine Stimme; bei Stimmengleichheit entschied der Präses.

Ich habe schon bemerkt, daß der Angeklagte keinen Vertheidiger hatte, also einer Rechtswohlthat beraubt war, die jeder andere Staatsbürger genießen soll. Doch dies war nicht der einzige Uebelstand dieser Militärgerichte; weit größere waren der Leichtsinn und die Gleichgültigkeit, mit welcher die Richter dabei häufig verfuhren und vor allen Dingen der Einfluß, welcher von den höhern Chargen ausgeübt wird.

Der Eid wurde mit außerordentlicher Gleichgültigkeit geleistet und das Urtheil meist eben so leichtsinnig ausgesprochen. Man verließ sich auf den Auditeur; hörte nur obenhin zu, wenn er die Sache auseinandersetzte und merkte sich, welche Strafe er vorschlug.

Diesen Vorwurf des Leichtsinns mache ich hauptsächlich den Officieren: denn die Gemeinen und Unterofficiere waren meistens sehr aufmerksam; ihr Urtheil verständig und sie gedachten des Eides, den sie geleistet hatten, gewöhnlich besser wie die Officiere.

Ich wohnte einem Kriegsgericht über einen Mann bei, welcher dabei ertappt wurde, als er eben den Schrank eines Kameraden, den er aufgebrochen, wieder zugemacht hatte. Er gestand ein, daß er aus demselben eine Uhr genommen, aber Scham und Reue gefühlt und sie wieder in den Kasten gelegt habe, wo sie sich in der That vorfand; es fehlte auch sonst nichts darin.

Der etwas närrische Auditeur hatte die Sache ganz verkehrt aufgefaßt; allein seine Ansicht war auch die des närrischen „Knubbel", welcher dem Kriegsgericht präsidirte. —

Die Gemeinen mußten zuerst ihre Stimme abgeben; es waren zufällig Leute von meiner Compagnie und zwar von den besten, die eigens zu einem solchen Richteramt ausgewählt worden waren. Sie erkannten auf die gelindeste Strafe gegen die Ansicht des Auditeurs und Präses. Letzterer wurde wüthend, fuhr die Leute an und sagte: „welche gemeine Canaillen" sie sein müßten, daß sie einem Diebe, einem Kerle, der seinen Kameraden bestehlen wollte, die gelindeste Strafe zuerkennen könnten. — Die Leute motivirten ihr Urtheil sehr vernünftig dadurch, daß der Mann den Diebstahl nicht begangen, sondern Reue gefühlt habe u. s. w. Der Präses wurde jedoch noch heftiger, drohte den Leuten

und diese gaben gegen ihre bessere Ueberzeugung nach! —

Nun hielt ich es jedoch für nöthig, mich ins Mittel zu legen; ich nahm die Parthie der Soldaten und als es zum Unterschreiben und Untersiegeln des Urtheils kam, verweigerte ich meine Unterschrift, womit ich gegen das ganze Kriegsgericht protestirte. Der Präses, der sonst ein vernünftiger Mann war, sah wohl ein, daß ich in meinem Rechte war und die andern Officiere ebenfalls, obwohl sie gar nicht begreifen konnten, daß ich solchen „dummen Kerls“ wegen so viel Aufhebens mache. Genug, mein Verfahren hatte zur Folge, daß ein anderes Kriegsgericht berufen werden mußte. —

Für schwere Dienstvergehen der Soldaten bestand damals noch die Lattenstrafe, welche indessen bald darauf abgeschafft wurde. Ich habe den Marterkasten nie angesehen, doch bestand er nach der Beschreibung aus einem Behälter, in welchem man nicht stehen konnte und dessen Boden mit auf die Kante gestellten, oben geschärften und einen Zoll voneinanderstehenden Latten benagelt war. In diesen Kasten wurde der leicht bekleidete Delinquent hineingesperrt. Stehen konnte er nicht — er hatte übrigens keine Schuhe an — und mußte auf den scharfen Latten sitzen oder liegen. Die damit verbundene Diät bestand aus Wasser und Brod, doch wurde, glaub' ich, alle drei Tage warme Speise verabreicht. Für solche Dienstvergehen, die im Kriege mit dem Tode bestraft wurden, trat im Frieden meist eine sechswöchentliche Lattenstrafe ein. Ich habe jedoch mehrere Soldaten gesehn, die diese harte Strafe ohne besondern Nachtheil ausgehalten hatten; es ist indessen nicht unwahrscheinlich, daß das Mitleid ihnen hin und wieder Mittel verschaffte, ihr hartes Lager etwas weicher zu machen.

Für das erste Desertiren wurde halbjährige Festungsstrafe erkannt. Diebe kamen gleichfalls auf Festung und traten nach der Rückkehr zum Regiment in die zweite Classe. Diese war durch ein graues Pompon am Czako ausgezeichnet und konnte bei Vergehen mit Stockprügel bestraft werden. Die höchste Zahl derselben belief sich, glaub' ich, auf fünfzig.

Sollte eine solche Execution statt finden, dann wurde der Delinquent in die Mitte eines hohlen von dem Bataillon gebildeten Quarrées geführt, wo er die Jacke ausziehen mußte, so daß er nur mit Hemd und Hosen bekleidet war. Rechts und links von ihm standen Unterofficiere, jeder mit einem spanischen Röhrchen in der Hand, dessen Griff zum bessern Halten mit Bindfaden umsponnen war. Die beiden Unterofficiere hieben nun wechselweise auf den Rücken des Delinquenten, welcher nur von dem Hemde bedeckt wurde, das sich sehr schnell roth färbte. Gewöhnlich nahmen die Gestraften eine Bleikugel in den Mund, um darauf ihren Schmerz zu verbeißen, allein das war verboten. Ich habe nur ein einziges Mal einer solchen Execution beigewohnt, die überhaupt nicht sehr häufig stattfand.

Hatte sich ein in der zweiten Classe befindlicher Soldat anhaltend gut aufgeführt, so wurde er unter allerlei Ceremonien wieder „ehrlich gemacht", wobei die Fahne über ihm geschwenkt wurde.

Wurden Kriegsgerichte über Unterofficiere oder Officiere gehalten, so war die Zusammensetzung eine andere, denn es war Gesetz, daß die niedrigste Charge des Gerichts der des Angeklagten gleich sein mußte. In gewöhnlichen Fällen war die Sache mit einer Sitzung abgemacht, doch kenne ich auch Fälle, wo die Verhandlungen mehrere Wochen dauerten.

Damals standen in Preußen der Adel, Officiere außer Dienst und andre Personen, die mit ihnen in gleichem Range waren, unter einem besonderen Gerichtsverfahren, doch wurden ihre Angelegenheiten vor Civilgerichten verhandelt; Officiere im Dienst dagegen waren nur den Militärgerichten unterworfen.

In mancher Hinsicht war dies für Officiere sehr günstig, während das Publikum dabei zu kurz kam; denn die Ansichten der Stand- und Kriegsgerichte wichen bedeutend von den in civilisirten Ländern Geltung habenden Rechtsansichten ab und besonders wenn es sich um irgend welche Streitigkeiten mit Civilpersonen handelte.

Wer einem Officier borgte hatte keine andere Sicherheit als das Wort des Schuldners; Wechsel galten nichts, denn Personalarrest konnte wegen einer Schuld gegen einen Officier nicht verfügt werden, wahrscheinlich weil dabei der Dienst gelitten haben würde, oder die Officiersehre, die durch Prellen eines Schneiders oder Schusters nicht gefährdet wurde! Es war ja Jedermann gewarnt, einem Officier nichts zu borgen, und wer es that, der that es auf seine Gefahr. Das Härteste, was den Officier traf war ein monatlicher Abzug von zwei, in seltenen Fällen von vier Thalern. Für ein uneheliches Kind, dessen Mutter klagte, wurden dem glücklichen Vater ebenfalls monatlich zwei Thaler abgezogen, bis das Kind vierzehn Jahre alt war.

Trieb es indessen ein Officier zu arg, und die Warnungen des Regimentscommandeurs fruchteten nichts, oder erlaubte er sich gar zu auffallende und gemeine Schwindeleien, dann kam es allerdings vor, daß dem Officier der Rath gegeben wurde, seinen Abschied zu nehmen, weil man ihm sonst denselben ohne Bitte geben würde. Damit gewannen die Gläubiger freilich nichts.

Der Regimentscommandeur war verpflichtet, zu bestimmten Zeiten über das Betragen seiner Officiere nach Berlin zu berichten; es geschah dies vermittelst der Conduitenlisten, deren Inhalt, beim Regiment wenigstens, nur dem Obersten, der sie ausfüllte, bekannt war oder sein sollte.

That ein Officier Etwas, das sich mit den allgemeinen Gesetzen der Ehre oder mit denen nicht vertrug, die unter dem Officiercorps Geltung hatten, so wurde über ihn ein Ehrengericht gehalten. Die Organisation und Wirksamkeit dieser Ehrengerichte ist mir jedoch nicht hinlänglich bekannt, um darüber etwas Näheres angeben zu können, auch weiß ich nicht, ob es dieselben waren, welche damals über Duellsachen entscheiden sollten.

In jener Zeit wurde es nämlich besonders strenge mit den Duellen genommen, und um dem Unwesen einigermaßen zu steuern, war dafür ein eigenes Verfahren vorgeschrieben. War ein Officier beleidigt, oder für eine Beleidigung gefordert worden, so sollte er die Sache schriftlich dem ältesten Hauptmann einreichen. Dieser rief nun wahrscheinlich eine Art Ehrengericht aus den ältesten Officieren zusammen und hier wurde entschieden, ob der Officier Genugthuung zu geben oder zu verlangen habe, oder ob einer der Betheiligten sich so ungehörig benommen, daß er ferner nicht Officier bleiben könne. Richtete der Appellant sich nach dem erhaltenen Gutachten, so vertrat seine Sache das Officiercorps und ein Duell bot unter solchen Umständen sowohl den Duellanten wie Secundanten größere Sicherheit.

Wenn nun auch diese eigene Gerichtsbarkeit in manchen Fällen den Officieren Vortheile vor jedem andern Staatsbürger einräumte, so waren sie in andern dafür desto schlimmer daran, besonders wenn es sich dabei um solche Vergehen handelte, welche den Officier in Collision mit den närrischen

Standesvorurtheilen des Militärs brachten. In solchen Fällen vergaßen die Richter nur zu häufig ihren Eid und urtheilten, wie es ihnen die Leidenschaft eingab. Belege dazu bieten eine Menge Prozesse gegen Officiere, welche sich dem Kastengeiste widersetzten, oder wohl gar im Verdachte standen, daß sie „Demagogen" wären! und in solchen Verdacht konnte leicht ein Jeder kommen, welcher abgeschmackte Prätensionen lächerlich machte oder den Umgang gebildeter Civilisten denen der Officiere vorzog. Mehre dieser Prozesse sind zur Oeffentlichkeit gekommen und das Publikum hat Gelegenheit gehabt, die in dem Officiercorps herrschenden Ansichten kennen zu lernen.

Ich habe keine Zeit, hier die Sache näher auszuführen, allein es scheint mir über allen Zweifel, daß die Officiere durchaus keine andere Gesetze brauchen als jeder andere Staatsbürger, und daß sie keine besondere Standesehre für sich zu beanspruchen nöthig haben, sondern sich damit begnügen können zu handeln und beurtheilt zu werden wie jeder andere anständige Mann.

Das Verfahren gegen Sallet und das zweimalige Umstoßen des Urtheils von Seiten des Königs zeigt zu deutlich den faulen Fleck, als daß ich noch nöthig hätte, näher darauf hinzuweisen. Für sein Vergehen war ein Verweis hinlängliche Strafe, denn kein Gerichtshof würde wegen des Inhaltes jenes Aufsatzes — aus dem ich die stärksten Stellen angeführt! — eine Klage angenommen haben. Cassation und zehn Jahre Festung!! Ein anderer Officier unseres Regiments, der Adjutant und überwiesen war, Geldbriefe an die Soldaten zum Theil gänzlich unterschlagen oder ihres Inhaltes beraubt und Unterschriften nachgemacht zu haben, wurde zwar cassirt, erhielt aber nur eine kurze Festungsstrafe. Nach jedem andern Gerichtsverfahren und in jedem andern Lande

würde er zu Zuchthausstrafe, Deportation oder Galeeren verurtheilt worden sein. Man muß gestehen, das ist eine vertraueneinflößende Rechtspflege!

Die kleinern Strafen für Officiere waren: Verweis unter vier Augen; Verweis vor dem Officiercorps; im Parolebefehl, und endlich Stubenarrest. Der Officier, der Stubenarrest hatte, mußte seinen Degen dem Adjutanten abgeben und durfte seine Wohnung nicht verlassen. Eine Controlle existirte nicht, allein es war angenommen, daß er durch sein Ehrenwort gebunden sei. — Es bestand auch die Verordnung, daß ein Officier, der im Stubenarrest war, keine „Spiel- und Trinkgelage“ halten solle; dasselbe Verbot existirte für die Wachstuben der Officiere; da aber der Begriff dieser Worte sehr relativ ist, so legte sich in dieser Hinsicht Niemand Zwang auf.

Ein Officier konnte nur von dem Bataillons- oder Regiments-Commandeur bestraft werden, oder auf einem Commando von dem commandirenden Officier, wenn dessen Patent auch nur um einen Tag früher datirt war. —

Arrestlocale für Officiere, die mit der Hauptwache in Verbindung stehen, wie sie bei andern Armeen gebräuchlich sind, gab es für uns in Mainz nicht und ich glaube auch überhaupt nicht in Preußen. —

Ich habe schon bemerkt, daß die Cadettenclique ziemlich ordentlich war; sie machte weder übermäßige Schulden, noch nahm sie gewöhnlich Theil an Trink- und Spielgelagen oder andern Orgien, wie sie bei den andern jungen Officieren in Mainz damals sehr gewöhnlich waren.

Der Senior dieser letztern lustigen Clique war der „lange Wedell“. Er trug die „lederne Medaille“ und war daher 1830 kein Knabe mehr. Das Officiersexamen war ihm herzlich schwer geworden, denn da er einiges Vermögen

hatte und in Mainz Gelegenheit genug fand es los zu werden, so beschäftigte er sich damit natürlich lieber wie mit dem Erwerben von Gelehrsamkeit. Schon als Fähnrich machte er ein gewisses Aufsehen; mehre seiner Abenteuer lebten in der Tradition und erregten die Bewunderung der „jüngsten Herren“. Als ich ihn kennen lernte, hatte er schon so ziemlich sein Geld durchgebracht und mit demselben zugleich alles irgend entbehrliche Fleisch verloren. Hübsch war er nicht, allein seine ganze Art und Weise war gentlemanlike. Seine Gesundheit war nicht mehr die beste, denn er war nicht eben sorgfältig damit umgegangen; allein das hielt ihn nicht ab, es den Jüngsten gleich zu thun.

Er blieb jedoch nicht lange unser Führer. Als er eines Nachmittags zu Pferde stieg, um nach Wiesbaden zu reiten, wurde ihm unwohl. Er mußte sich zu Bette legen und starb, trotz der großen Sorgfalt, mit welcher ihn sein Mädchen pflegte. Sein Freund v. T., der mit ihm zusammen wohnte, legte ihn mit der besten Uniform in den Sarg, und sorgte dafür, daß der große, blonde Schnurrbart schön schwarz gewichst war. T. wollte gar nicht glauben, daß Wedell todt sei, obgleich er vor ihm im Sarge lag; als er ihm aber einen eben angekommenen Brief vorlas, welcher die Nachricht enthielt, daß Wedell noch einige tausend Thaler geerbt habe und dieser nicht aufwachte, rief er ganz ernsthaft: „Nun glaube ich erst, daß er todt ist; denn wäre noch ein Funken Leben in ihm, bei dieser Nachricht wäre er aufgestanden!“ —

Nach Wedell verloren wir bald einen andern Kameraden, der unter uns nicht weniger populär war. Er war Adjutant des Majors und gehörte einer angesehenen nicht preussischen Familie an. Die Veranlassung, welche ihn dazu bewog, den Abschied zu nehmen, war zu ehrenvoll, als daß ich sie nicht erwähnen sollte. Er hatte einer unbedeutenden nicht

eben hübschen Choristin die Ehe versprochen, und um sein Wort zu halten, nahm er den Abschied, obwohl ihm der Herzog von *** die Stelle als sein zweiter Adjutant anbot, wenn er den Gedanken an solche Mesalliance aufgeben würde.

Z. war ein schöner, großer und kräftiger Mann, dessen Gesicht den Stempel der Offenheit und Ehrlichkeit trug. Wir hatten ihn alle sehr lieb und verloren ihn ungern. Er trat in ***sche Dienste und besuchte uns ein Jahr darauf als Kürassierofficier. Dieser Besuch wurde durch ein sehr trauriges Ereigniß denkwürdig.

Z. saß mit dem Dragonerfähnrich v. H.— im englischen Hof in Mainz bei Tische und man trank dem Gaste zu Ehren mehr als gewöhnlich. Der Wirth schlug den Officieren vor, mit ihm in den Freihafen zu gehen, um dort für ihn angekommenen Champagner zu probiren. Nachdem das geschehen, ging die schon ziemlich illuminirte Gesellschaft nach Castel in den Bären, um ihre Unterhaltung bei der Flasche fortzusetzen.

Als man endlich aufbrechen wollte entstand eine kleine Differenz zwischen Z. und dem Dragonerfähnrich, welche den Erstern veranlaßte, zu sagen: „Ich bin ***scher Officier!“ — „„Da bist Du auch ein rechter Dreck!““ antwortete lachend der Dragoner. — Z. hatte bereits seinen Pallasch umgeschnallt. Er riß ihn wüthend aus der Scheide, warf den dazwischen springenden Kellner bei Seite, schrie: „Herr ziehen Sie!“ und, ehe von H.— nach seinem an der Wand hängenden Säbel fassen konnte, durchbohrte ihm der Pallasch die Brust. — „Du hast mich schändlich ermordet“, rief H.— und starb. —

Z. war plötzlich nüchtern geworden und wie im Traum ging er nach Mainz. Er begegnete dem Platzmajor von

Palmenstein und sagte ihm: „Ich habe eben den Fähnrich v. H.— erstochen“, als wollte er fragen, ob es auch wirklich wahr sei. Dasselbe sagte er in unserm und im österreichischen Casino. Hier fand er einen seiner nähern Freunde, einen österreichischen Officier, Graf L., der sogleich Anstalten traf, ihm fortzuhelfen. Er setzte sich mit Z. in einen Wagen, den die österreichische Wache zum Thore hinauspassiren ließ, als sie die österreichische Officiersuniform sah; denn es war bereits Auftrag an die Wachen gekommen, Z. nicht hinauszulassen.

Ich erzählte den Vorfall, wie er von den Augenzeugen berichtet wurde. Z. war der gutmüthigste Mensch von der Welt, und so oft ich auch mit ihm zusammen kam, habe ich ihn doch niemals heftig werden sehn. — Die Sache fand bei seiner Regierung eine günstige Auslegung und es geschah Z. nichts. Mehre Jahre später sah ich ihn wieder, mochte aber natürlich von dem traurigen Vorfalle nicht reden, der ihm gewiß genug trübe Stunden gemacht hatte. —

Trunk und Spiel waren die Klippen, an denen mancher Lieutenant scheiterte! Ich muß gestehen, ich bin erstaunt darüber, daß dies nicht noch häufiger der Fall war, und diejenigen, welche geneigt sind, Officiere hart zu beurtheilen, sollten versuchen, sich in ihre Lage zu denken. Wenn andere junge Leute ihres Alters noch auf der Schulbank umherrutschen, dann zählt der junge Officier bereits als Mann; wenn die Leidenschaften erwachen, die Versuchungen von allen Seiten andringen und eine väterliche Leitung mehr als je nöthig wäre, dann ist er frei; ältere Officiere verführen ihn nicht allein durch ihr Beispiel, sondern verhöhnen ihn, wenn er den Tugendhelden spielen will; falsche Schaam, falsches Ehrgefühl treiben ihn zur Theilnahme an Dingen, gegen welche sich theils sein Gefühl, theils sein Geschmack sträuben, bis

er endlich in den Strudel hineingerissen wird; Mancher geht darin zu Grunde, Mancher läßt darin Ehre oder Gesundheit zurück, Keiner kommt reiner daraus hervor. Die Armuth macht die Versuchungen, denen ein junger Officier ausgesetzt ist, noch bei Weitem gefährlicher, denn sein Stand öffnet ihm die höchsten Kreise, — aber seine Armuth zwingt ihn häufig auf die dadurch gebotenen gesellschaftlichen Genüsse zu verzichten; bei jeder Gelegenheit fühlt er, daß er trotz aller Talente eine sehr untergeordnete Stelle einnimmt, wodurch seine Eitelkeit empfindlich beleidigt und jeder Genuß verbittert wird; er sucht sich daher Geldmittel zu verschaffen und geräth in Schulden. Es giebt gewiß nur wenige Officiere, die Schulden machen mit der vollen Ueberzeugung sie nicht bezahlen zu können, allein die Versuchungen, denen man ausgesetzt ist, wissen vortrefflich das Gewissen zum Schweigen zu bringen und diesem sehr vage Hoffnungen als Gewißheit aufzudrängen.

Mainz ist ein sehr gefährlicher Ort für einen jungen Officier von lebhaftem Temperament, denn die ihm dargebotenen Genüsse sind mannigfaltiger als irgend wo anders, und verhältnißmäßig sehr billig zu erlangen. Mit einer monatlichen Zulage von fünfzehn bis zwanzig Gulden kann ein junger Lieutenant sich aller dort gebotenen geselligen Genüsse erfreuen, ohne zum Borgen seine Zuflucht zu nehmen; allein natürlich darf er nicht so thöricht sein, es den reichen, jungen Kaufleuten gleich thun zu wollen.

Der Wein wird nicht so leicht Jemand bankerott machen, es sei denn, daß er gradezu ein Säufer sei; der Wein und guter Wein ist so billig in Mainz, daß auch der ärmste Lieutenant, der nichts als seinen Gehalt hat, darauf nicht ganz zu verzichten braucht; allein gefährlicher ist das Spiel und besonders die Nähe von Wiesbaden.

Gegen die öffentlichen Spielhöllen ist schon so viel gesagt worden, daß es überflüssig ist, hier darüber zu reden. Ob reiche Taugenichtse ihr Geld am grünen Tisch wegwerfen, ob hin und wieder einer davon sich in der Verzweiflung eine Kugel in den Kopf jagt, — hat am Ende nicht so übermäßig viel zu bedeuten; allein weit verderblicher wirkt das öffentliche Spiel dadurch, daß es selbst den Armen zugänglich ist. An den Gulden, welche der Croupier einzieht, kleben mehr Thränen wie an den Goldstücken, und die Zahl der Unglücklichen unter den Armen, welche der grüne Tisch macht, verhält sich zu der unter den Reichen wie der Gulden zum Doppellouisdor. „Sein Glück zu versuchen" reizt jeden Menschen und natürlicher Weise den Armen am meisten; ja ich möchte fast sagen, Jeder, der es irgend kann, ist es sich schuldig, einen solchen Versuch zu machen, und von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, erscheinen die Staatslotterieen eine vernünftige Einrichtung, besonders wenn sie wie zum Beispiel in Preußen geordnet sind. Es wird doch gewiß nur äußerst selten vorkommen, das sich ein armer Mann durch dies Spielen in der Lotterie ruinirt, denn der Preis der Loose ist so hoch, daß die minder wohlhabende Classe sich selten über ein Viertelloos versteigt; die Zahlenlotterie nimmt aber den im Schweiß des Angesichts verdienten Sechsbätzner und das Roulett handelt ähnlich.

Für uns Lieutenants hatte Wiesbaden eine ganz unwiderstehliche Anziehungskraft. Die paar Gulden, die man am ersten des Monats erhielt, waren „nicht zum Leben nicht zum Sterben"! allein eine glückliche Viertelstunde konnte sie in eine Quelle des Genusses für viele Monate verwandeln. „Schlimmsten Falls — so raisonnirten wir — kann ich die zehn oder zwanzig Thaler verlieren und das ist ja nicht der

Rede werth, allein wahrscheinlicher ist es, daß ich Morgen Hunderte in meiner Tasche habe."

Alle Mittwoch war im Sommer Ball im Kursaal in Wiesbaden, und wer von uns irgend Geld auftreiben konnte, versäumte es nicht, sich dort einzufinden. Zu diesem Ende wurde verkauft, versetzt und geborgt, denn je mehr Geld man hatte, desto wahrscheinlicher war der Gewinn; das Glück wendet sich aber bekanntlich jedes Mal, wenn man nichts mehr zu setzen hat.

Der Mittwoch nach dem ersten des Monats sah stets die meisten Lieutenants nach Wiesbaden pilgern, um sich dort auf der grüntuchenen Gimpelweide zu ergötzen. Was konnte vergnügter aussehen, als ein Wagen voll Lieutenants in Mufti (wie die Engländer einen Officier in Civilkleidern nennen), die am ersten Mittwoch des Monats nach Wiesbaden fuhren! Was aber kläglicher als der Inhalt desselben Wagens, wenn er in der Morgendämmerung des andern Tages nach Mainz zurückkehrte. Die Gespräche auf dieser Rückfahrt waren oft sehr tragikomisch, wenn moralischer und physischer Katzenjammer den jungen, leichtsinnigen Vaterlandsvertheidigern am Herzen nagte!

„Was für ein nichtswürdig, leichtsinniger Kerl bin ich doch," klagte sich der zerknirschte lange A. an, — „mein ganzer Gehalt für den August und all das Geld für mein schönes Bett dazu ist zum Teufel! Alle meine Möbeln haben die verfluchten Canaillen mit ihren niederträchtigen Harken eingekratzt!" „„Ach,"" fing sein Vetter an, „sei froh, daß Du den Plunder los bist; es war 'ne Dummheit, daß Du Möbeln gekauft hast: wir alle wohnen in möblirten Stuben."" — „Ach Quax sei Du nur still! Du hast immer keine Ruh bis der letzte Kreuzer weg ist, und hättest Du mich nicht verführt, dann wäre ich gestern zu Hause gebieben." — „„Geht's

mir etwa besser wie Dir?““ — „Ja Du! — Du guckst Morgen früh zum Fenster hinaus und sperrst's Maul auf, bis Dir ein Sperling zum Frühstück hinein macht. Du bist so was gewohnt, aber ich nicht.“ — „„Es ist schändlich,““ fing nach einer Pause der „Quax“ an, „„ich hatte schon zwanzig Louisd'or gewonnen; aber so geht mir's jedes Mal.““ — „Es ist ganz egal,“ brummte F. in der andern Ecke; „der Wein war aber ganz famos — ja — ganz famos. — Mir ist aber hundeschlecht — mach's Fenster —“ Es war aber nicht mehr Zeit, denn A. schrie: „Na ja, das fehlt noch, nun kotzt mir der meinen neuen Frack voll! u. s. w.“ Wie häufig waren wir sammt und sonders so ausgebeutelt, daß wir nicht allein ohne Nachtessen nach Hause fahren, sondern auch den Kutscher für den andern Tag bestellen mußten, weil wir ihm weder den Fahrlohn bezahlen, noch ein Trinkgeld geben konnten.

Einer der größten Lumpen und leichtsinnigsten Spieler bei unserm Regiment war der Officier, den ich eben mit seinem Spitznamen „Quax“ benannt habe. Er war ein kleiner, untersetzter, krummbeiniger Kerl mit breiten, unbedeutenden und schmutzfarbenen Gesicht, welches vollkommen mit seinem sonstigen Aeußern und — leider auch mit seinem Innern harmonirte. Saßen wir beim Landsknecht und Quax trat herein, so schrie er jedes Mal, wenn irgend etwas zu halten war: „Banko!“ Wurde sein Wort angenommen, so strich er das Geld mit häßlichem Grinsen ein wenn er gewann und sagte, wenn er verlor: „Du bekömmst es morgen!“ Der Morgen, an dem Quax eine Spielschuld, bezahlte, wollte aber nie anbrechen und die Folge davon war, daß man nie mehr seinem Worte traute, ja ihn nicht einmal eher die Karten in die Hand, oder überhaupt am Spiel Theil nehmen ließ, bis er nicht wenigstens — einen Thaler vorgezeigt

hatte! — Ich sehe ihn noch, verdrießlich: „Na uff Ehre!“ brummend mit seinen schmutzigen Fingern in der Tasche einer schmutzblanken Atlasweste fummeln, um dadurch die Kreuzer zum Vorzeigen hervorzusuchen.

Quax hatte einige tausend Thaler Vermögen; allein sein Onkel, der in Mainz Major und ein außerordentlicher Oeconom war, hielt ihn sehr kurz. Eines Tages kam der Kaufmann Panizza in das städtische Casino und sagte zu dem Major, der ebenfalls Mitglied desselben war: „Sie müssen doch bei Ihrem Regiment recht wohlhabende Officiere haben.“ — „„O gewiß — einige — das heißt — allein wie kommen Sie darauf?““ — „Heute kaufte ein junger Officier bei mir eine sehr schwere goldene Kette.“ — „„Hat er sie auch bezahlt?““ — „Nein, ich hab' sie ihm auf Credit gegeben, denn ein Officier wird doch schwerlich solchen Luxusgegenstand kaufen, wenn er nicht Vermögen hat.“ — „„Natürlich, natürlich,““ antwortete der Major, keineswegs überzeugt, „„wie heißt denn der Officier?““ — Der Major war der Onkel des Quax und man denke sich seinen Schrecken, als Herr Panizza diesen nannte!

Quax wurde sogleich citirt, allein die goldene Kette war bereits versilbert und mußte nun, um weitern Scandal zu verhüten, auf das Schleunigste bezahlt werden. — Er wurde später cassirt und ging nach Algier, wo ein Beduine ihm den Kopf abschnitt.

Seine beiden in Mainz gleichfalls stehenden Vettern waren sehr verschieden von ihm. Der älteste der beiden Brüder hieß in der Stadt der „schöne Fritz“ und war ein hübscher, herzensguter Junge.

Man sagt gewöhnlich, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt; allein ich bin überzeugt, daß das, was dem schönen Fritz geschah, in der Welt nur einmal geschehen ist,

und darum erzähl' ich's. In Folge einer Verrenkung behielt er eine Schwäche im Arm und der Arzt empfahl „thierische Bäder“, zu welchem Zweck Fritz v. A. alle Morgen zu einem Metzger ging, um seinen Arm in ein frischgeschlachtetes Kalb zu stecken und eine Zeitlang darin zu lassen. Bei diesem Metzger traf er gewöhnlich ein schönes junges Mädchen, welches ebenfalls eine Schwäche im Arm hatte und gleichfalls thierische Bäder gebrauchen mußte. Beide Patienten bedienten sich desselben noch warmen Kalbes als Badewanne und es war kein Wunder, daß sich ihre Hände dort begegneten. Ueber dem noch warmen Herzen des unschuldigen Geschöpfes schwuren sie sich durch einen Händedruck Liebe. Schwerlich hat sich jemals eine Liebe im Innern eines Kalbes angesponnen! —

Der „lange A.“ überragte seinen Bruder Fritz um einen ganzen Kopf, und wenn sein Gesicht auch nicht so schön war, so hatte er dafür einen geistreicheren Ausdruck, der kein lügenhafter Aushängeschild war. Er war ein großer Liebling von uns Allen und ich habe über seine trockenen Einfälle oft Thränen gelacht. Hatte er ein wenig Wein im Kopf, dann war er ganz unübertrefflich komisch, hauptsächlich weil er seine Einfälle meistens mit dem ernsthaftesten Gesichte vorbrachte. Trotzdem schien er mir Anlage zur Hypochondrie zu haben. Einige Jahre nachdem ich den Abschied genommen hatte und in Leipzig wohnte, ward ich durch ein Packet von ihm überrascht, welches ein Manuscript von wenigstens 35 Druckbogen über — den Gebrauch der Morisonschen Pillen enthielt! Leider konnte ich trotz aller Mühe keinen Verleger dafür finden und hatte den Kummer, es zurückschicken zu müssen. —

Ich habe bereits mehrmals bemerkt, daß Mainz uns Vergnügungen und Genüsse aller Art in Menge bot; allein

eigentlich noch nicht angegeben, worin dieselben bestanden. — Im Sommer hatten wir erstlich unser Gartencasino, dann alle Freitage Concerte in der neuen Anlage und alle Mittwoche Bälle in Wiesbaden. Diese Bälle waren während der Saison oft sehr hübsch und die Zahl der Tänzer nicht selten so groß, daß der große Kursaal für sie fast zu klein war. Die Gesellschaft war bei diesen Bällen allerdings etwas gemischt; allein das störte unser Vergnügen nicht; am Rhein kann sich der Mann aus der höchsten Gesellschaft selbst in den Kreisen des Mittel- oder niedrigsten Standes sehr gut amüsiren, denn er wird selten auf Ausbrüche von Rohheit stoßen. Die Fröhlichkeit, welche der Wein erzeugt ist eine andere als die, welche durch Bier oder Branntwein hervorgebracht wird. Wenn ich übrigens die Gesellschaft im Kursaal in Wiesbaden gemischt nenne, so war sie es nicht mehr wie auf andern öffentlichen Bällen in Mainz, nur daß unter den Damen hin und wider welche waren, die sich nicht grade auf einen Casinoball gewagt haben würden.

Als einst zum Geburtstage der Herzogin von Nassau ein Extraball im Kursaal war, spielten zwei Musikcorps abwechselnd, so daß man zwischen jedem neuen Tanz eben nur Zeit hatte die Dame zu wechseln. Ich tanzte bei der Gelegenheit sämmtliche Tänze und machte am Ende des Balles die Wette, daß ich noch drei Mal im schnellsten Walzer um den ganzen Kursaal tanzen wolle. Es fand sich eine junge Dame, die mit mir diese Forcetour unternahm. Ich gewann meine Wette, fuhr nach Mainz und fand an meinem Quartier am Weißenauer Kloster den Feldwebel, der mir sagte, daß die Compagnie bereits nach dem Mombacher Sand abmarschirt sei. Ich war in Uniform, vertauschte nur den Hut mit dem Czako, ging die zwei Stunden nach dem Mombacher Sand, exercierte hier im Regiment bis gegen zehn

Uhr und kam gegen Mittag in meine Wohnung. Es wäre nicht uninteressant zu berechnen, wie viele Meilen ich auf diese Weise von Abends acht Uhr bis zum andern Mittag tanzte und ging.

Auch die Kirchweihen in der Umgegend von Mainz wurden von uns fleißig besucht, denn eine Kirchweih am Rhein ist ein sehr heiteres Fest und die hübschen Mädchen sind hier ganz anders wie in Bier und Schnapsländern. Oft machten wir auch blos des Weines wegen Excursionen nach Rüdesheim, Hochheim, Laubenheim oder Nierenstein. — In Laubenheim fanden wir damals bei Herrn Mehn den köstlichsten 1811r und 1827r, den wir frisch aus dem Fasse die Flasche für einen Gulden erhielten. Die Darmstädtische Flasche ist übrigens, beiläufig bemerkt, die größte die es in Deutschland giebt und man erschrickt förmlich, wenn man ein solches Ungethüm vor sich sieht. Ebenfalls beiläufig will ich hier noch bemerken, daß der „Tischwein“ in vielen Gasthöfen Frankfurts und an andern Orten, der „Laubenheimer“ etiquettirt ist, meistens um Weissenau, oder in andern benachbarten, geringen Wein erzeugenden Orten gewachsen ist. Der ächte Laubenheimer ist einer der gewürzhaftesten Weine, und als ich einst bei einer Durchreise den Damen meiner Gesellschaft 1811r und 1827r brachte, tranken sie erstern zum Frühstück und gossen sich von dem letztern ins Taschentuch, seines gewürzhaften Geruches wegen.

Jetzt, wo Eisenbahnen und Dampfschiffe den Verkehr so sehr erleichtern, muß Mainz eine noch viel angenehmere Garnison sein als früher, wo man zu jedem kleinen Ausfluge einen besondern Wagen haben mußte; es gab sogar noch nicht einmal Fiaker.

Der Winter bot uns nicht weniger gesellige Genüsse. Zuerst nenne ich das Theater, welches damals unter der

Direction des Herrn August Haake stand. Das alte Haus, welches wie eine Scheune aussah und inwendig ziemlich schmutzig war, befand sich auf der großen Bleiche; das neue, schöne Schauspielhaus auf dem Guttenbergs-Platz wurde damals kaum begonnen. Wir Officiere hatten das Abonnement zu einem ganz außerordentlichen billigen Preise und sowohl Plätze im Parterre, wie in den Logen des ersten Ranges; Sperrsitze existirten im alten Hause nicht.

Obwohl die Breslauer mit Herrn Haake, der später ihr Theater übernahm, nicht besonders zufrieden waren, so muß ich gestehen, daß ich das ganz unbegreiflich finde. Ich hielt ihn für einen ganz ausgezeichneten Director, dem es mit der Kunst Ernst war und der nicht blos des Geldgewinnes wegen arbeitete, sondern danach trachtete, das Theater zu einer Bildungsanstalt für das Volk zu machen. Konnte er es auch nicht vermeiden, leichte Modestücke zu geben, so sahen wir doch weit häufiger, als es auf andern Bühnen zu geschehen pflegte, classische Stücke und besonders von Shakespeare. Die Oper wurde keineswegs vernachlässigt und manches alte, vortreffliche Werk, welches halb vergessen war, wurde neu einstudirt. Herr Haake, selbst ein verdienstvoller Künstler, ließ es sich auf das Eifrigste angelegen sein, die Scene bis in die kleinsten Details künstlerisch anzuordnen, die gebildeten Gruppen waren stets der Art, daß sie „lebende Bilder“ zu sein schienen.

Unter den Künstlern, die wir dort besaßen, führe ich nur Herrn Döring an, der damals schon in denselben Rollen sich auszeichnete, in welchen er später das Berliner Publikum erfreute. — Unter den Gästen, die uns besuchten, nenne ich nur Esslair, den ich als Lear und als Wilhelm Tell sah. Sein Lear wird mir unvergeßlich bleiben; ich habe eine Menge berühmter deutscher Schauspieler in dieser Rolle ge-

sehen, allein keiner kommt ihm — nach meinem Urtheil — auch nur entfernt darin nahe.

Bälle gab es während des Winters in großer Menge. Im städtischen Casino fanden gewöhnlich fünf oder sechs Abonnementsbälle und ein oder zwei Maskenbälle statt, von denen ich niemals einen versäumte. Von den höheren österreichischen Offizieren gab Niemand Bälle als Graf Mensdorf, die stets sehr brillant und außerordentlich besucht waren. General von Müffling gab ebenfalls einige Bälle und hin und wieder auch der sparsame General von Schütz.

Das Civil blieb gleichfalls nicht zurück und die Bälle bei dem Präsidenten von Lichtenberg, Herrn von Camuzzi, Herrn von Fechenbach, Weinhändler Krätzer u. s. w. waren außerordentlich hübsch.

Manche der Mainzer Herren, die Bälle geben wollten, waren wegen der Tänzer in Verlegenheit, da sie mit den jungen Officieren nicht eben näher bekannt waren. Da sie nun dieselben nicht wohl eher einladen konnten, ehe sie eine Visite gemacht hatten, so wurden stets diplomatische Unterhandlungen angeknüpft, ein Dutzend Lieutenantsbeine zu engagiren. Zu diesem Ende wurde dann irgend eine einflußreiche junge Dame beauftragt, den gewünschten Officieren einen Wink zu geben, daß Dieser oder Jener einen Ball geben und es sehr gern sehen würde, wenn sie eine Visite machten, um eingeladen zu werden. Ich hatte das Glück, zu den flinksten Tänzern gezählt zu werden und habe, so angeregt, oft bei Leuten Visiten gemacht, die ich vorher nie gesehen.

Der Carneval hatte zu jener Zeit in Mainz sich noch nicht so ausgebildet, wie es später der Fall war; da ich aber aus dem Osten von Deutschland kam, wo Faschingsfreuden wenig gekannt sind, so war mir das Leben und

Treiben der drei letzten Tage des Carnevals ganz besonders interessant. Masken auf den Straßen zu sehen, war mir etwas ganz Neues, und die drei Tage hintereinander im Theater stattfindenden Maskenbälle schienen mir der Gipfel des Vergnügens. Während dieser drei Tage kam ich denn auch gewöhnlich in kein Bett.

Pomphafte Aufzüge, wie sie später in Mainz stattfanden, kamen damals noch nicht vor; allein dessen ungeachtet fehlte es nicht an einzelnen, sehr hübsch durchgeführten Scherzen. Eines erinnere ich mich noch mit großem Vergnügen. Während eines Balles erschien plötzlich auf der balkonartigen Treppe, die aus dem ersten Range in's Parterre führte, der Kaiser Napoleon, umgeben von seinen Marschällen, nebst Rustan und Soldaten der alten Garde, die Platz machten. Er sah durch sein Perspectiv in das Parterre und wurde von donnerndem Jubel empfangen. Das Interessanteste dabei war, daß der Kaiser seine Rolle ohne Maske spielte. Dieselbe war auch nicht nöthig, denn der junge Mann, ein Goldschmidt aus Mainz, sah dem Kaiser ganz auffallend ähnlich. — Sein Reich hatte aber ein tragikomisches Ende. Se. kaiserliche Pseudomajestät trank etwas zu viel Wein und als er bei anbrechendem Tage nach Hause zurückkehrte, verlangte er, daß eine preußische Schildwache präsentiren solle. Es war das aber ein Pommer, der keinen Spaß verstand. Er arretirte den angetrunkenen nachgemachten Napoleon und lieferte ihn auf die Hauptwache. Dort bat derselbe sehr, man möge ihn nicht auf die Polizei schicken, sondern „militärisch abstrafen“ und ich glaube, der Officier ließ ihn laufen.

Während dieser drei Tage des Carnevals war es, als sei in die hübschen Mädchen von Mainz — von denen ich gleich mehr sagen werde — noch eine Extra-Legion Teufel gefahren. Unter dem Schutz der Maskenfreiheit erlaubten

sich selbst verständige und sonst zurückhaltende allerlei Scherze und Tollheiten.

Als ich mich an einem ersten der drei Carnevalstage eben zum Balle ankleidete und vor dem Spiegel stand, um mein Haar zurecht zu machen, worauf ich große Sorgfalt verwandte, klopfte es, und auf mein Herein traten ein Paar wunderhübsche Schweizerinnen in mein Zimmer. Nicht lange darauf kamen noch andere weibliche Masken, so daß sieben bis acht meiner Toilette beiwohnten, zum Erstaunen meines Burschen. Unter Kichern und Schelmereien aller Art durchstöberten sie mein ganzes Zimmer, bis ich endlich Jeder etwas zu thun gab. Die eine mußte mich frisiren, einer andern gab ich zu nähen, zwei mußten die Lichter halten u. s. w. Als meine Neugier etwas zudringlich wurde, berief man sich auf das Maskenrecht, und wenn ich auch hie und da einen hübschen Arm küßte, so mußte ich doch artig sein. Später habe ich durch Zufall einige dieser jungen Damen entdeckt; sie gehörten in die Gesellschaft, welche unsere Bälle besuchte, und man würde sehr geirrt haben, wenn man aus ihrer Tollheit im Carneval leichtsinnige Schlüsse gezogen hätte.

Auf den Maskenbällen im Theater entspannen sich oft sehr interessante Intriguen, aber nicht weniger oft wurde man auf grausame Weise mystificirt. — Nach einem dieser Bälle kam mein Freund S. zu mir und stellte mir allerlei neugierige Fragen nach dem weiblichen Personal im Mensdorfschen Palais. Da ich sehr in ihn drang, so erzählte er mir unter dem Siegel der allertiefsten Verschwiegenheit sein Abenteuer. Während der ersten Stunden des Balles hatte ihn ein schönes Mädchen, natürlich maskirt, fortwährend intriguirt. Durch die Maske sah man sehr schöne Augen und der Hals und was man sonst von der Büste gewahr wurde,

war ganz auffallend weiß. S. war so liebenswürdig wie möglich und machte auch Fortschritte, denn gar bald wurde sein Händedruck erwiedert; kurz, das Abenteuer versprach einen günstigen Ausgang, als die Schöne erklärte, daß sie durchaus zum Abendessen nach Hause müsse, weil sie sonst vermißt werde. Mit Mühe erhielt mein Freund die Erlaubniß, sie wenigstens bis an ihre Wohnung zu begleiten. Wie erstaunte er aber, als das schöne Mädchen den Weg nach dem Thiermarkt einschlug, auf demselben von ihm Abschied nahm, — ich glaube gar mit einem zärtlichen Kuß! — und dann in das Mensdorffsche Palais ging!

Die vermessensten Gedanken durchkreuzten S—'s Kopf, denn die Figur wollte für keines der ihm bekannten Kammermädchen in jenem Hause passen, und was hatten diese auch beim Abendessen zu thun? Er konnte die Nacht vor Unruhe nicht schlafen und kam so früh zu mir, daß er mich noch im Bette fand. Ich versprach natürlich Discretion und Hülfe; allein mir kamen ebenfalls sehr wunderliche Gedanken, besonders da S. meist weniger zu erzählen pflegte, als wirklich geschehen war.

Am Nachmittage sah ich die Fürstin und Fräulein von W. in der Anlage. Erstere fragte mich, ob ich auf dem Maskenballe gewesen sei? Letztere lächelte sehr verschmitzt und fragte, ob ich S. heute schon gesprochen hätte? — Ich war ganz verdutzt, denn nun wußte ich nicht, was ich von der Geschichte denken sollte; endlich löste mir die Prinzessin das Räthsel: „Meine ausgelassenen Mädchen haben meinen Max, der einen schönen Hals hat, in Frauenkleider gesteckt und auf den Maskenball geschickt.“ — Max war ein kleiner Bedienter der Fürstin! Er hatte seine Rolle prächtig gespielt und die Kammerjungfern, die sich halb todt lachen wollten, hatten nicht ermangelt, die Geschichte mit allen

Details den Damen zu erzählen. Eigentlich hatte man es auf mich gemünzt; allein zufällig kam ich erst sehr spät auf den Ball und der sonst so vorsichtige S. ward das Opfer. Daß er ganz unbarmherzig geneckt wurde, versteht sich von selbst.

Daß eine Besatzung von 10—12,000 Mann, welche fast durchgängig aus jungen, unverheiratheten Leuten besteht, die sich alle Jahr zum Theil erneuern, — auf die Bevölkerung einer Stadt von etwa 40,000 Einwohnern einen großen Einfluß hat, ist leicht begreiflich. Dieser Einfluß wirkt besonders auf die Moralität des weiblichen Geschlechts, welches bekanntermaßen eine entschiedene Vorliebe für zweierlei Tuch hat. Diese Vorliebe kann nicht überraschen; das gewandte und kecke Benehmen der Soldaten sticht vortheilhaft gegen die Unbeholfenheit der meisten jungen Leute aus den unteren Ständen ab, und überall, wo Militär hinkömmt, schlägt es das Civil bei den Mädchen aus dem Felde; es ist dies eine demüthigende Thatsache, die keines Beweises bedarf. Selbst nicht einmal religiöse oder politische Meinungsverschiedenheit sind Schutzmittel gegen diese Doppeltuchomanie der Mädchen. Ueberall heißt es, wie seiner Zeit in Tyrol:

Die Bayern und die Bauern
Sind alleweil im Stritt,
Die Madels wollen bayrisch sein,
Die Buben aber nit.

Die Occupation von Mainz durch die Franzosen scheint in dieser Stadt noch bis auf den heutigen Tag nachzuwirken. Die Männer sind erregbarer und freiheitliebender als ihre Nachbarn, zum Beispiel die Frankfurter, und noch größer ist der Unterschied unter den Weibern. Es scheint fast, als hätten die französischen Republikaner nicht allein ihren Geist, sondern auch ihr Fleisch und Blut in Mainz fortgepflanzt.

Die Mädchen haben dort nicht allein viel Geist und Lebhaftigkeit und in Liebesangelegenheiten mehr französische als deutsche Weise, sondern man sieht auch an ihren meist niedlichen Füßen, daß ihre Mütter oder Großmütter mit den Sansculotten auf einem guten Fuß standen. — Das deutsche Element, welches sich indessen keineswegs verwischt hat, giebt ihnen noch einen Reiz mehr, den die Französinnen entbehren; und was nun die körperliche Schönheit anbetrifft, so muß ich unsern blauäugigen, vollbusigen, weiß und rothen Landsmänninnen vollends die Palme zuerkennen.

Während jener Franzosenzeit muß es in Mainz bunt hergegangen sein und die chronique scandaleuse erzählt, daß selbst die vornehmsten Damen den Sansculottismus ganz buchstäblich verstanden. Die Tradition berichtet von einem stattgefundenen Ball in „Vernunftcostüm“ und bezeichnete mehrere damals noch lebende — freilich schon sehr alte — Damen als hervorragende Theilnehmerinnen.

Die Zahl der schönen jungen Mädchen war besonders unter der mittleren und unteren Bürgerklasse groß und ich glaube, es gab keine Stadt, in welcher man auf der Straße so viele schöne und so wenig auch nur unangenehme Mädchengesichter sah als in Mainz. Unter den höheren Ständen gab es allerdings auch schöne Mädchen; allein sie waren nicht eben sehr zahlreich, obwohl ich mich keines einzigen häßlichen erinnere.

Was meine persönlichen Erfahrungen unter den Schönen in Mainz anbetrifft, so muß ich mich damit begnügen zu sagen, daß ich sehr freundlich von ihnen behandelt worden bin; aus der Schule zu schwatzen wäre schwarzer Undank und strafbarer als Hochverrath. Nur die Geschichte meiner ersten Liebe will ich erzählen.

Viertes Capitel.

Therese, oder erste Liebe.

Ich war erst kurze Zeit in Mainz, als ich eines Nachmittags nach der neuen Anlage hinaus gehen wollte. Indem ich eilig durch das Neuthor schritt, war ich genöthigt, vor der Zugbrücke stehen zu bleiben, weil mir ein Wagen entgegen kam. Kaum stand ich, als ich eine liebliche Mädchenstimme wie erschrocken rufen hörte: „Mutter, sieh den schönen Officier!" Ueberrascht sah ich auf und erblickte mir gegenüber an der andern Seite des Thors eine ältliche, bescheiden gekleidete Bürgersfrau, welche ein reizendes Mädchen neben sich stehen hatte. Das schöne Kind hatte die Händchen vor der Brust gefaltet und sah mit seinen großen schwarzblauen Augen, die wie ein Paar Sterne leuchteten, gerade zu mir herüber, und die frischen Lippen, aus denen jene Worte hervorgingen, waren wie in staunender Verwunderung getrennt geblieben.

Unterdessen war der Wagen vorübergefahren, und ich sah, daß dem schönen, wie versteinerten Mädchen das Taschentuch vor die Füße gefallen war. Ich sprang hinzu, hob es auf und reichte es ihr, allein sie blieb in ihrer Haltung stehen, ohne die Hand auszustrecken, und über ihr zartes Gesicht flog ein brennendes Roth. Die Frau nahm mir

das Tuch dankend ab, ich grüßte und ging eilig über die Brücke, denn ich war selbst in Verlegenheit gerathen.

Der leere Wagen, welcher mir auf der Brücke entgegen gekommen, war der der Fürstin; sie und Fräulein von W. waren also bereits in der Anlage. Wäre dies nicht gewesen, so würde ich sicher dem schönen Mädchen gefolgt sein; allein Fräulein von W. hatte mir ein wenig den Kopf verdreht. Dessenungeachtet beschäftigten sich auf dem Wege durch den Garten meine Gedanken fortwährend mit dem reizenden Bürgerskinde, über dessen Miene ich freilich unwillkürlich lächeln mußte, dessen schmeichelhafte, mit so süßtönender Stimme gesagte Worte aber mir fortwährend im Ohre klangen. Das „Mutter!“ hatte sie wie im Schreck gerufen und das, was folgte, stockend und wie ohne Selbstbewußtsein, fast wie im Traum gesprochen. Ich hoffte übrigens, sie würde ebenfalls in die Anlage kommen und ich sie dort näher betrachten können. Ich täuschte mich jedoch; wahrscheinlich schlugen die beiden Frauen den Weg nach dem Gauthor ein.

Abends im Bette ließ mir der Gedanke an mein kleines Abenteuer keine Ruhe, und meine geschäftige Phantasie bemühte sich, die Scene zurückzurufen und fortzusetzen. Ich machte mir Vorwürfe über meine Unbeholfenheit und vor allen Dingen darüber, daß ich den Faden nicht festgehalten hatte, an dem ich die interessante Bekanntschaft hätte fortspinnen können. Nun fehlte mir jeder Anknüpfungspunkt; wie sollte ich in einer großen, mir noch unbekannten Stadt, in der es so viele schöne Mädchen gab, ein einzelnes herausfinden, von dem ich nicht das Geringste wußte und welches ich nur flüchtig gesehen hatte?

Und doch, was hatte ich nicht alles in diesem Augenblicke gesehen, oder vielmehr, was bildete ich mir nicht ein,

alles gesehen zu haben! Es schien mir jetzt, als hätte ich noch nie ein reizenderes Wesen erblickt. Die Form ihres Gesichts erinnerte mich an B., allein ihre Farbe war blendender, ihr Mund lieblicher, ihre Augen größer und glänzender, ihre Figur vollkommener. Besonders entzückten mich die frischen, halbgeöffneten Lippen und die Art und Weise, wie sie ihre Händchen vor der Brust faltete, — kurz, ich war Feuer und Flamme, wozu ihr schmeichelhafter Ausruf gewiß nicht wenig beitrug. Ich schlief endlich mit dem festen Entschluß ein, meine schöne Unbekannte um jeden Preis aufzusuchen.

Am andern Tage zog ich Sch. zu Rathe, der indessen durch meine Beschreibung nicht auf die Spur gebracht wurde und nicht aufhörte, mich einmal über das andere wegen meiner Einfalt auszuschelten. Der einzige Rath, den er mir geben konnte, war der, die Augen aufzuthun. —

Hätte ich nur wenigstens gewußt, in welchem Stadttheil ich meine Forschungen beginnen sollte! — Aber ich wußte gar nichts, rannte wie närrisch durch alle Straßen, guckte nach allen Mädchen, an alle Fenster, — allein fand nicht, was ich suchte. Vergebens lauerte ich am Wege zur Anlage, stand lange am Neuthor und betrachtete den Fleck, wo sie gestanden, als könne derselbe mir ihre Wohnung verrathen.

Sch. lachte mich wegen meines Fiebers aus und meinte, das müsse ja nicht so schnell gehen, — „abwarten und Thee trinken! — Geh' in die Frühmesse, vielleicht findest Du sie da." — Ich besuchte also fleißig die Kirchen, sah eine Menge andächtiger und liebenswerther Kinder, — allein wieder nicht das, welches ich suchte. So trieb ich's acht Tage lang und wurde ganz elend vor Aufregung. — Endlich, als ich eines Morgens über den Markt schlenderte und überall um-

herspähte, schien es mir, als sähe ich in der Ferne die Mutter, die ich an ihrem etwas auffallenden Umschlagtuche erkannte. Ich wand mich durch das Gedränge, meine Beute so viel als möglich im Auge behaltend. Das war jedoch in dem Gewühl keine Kleinigkeit, und Körbe allerlei Art und mancherlei Ellenbogen setzten sich meiner Jagd in den Weg. Bald tauchte die Alte hier, bald dort auf und endlich verschwand sie in einer der kleinen vom Markt abführenden Gassen. Ich stürzte nach und konnte ihr, Dank dem auffallenden Tuche, mit den Augen lange Zeit folgen, bis sie endlich am Rhein plötzlich verschwand, als sei sie in die Erde gesunken. Da sie einen Handkorb trug, so vermuthete ich, daß sie Markteinkäufe gemacht habe und auf dem Wege nach Hause gewesen sei, also sicher am Rhein herum wohne.

Nun hatten meine Patrouillengänge ein bestimmtes Ziel, und schon am nächsten Tage hatte ich das Glück, das schöne Mädchen selbst zu sehen. Sie war im bloßen Kopf und kam aus einem kleinen Laden, mußte also ganz in der Nähe wohnen. Sie ging sehr schnell, ohne sich umzusehen, bog plötzlich um eine Ecke und war verschwunden, ohne daß ich auch nur eine Ahnung davon hatte, in welche Thür sie gegangen sein konnte. Mein Herz klopfte laut und es war ein Glück, daß in dem engen Gäßchen wenig Menschen waren; wer mich ansah, dem konnte meine Aufregung nicht entgehen. Ich lungerte bis zum Dunkelwerden in jener Gegend umher und recognoscirte ohne allen Erfolg die Fenster.

Mehrere Tage vergingen, während welchen ich meine Forschungen unterbrechen mußte, denn ich hatte grade viel Dienst und war auf Wache gewesen. Sch., dem ich meinen schwachen Erfolg mittheilte, sagte: „Sei froh, daß du so weit bist; allein mach' es nicht zu auffallend, sonst verdirbst du die ganze Geschichte.“ — Ich nahm mir also vor, vor-

sichtig zu sein, was jedoch nicht verhinderte, daß ich täglich mehrmals durch die Straße ging, das konnte ja gar nicht auffallen! Ich konnte ja in der Nähe wohnen und dies mein Weg nach der Kaserne sein.

An einem Nachmittag, als ich langsam durch die mir so interessante Gasse ging, kam ein heftiger Regenschauer, welcher alle Leute von der Straße trieb und sie zwang, für den Augenblick ein Obdach zu suchen. Ich sah keins in der Nähe und lief vorwärts, um irgend einen Schutz zu erreichen, als ich in einem Winkel, den die Straße machte, eine Thür fand, die man fast nicht eher gewahr wurde, als bis man davor stand und die in kein bewohntes Haus zu führen schien. Sie befand sich vertieft in einem Spitzbogen, welcher noch Spuren architektonischer Verzierungen trug und ein vortreffliches Dach gegen den immer stärker niederprasselnden Regen bildete.

Plötzlich sah ich einen aufgespannten Regenschirm um die Ecke auf die Thür zu kommen. Der Regenschirm wurde zusammengeklappt, und vor mir stand das schöne Mädchen, welches vor Ueberraschung einen kleinen Schrei ausstieß. Ich war eben so verwirrt wie sie, denn solche Gunst hatte ich vom Glücke nicht erwartet. Ich stammelte einige abgebrochene Worte, in denen ich sehr unzusammenhängend meine Freude darüber ausdrückte, daß der Zufall mich ihr abermals begegnen lasse. „Ich wohne hier," sagte sie mit leiser, bewegter Stimme, als wolle sie mich dadurch veranlassen, ihr Platz zu machen, damit sie in die Thür gehen könne. Obgleich der Gedanke sehr nahe lag, so hätte ich doch die Thür der sonderbaren Form wegen nie für eine gewöhnliche Hausthür halten können, und glaubte, sie suche nur ein momentanes Obdach gleich mir.

„Da hätte ich lange suchen können!“ fuhr mir unwillkürlich heraus. Sie sah mich überrascht an und versuchte es, den Schlüssel in das Schloß zu stecken, was ihr nur mit Mühe gelang, da ihre Hand zitterte. Als sie die Thür geöffnet hatte und in das Haus getreten war, zögerte sie einen Augenblick und machte eine halbe Verbeugung, als wolle sie gehen, dann aber sagte sie verlegen: „Es regnet so arg, wollen Sie nicht meinen Schirm nehmen?“ — „Ich danke herzlich,“ antwortete ich, „allein haben Sie schon je einen Officier mit einem Schirm gesehen?“ — „Aber, Sie können doch nicht“ — und sie stockte. — „Der Regen wird bald aufhören,“ versetzte ich, indem ich zu ihr in das Haus trat, „lassen Sie mich einen Augenblick hier hereintreten.“ — „Ach Gott,“ sagte sie, „ich bin ganz allein im Hause!“ — „Fürchten Sie sich vor mir?“ fragte ich, indem ich ihre Hand ergriff und ihr in die Augen sah. Sie lächelte, schüttelte ihr Köpfchen und ihre Lippen bewegten sich, als wolle sie etwas sagen, was sie aber unterdrückte.

Ich ging mit ihr die Treppe hinauf; sie führte mich in ein düsteres, einfach möblirtes Zimmer, sagte, „ich komme gleich wieder,“ und ließ mich allein in einem Zustande von Aufregung, der sich schwer beschreiben läßt. — Nach einiger Zeit kam sie zurück; sie hatte Hut und Tuch abgelegt, und wie ich bemerkte, Strümpfe und Schuhe gewechselt. Sie hatte ein braunes, hoch heraufgehendes Kleid an, dessen Leibchen ganz glatt war, so daß man die schönen Formen des Körpers erkennen konnte. Sie trug glücklicher Weise nicht die abscheulichen Gigotärmel, die damals Mode waren; die ihrigen, obwohl ebenfalls weit, fielen in natürlichen Falten bis zum Ellenbogen herab, wo sie sich verengten. Der Rock war jedoch nach der Mode, das heißt sehr kurz, und ließ die feinen Knöchel und das reizende Füßchen sehen,

welches ein klein wenig über den Schuhrand quoll, woraus sich schließen ließ, daß es voll Grübchen sein müsse, wie die reizende kleine Hand. Diese Hand war wirklich ein kleines Wunder, und keine Herzogin, der alle Schönheitsmittel zu Gebot stehen, hätte sie schöner und weißer haben können. Der einzige Mangel, den man daran sah, waren die Spuren der Nähnadel an dem Zeigefinger.

Ich finde nichts schwieriger und undankbarer, als die Schönheit eines schönen Mädchens zu beschreiben; hat man eine solche Schilderung gelesen — es existiren zu derselben etwa fünf bis sechs Schablonen — so ist man gewöhnlich so klug wie zuvor, und weiß eben, daß das Mädchen hübsch ist, oder höchstens, welche Farbe ihre Augen und Haare haben. Wenn ich mich dennoch an eine Beschreibung wage, so geschieht es nicht, weil ich mir einbilde, es besser zu machen als Andere, sondern nur, um mir die Freude zu gönnen, mich an jeden ihrer Reize einzeln zu erinnern.

Therese, so hieß sie, war noch nicht siebzehn Jahre alt, obwohl man sie ihrer Figur nach für etwas älter hätte halten können, denn ihr Körper war völlig ausgebildet. Alles erschien an ihr rund und vollkommen. Sie war von mittlerer Größe, doch konnte man sie eher groß als klein nennen. Ihre biegsame Taille, die durch kein Corset eingezwängt wurde, war dessenungeachtet sehr schlank und schien es um so mehr, als die Hüften voll und rund waren. Hände und Füße waren reizend, die Knöchel außerordentlich fein; der runde, volle und köstlich geformte Arm war fast zu weiß. Ueberall, wo die Natur Grübchen anzubringen pflegt, waren sie bei ihr zu finden, nur auf dem Kinn nicht, und die auf den Wangen zeigten sich nur ein wenig im Lächeln. Ihr Gesicht war ein schönes Oval, die nur wenig gewölbte Stirne war eben wie ein Spiegel und vom reinsten Weiß,

wie denn überhaupt ihre Haut wie Atlas und weich wie Sammet war. Ihre Gesichtsfarbe war äußerst zart, und über ihre Wangen war gleichsam nur ein rosiger Hauch ausgegossen. Schön gebogene scharze Augenbrauen überwölbten das schönste Augenpaar, welches ich je gesehen habe. Das Weiß derselben war bläulich, welche Schattirung nach dem Augapfel zu am sichtbarsten wurde, so daß es hier fast durchsichtig wie feines Porzellan erschien. Der Augapfel selbst schien vom tiefsten Schwarz; allein in mancher Beleuchtung sah man, daß es ein sehr dunkles Blau war, welches in der Freude wie Edelstein glänzte. Obwohl das Auge sehr groß und wunderschön geschnitten war, sah man es doch selten in seiner ganzen Größe; gewöhnlich war es zum Theil durch die ein wenig schwer erscheinenden Augenlider bedeckt und außerdem noch durch die langen und dichten Wimpern verschleiert, was dem Auge einen eigenthümlich reizenden, träumerischen Ausdruck gab.

Die Nase, welche mit der Stirn einen fast unmerklichen Winkel bildete, war ganz grade und von schönen Verhältnissen; ihre Verbindung mit der schmalen Oberlippe war eigenthümlich reizend und delikat, aber eben nicht zu beschreiben. Der Mund war klein und äußerst lieblich, die Lippen so frisch wie nur möglich, ohne zu sehr gefärbt zu sein, und die kleinen glänzenden Zähne von dem schönsten Weiß. — Die Schatten an den Schläfen schienen bläulich, wie denn überhaupt die ganze Haut gewissermaßen durchsichtig war. Ihr Haar war braun, fast schwarz, und so üppig, das sie einer ganz eigenthümlichen Frisur bedurfte, um diesen Reichthum unterzubringen, obgleich es sich wegen seiner außerordentlichen Feinheit auf einen merkwürdig kleinen Raum zusammendrücken und flechten ließ. — Sie lachte sehr selten, lächelte aber häufig, besonders wenn sie glücklich war. Schlug

sie dabei mit einer nur ihr eigenthümlichen Grazie die kleinen Händchen zusammen und entschleierte die dann von einer Thräne funkelnden Augen, dann glich sie dem Ideal eines glücklichen Kindes. — Sie war immer so sanft und ihre Stimme hatte einen so eigenthümlichen Zauber, daß sie bis in das Innerste drang. Sie war in einer beständigen inneren Aufregung und ihre Farbe wechselte häufig, obwohl ich sie nur einmal hoch erröthen sah und das, als ich ihr zuerst begegnete.

Doch wie gesagt, wie ist es möglich, das Unbeschreibliche zu beschreiben? Wie ist es möglich, den kindlich jungfräulichen Liebreiz zur Anschauung zu bringen, der über die ganze rührend schöne Gestalt ausgegossen war? Wie soll ich vollends die poetische Einfalt ihres unschuldigen Herzens, oder ihre reizende Unwissenheit schildern? — Sie paßte wirklich nicht für diese Welt, sondern schien dem Reich der Engel und Märchen entrückt, mit dem ihre Phantasie fortwährend beschäftigt war. Sie war nur für ein kurzes Blumenleben; als sie durch die Liebe ihre höchste Blüthe erreicht hatte, mußte der Tod sie pflücken. Mitten im Glück nahm er sie, — und das war barmherziger, als wenn er sie unter den Täuschungen des Lebens hätte verwelken lassen, — Täuschungen, die ja selbst gröbere Naturen zu Boden drücken.

Doch zurück in das kahle, unfreundliche Zimmer. — Therese blieb verlegen vor mir stehen, indem sie auf ihre Fingerchen niedersah, die sie unruhig durcheinander flocht. Als ich ihr ins Gesicht blickte, entdeckte ich zu meiner Ueberraschung, daß ihre Augen feucht waren und am Rand der langen Wimpern eine Thräne zitterte. Ich war noch mehr erschrocken und schmerzlich bewegt als überrascht, und sagte mit ungewisser Stimme: „Sie weinen?“ — Sie lächelte und die Thräne lief die Wange hinab, ohne daß sie dieselbe

abtrocknete. — „Hat Sie meine Dreistigkeit — meine Zudringlichkeit beleidigt?" fuhr ich fort und griff nach meiner Mütze; „das wollte ich nicht — gewiß nicht — ich will gehen." — Sie schüttelte aber mit dem Kopf und machte eine Bewegung mit der Hand, als wolle sie mich zurückhalten. Ich nahm nun diese Hand, die sie mir ließ, und fragte: „Und warum weinen Sie?" — Sie sah mich freundlich an und antwortete leise: „Ich weiß es nicht." — „Fürchten Sie, daß die Mutter kommt und böse wird, wenn sie mich hier findet?" fragte ich weiter. — „Die Mutter und der Vater kommen vor Abend nicht." —

Nun wußte ich nicht mehr, was ich denken und wie ich mir ihre Thränen erklären sollte. Ich war ja fast noch eben solch ein Kind wie sie — ich war grade achtzehn Jahre — und hatte nicht übel Lust mit ihr zu weinen. In meiner Verlegenheit wußte ich nichts Besseres zu thun, als auch ihre andere Hand zu nehmen und zu fragen — ob sie böse auf mich sei? — Sie sah mich durch ihre Thränen lächelnd an, und ein zitternder Seufzer stahl sich aus der Brust herauf. Nun bedeckte ich ihre Händchen, die sie ganz sanft los machen wollte, mit Küssen und sagte, daß seit ich sie am Neuthor gesehen, ich nur einzig an sie gedacht, alle Tage ihr Haus gesucht und immer nicht gefunden habe; wie ich endlich ihre Mutter, dann vor einigen Tagen sie selbst gesehen, aber nimmer das Haus entdeckt haben würde, ohne den glücklichen Regen und den noch glücklicheren Zufall.

Ich erfuhr dann von ihr, daß sie noch nicht lange in Mainz wäre und nur wenige Bekannte hätte, daß sie sehr selten ausginge, höchstens, daß sie einmal Sonntags die Mutter auf die Gaugasse begleite, wo dieselbe eine Freundin habe, oder nach dem Schloß, wo die Mutter fast immer des

Nachmittags beschäftigt sei. Wenn das Wetter schön wäre, gingen sie auch manchmal des Abends auf der Brücke spazieren. Junge Mädchen kenne sie hier gar nicht und sei fast immer zu Hause und allein; denn auch der Vater, der eine Anstellung beim Zollwesen habe, gehe des Morgens fort und komme oft nicht einmal zum Mittagessen, sondern meistens erst spät Abends, wenn sie schon im Bette sei. — Ich beklagte sie und meinte, immer so allein und in diesem düstern Zimmer müsse sie ja vertrauern und Langeweile haben, allein sie sagte mir, ihre Stube sei freundlich und gehe auf den Rhein, da hätte sie immer etwas zu sehen und nie Langeweile, auch arbeite sie fleißig.

Während sie mir das erzählte, stand ich vor ihr und hielt immer ihr Händchen fest, das nur manchmal zuckte, wie ein gefangenes Vögelchen. Endlich fragte ich, ob sie mich denn gleich wieder erkannt und ob sie auch ein wenig an mich gedacht habe? — Sie nickte mit dem Kopf, indem ein flüchtiges Roth über ihre Wangen zog und mich aus ihren halbverschleierten Augen ein so inniger, süßer Blick traf, daß ich mich nicht länger halten konnte, sanft ihre Taille umfaßte und ihr einen langen Kuß auf den schönen Mund drückte. Sie wehrte mich nicht ab, aber ich fühlte, wie ein Zittern ihren ganzen Körper durchflog. Ich küßte sie abermals und dann auf die Augen, und gerieth so außer mir, daß ich vor ihr niederfiel, ihr Kniee umfaßte und ihre Kleider küßte. Dann sprang ich wieder auf, zog sie an meine Brust und fragte, ob sie mich lieb habe? — Sie antwortete nicht, aber schmiegte sich fester an mich und verbarg ihr Gesicht an meinem Halse. — „Ach, wenn das nur kein Traum ist!“ seufzte sie endlich, und als ich ihr in die Augen sah, deckte sie die meinigen mit ihren Händen zu und sagte, meine Augen blitzten wie im Traume.

Die Nacht, nachdem sie mich gesehen, habe sie geträumt, ein Engel stände neben ihrem Bette und beuge sich über sie, und als sie ihn angesehen, habe sie mein Gesicht erkannt. Ich fragte scherzend, ob der Engel auch Epaulets gehabt habe? — Sie schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „nein, große blaue Flügel; und als er mich so dicht ansah und ich ihn, da kamen Flammen aus seinen Augen, daß ich die meinigen zumachen mußte; dann küßte er mich und hüllte mich in seine großen Flügel und ich fühlte, daß ich todt war.“ — Ich küßte sie und meinte, das sei ein Engel gewesen, aber von meinem Kuß sterbe sie nicht. — „Wer weiß,“ antwortete sie nachdenklich, „doch — und wenn auch!“

Sie erzählte dann, es sei ihr, als habe sie mich schon seit ihrer Kindheit gekannt, aber wie und wo wisse sie nicht, und darum sei sie so erschrocken gewesen, als sie mich am Neuthor gesehen. — Nach einer langen Pause sagte sie, gleichsam für sich: „Also, das ist der Himmel!“ — Auf meine Frage erfuhr ich, ihr Großonkel, ein sanfter, alter, geistlicher Herr, bei dem sie lange gewesen und der sie gewissermaßen erzogen, hatte einst gesagt, als sie ihn allerlei über Himmel und Hölle fragte: „Sich lieb haben, das sei der Himmel, und nichts lieben und nicht geliebt zu werden, das sei die Hölle,“ was sie so eigentlich nie verstanden habe.

Ihre Befangenheit war nun ganz verschwunden, ihr Gesicht erhielt einen ganz eigenthümlichen Ausdruck, der mich förmlich mit einer Art von Ehrfurcht erfüllte. Ein zitternder Seufzer hob hin und wider ihre Brust, die Wangen wurden bleich, aber die Lippen verloren ihre Farbe nicht und zitterten leicht, während ihre Augen in ihrer ganzen Größe geöffnet waren und von ihnen förmliche Strahlenbüschel ausgingen. So sah sie mich eine Weile an, als wolle sie meine Seele in die ihrige hinüberziehen, wobei ihre Hände

auf meinen Schultern lagen; dann schloß sie die Augen, schüttelte lächelnd ihre Locken und drückte ihr Gesicht an meine Brust. — So blieb sie lange. Endlich richtete sie sich auf, und ihre Mienen hatten wieder den frühern, sanften Ausdruck. Sie stand auf, faßte meine Hand und sagte: „Komm," — sie stockte — „ich weiß noch nicht einmal Deinen Namen und Du nicht den meinigen. Ich heiße Therese und Du?" — „Otto." — „Komm, Otto — Otto, Otto" — und sie drückte die Hände gegen ihr Gesicht — „komm Otto, nun will ich Dir mein Zimmer zeigen."

Ich folgte ihr über einen Gang eine Treppe hinauf und kam in einen kleinen Corridor oder schmalen Vorsaal, der auf der rechten Seite durch eine Wand begrenzt wurde, in welcher sich ein wie eine Schießscharte geformtes Fenster befand; links führte der Gang auf eine schmale steinerne Treppe. Einige Schritte von derselben war eine Thür in einer dicken Mauer von Quadersteinen angebracht, sie führte in Theresens Zimmer. Dieses Zimmer schien aus der Hälfte des innern Raums eines viereckigen Thurmes gebildet zu sein, den man durch eine Scheidewand getheilt hatte. Der Thür gegenüber befand sich ein hohes Fenster, oder eigentlich nur die Hälfte eines solchen, denn die neu errichtete Scheidewand stieß gerade auf die steinerne Säule, welche es theilte. Der obere Theil des Fensters bestand aus den ursprünglichen kleinen runden in Blei gefaßten Scheiben, während der untere Theil ein moderneres Fenster mit größeren viereckigen Gläsern bildete. Von Außen schloß das ganze Fenster ein weit abstehendes eisernes Gitter, welches sich über die Grenze des Zimmers hinaus erstreckte. Da die Mauer ganz außerordentlich dick war, so entstand dadurch eine Nische, in welche man einen hölzernen Tritt von zwei Stufen eingepaßt hatte, auf dem ein Stuhl und Theresens Arbeitstischchen standen.

An der linken Wand hatte sich ebenfalls ein Fenster befunden. Es war zugemauert und die so entstandene Nische hatte man durch eine Art Rahmen von geschnitztem Eichenholz eingefaßt und vergrößert. Diese Nische war durch einen verblichenen Vorhang von grünem, großblumigen Damast geschlossen und empfing Licht und Luft durch ein kleines, schießschartenartiges Fenster; in ihr stand Theresens Bett. Der Nische gegenüber standen ein Sopha und rechts und links davon altmodisch ausgeschweifte und mit Messing verzierte nußbaumene Kommoden; über ihnen befanden sich schmale Spiegel in alten, unscheinbar gewordenen Goldrahmen. Ueber dem Sopha hing im dunkeln Rahmen ein gut gemaltes Oelgemälde mit vielen Figuren, dessen Bedeutung ich nie ergründen konnte. — Auf den alten Kommoden waren weiß und roth gewürfelte Servietten ausgebreitet, auf denen verschiedene Kleinigkeiten, und unter Glasglocken eine wunderbar geputzte Jungfrau Maria mit dem Kinde und eine heilige Therese von Wachs, nebst Leuchtern und Tassen standen.

Links von der dunklen Thür standen ein großer, geschnitzter Nußbaumschrank, in der Ecke rechts ein massiver eiserner Ofen, in der Mitte des Zimmers ein schwerer Tisch mit gewundenen Säulenfüßen, links vom Fenster ein Klavier von hellem Holz, künstlich mit Perlmutter eingelegt, daneben in der Ecke ein Eckschrank, und zwischen ihm und der Bettnische eine Art Toilettetisch.

Der Platz am Fenster war reizend. Vor ihm befand sich ein förmlicher kleiner Blumengarten, in welchem bei schönem Wetter der Käfig eines Kanarienvogels seinen Platz hatte. Dem Stuhl gegenüber hing ein Spiegel, in welchem man bis auf die Rheinbrücke sehen konnte, während man vom Stuhle aus den Strom aufwärts sah. Der Tritt war mit einem Teppich belegt, auf dem ein gesticktes Fußbänkchen

stand. Die ganze Fensternische konnte durch einen an Ringen laufenden Vorhang von demselben grünen verschossenen Damast, der vor der andern Nische hing, geschlossen werden. Die Dielen waren von Eichenholz und die Wände mit einer grauen Farbe gemalt, während die Decke weiß und mit Stuckaturen verziert war. —

Das Zimmer war grad noch einmal so lang als breit; allein das große Fenster gab ihm Licht genug, so daß es trotz der düsteren Farbe und den dunkeln Möbeln einen sehr behaglichen Eindruck machte, der noch durch den Geruch von Blumen erhöht wurde, die in einer altmodischen, blau und weißen, urnenartigen Vase auf dem Tische standen.

Wozu der Thurm ehemals gedient haben mochte, war nicht leicht zu errathen; jedenfalls machte er ursprünglich nur einen Theil eines ansehnlichen Gebäudes aus, dessen Mauern wahrscheinlich vom Rhein bespült wurden. Das ließ sich aus den Kellerresten erkennen, die sich unter der Straße hindurch bis dorthin erstreckten. Das nach der Stadt zu gelegene Haus war neueren Ursprungs, gleichsam an den Thurm angeflickt, und das beschriebene Zimmer hatte sich wahrscheinlich ein Eigenthümer, dem die Aussicht nach dem Rhein behagte, vor Zeiten einrichten lassen. Die andern Räume des Thurmes waren zu Magazinen eingerichtet, die aber damals leer standen, und im mittleren Stock befand sich eine Küche. Der Thurm war mit einem Ziegeldach versehen und äußerlich mit Kalk abgeputzt worden, so daß er sich von andern dort stehenden Gebäuden nicht wesentlich unterschied. Die kleine steinerne Treppe endlich, die ich erwähnte, führte bis auf den Boden, und wenn man durch den untern Raum des Thurmes schritt, welcher mit leeren Fässern und Kisten angefüllt war, gelangte man in einen kleinen, wüsten Hof, der durch eine Mauer umschlossen war.

„Des Vormittags,“ sagte Therese, „wenn die Sonne herein scheint, ist es hier weit freundlicher, aber auch Abends in der Dämmerung ist es mir behaglich, denn dann überläuft mich ein angenehmes Grauen. Es knittert und knattert überall; ich kauere mich auf dem Sopha zusammen und sehe recht starr in die dunkeln Ecken, dann erblicke ich dort allerlei abenteuerliche Gestalten, — kurz, ganze Märchen. Als wir von W. hierher kamen, wollten die Herren, die über das damals ganz unbewohnte Haus zu verfügen hatten, dem Vater nur die Zimmer vorn überlassen; allein sie hatten auch nichts dagegen, daß ich dieses einnahm, welches ebenfalls leer stand und vielleicht seit hundert Jahren nicht bewohnt gewesen war. Es sah hier wunderlich aus. Das Fenster war zerschlagen, der Fußboden fingerdick mit Staub und Schmutz bedeckt und ebenso der alte Tisch, der Schrank und die Kommoden. Auf dem Rahmen über dem Bett hatten Vögel ihre Nester gehabt und die Wände waren mit Spinnengeweben überzogen. Die Mutter schalt über meine Narrheit, wie sie es nannte, in diesem wüsten Stalle wohnen zu wollen; allein das Plätzchen am Fenster und die Aussicht gefielen mir gar zu gut. — Die Herren, welche mit hier oben waren, meinten, die alten Mauern würden viel erzählen können, wenn sie wollten, und wer weiß, was schon Gräßliches in diesem Zimmer geschehen sei. Die Mutter hielt sich die Ohren zu; mich überlief's zwar, aber nun blieb ich hier noch lieber. — Auch die alten Vorhänge fand ich vor; aber sie waren schmutzig und zerrissen, und als ich mich zum erstenmal in die große Bettstelle schlafen legte, habe ich noch einmal so lange wie sonst gebetet und dann ein Kruzifix darüber aufgehängt; nun thun mir die Geister nichts, die hier, wie die Mutter sagt, hausen. — Denke nur, die Mutter fürchtet sich hierher zu kom-

men, wenn's dunkel wird, und behauptet, allerlei Verdächtiges gesehen und gehört zu haben."

„Aber keine kleine Arbeit haben wir gehabt, alles in Stand zu bringen, wie es jetzt ist. — Sieh nur, der alte schwere Tisch hat sich's auch nicht träumen lassen, daß er noch einmal in der Stube umherspazieren würde; allein ich habe unten Rollen anschrauben lassen und kann ihn nun hinfahren, wohin ich will. — Die beiden alten Stühle fand ich auch vor; der eine hat noch seinen alten Ueberzug, aber den andern habe ich neu überzogen, denn er hatte einen großen dunkeln Fleck, und die Mutter meinte, es sei Blut! — Langweilt Dich mein Geplauder? — Nicht? — Sieh, ich habe lange, lange nicht so viel gesprochen, — und mit wem auch? — Aber heute ist mir so leicht und doch so schwer, so — ich weiß nicht zu sagen wie; aber mir ist, als müsse ich Dir alles erzählen. — Herr Gott! und ich spreche heute zum erstenmal mit Dir! Aber ich kann mir nicht helfen, es ist mir, als kennte ich Dich schon seit vielen, vielen Jahren."

Ich stand vor ihr, hielt ihre Hände, horchte mit unbeschreiblichem Entzücken auf ihr Geplauder, und sah ich ihr dabei in die großen freundlichen Augen und auf die frischen, süßen Lippen, dann faßte mich eine so seltsame Rührung, daß mir die Thränen in die Augen traten und ich nicht im Stande war, ein Wort hervorzubringen. — Mir war alles wie ein Traum, wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht. Ich konnte nichts thun, als sie an meine Brust drücken und den lieben Mund und die zarten Wangen küssen, die sich während ihres Plauderns höher gefärbt hatten. — Ich mußte mich auf ihren Platz am Fenster setzen und die Aussicht bewundern und dann ihre Blumen und ihren Kanarien-

vogel und die künstlichen Blumen, die sie wahrhaft reizend arbeitete.

„Mein Vögelchen muß heute aber auch eine Extrafreude haben," sprach sie; „ach, ich bin gar zu froh! — Ich muß immer weinen, wenn ich recht froh bin, ist das nicht kurios? Und wenn mir etwas recht gefällt, zum Beispiel eine schöne Blume oder der blaue Himmel oder der grüne Rhein, dann kommen mir immer gleich die Thränen in die Augen. — Gelt, du kleiner Dieb, das wird dir schmecken! Sei froh, daß ich's schon heut Morgen zurecht gemacht habe, denn jetzt könnt ich's nicht."

Sie hatte Hanfsamen geschält, den sie nun mit feinem Zucker mischte und dem Vogel in den Käfig setzte, der ihr schäkernd in die Finger pickte. Doch ich müßte noch manche Seite schreiben, wollte ich all ihr liebes Geplauder wiedererzählen, das fremde, kalte Menschen wohl schon jetzt gelangweilt hat. Ich war wie betäubt, Therese und ich hatten die Rollen getauscht. Zuerst war sie schweigsam und ich redete, jetzt plauderte sie und ich verstummte in staunender Bewunderung ihrer Lieblichkeit und meines überschwänglichen Glückes.

Es war sechs; ich war drei Stunden bei ihr gewesen und dachte, es sei Zeit zum Gehen, damit mich die Mutter nicht fände. „Nun, was schadet es, wenn Dich auch die Mutter sieht?" sagte sie. „Doch Du hast Recht, sie mag die Officiere nicht besonders leiden und sagt, sie wären so dreist und guckten allen Mädchen so frech ins Gesicht. Deshalb will sie auch nie mit mir zur Musik in die Anlage gehen, und ich höre so gern Musik. Die Mutter kommt erst um acht aus dem Schloß, aber um sieben kommt die Frau, welche uns aushilft. — Wie lang wird mir die Zeit werden, bis ich Dich wiedersehe!" —

Wir kamen überein, daß ich am andern Nachmittag wiederkommen wollte; sie sollte an die Hausthür, gerad über dem Schloß, ein Kreuz mit Kreide machen, wenn sie allein zu Hause sei, und ich wollte von der Rheinseite kommen, von wo ein schmaler Durchgang bis an die Hausthür führte, so daß mich Niemand beobachten konnte. — Wir nahmen Abschied, als wollte ich nach Australien reisen, und ehe ich ging, schnitt sie mir eine Locke ab, „damit sie doch etwas von mir bei sich habe,“ — und ich that dasselbe mit ihr. Endlich riß ich mich los, und ging durch den Durchgang nach dem Rhein zu.

Ich kann eigentlich nicht sagen, ich ging, denn ich taumelte wie ein Betrunkener fast unbewußt vorwärts und kam so auf die große Bleiche. Plötzlich fühlte ich mich von hinten gefaßt, es war Sch., der schrie: „Bist Du bekneipt oder taub? Ich schreie mir die Lunge aus, aber Du hörst nicht. Wo gehst Du hin?“ — „Ich weiß nicht.“ — „Komm mit, F. ist auf Wache; ich will eben hin.“ — „Nein, jetzt um keinen Preis!“ — „Ho, wo brennt's? — Was? — Hast du sie gesehen?“ — „Sch., ich werde wahrhaftig verrückt vor Glück!“ — „Wie, was?“ Er schob seinen Arm unter den meinigen — „wahrhaftig? — Nun, Du Stock, so erzähl' doch!“ — „Hier nicht, komm mit mir nach Hause.“ — „Bon, Vertrautenrolle, Freundschaftsnothzucht! — Hast Du 'ne gute Tasse Thee oder Punsch, eine Pfeife, die Luft hat, und ein weiches Kopfkissen, dann komm, ich stürze mich wie Curtius in den Abgrund einer langen, rührenden Geschichte von Ach und Oh.“ — „Ich war drei Stunden bei ihr.“ Sch. machte einen Satz vor Verwunderung. „Wa—s? — Natürlich 'n Engel, 'ne Sie, bei der man sich selbst vergessen kann, — 'n Dortchen Lackenreißer mit Tugendfolie.“ — Aergerlich riß ich meinen Arm los und sagte, daß ich

ihm nichts erzählen wolle. „Na, alter Junge,“ sprach er begütigend, „sei nicht rappelköpfisch, ich glaube Dir, was Du willst — na, sei nicht böse, ich spaße ja nur.“ —

Sch. war in Bezug auf Frauen ein großer Skeptiker. „Ja,“ sagte er, „sie beten alle Tage: „führe mich nicht in Versuchung“, und setzen in Gedanken hinzu: „denn siehst Du, lieber Gott, wenn Du's thust, dann kann ich nicht dafür!“ und die Frömmsten, das sind die Aergsten; Frömmigkeit ist blos Verliebtheit, die 'nen verkehrten Weg eingeschlagen hat. Die am schnellsten ihren Rosenkranz betet, küßt auch am schnellsten. Ich sage Dir, es sind alle verwetterte Hexen, und wenn eine treu ist, so ist's bloße Caprice. Hast Du 'nen Schatz, dann sperr' ihn ein, kurz, trau keiner Einzigen.“ Er mochte wohl schon Erfahrungen gemacht haben; allein im Grunde meinte er es so böse nicht, wenn er auch Vorsicht niemals für überflüssig hielt.

Als ich in meine Wohnung kam, fiel ich ihm um den Hals, und er war ganz erschrocken, als er sah, daß ich helle Thränen weinte. „Sch., ich sage Dir, ich werde närrisch!“ — „Es scheint, du bist's schon. Doch das hindert nicht, daß wir's uns bequem machen. Bis neun opfere ich Dir, dann aber hab' ich Dienst. — Friedrich, bring' mir Deines Herrn Schlafrock, die beste Pfeife und mach' heiß Wasser. — Donnerwetter, wo ist's Feuerzeug? — So, nun brennt's. — Nun schieß los, — noch nicht! — Friedrich, bring' mir einmal das Kopfkissen her. So — nun fahr' zu.“ —

Da ich seine Art kannte, so ließ ich mich durch seine eingestreuten sarkastischen Bemerkungen nicht stören und erzählte ihm Alles. Die Pfeife ging ihm mehrmals aus, was ihm sonst nicht leicht passirte. „Bist Du nicht ein glücklicher Hund, daß Du mir nichts dir nichts so 'n Mädel findest, gleich wie Du herkommst, und daß Du 'n Freund hast, der

Dir so geduldig zuhört?" — Uebrigens merkte ich wohl, die Sache schien ihm nicht ganz richtig. Er war zwar für Schnelligkeit, allein diese Geschichte ging ihm zu fabelhaft rasch, und er dachte, meine Unerfahrenheit und Aufgeregtheit spiegle mir Alles in einem schöneren Lichte vor, mein schönes Mädchen sei am Ende eine erfahrene Kokette.

„Aus W. ist sie?" fragte er endlich. „Fremd muß sie wohl sein, denn wär's ein Mainzer Mädel, so hätt' sie doch zuerst geschrieen: „Höre Sie doch uf zu ruhe, Sie Ekel, Sie!" — Soll mich aber doch wundern, ob ich sie nicht kenne. Der W. hat 'nen Schatz im Schloß und diese kennt mein — das heißt — ja so — ihren Namen weißt Du nicht? — Also Therese X X vorläufig. Ich kenn' 'ne Menge Theresen, aber Ther—esel ist mir unbekannt. Aus Deiner Beschreibung werde übrigens der Teufel klug! Der erste Schatz ist immer 'n Engel! — Zeig' mir doch mal die Locke. — Na, ich will sie ja nicht fressen! — Wenn sie recht viel davon auf'm Kopf hat, muß es schön sein. — Morgen gehst Du wieder hin? — Na, verhimmle nur nicht bis dahin. — Wenn Du mir die Geschichte noch 'nmal erzählen willst, dann genir' Dich nicht, die Pfeife brennt. — Stoß an, sie soll leben!" — So plauderte er fort, bis er um Dreiviertel auf Neun vom Sopha aufsprang und sich anzog, denn er hatte, wie gesagt, „Dienst," das heißt bei seiner Geliebten, die ihn erwartete. „Uebrigens scher' Dich nicht um mein Geschwätz," sagte er, „und träum' von ihr. Gute Nacht!" —

Als ich allein war, küßte ich ihr Haar tausendmal und durchlebte den Nachmittag in Gedanken noch einmal.

Um mich in der Folge nicht unterbrechen zu müssen, will ich hier von Theresens Leben erzählen, was ich nach und nach von ihr davon erfuhr.

Therese war die Tochter eines Weinhändlers, welcher in der Pfalz und am Rhein die Weine von den kleinen Weinbergsbesitzern aufkaufte, um sie dann zu sortiren und an größere Weinhändler in den Städten abzugeben. Sein Geschäft brachte es mit sich, daß er viel auf Reisen und in verschiedenen Orten gleichsam zugleich zu Hause war, obwohl er eigentlich in S. wohnte. Seine Frau war die Tochter eines dortigen, ziemlich wohlhabenden Kaufmanns. Sie starb, als Therese kaum drei Jahre alt war. Das Kind wurde von ihrem Vater sehr geliebt, und als er zum zweitenmal heirathete, hatte der Umstand, daß er ihr eine zweite Mutter geben wollte, keinen geringen Einfluß auf seinen Entschluß. Diese zweite Frau war bereits Wittwe und ein tüchtiges wirthschaftliches Frauenzimmer, welches die kleine Therese freundlich, wenn auch nicht gerade mit Zärtlichkeit behandelte.

Theresens rechte Mutter hatte einen Onkel, der seit Jahren in W. lebte, wo er eine geistliche Pfründe hatte, die ihm ein sehr behagliches Auskommen sicherte. Die kleine Großnichte hatte ihm bei einem Besuche sehr gefallen, und als die Stiefmutter selbst einen Sohn bekam, fürchtete er, sie möchte zurückgesetzt werden, und suchte ihren Vater zu bereden, sie ihm anzuvertrauen. Dazu wollte sich derselbe nicht entschließen. Als er jedoch starb und Therese acht Jahre alt war, nahm sie der alte geistliche Herr zu sich, der ein sehr freundlicher, gescheidter Mann war und in einem hübschen Hause und Garten mit seiner alten gutmüthigen Haushälterin ein sehr behagliches und zufriedenes Leben führte.

Therese war bald der Liebling sowohl des alten jovialen Mannes, wie auch seiner Haushälterin. Letztere war weit frommer als ihr geistlicher Herr, und ihr Kopf war mit Legenden und Heiligengeschichten angefüllt. Sie ging regelmäßig in die Kirche und hatte manchen Zwist mit ihrem

Herrn, der ihr für einen geistlichen Menschen gar nicht fromm genug schien und dessen Liebhaberei darin bestand, allerlei „heidnische und weltliche“ Sagen und Märchen, wo er sie nur auftreiben konnte, zusammen zu suchen. — Das Köpfchen des schönen Kindes wurde auf diese Weise mit heiligem und weltlichem Märchenkram angefüllt. Die alte Crescenz gab das Christliche und hielt strenge auf Kirchenbesuch und Rosenkranz; allein der heitere Unterricht des geistlichen Herrn diente als Gegengewicht, so daß Theresens Frömmigkeit nicht in Bigotterie ausartete. Seinen Erläuterungen und Lehren verdankte sie es, daß sie über religiöse Gegenstände bei weitem aufgeklärter dachte, als die alte Crescenz gut heißen wollte. — Therese besuchte zwar die Schule, allein mehr noch als hier lernte sie aus dem Unterrichte ihres Großonkels, obwohl die Kenntnisse, die sie auf diese Weise sammelte, ziemlich einseitig waren und mit der Liebhaberei des Lehrers in genauem Zusammenhange standen. Da sie Neigung zur Musik zeigte, so ließ er ihr Unterricht auf dem Klavier geben und hatte seine Freude daran, wenn sie mit ihrer kindlichen Stimme geistliche Gesänge sang, die er sehr liebte.

Außer einigen alten Freunden, die ihn ab und zu besuchten und seine Küche vortrefflich fanden, hatte der Großonkel wenig Umgang, und da er es nicht gern sah, wenn Therese die Familien ihrer Schulkameraden besuchte, so war diese meistens auf Haus und Garten beschränkt. Die Haushälterin, der übrigens noch ein jüngerer dienstbarer Geist zur Seite stand, hatte große Fertigkeit in allerlei Klosterarbeiten und verstand es, sehr schöne künstliche Blumen zu machen, in welcher Kunst sie Therese unterrichtete. Da diese darin große Geschicklichkeit und weit mehr Geschmack als ihre Lehrerin zeigte, so interessirte sich auch der Großonkel dafür, munterte sie durch seinen Beifall auf, mehr die Natur nach-

zuahmen als Crescenz, die häufig unmögliche Himmelsblumen fabricirte, und ließ ihr alles Nöthige sogar aus Paris kommen.

Theresens Stiefmutter zog ebenfalls nach W. Sie kam hin und wieder zu dem geistlichen Herrn, der ihr, wie es scheint, einige Unterstützung angedeihen ließ, denn Theresens Vater hinterließ sie in ziemlich dürftigen Umständen. Ein kleines Capital von 6000 Gulden, welches sich von Theresens Mutter herschrieb, fiel dieser zu und wurde für sie verwaltet. Die noch frische Stiefmutter lernte in W. einen Zollbeamten kennen, den sie heirathete.

Therese wuchs zu einem wunderschönen Mädchen auf, während der alte Großonkel immer mehr von allerlei Uebeln geplagt wurde, wie sie ein gutes, bequemes Leben und alter Rheinwein zu erzeugen pflegen. Ein rauher Winter brachte ihn sehr herunter und er starb im Beginn des Frühjahrs, als Therese noch nicht sechszehn Jahre alt war. Vermögen hinterließ er nicht, und was sich im Hause vorfand, hatte er der alten Haushälterin vermacht, mit Ausnahme von einem Klavier, einigen Büchern und andern Kleinigkeiten, die Therese bekam. Für die Zukunft derselben hatte er jedoch in der Weise gesorgt, daß er ausmachte, die Stiefmutter solle von den Zinsen des sicher angelegten kleinen Vermögens bis zu Theresens Verheirathung oder Volljährigkeit den größten Theil erhalten, wenn sie dieselbe zu sich nehmen würde; der Rest des Geldes sollte jedoch dieser zur freien Verfügung bleiben. Ein alter Freund des Verstorbenen, ein Geistlicher, sollte Therese im Auge behalten und war ermächtigt, ein anderes Arrangement zu treffen, wenn Therese sich etwa bei ihrer Stiefmutter nicht gefallen würde. Dieser Geistliche war es auch, welcher mit Advocaten und Gerichten zu verhandeln hatte, die ihr kleines Vermögen verwalteten.

Etwa ein halbes Jahr nach des Großonkels Tode wurde der Mann von Theresens Stiefmutter nach Mainz versetzt. Therese ging gern mit ihr, denn diese that ihr viel zu Gefallen, theils aus Zuneigung, theils wohl wegen des Geldzuschusses, den sie erhielt und der ihr keine kleine Hülfe war. Der Gehalt ihres Mannes war wahrscheinlich nur unbedeutend und scheint von diesem so ziemlich allein verbraucht worden zu sein. Er war ein stiller, finster blickender, aber eben nicht unfreundlicher Mann, der Therese als eine Fremde betrachtete und sich um ihr Thun und Lassen nicht bekümmerte. — Ihr kleiner Stiefbruder war bei einem Kaufmann in W. in der Lehre. Für ihn hatte seine Mutter eine große Zärtlichkeit, und um für ihn etwas zurückzulegen, suchte sie nebenher zu verdienen und hatte eine Beschäftigung im Schlosse gefunden; ich hab' vergessen welche. Zugleich hatte sie Therese veranlaßt, im Blumenmachen fortzufahren, und ihre Arbeiten, die theils nach der Natur, theils nach Pariser Mustern gefertigt waren, fanden in Mainz außerordentlichen Beifall und wurden von der Mutter zu guten Preisen an die Modisten verkauft. Obwohl Therese nie nach einer Rechnung fragte, legte ihr die Mutter dieselbe doch sehr gewissenhaft ab und wollte kaum etwas von dem verdienten Gelde für sich annehmen; den größten Theil that sie für Therese in die Sparkasse.

Das ist es, was ich durch Theresens Geplauder, durch Fragen und Zufall über ihre Verhältnisse erfuhr. —

Am anderen Vormittag exercierten wir zum Glück im Bataillon und die Zeit verging schneller, als wenn ich sie zu Hause zugebracht und mich mit Warten beschäftigt hätte. — Daß ich bei Tisch nichts essen konnte, setzte meine Nachbarn in angenehmes Erstaunen. Sch. fühlte mir den Puls, lächelte, schenkte mir ein Glas Wasser ein und trank meinen Wein aus.

Endlich konnte ich mich auf den Weg machen. Ich fand ein kleines Kreidekreuz an der Thür und diese offen. Ich schlüpfte schnell die Treppe hinauf, Therese öffnete das dort befindliche Gitter, sie hatte mich in dem Spiegel am Fenster kommen sehen. Vor Herzklopfen konnte ich fast nicht reden; sie schwieg ebenfalls, und wir waren Beide befangen; allein das Halbdunkel auf der Treppe verbarg uns gegenseitig unser Erröthen und machte mir Muth. Ich drückte sie an meine Brust, und unsere Befangenheit war verschwunden.

Wir gingen in Theresens Zimmer und sprachen und trieben viel Liebeswahnsinn. Mit wahrem Entsetzen hörten wir die Scheidestunde schlagen, denn am anderen Tage war Sonntag, und wir konnten uns nicht sehen, da die Eltern zu Hause waren. „Ich möchte die Zeit bis Montag verschlafen," sagte sie; „den ganzen Vormittag hab ich Nichts thun können, und sah ich am Rhein einen Rothkragen, so meinte ich, Du kämest." Es wurde ausgemacht, daß ich am andern Morgen von der Brücke herkommen solle, damit wir uns wenigstens von Weitem sehen könnten, und daß ich am Abend ein Briefchen an einem bestimmten Platz in dem Hausthürbogen verstecken solle, um es gegen eins von ihr auszutauschen, welches sie bei anbrechender Dunkelheit dorthin legen wolle.

Die Tage der folgenden Woche waren eine ununterbrochene Folge von Seligkeit; allein die Aufregung, in welcher ich mich fortwährend befand, verursachte mir ein förmliches Fieber, und mit Angst bemerkte Therese, daß meine Wangen blässer wurden. — Schon am Montag fürchteten wir uns vor dem nächsten Sonntag, und man kann sich daher meinen Jubel vorstellen, als am Sonnabend Therese mir sagte, daß Vater und Mutter am anderen Tage nach W. fahren und bis Montag ausbleiben wollten. Sie hatte mitfahren sollen,

allein es unter einem Vorwande abgelehnt, da sie überdies nichts mehr nach W. zog. Die alte Crescenz war nicht mehr dort, und ihren Bruder hatte sie erst kürzlich gesehen.

Nun wurden Plane für den Sonntag gemacht. Ich sollte durchaus bei ihr zu Mittag essen. Ich sollte eine Hühnersuppe haben, und sie wollte Markklößchen hinein thun, die mir schon schmecken sollten, und dann sollte ich ein Hühnerfricassé haben, wie es ihr Großonkel gern aß, mit Champignons und sonst allerlei. Da war denn natürlich nicht zu widerstehen und ich machte nur die Bedingung, daß ich auch etwas mitbringen dürfe. Wir Kinder freuten uns eben wie Kinder auf morgen, und Therese meinte, das würde ganz sein, wie in einem Märchen der Tausend und Einen Nacht.

Als ich ging, nahm ich einen ihrer kleinen, allerliebsten Pantöffelchen mit, die sie selbst gestickt hatte. Ich that dies, um damit Sch. niederzuschmettern, der den Abend bei mir zubringen wollte, da er keinen „Dienst" hatte. Er fand nämlich ein boshaftes Vergnügen darin, an Theresens Schönheit zu zweifeln, und als ich von ihren kleinen Füßchen redete, behauptete er, sie habe gewiß einen rheinländischen Fuß. Dafür hatte ich aber die Genugthuung, daß er beim Anblick des allerliebsten Pantöffelchens ganz verblüfft war und eingestand, er kenne keine Dame, die ihn würde anziehen können. „Aber gewiß hat sie dicke, rothe Hände, so rechte Küchendragonerhände, die nach Petersilie und Sellerie riechen," setzte er hinzu, um sich an meinem Eifer zu amüsiren, der mich endlich verleitete, ihm zu versprechen, daß er sie sehen und mit mir besuchen solle. Das war es, was er eben wollte, denn er brannte vor Neugierde. Die Erkundigungen, die er auf „diplomatischem Wege" eingezogen hatte, lauteten so übertrieben, daß er sie gar nicht glauben konnte.

Am andern Tage mußte mein Friedrich aus dem Casino eine Flasche Champagner und dann wo anders her ein Fläschchen feinen Muskatwein holen; dazu packte ich köstliche Trauben, Blutpfirsiche und anderes feines Obst, welches Frauen aus Gonzenheim mir zum Schaden meines Geldbeutels viel zu häufig brachten; ferner allerlei Süßigkeiten vom Conditor. „Mit dem Körbchen, Friedrich, folgst Du mir von Weitem, wohin ich gehe, aber so, daß es Niemand merkt," instruirte ich den Burschen. — Er war ein wahres Muster, keineswegs schön, im Gegentheil durch Pockennarben verunstaltet, und wenn er zu erblassen Ursache hatte, so ergrünte er, wie Immermanns Münchhausen; allein er hatte unschätzbare Tugenden. Er war verschwiegen wie das Grab, sprach überhaupt nur im äußersten Nothfall und zog es vor — wie Grimaud in den drei Musketieren — durch Zeichen zu reden, womit er jedoch auch äußerst sparsam war. Seine höchste Verwunderung pflegte er selten anders als dadurch zu äußern, daß er seine Hand einen Fuß breit von seinem Bein entfernte und wieder an die Hosennaht fallen ließ; ich glaube, er hätte sich nicht auf andere Weise verwundert, wenn man ihm einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf gegossen hätte.

Man urtheile also, wie schön Therese sein mußte, da er bei ihrem Anblick die Bewegung der Hand mit einem „Oh!" und einem blitzartigen Schmunzeln begleitete.

Therese hatte mich bereits erwartet; ihr Essen war fertig und sie in großer Sorge gewesen, ich möchte zu spät kommen und sie mit ihrer Kochkunst keine Ehre einlegen. Sie hatte den Tisch auf das Zierlichste gedeckt und in der Mitte desselben prangte ein großer, frischer Blumenstrauß von späten Herbstblumen.

Trotz unserer Verliebtheit fehlte es uns nicht an Appetit und Therese war ganz stolz darauf, daß ich ihre Kochkunst

mit Wort und That lobte. Wir saßen lange beim Dessert, denn es gab so viele Pausen. Keines wollte trinken, wenn nicht das Andere vorher am Glase genippt und Keines eine Frucht essen, die das Andere nicht angebissen hatte. Der ungewohnte Champagner that bald seine Wirkung, und Therese ward so muthwillig, wie ich sie noch nicht gesehen. Ihre Wangen waren höher gefärbt; ihre Augen glitzerten und ihr allerliebstes Mäulchen plauderte fortwährend, wenn es nicht grad anders beschäftigt war. Ihr Großonkel, erzählte sie mir, hatte eine ziemlich rothe Nase, und als sie ihn einst, noch als Kind, gefragt, wovon denn seine Nase so roth sei? hatte er lachend geantwortet, das käme vom vielen Milchtrinken. Das hatte sie nicht wenig erschreckt, da sie Milch so gern trank. Als sie aber eines Nachmittags zu ihrem Großonkel ins Zimmer kam, fand sie diesen mit dem Kaplan bei der Flasche. Sie buchstabirte das Etiket und las: „Liebfrauenmilch“ — „Ach, Großonkel“, rief sie, „nun weiß ich, von welcher Milch deine Nase so roth ist!“ worüber die beiden alten Herren sich hätten halb todt lachen wollen. Therese wollte durchaus keinen Tropfen mehr trinken und bestand darauf, den Champagner zuzupfropfen, obwohl ich erklärte, das sei durchaus nicht gebräuchlich; ein Gläschen Muscat ließ sie sich aber noch aufschwatzen. Endlich standen wir vom Tische auf, Beide gleich sehr von Wein als von Liebe berauscht. Sie setzte sich an das offene Fenster, um ihr Gesicht von der frischen Herbstluft kühlen zu lassen, und ich setzte mich auf den Tritt zu ihren Füßen. So saßen wir lange plaudernd und scherzend und glückselig. —

Nachdem sie den Tisch abgedeckt und alles so bei Seite gestellt hatte, daß die Aufwartefrau, wenn sie kam, nicht Besonderes gewahr werden konnte, tranken wir ganz vernünftig Kaffee, den sie auf einer Maschine machte. Es fing

an dämmerig zu werden, ehe wir es uns versahen, und wir Beide wurden stiller, weil der Abschied nahe war. Endlich sagte ich, daß ich noch den Abend bleiben und mich irgendwo verbergen wolle, bis die Aufwärterin fortgegangen sei. Therese stimmte jubelnd mit ein, und es ward ausgemacht, daß ich mich, wenn die Frau käme, in dem großen Schrank verbergen und darin bleiben solle, bis sie wieder fortgegangen sei. So geschah es. Die lästige Frau blieb aber ungewöhnlich lange, denn sie wollte durchaus Feuer in den Ofen machen, da es so kühl sei. Während sie einheizte, erzählte sie nach Art solcher Leute vom Hundertsten ins Tausendste und schien nie fertig werden zu wollen.

Endlich ging sie aber doch und ich wurde aus meinem Schrank erlöst, wo es mir bereits anfing sehr enge zu werden. Ich faßte Therese um die Taille und tanzte mit ihr um den Tisch, bis sie um Gnade bat und wir lachend und athemlos zur Ruhe kamen. — Sie spielte sehr hübsch Clavier und hatte eine köstliche, glockenreine Stimme. Ich bat sie, sich an ihr Instrument zu setzen, und wenn sie wieder Athem genug habe, zu singen. Sie wählte zuerst einige alte, sehr schöne Kirchengesänge und sang sie in einer Weise, daß sich meine Haare anfingen zu sträuben; eine eigenthümliche Empfindung, die ich jedesmal habe, wenn ich etwas höre oder sehe, das mich ganz besonders ergreift. Hauptsächlich wird es durch die menschliche Stimme, weniger durch andere Musik hervorgebracht. Als ich Mademoiselle Rachel einst die Marseillaise singen hörte — es war eigentlich nicht singen, es war mehr ein musikalisches Sprechen, aber von tausend Posaunen Gewalt — geschah mir ganz dasselbe; ein sehr guter Redner brachte wohl auch die ähnliche Wirkung hervor; ich möchte wissen, ob Andere in derselben Weise erregt werden?

Nun wollte Therese trotz alles Wehrens durchaus meine Stimme hören, und da sie es gerade aufschlug, sang ich; „O sanctissima, o piissima, dulcis virgo — Theresa! — Sie machte das Buch zu, sagte, ich sei eben solch ein Heide, wie ihr Großonkel, und sang eine Arie aus Tancred, bis ich es nicht länger anhören konnte und ihr den Mund mit Küssen schloß.

Dann brachte sie Bücher mit alten Kupfern herbei, die wir betrachteten und worin wir Stellen lasen; allein bald warfen wir sie auch wieder weg, um Süßeres in unseren Augen zu lesen.

Man klagt oft, daß das Leben so wenig Momente wahrhaften Glückes biete; allein man bringt nicht in Anschlag, wie schnell vergangene, selbst jahrelange Leiden vergessen werden, und wie eine einzige glückliche Stunde oft das ganze Leben mit einem Rosenschimmer überhaucht, wie sie in der Erinnerung häufig fast mit derselben Süßigkeit wiederkehrt und schwere Leiden tragen hilft. Wer einmal wahrhaft glücklich gewesen ist, kann nie ganz unglücklich sein. —

Es folgte nun eine Zeit so ungetrübten, berauschenden Glückes, daß es fast Wahnsinn war. Weit entfernt, daß der Besitz der Geliebten meine Leidenschaft abgekühlt hätte, nahm sie vielmehr von Tag zu Tag an Stärke zu. Ebenso war es mit Theresen. Nicht ein vorwurfsvoller Gedanke kam in ihre Seele, oder gar ein solches Wort über ihre Lippen; die Thränen, welche sie weinte, waren nur Thränen der Freude und Liebe. Der einzige Streit, den wir hatten, war stets der, wer von uns Beiden glücklicher sei.

Aus dem Hofe führte eine kleine Thür auf den Durchgang vom Rheine her; sie war sehr massiv von starkem Eichenholz, mit Eisen beschlagen und mit mehreren starken,

sehr verrosteten Riegeln versehen. Eines Nachmittags gelang es mir mit großer Mühe, diese Riegel in Bewegung zu setzen und unter einem Haufen alter Schlüssel einen für das Schloß passenden zu finden. Unser Jubel war groß, denn nun konnte ich, so oft ich wollte, und zu jeder Zeit zu ihr kommen.

Mein Versprechen gegen Sch. hatte ich gehalten und ihn eines Nachmittags mit zu Theresen genommen, die begierig war, meinen Freund kennen zu lernen. Wer die Geliebte schön und liebenswürdig findet, schmeichelt der Eitelkeit mehr, als wenn er uns selbst bewundert. Ich feierte einen großen Triumph. Sch., der auf eine hübsche Grisette vorbereitet war, schien ganz verblüfft und behandelte Theresen mit einer Aufmerksamkeit und Höflichkeit, als sei sie eine Prinzessin. Noch mehr als durch ihr äußeres Benehmen und ihre Sprache entzückte sie ihn durch ihre Herzensgüte und die unbegrenzte Hingebung und Liebe zu mir. Wer sie nur sah, wurde gewissermaßen ihr Sclave, und mein Bursche, dem sie einmal die Hand gegeben mit einem „guter Friedrich", wäre für sie durch's Feuer gelaufen.

Das dauerte mehrere Wochen, als Therese anfing, über leichtes Unwohlsein zu klagen. Sie war in einem beständigen Fieber; ihre Augen glühten oft wie Flammen, so sanft sie auch dabei waren, und ihre Reden nahmen einen so phantastischen Schwung, daß sie wie Raserei klangen. Ich war in einem ähnlichen Zustande, aber in dem Theresens war — ohne daß wir beide eine Ahnung hatten, — mehr Gefahr, da sie fast beständig allein war, während ich andere Menschen sah und Zerstreuung hatte. Keines von uns Beiden dachte daran, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, denn wenn man von Glück krank ist, glaubt man wenig an seine Krankheit. Auch fiel es uns ebenso wenig ein, unsere Zusammenkünfte zu be-

schränken; konnten wir uns einen Tag nicht sehen, dann war sie noch unglücklicher als ich.

Wach- und Rondedienst und Exercieren hatten mich verhindert, so daß ich Therese beinahe zwei Tage nicht gesehen hatte, obwohl ich von ihr ein Briefchen erhielt, welches sie an einem bestimmten Platz außerhalb der Thür hingelegt hatte. — Als ich von Wache kam war ich sehr beunruhigt, da mir Friedrich sagte, er habe am Vormittag kein neues Zettelchen gefunden. Gleich nach Tisch ging ich selbst hin und fand weder an der Thür das verabredete Zeichen, noch einen Brief; ebenso wenig erschien am Abend an dem kleinen Fenster über Theresens Bette, wie sonst wohl, ein Licht. Ich konnte während der Nacht kein Auge zuthun und sandte Friedrich am Morgen auf Kundschaft. Er brachte nichts zurück und hatte nichts erfahren. Nun schien es mir gewiß, daß Therese krank und zwar gefährlich krank sei. Als ich am Nachmittag mit Friedrich in die Nähe des Hauses kam, sah ich die Aufwartefrau eilig aus der Thür kommen. Friedrich mußte sie anreden und auf seine Frage, ob Jemand im Hause krank sei? — erfuhr er, daß Therese das Nervenfieber habe und „sehr schlecht" sei.

Nun hielt mich nichts mehr; ich benutzte meinen Schlüssel zu der kleinen Thür und trat in Theresens Zimmer, ohne die Fragen der erstaunten Mutter zu beantworten, welche indessen den Zusammenhang ahnen mochte. Therese kannte mich nicht. — Es giebt nichts Entsetzlicheres als das Wesen, welches man über alles liebt, leiden zu sehen und nicht einmal erkannt zu werden, während man weiß, daß das bloße Bewußtsein der Anwesenheit mehr wirken würde als alle Arznei. — In ihren Phantasieen redete Therese fortwährend mit mir, und es brach mir fast das Herz sie zu hören. Der

Arzt, der schon mehrmals da gewesen war, machte ein sehr bedenkliches Gesicht und versprach am Abend wieder zu kommen.

Theresens Zustand besserte sich nicht, und der Doctor rieth mir dringend davon ab, die Nacht bei ihr zu wachen; er fühlte meinen Puls und sagte, wenn ich nicht nach Hause ginge und mich zu Bette legte, würde ich am anderen Tage ebenso krank sein; ich könne Theresen doch nichts helfen. Ich konnte mich nicht dazu entschließen, sie zu verlassen und blieb die Nacht an ihrem Bette, alles das thuend, was der Arzt für sie vorgeschrieben hatte.

Oftmals während der Nacht schien es, als käme sie zur Besinnung und erkenne mich; da aber ihre Phantasieen sich fortwährend mit mir beschäftigten, so konnte ich doch nie darüber klar werden. Eigenthümlich war es, daß sie ruhiger wurde, wenn ich ihr mit meinen Händen Kopf und Gesicht streichelte.

Gegen Morgen schlief sie ein, allein es war kein erquickender Schlaf, sondern fortwährend durch Phantasieen unterbrochen. Nach sieben Uhr Morgens richtete sie sich auf. Sie sah mich an und rief meinen Namen mit einem Accent, der mir durch die Seele schnitt; ihre Augen glänzten mehr als je, und ihr Gesicht nahm einen ganz unbeschreiblichen Ausdruck an. Plötzlich schlang sie ihre Arme fest um meinen Hals, rief mit lauter, fast freudiger Stimme: „Der Engel, der Engel!“ — und hauchte in meinem Kuß ihr Leben aus.

Es war mir, als sei das Haus über meinem Kopfe zusammengestürzt. Alles um mich wirbelte durch einander. Thränenlos, in unaussprechlichem Jammer sah ich in das schöne, erblaßte Gesicht, in die umflorten, sonst so glänzenden Augen. Ich konnte diesen Anblick nicht ertragen. Ich wand mich aus ihrer Umarmung, legte sie auf das Kissen

und schloß mit zitternder Hand die lieben Augen, die mir niemals wieder lächeln sollten.

Der Ausdruck ihres Gesichtes wurde nun ein anderer; er ward förmlich ruhig und allmälig lächelnd. Sie sah aus wie ein schlafendes Kind. Hätte mich nicht die Kälte ihrer Lippen und Hände überzeugt, ich würde sie wirklich nur für schlafend gehalten haben. Als ich vom Bette aufstand und einige Schritte durch das Zimmer ging, trat ich unwillkürlich leise auf. Das laute Weinen und Jammern der Stiefmutter und der Aufwärterin ärgerte mich. Der Kopf wollte mir zerspringen; allein ich konnte keine Thränen finden. Es war mir, als habe ich einen entsetzlichen Traum, aus dem ich mich vergebens bestrebe, zu erwachen.

Als der Arzt kam, nahm er meine Hand, sah mir aufmerksam ins Gesicht und rieth mir dringend, für mich Sorge zu tragen. Ich versprach es, aber blieb bei Theresen. Ich kniete neben dem Bette nieder, ergriff die erkaltete Hand und legte meinen Kopf auf die Brust, in der sonst ein Herz nur für mich geschlagen hatte.

So blieb ich thränenlos wohl zwei Stunden. Niemand störte mich, oder hieß mich weggehen. Endlich kam Sch., der durch meinen Friedrich erfahren hatte, wo ich war, und den Besorgnisse um Therese wie um mich herbeiführten. Er, der sonst nie weinte, fand Thränen, allein mein Auge blieb trocken. Mein Aussehen erschreckte ihn. Ich sagte, ich wollte auch sterben. Dann versprach ich, mit ihm zu gehen und ließ mich bis an die Thür führen. Hier kehrte ich um und küßte wie rasend Theresens Hände und bleiche Lippen, deren Kälte mich um so mehr erschreckte, als ich glühte. Ich fing an irre zu reden und sprach von Blumen, die ich holen wolle zu einem Kranz für meine Geliebte zum Ball.

Ich ließ mich von Sch. mechanisch führen und weiß nicht, wie ich den weiten Weg nach meiner Wohnung zurücklegte. Hier angekommen, sagte ich zu Friedrich: „Sie ist todt!“ — Der arme Mensch hob beide Arme in die Höhe, machte ein Gesicht als wolle er ersticken, und brach dann in ein entsetzliches Heulen und Weinen aus. Ich fing an unmäßig zu lachen und verlor das Bewußtsein.

Es dauerte lange, ehe meine kräftige Natur das in mir rasende Fieber überwand. Als ich wieder zur Besinnung kam, war Therese längst begraben. —

So endete meine erste Liebe. —

Fünftes Capitel.

Leichtes Leben. — Der confuse H. — Jagd. — Wilddieberei. — Ein naßkaltes Abenteuer. — Moritz L. der Corpsjude. — Ein Blitz aus heiterer Bläue. — Hauptmann Toll. — Exercier-Geheimnisse. — Parademarsch. — „Zurück die ganze Schweine-Bagage!" — Die Muster-Compagnie. — Mir reißt die Geduld. — Mein neuer Major.

Aus all dem Erzählten läßt sich auf das Leben schließen, welches ich in Mainz als junger Officier führte. Mein guter Hauptmann plagte mich nicht sehr mit Dienst und die natürliche Folge davon war, daß ich die Sache etwas cavalièrement behandelte.

Die hübschen Mädchen beschäftigten mich meist nur Abends und ich war viel, besonders Vormittags zu Hause, wo ich mir gewöhnlich die Zeit mit Malen vertrieb. Nachmittags ging ich auf die Wache, wenn dieselbe ein näherer Bekannter hatte und später in die Anlage, oder ich besuchte Kameraden, oder ward von ihnen besucht.

Mein nächster Nachbar war eine zeitlang Lieutenant H—l. Er war auf der Ritteracademie in L. erzogen worden und ein närrischer Kauz, der nie Ruhe hatte, sondern in beständiger Bewegung war, weshalb man ihm schon auf der Divisionsschule einen sehr beleidigenden Spitznamen gegeben hatte, den er sich vergeblich verbat; er hatte sich sogar deshalb geschlagen und einen tüchtigen Säbelhieb über dem Knie

davongetragen, der ihn beinahe lähmte, — allein er behielt den Spitznamen zu seiner Narbe. Man war so gewohnt, ihn dabei zu nennen, daß dies sogar an öffentlichen Orten und auf Bällen geschah und ich dachte vor Lachen umzukommen, als eine Dame, die mit ihm tanzte, ihn Lieutenant Kurz nannte. Sie meinte, er heiße so und hatte sich dabei nur ein Wenig verhört.

Er war ein kleiner Kerl mit rundem Kopf und runden Augen, sehr langem Oberleib und kurzen Beinen, die er für sehr schön geformt hielt. Er interessirte sich für Alles, trieb Alles und wußte von Allem — ein Wenig; die Hauptsache fehlte gewöhnlich. Ich nannte ihn ein Conversations-Lexikon, in dem von jedem Artikel die letzte Hälfte ausgerissen sei. Einst brachte er mir einige neugeschlagene nassauische Kupferkreuzer. „Komm," sagte er, „wir wollen sie vergolden, das giebt hübsche Whistmarken." „Kannst Du denn vergolden?" fragte ich. — „Gewiß, wie werde ich denn das nicht können!" — Die Burschen mußten Holzkohlen herbeibringen und in einem Blumentopf wurde Feuer angemacht. Wir lagen auf der Erde und bliesen und husteten nach Herzenslust. H—l beklebte die Kreuzer mit Blattgold und brachte sie ins Feuer. Das Gold wollte aber nicht haften. Endlich, als alle Versuche fehlschlugen „im Feuer zu vergolden," kratzte er sich hinter den Ohren und sagte: „Das Verfahren ist ganz richtig, allein — es fehlt nur das Bindemittel."

Erzählte H—l eine Anecdote, so hatte er gewöhnlich die Pointe vergessen, oder wußte er sie, so gerieth er gleich Anfangs ins Lachen, seine Stimme wurde immer feiner und ging ihm gänzlich aus, wenn eben die lächerliche Pointe kommen sollte. Uebrigens war gut mit ihm auskommen; er war sehr verträglich, und gefällig bis zur Aufopferung. Er versetzte einst seinen Mantel, — weil ich Geld brauchte.

Anfang 1831 wurde meine Compagnie in das Weissenauer Lager verlegt und ich mußte eine Dienstwohnung im Weissenauer Kloster beziehen, welches an der dicht am Rhein hinführenden Landstraße liegt und nahe bei der neuen Anlage ist. In letzterer schlug ich nun für gewöhnlich mein Hauptquartier auf und aß auch hier zu Mittag.

Die Jagd hatte immer viel Reiz für mich gehabt; ich hatte sie ja schon von Kindheit an getrieben, oder war doch wenigstens sehr häufig dabei gewesen und hatte beständig davon erzählen hören. Die Gelegenheit zum Jagen fehlte in Mainz nicht und man wußte sie zu finden. Die Jagd im Festungsrayon gehörte der Commandantur und der General von Müffling hatte nicht viel dagegen, wenn wir darin umherstöberten. Zu Treibjagden, welche er und General Schütz gaben, wurden die Jäger unter den Officieren stets eingeladen.

Nicht selten erstreckten wir aber auch unsere wilddiebischen Excursionen über das Gebiet der Festung hinaus und besonders war die Mainspitze, welche zur Rüsselsheimer Jagd gehörte, unseren Raubzügen ausgesetzt. Der Jagdpächter trachtete natürlich eifrig danach, uns dies Handwerk zu verleiden. Dem Lieutenant v. Z. hatten die Jagdaufseher einst den Rückzug abgeschnitten und trieben ihn in die Ecke zwischen Main und Rhein. Sie meinten ihn schon sicher zu haben, als er ruhig sein Gewehr überhing, in den Rhein sprang und an's andere Ufer schwamm.

Ich hatte bei einer solchen Jagdpartie nach der Mainspitze ebenfalls ein nasses Abenteuer. Das Weissenauer Kloster lag jener Spitze gerade gegenüber und es gab dort eine große Menge von Enten. Mein Bursche, der ein Schiffer von der Elbe war, mußte mich häufig vor Tag über den Rhein fahren, wozu ich mir in Weissenau einen kleinen

Nachen lieh, den sie „Seelenverkäufer" nannten, wahrscheinlich der Kleinheit und Unsicherheit wegen.

Eines Morgens im März sollte abermals eine solche Excursion unternommen werden. Die Fischer, die schon auf waren, widerriethen die Fahrt sehr, denn der Rhein war nicht allein angeschwollen, sondern es war auch stürmisches Wetter. Sie meinten, wir würden nicht hinüber kommen; da aber mein Bursche anderer Ansicht war, so blieb es bei dem Vorhaben. Ich war ziemlich warm gekleidet und hatte große, juchtenlederne Wasserstiefeln an.

Mein Friedrich arbeitete aus Leibeskräften; allein bald sah ich ein, daß seine Kräfte bei dem heftigen Strom und Wind nicht ausreichten. Als eine Welle in den Nachen schlug, hing ich mein Gewehr auf den Rücken, und fragte meinen Friedrich, ob er schwimmen könne. Zu meinem Schrecken verneinte er es; ich hatte es bisher gar nicht für möglich gehalten, daß ein Schiffer nicht schwimmen könne. Ich rieth ihm also, wenn wir umkippen sollten, sich nur fest an den Kahn zu klammern, ich wolle ihm schon helfen. Kaum hatte ich meine Rede geendet, so schlugen wir um und lagen beide im Rhein. Als ich auftauchte, sah ich bei der anbrechenden Dämmerung Friedrich's grünes, ängstliches Gesicht. Der arme Kerl, der sich in heftigen Schweiß gearbeitet hatte, klammerte sich verzweifelt an den Nachen. Es gelang mir, ihn dadurch zu sichern, daß ich die Kette um ihn schlang, durch welche der Nachen gewöhnlich am Ufer befestigt war; zugleich wies ich ihn an, seinen Halt um keinen Preis aufzugeben und so heftig als möglich mit den Füßen zu arbeiten. Ich schwamm an das Vordertheil des Kahns, und nachdem ich vergeblich versucht hatte, mich meiner Stiefeln zu entledigen, die inwendig unter dem Knie mit dünnen Riemen festgebunden waren, überließ ich mich dem Strom, indem ich mit

einer Hand die Spitze des Nachens dirigirte und mich zugleich dadurch etwas stützte.

Als wir in die Nähe von Mainz kamen, brüllte ich aus Leibeskräften um Beistand, denn ich fürchtete, wir möchten unbemerkt durch die Brücke und auf die Rheinmühlen getrieben werden, wo wenigstens mein Friedrich verloren war. Glücklicher Weise wurden wir bemerkt, denn es war bereits hell geworden, und wurden an der Brücke festgehalten. Mein armer Bursche war halbtodt vor Kälte und fast ebenso grün wie der Rhein. Ich lief gleich mit ihm in den Gasthof zum Bären, gab ihm ein großes Glas heißen Grog, ließ ihn Kleider von dem Burschen eines im Bären wohnenden Officiers anziehen und befahl ihm, so schnell als möglich nach dem Weissenauer Kloster zu laufen und mir trockene Kleider zu bringen. Ich erwärmte mich ebenfalls durch einen guten Trunk und legte mich zu Bette. Als mein Bursche nach gar nicht langer Zeit zurück kam, war er naß von Schweiß; der heiße Grog und der rasche Lauf hatten ihm gut gethan und wir Beide spürten nicht die mindesten nachtheiligen Folgen von unserer Schwimmpartie in so früher Jahreszeit.

Sparsamkeit war eine Tugend, die ich nicht kannte, und da ich tausend Gelegenheiten hatte, mein Geld los zu werden und das Glück in Wiesbaden mir beständig ungünstig war, so gerieth ich sehr frühzeitig mit meinen Finanzen auf das Trockene und mußte zu Herrn Moritz L. meine Zuflucht nehmen.

Es war das der Corpsjude und unser Factotum, ein kleiner Kerl mit nicht besonders pfiffigem Gesicht, der eine Sardellenatmosphäre um sich hatte und stets ängstlich über die Straße hinkte, als leide er an Hühneraugen. Er schacherte mit Allem, was nur in der Welt existirte und gab, so lange

es sich um Waaren handelte, fast unbegrenzten Credit. Seine Preise waren freilich ungeheuer und wenn er nur das Dreifache des wahren Werthes auf Rechnung schrieb, so konnte man von Glück sagen. Er war einer der ersten Besucher, die ich nach meiner Ankunft in Mainz empfing und bot mir eine Menge unnützer Dinge an, von denen ich mehrere nahm und zu seiner Ueberraschung sogleich baar bezahlte. Es machte dies einen tiefen Eindruck und er beschloß, mich für einen solchen Leichtsinn exemplarisch zu strafen. —

In den ersten Tagen jedes Monats machte L. die Runde bei seinen Kunden, das heißt Schuldnern, in der Universitätsstraße. Er ging zu Jedem, wenn er auch wußte, daß er keine Bezahlung zu hoffen hatte; allein darum war es auch nicht zu thun; sein Geld lief ihm selten fort, wenn er auch jahrelang darauf warten mußte; allein er erhielt von Jedem einen Thaler, oder doch acht Groschen, welche nicht auf Rechnung kamen. Da er nun schon an seinen Waaren einen Gewinn von mehreren Hunderten pr. Hundert anrechnete und es so einzurichten wußte, daß das ursprünglich angelegte Capital auf die genannte Weise mit baarem Gelde verzinst wurde, so kam er nie zu kurz. Verschwand auch einmal ein Officier, ohne ihn zu bezahlen, so hielt er die Anderen für solidarisch verpflichtet und wußte stillschweigend den Verlust zu repartiren.

Ich will nur ein Beispiel aus meiner eigensten Erfahrung anführen, um zu zeigen, wie L. Geschäfte machte. Freilich hatte er mit mir leichtes Spiel, denn ich kannte den Werth der Sachen nicht, war leichtsinnig über alle Begriffe und gab was er wollte, wenn ich etwas gerade nöthig hatte und nicht baar zu bezahlen brauchte.

Ich wollte Civilkleidung haben und L. war sogleich bereit, mir einen Ueberrock und Beinkleider zu besorgen. Er

versprach sie auf den Freitag, denn Sonntag Nachmittag wollte ich damit nach Wiesbaden. Der Freitag und Sonnabend gingen vorüber und L. kam nicht; es wurde Sonntag Mittag und er war noch nicht da, obwohl ich gewiß zehn Mal zu ihm geschickt hatte. Endlich, als es die allerhöchste Zeit war, kam L. ganz athemlos mit den Kleidern an. Sie kosteten — Rock und Hosen — sechsunddreißig Thaler. Ich hörte gar nicht auf den Preis, sondern zog mich eilig an, da der Wagen wahrscheinlich schon in Castel auf mich wartete. Die Kleider schienen mir schlecht zu sitzen und gefielen mir auch sonst nicht, allein ich hatte keine Zeit, sie näher anzusehen und fuhr damit nach Wiesbaden.

Darauf hatte der schlaue Jude gerechnet; nun konnte ich ihm die Kleider nicht wieder zurückgeben. Als ich sie am anderen Tage genau betrachtete, fand ich, daß sie nicht einmal neu, sondern nur aufgearbeitet waren; allein L. ließ sich bis gegen Ende des Monats nicht bei mir sehen und da ich die Kleider einmal hatte, so benutzte ich sie. Als der Jude wieder zu mir kam, schimpfte ich ihn aus, da ich aber Geld von ihm borgen wollte, so sprach ich weder von Zurückgabe, noch von Abzug. Ich wollte nur vier Thaler von ihm haben, allein er sagte, er habe keinen Pfennig, wenn ich ihm aber die Kleider, die mir doch nicht gefielen, wieder verkaufen wolle, so könne er mir vielleicht etwas verschaffen. Ich mußte über seine Unverschämtheit lachen, allein ich ließ ihm die Kleider für — acht Thaler baar, so daß ich für die sechs oder acht Mal, daß ich sie getragen, achtundzwanzig Thaler Miethe bezahlt hatte!

Bei dieser Art und Weise zu handeln war es denn kein Wunder, daß er kein gutes Gewissen und stets Angst hatte, man möchte einmal dem Zorn fühlbar Luft machen.

Als er einst gleich nach der Parade zu mir kam, nahm ich eine ernste Miene an, sagte kein Wort, schloß die Thür ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. L. sah Alles was ich that mit sehr besorgter Miene an und fragte: „Herr Leichnam, was wolle se mache?“ — Ich gab keine Antwort, sondern nahm eine Pistole von der Wand und ließ den Ladestock hineinfallen, um mich zu überzeugen, daß sie nicht geladen sei. „Mache se keine Sache, Herr Leichnam!“ rief L. sehr ängstlich und retirirte nach dem offenen Fenster. Als ich den Hahn spannte und auf ihn zielte, sprang er in größter Eile hinaus — es war Parterre — und rannte, als ob ihm der Kopf brenne, die Straße hinunter, zum Gelächter der Officiere, die in den Fenstern lagen. Selbst mein Rufen und Lachen brachte ihn nicht zum Stehen und er ließ sich lange nicht bei mir sehen. —

Einst hatte ich ihm einen Extrathaler versprochen. Es war im Winter, und da ich L. kommen sah, so legte ich einen Thaler auf den heißen Ofen, wo er bald so glühend wurde, daß ich ihn fast nicht in den dicken wildledernen Handschuhen halten konnte, die ich zum Ausgehen eben anhatte. Als L. herein kam, rief ich, indem ich den Thaler aus einer Hand in die andere warf: „Da ist der Thaler, den ich Ihnen versprochen; haben Sie mich aber neulich betrogen, dann wünsche ich, daß er in Ihrer Hand zu Feuer werden möchte.“ Damit drückte ich ihm das Geldstück in die ausgestreckte, flache Hand. Das Gesicht, mit welchem er es an die Erde warf, war höchst komisch; es drückte Zweifel, Furcht und Schmerz zugleich aus. Ich hob den Thaler auf, substituirte dafür schnell einen anderen und fragte, was ihm sei? — Er schien ganz verstört, rieb seine Hand, in welcher der Thaler vollständig zu sehen war, und erstaunte sehr darüber, daß ich mich nicht verbrannte. Mit großem Mißtrauen nahm er

den Thaler abermals in die Hand und ging ohne weitere Bemerkung nachdenklich zur Thür hinaus. —

Als meine Compagnie wieder aus dem Weissenauer Lager in die Festung rückte, schien mein Oberst zu der Ueberzeugung zu kommen, daß mein höflicher und guter Hauptmann L. nicht der Mann sei, einen tüchtigen Dienstofficier aus mir zu machen. Eines Mittags auf der Parade kam Sch., der Adjutant geworden war, aus dem Parolekreis und sagte mir mit einiger Schadenfreude ins Ohr: „Du bist zur xten Compagnie versetzt!“ —

Ein vor mir niederschlagender Blitz würde mich kaum mehr erschreckt haben, als es diese Hiobspost that. Zur xten Compagnie! das war das Entsetzlichste, was einem Officier von meinen Neigungen begegnen konnte. Selten hielt es dort ein junger Officier länger als einige Monate aus; die meisten verklagten den Hauptmann schon in den ersten Tagen und standen bald auf solchem Fuß mit ihm, daß jeden Augenblick Excesse zu erwarten waren und so ein Zusammenleben bei einer Compapnie unmöglich wurde. Ich will diesen Oger von einem Hauptmann Toll nennen, da es wirklich oftmals schien, als sei er einem Narrenhause entsprungen.

Als ich mich nach dem Vorlesen der Parole bei ihm meldete, empfing er mich mit den auf ungezogene Weise ausgesprochenen Worten: „Ich weiß schon!“ Dazu schnitt er ein grimmiges Gesicht und drehte mir den Rücken! Ich war ganz starr vor Erstaunen, denn solche Behandlung war mir noch von Niemandem widerfahren; allein eben der Seltsamkeit wegen konnte ich zu keinem Aerger kommen, sondern brach in ein lautes Gelächter aus. Noch lachend trat ich in einen Kreis junger Officiere und sagte: „Wißt Ihr, wie mich Toll empfangen hat?“ — Und nun machte ich die Ge-

berden des Hauptmanns zum Ergötzen Aller nach. Als ich mich bei dem: „Ich weiß schon!“ umdrehte, stand ich glück'lich vor dem Hauptmann selbst, der sagte: „Sie werden um vier Uhr zum Apell kommen.“ Das klang anders, wie L—s unterthänigste Bitte!

Die xte Compagnie lag mit einer anderen vom 35. Regiment und zwei österreichischen auf der Citadelle und dorthin begab ich mich um vier Uhr zum Apell. Da derselbe bei meiner früheren Compagnie gewöhnlich nur eine Viertelstunde dauerte, so hatte ich für fünf Uhr eine Verabredung getroffen; allein ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der eigentliche Apell dauerte bis fünf; nun wurde in einzelnen Abtheilungen exerciert und damit erst aufgehört, als der Mond am Himmel stand. Gott sei Dank! seufzte ich, denn nun dachte ich, sei die Erlösung gewiß. Weit gefehlt! Nun nahm der Hauptmann die Compagnie zusammen und fing an zu instruiren. Endlich als es sieben schlug, wurde ich erlöst.

So waren fast alle Apells bei dieser Compagnie; der Hauptmann war unverheirathet und wußte sich nicht besser die Zeit zu vertreiben. Anfangs meinte ich vor Wuth und Ungeduld vergehen zu müssen; allein allmälig fügte ich mich in das Unvermeidliche, und tröstete mich mit dem Gedanken, daß Alles einen Anfang und ein Ende habe.

Doch ich darf nicht versäumen, ein lebensgroßes Portrait des Hauptmanns zu entwerfen; die Race stirbt aus wie der Dodo und es wäre schade, wenn keine genaue Beschreibung davon übrig bliebe.

Er mochte damals ein Mann in der Schattenhälfte der Dreißiger sein, war 5 Fuß 10 Zoll groß und gut bei Leibe, ja mit einer Hinneigung zu einem Majorsbauche, der seiner kräftigen Gestalt nicht übel gelassen haben würde, wenn er

sich hätte entschließen können, seine Uniformstücke aus den Lieutenantsjahren seinem Burschen zu schenken, oder einem Juden zu verkaufen. Er war aber ein sparsamer Mann und trug Uniformen und Beinkleider bis auf den Faden. Da diese alten Kleidungsstücke von dem Hauptmannsgehalt nicht in dem Maaße weiter wurden, als ihr Herr an Körperfülle zunahm, so entstand daraus der Uebelstand, daß sie prall an seinem Leibe saßen, wie die Schale an der Blutwurst.

Die für Lieutenantstaille eingerichtete Hauptmannsuniform rutschte daher in die Höhe, um dem werdenden Majors-Bauch aus dem Wege zu gehen. Die kleinen messingenen, unvergoldeten Knöpfe und die flachmondigen Epauletts zeigten zur Genüge an, daß seit ihrer Geburt viele Jahre vergangen waren, wenn man dies auch nicht an ihrem fadenscheinigen Aussehen und den Flicken unter den Armen errathen hätte. Daß die Flicken hielten, war ein großes Wunder, denn die schwellenden Muskeln der kräftigen Arme füllten das Tuch so vollkommen aus, wie der Finger eines Mädchens den zierlichen Pariser Handschuh.

Die Hosen waren eben so vorsündfluthlich. Da bei ihrer Anschaffung kein Bauch vorhanden war, so mochten sie wohl ursprünglich lang genug gewesen sein; allein nun waren sie mehr als handbreit zu kurz und ohne die langen schmalen ledernen Stege würden sie sicher wie ein Paar Gummihosen bis zum Knie hinaufgerutscht sein.

Das Gesicht des Hauptmanns harmonirte mit dem Bauch. Es war nicht widerlich feist oder fett, sondern einem gesunden, kräftigen Manne angemessen und außer Dienst angenehm. Die Augen waren blau und würden hübsch gewesen sein, wenn der Hauptmann nicht die Gewohnheit gehabt hätte, im Nachdenken auf einen Fleck zu starren, wobei sich

die Pupille ganz zusammenzog und strahlenförmige Streifen bekam. Die Nase war kurz und abgerundet; der Mund im Zustande der Ruhe oder außerdienstlichen Gespräches von einnehmendem Ausdruck, der durch hübsche, gesunde Zähne erhöht wurde. Leider ward seine Oberlippe durch eine sehr starre, blonde, ordonnanzmäßige Zahnbürste verunstaltet.

Der mit schlichtem, hellbraunen Haar bedeckte Kopf des Hauptmanns war ziemlich dick und viel zu groß für den Czako, der genau nach der Vorschrift eingerichtet war, die er selbst dafür bei seiner Compagnie gegeben hatte. Er schien dies Möbel nicht als eine Kopfbedeckung zu betrachten, sondern als eine Maschine, die Soldaten im Balanciren zu üben. Der Czako mußte nämlich gerad auf dem Wirbel sitzen und durfte bei Leibe nicht so weit auf den Kopf gedrückt werden können, daß er von selbst festsaß. Das wäre ein großer Fehler gewesen, denn zum Festhalten dienten die metallenen Schuppen, deren Riemen sehr fest unter dem Halse zugeschnallt war, um das Schwanken des Marterhutes zu verhüten und den Soldaten das Blut ins Gesicht zu treiben, damit sie gesund und wohlgenährt aussahen.

Toll's Sprache war außer Dienst wohlklingend und von angenehmem Ausdruck. Ueberhaupt war er kein Barbar und that sich etwas darauf zu gut, die neueren Dichter zu kennen, das heißt bis Müllner, aus dessen „Schuld“ er hin und wieder Stellen anführte.

Im Dienst war es aber, als sei der Satan in ihn gefahren und ich kann mir seine ganze Erscheinung nur durch Annahme partiellen Wahnsinns erklären. War er im Dienst nicht gerade wüthend, so redete er stets kurz abgestoßen und scharf accentuirt, ungefähr wie ein Ausrufer, der schreit: „Es wird hiermit bekannt gemacht u. s. w.“ Wenn er aber

die Compagnie selbst exercierte, so veränderte sich seine ganze Natur; der Kamaschenteufel schien ihn völlig in Besitz genommen zu haben; er schien in eine Art Delirium zu verfallen wie die Pythia auf dem Dreifuß, nur daß seine Orakelsprüche weder so poetisch, noch so dunkel, wenn auch oft wunderlicher waren. Es ist schade, daß ich den Monolog, den er gewöhnlich beim Exercieren zu halten pflegte, nicht mit musikalischen Noten begleiten kann, denn melodramisch behandelt würde sich ein solches Stück Kamaschenthum am Besten ausnehmen.

Vor Oberst von B. hatten wir einen anderen Commandeur gehabt, der ein sehr tüchtiger Exerciermeister war und von Hauptmann Toll sehr bewundert wurde; er hatte aber die Eigenthümlichkeit, stets in einem weinenden Tone zu reden und das gefiel meinem Hauptmanne so sehr, daß er sich diesen Ton ebenfalls aneignete. Man konnte ihn daher beim Exercieren stets wie einen Riesensäugling weinen hören, und ein unbefangener Zuschauer mußte glauben, dem armen Hauptmann wolle das Herz brechen über die schiefe Haltung des Nolte, oder das Wackeln des Daseke beim Parademarsch.

Ein guter Parademarsch schien dem Hauptmann die höchste Spitze militärischer Ausbildung, oder wenn er auch nicht einfältig genug war, diese Ansicht zu haben, so handelte er doch so, als ob er sie hätte, da viele Vorgesetzte wirklich dieser Meinung waren und die Vortrefflichkeit eines Regimentes nach seinem Parademarsch beurtheilten. Vielleicht sagte auch die Steifheit desselben, die vortrefflich mit dem Hosensitz des Hauptmanns harmonirte, ihm besonders zu, wogegen er den Felddienst mit sehr mißvergnügtem Blick betrachtete, da er die Leute „lotterig" machte und zum Parademarsch verdarb.

Unser Tirailliren war daher stets ein Paradetirailliren und gemahnte mich an ein Kinderspielzeug, welches ich die Soldatenscheere nannte.

Da ein Bauernjunge, wenn er von seinem Dorfe kommt, weder gehen noch stehen kann, wie es sich für einen Soldaten ziemt, so war es denn die erste Sorge des Hauptmanns, seinen Pflegekindern das Gehen beizubringen; das heißt nicht das Marschiren in Reih und Glied, sondern das Gehen auf der Straße außer Dienst und das Grüßen. Der Soldat mußte daher den linken Arm vorschriftsmäßig „leger" bewegen, die Füße hübsch auswärts halten, die Spitzen hinunterdrücken und sich an einen „lebhaften Spazierschritt" gewöhnen, wie auch daran, daß er den zu grüßenden Officier gebührend ansah und die Hand lange genug an der Kopfbedeckung behielt. Vor dem Regiments- und Bataillons-Commandeur, wie vor den Officieren der Compagnie mußte Front gemacht werden, wie dies die Schuldigkeit sämmtlicher Officiere der Armee vor Königlich Preußischen Prinzen und Prinzessinnen war, wenn sie auch im Arm der Amme spazieren fuhren.

Man kann sich denken, welche Grazie die derben Bauernjungen bei dieser Uebung entwickelten und welche Schwierigkeiten zu überwinden waren; oder man kann sich's vielmehr nicht denken, wenn man's nicht selbst mit angesehen hat.

Die Schwierigkeit begann gleich mit dem Geradestehen. — Setzen wir den Fall, wir hätten einen Weber, Schuster oder anderen Handwerker vor uns, dessen Geschäft eine bestimmte Haltung bedingt, welche stets auf die gewöhnliche Einfluß hat. Man verlangt also von dem Rekruten, er solle sich ganz gerade hinstellen. Der arme Kerl thut sein Bestes und meint wie eine Kerze dazustehen; allein er irrt sich gewaltig; die eine Hüfte ragt weit über eine Seite hinaus, während der Kopf auf der Schulter hängt und die ganze

Gestalt einem lateinischen S ähnlich sieht. Jetzt stellt man den Mann gerade. Die natürliche Folge davon ist, daß er meint, krumm wie ein S zu stehen und sich höchst unbehaglich fühlt; allein wehe ihm, wenn er diese Haltung während seiner Militärzeit auch nur einen Augenblick vergißt! Hauptmann Toll wird ihm oft genug zurufen: „Halte Er den Saukopf gerade, nehme Er seine linke Schweinehüfte zurück!"

Da manche Bewegungen in kurzem Trabe ausgeführt werden mußten, so wurde dieser natürlich auch eingeübt; allein dabei waren beträchtliche Hindernisse zu überwinden. Erstlich hatte der Soldat stramm angezogene Hosen; ferner schlug ihm der an der Patrontasche fest angeknüpfte Säbel gegen die Waden und kam wohl auch zwischen die Beine; drittens drohte der Czako jeden Augenblick zu fallen. Um all diese Malheurs zu verhindern, hatte der Soldat aber nur eine Hand, die andere hielt das Gewehr, und diese eine Hand mußte die Patrontasche halten, damit sie mit ihrem Ehegemahl, dem Säbel, nicht auf dem Rücken tanzte, wodurch die Patronen zerscheuert, oder aufgegangen sein würden. Kurz, die Sache war nicht leicht und man sah die freie Hand je nach Bedürfniß und trotz aller Reglements beim Laufen beständig zwischen Kopf und Hintern unterwegs.

Damals existirte auch noch der Balancirschritt und der langsame Schritt, der eigentliche Paradeschritt. Ersterer war eine Vorübung zu letzterem und lehrte den Soldaten das „angezogene" Gewehr in senkrechter Stellung behalten, wenn auch der Oberkörper vorn übergebeugt war. Der Tact zum langsamen Schritt war in den langsam und deutlich ausgesprochenen Worten: „Ein — und — zwanzig, zwei — und — zwanzig!" ausgedrückt.

Wenn Hauptmann Toll den Parademarsch übte, war sein ganzer Körper und Geist davon in Anspruch genommen. Von vielem Schreien, Reden, Schimpfen, Fluchen und Heulen schäumte sein Mund und die Schaumflocken des Speichels bedeckten die Brust nebst Medaille und eisernem Kreuz. War es warm, dann drang der Schweiß durch die knappe Uniform und unter den sich stets heftig bewegenden Armen bildete sich nicht selten Schaum, wie zwischen den Hinterbacken eines dicken Pferdes.

Tönte das geheiligte Wort: „Parademarsch!“ aus seinem Munde, dann nahm sich jeder Soldat zusammen, als gehe es gegen eine Kartätschbatterie. Dann brüllte und heulte der Hauptmann: „Eins, zwei! Eins, zwei! — Ruh—ig! Ru—uh—ig! (weinend) Der Daseke das dämlige Luder wackelt wieder mit dem Kopf! — eins! eins! — ruuu—hig! (kurz und streng) Unterofficier Schnabel, schlägt Ihnen der dumme Junge wieder in den Nacken? — Eins, eins — ruhig — ru—uh — der Daseke wackelt (weinend) wackelt, wackelt, — wie'n wahnsinniger Hund! (crescendo) wie'n wahnsinniger Hund, — wie'n wahnsinniger Hund! (Aeußerster Grad des Schmerzes und der Verzweiflung. — Plötzliche Wuth:) Zurück die ganze Schweinebagage!“ — Die Schweinebagage war nämlich die ganze Compagnie sammt Officieren und Unterofficieren, welche auf den alten Standpunkt zurückgejagt wurde, um den mißlungenen Parademarsch in einzelnen Zuggliedern abermals zu versuchen. Ich habe es erlebt, daß die „ganze Schweinebagage“ siebenzehn Mal so zurückgejagt wurde!

Man kann sich vorstellen, wie ermüdend das war und wie mißmuthig das die Soldaten machte. Wehe dem, der aber ein äußeres Zeichen davon gab, daß er sich langweilte und wohl gar gähnte!

Als wir einst in der Compagnie exercierten, stand ich auf deren linkem Flügel. Ich war ziemlich müde, denn ich hatte die Nacht durchschwärmt und es war sehr früh am Morgen. Es war „Rührt Euch“ commandirt und ich glaubte mich vollkommen dazu berechtigt, zu gähnen. Man denke sich daher meine Ueberraschung, als ich den vor der Front stehenden Hauptmann plötzlich weinen hörte: „Was muß das für ein ganz gemeiner Schweinhund sein, der jetzt gähnen kann!“ Die Schmeichelei galt einem Mann in der Mitte der Compagnie, der ebenfalls gähnte, allein der neben mir stehende Flügelmann konnte sich nicht enthalten, zu lachen und mich anzustoßen, wobei er sich übrigens nichts Böses dachte, denn ich stand mit den Leuten auf sehr freundschaftlichem Fuß; ich lachte natürlich mit.

Als unser Regiment später nach Saarlouis versetzt wurde, genügten dem Hauptmann die Exercierplätze in den Festungswerken nicht und ebensowenig der Marktplatz, da er höchst ungern mit anderen Compagnieen gemeinschaftlich exercierte und es überhaupt nicht leiden konnte, wenn er Zuschauer hatte, eine Abneigung, die sicher aus einem gewissen Bewußtsein der Lächerlichkeit entsprang.

Eines schönen Morgens führte er uns daher vor die Stadt auf einen gepflügten Acker, den er sich zum Exercieren der Compagnie für sein Geld gepachtet hatte! In einigen Tagen war dieser Acker glatt exerciert wie eine Tenne, so daß die Kinder diesen herrlichen Platz zum Kreiselspiel und zum Spiel mit Klickern benutzten, zum großen Aerger des Hauptmanns, da die zu diesem Spiel gemachten Löcher den Parademarsch verdarben.

Die Genauigkeit, welche der Hauptmann beim Exercieren verlangte, ging wirklich sehr weit; allein die Folge davon war auch, daß es unserer Compagnie keine im Paradeexer-

cieren gleich that. Es war schwierig genug, den Zug zu seiner Zufriedenheit zu führen, denn man hatte auf gar zu Vielerlei zu sehen. Commandirte man Halt, oder eine Wendung nur um den zwanzigsten Theil einer Secunde zu früh oder zu spät, so mußte die „ganze Schweinebagage“ wieder von vorn anfangen; ein Commandiren auf den falschen Fuß, würde den Hauptmann zur Verzweiflung gebracht haben. Mir war es denn allmälig gelungen, den Zug zu seiner Zufriedenheit zu führen, allein so ging es nicht Jedem, und am schlimmsten waren solche Officiere am Anfang daran, die von anderen, nicht so exacten Compagnieen zu der unserigen versetzt wurden. Er ließ sogar einen schon älteren Officier den Degen einstecken und eine Zeitlang zusehen, wie ich und der Feldwebel die Züge führten, indem er sagte: „Jede Compagnie hat so ihre besonderen Gewohnheiten, bitte sehen Sie sich unser Exercieren erst etwa vierzehn Tage mit an.“ Der Officier wußte indessen zu bewirken, daß er gleich wieder versetzt wurde.

Ich glaube wirklich nicht, daß es damals in der ganzen Armee eine Compagnie gab, welche besser exercierte, als die unserige. Es ging Alles wie am Schnürchen; allein Officiere und Soldaten wurden auf unerhörte Weise geschunden und Alles das, um die Eitelkeit und den Ehrgeiz des Hauptmanns zu befriedigen.

Unsere Kaserne war wie ein Putzkästchen; allein dafür getrauten sich die armen Kerle auch kaum auf einen Stuhl zu setzen. Die Dielen waren mit weißem Sand schneeweiß gescheuert, ja des Hauptmanns Narrheit ging so weit, daß er alte Eichenbohlen, die vielleicht schon mehrere Jahrhunderte lagen, weiß haben wollte. Der Platz um den Spucknapf war mit einer Lage feinem weißen Sand umgeben, der den Grund zu einem Gemälde bildete, welches mit rothem

und blauem Sand darin gezeichnet war. Nicht selten liefen solche Verzierungen rings um die ganze Stube. — Das Tischblatt des tannenen Eßtisches war schneeweiß, allein die Soldaten mußten es umkehren, wenn sie den Tisch irgend wie benutzen wollten. Kam ein Oelfleck, oder ein Thonfleck vom Anstrich des Lederzeuges auf die Dielen, dann war der Teufel los und der Corporalschaft wurde eine bestimmte Frist gesetzt, innerhalb welcher der Fleck verschwunden sein mußte, wo nicht — spazierte Einer nach dem Anderen in Arrest, bis der Flecken getilgt war.

Standen die Soldaten am Morgen auf, dann hatten sie große Mühe mit ihren Betten. Die Decken mußten aus den Ueberzügen herausgenommen und das Bett durch allerlei künstliche Manipulationen so gemacht werden, daß es eine scharfkantige Form erhielt, ungefähr wie ein Sarg.

Die Montirungsstücke und Waffen mußten natürlich in dem besten Stande gehalten werden und sämmtliche Gewehre wurden durch das häufige und übermäßige Putzen klapprig und mußten alle Augenblick zum Büchsenmacher. Das Klappern hatte man übrigens nicht ungern, da sich dadurch jedes Tempo der Handgriffe scharf markirte.

Zum Exercieren wurden alte, längst ausrangirte Hosen angezogen und der Hauptmann verlangte, daß selbst im leinenen Futter kein Riß sein solle. Zu diesem Ende kaufte er Futterleinwand — das heißt Sackleinwand — an, damit die Leute keine Entschuldigung hatten. Es wurde nun von den Soldaten selbst Flicken auf Flicken gereiht, so daß die armen, geplagten Leute meist wunde Beine bekamen. — Der Hauptmann kannte das Innere jeder Exercierhose wie die Landkarte von Deutschland und wahrscheinlich besser. Wöchentlich wenigstens einmal mußten die Leute, die umgekehrten Exercierhosen in der Hand, antreten. Es war ein

drolliger Anblick, sie so dastehen zu sehen, die Hosen alle mit ausgestreckten Armen in der Höhe der Nasen haltend, damit sie der Hauptmann oder einer der Officiere mit Ernst inspiciren könne. Ebenso wie jeden Fleck im Futter der Hosen, hatte der Hauptmann jede Schuhsohle der Compagnie im Kopf; ein Paar Nägel schienen für immer darin sitzen geblieben zu sein.

Auf körperliche Reinlichkeit sah er bei den Soldaten außerordentlich; allein er war dabei barbarisch und ungerecht. Schmutzige Nasenlöcher, Ohren oder Augenwinkel hatte er besonders auf dem Strich; aber das nicht allein, er verlangte auch glatte Hände und Hälse, ohne zu bedenken, daß bei der Feldarbeit der Teint schlecht conservirt wird und die Hände Knollen und Schwielen bekommen oder aufspringen. Solche arme Teufel, die ihre Hände oder Hälse trotz aller Mühe nicht zur Zufriedenheit des Tyrannen herstellen konnten, ließ er zu Zeiten unter die Pumpe schleppen und vermittelst eines Strohwisches mit Sand scheuern, bis sie bluteten!

Gerieth er in Wuth, was sehr häufig geschah, so setzte es Prügel und Ohrfeigen, oder er riß die Leute am Ohrläppchen. Riß solch Ohrläppchen ein, dann rief er ärgerlich: „Was die infamen Kerle für faules Fleisch haben!“ — Einmal kam es vor, daß er, als er durch die vorderen Glieder hindurch fuhr, um einen Mann im dritten Gliede zu prügeln, einem Anderen ein Bayonnet durch den Backen rannte.

Uns Allen war diese Schinderei ein Gräuel, ebenso dem Feldwebel, der ein sehr ordentlicher, tüchtiger Mann war, aber sehr häufig „verfluchter Schweinecorporal“ titulirt wurde. Als der Hauptmann einst wieder einem Mann eine Ohrfeige gegeben hatte, hetzte, wie ich glaube, der Feldwebel ein wenig und der Mann wollte klagen. Um dies zu verhindern, gab ihm der Hauptmann achtzig Thaler, zu Aller

Vergnügen, denn Jeder wußte es, obgleich die Geschichte geheim bleiben sollte.

War das Bataillon um fünf Uhr Morgens befohlen, dann bestellte unser Toll die Compagnie um vier Uhr und die Corporalschaftsführer ließen schon um drei Uhr oder noch früher antreten. Die natürliche Folge davon war, daß die Leute, von dringendem Bedürfniß getrieben, während des Exercierens austreten mußten, oder vor Erschöpfung in Ohnmacht fielen, wozu der Sitz der Czakos, die engen Kinnriemen, engen, steifen Kragen und angespannten Hosen nicht wenig beitrugen. Wem aber ein solches Unglück passirte, der kam ohne Gnade in Arrest.

Einst nach einem Bataillonsexercieren ließ der Hauptmann die Compagnie einen Kreis bilden und hielt ihr eine lange Strafrede. Ich bemerkte, daß ein Mann bald blaß und bald roth wurde und wollte eben fragen, was ihm fehle, als ich das Wasser unten zu den Hosen hinaus laufen sah. Der arme Kerl hatte lieber die Hosen genäßt, als sich dem Zorn des Hauptmanns ausgesetzt.

Bei all dem bildete sich dieser ein, die Leute hätten ihn lieb!! Sie haßten ihn aber grimmig und ich hörte nicht selten die halbunterdrückte Drohung, die ich nicht hören wollte, daß, ginge es ins Feld, die erste Kugel den Hauptmann treffen solle. — Mich wunderte es stets, daß nicht mehr Selbstmorde bei der Compagnie vorkamen, oder nicht irgend ein Verzweifelter dem Hauptmann das Bayonnet in den Leib stieß.

Ein Herr v. Z., welcher auf Avancement diente und den sein Unglücksstern zu unserer Compagnie geführt hatte, wurde durch den Hauptmann so maltraitirt, daß er nahe daran war, sich umzubringen und es vielleicht gethan haben würde, wenn ich und Andere ihm nicht freundlich zugeredet

hätten. — Nach jedem Exercieren hieß es: „Die maladretten Schweinhunde vor! — Z. — warum treten Sie nicht vor?“ —

Menschenkenntniß besaß der Hauptmann durchaus nicht, was sich hauptsächlich bei der Wahl der Unterofficiere zeigte. Diese waren meist die abgefeimtesten Augendiener und Schufte der ganzen Compagnie. Sie flogen wenn der Hauptmann nur winkte. Einst rief dieser oben im Kasernengange mit seiner klappenden Stimme: „Unterofficier Dumm, gehen Sie gleich in den Hof — so hören Sie doch, Sie wissen ja nicht, was Sie sollen!“ Letzteres mußte aus dem Fenster gerufen werden, denn Dumm war bereits in den Hof geflogen, oder gestürzt, denn gehen konnte man es nicht nennen.

Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, diesen Kamaschensatan zufrieden zu stellen und es gelang mir auch, obwohl ich häufig an die äußerste Grenze meiner Geduld getrieben wurde. Nur einmal verklagte ich ihn. Ich kam bei der Compagnie mit ihm zu gleicher Zeit an und folgte ihm, als er die Front derselben herunter ging. Da wir Officiere keine besonderen Abtheilungen hatten, so brauchten wir nicht früher zu erscheinen. Er hatte mich wohl bemerkt, allein er that, als sei das nicht der Fall und als er sich umwandte und ich ihn grüßte, rief er laut: „Lieutenant v. C., warum kommen Sie so spät? Was ist das für ein Beispiel für die Leute, wenn der Officier zu spät kommt!“ Erstlich war ich nicht zu spät gekommen und zweitens hatte er nicht das Recht, mir einen solchen Verweis vor den Leuten zu geben; ich nahm es daher übel und gab ihm keine Antwort. Während er von dem Feldwebel und einem Sergeanten die Bewegungen im Bataillonsexercieren commandiren ließ, um überzeugt zu sein, daß die Flügelleute wußten, was sie zu thun hatten, sah ich zu und hatte den Daumen der rechten Hand in die Uniform gesteckt, wozu ich vollkommen berechtigt war, da ich

nicht im Gliede stand. Diese Stellung verdroß den Hauptmann und er rief: „Lieutenant v. C., sein Sie aufmerksam und nehmen Sie die Hand aus der Uniform.“ — Ich hielt mich mit großer Mühe zurück, denn ich hatte die allergrößte Lust, ihn vor der ganzen Compagnie einen Narren zu nennen, beschloß aber lieber, ihn bei dem Major zu verklagen und um Versetzung zu einer anderen Compagnie zu bitten.

Nach dem Exercieren wollte der Hauptmann ein Gespräch mit mir beginnen, als sei nichts vorgefallen; ich gab ihm jedoch keine Antwort und führte meinen Entschluß aus. — Der Major ließ mich zu sich rufen; er war in der tödtlichsten Verlegenheit, denn dem Toll einen Officier zu nehmen, der schon drei Jahre bei der Compagnie stand und ohne seinen Willen, — das ging durchaus nicht. Er bat mich also, die Sache nicht so übel zu nehmen, der Hauptmann habe es nicht böse gemeint und ich wisse ja, daß er sehr hitzig sei. Ich möchte nicht auf Versetzung dringen, er bürge mir dafür, daß dergleichen nicht wieder geschehen solle; ich möge es wenigstens noch sechs bis acht Wochen versuchen, denn eine Versetzung gerade nach diesem Vorfalle, würde den Hauptmann zu sehr beleidigen.

Ich antwortete dem Major: er kenne mich ebenfalls und wisse, daß ich nicht nur ebenfalls sehr hitzig sei, sondern auch ausführe, was ich mir vornähme. Ich gäbe also hiermit mein Wort, daß ich, es möge daraus entstehen was da wolle, vor der Front öffentliche Genugthuung an dem Hauptmanne nehmen würde, wenn er sich noch einmal eine solche Ungezogenheit gegen mich erlaube, die ich nicht dulden könne, ohne mich in den Augen aller Kameraden herabzusetzen. — Seitdem nahm sich der Hauptmann zusammen; übrigens war er ein zu billig denkender Mann, um bei ruhiger Ueberlegung sein Unrecht nicht einzusehen, oder sich meiner Klage

wegen an mir zu rächen. Außer Dienst war er ein achtungswerther Mann, im Dienst aber Toll.

Oberst und Major fürchteten sich vor dem Hauptmann und es war höchst komisch mit anzusehen, wenn er mit einem von ihnen redete. Der Oberst, den der Hauptmann als Salonsoldaten verachtete, war in beständiger Verlegenheit und der kleine Major verschwand förmlich, was H—l Veranlassung zu einer hübschen Carricatur gab: „Wie Major von S. den Hauptmann Toll nas't.“ —

Mein neuer Major war ein kleiner Mann mit einer ziemlich großen Nase und einem sehr umfangreichen Czako; er reichte mit demselben meinem Hauptmann etwa bis unter das Kinn. Sein Geist war seinem Körper angemessen; allein er war ein herzensguter, rechtlicher und in jeder Beziehung ehrenwerther Mann, dem es indessen an einigen Lächerlichkeiten nicht fehlte.

Eins seiner Steckenpferde war die Richtung des Bataillons und bei jeder Gelegenheit commandirte er: „Points vor!“ weshalb ihn viele Major Points nannten. Ein anderes Steckenpferd war die Sparsamkeit; nicht daß er für sich etwa geizig gewesen wäre, nein, er beschäftigte sich nur sehr gern mit den Finanzen seiner Officiere und hatte eine Tabelle für ihre Ausgaben aufgesetzt, nach der ein Secondelieutenant von seinem Gehalte noch Etwas ersparen konnte.

Er war gutmüthig und wohlwollend und würde dies gern im Umgang mit seinen Officieren mehr gezeigt haben, wenn er nicht stets gefürchtet hätte, seinem Ansehen etwas zu vergeben; kleine Leute sind in diesem Punkte meist ängstlicher als große. —

Wie er ängstlich darauf sah, daß man die ihm gebührenden Rücksichten beobachtete, so war er auch ebenso ängstlich darauf bedacht, Niemandem zu nahe zu treten, und dieses

doppelte Streben verwickelte ihn in Schwierigkeiten, in welchen er gewöhnlich stecken blieb.

Hatte er nämlich dem Officiercorps etwas zu sagen und begann seine Rede, so fürchtete er schon nach dem ersten Satze mißverstanden zu werden und hielt einen erläuternden Zwischensatz für nöthig; war derselbe beendigt, so kam ihm dasselbe Bedenken in Bezug auf den Zwischensatz und es ward eine fernere Parenthese beschlossen. So ging das eine Weile fort; natürlich hatte er die ersten Sätze vergessen und war genöthigt, seine Rede mit den Worten zu schließen: „Nun, meine Herren, Sie werden mich wohl verstanden haben."

Ob das immer möglich, mag man aus folgender Rede beurtheilen, die er uns hielt: „Meine Herren, das heißt was ich zu sagen habe, bezieht sich wohl mehr auf die allerjüngsten, obwohl auch von diesen viele sind, die da gewiß alles Mögliche thun, um sich im Dienst zu vervollkommnen, obwohl ich bei verschiedenen Gelegenheiten, die da indessen zu den selteneren gehören und die da gewiß nur zu den Ausnahmen gerechnet werden dürfen, welche nur der jugendlichen Flüchtigkeit, die da übrigens bei jungen Officieren wohl einigermaßen zu entschuldigen ist, wenn es auch zu wünschen wäre, daß sie immer mehr verschwinden und dem dienstlichen Ernste Platz machen möchten, wie er bei reiflichem Nachdenken und dem guten Willen, den ich stets bei dem Officiercorps gefunden habe, zuzuschreiben sein möchte. Nun meine Herren, ich brauche nichts weiter hinzuzufügen, Sie werden mich verstanden haben und die betreffenden jüngeren Herren das in Zukunft abstellen." —

Der Major war ein Schlesier und hatte, wie ich das meist bei den Schlesiern gefunden habe, nicht allein eine große Vorliebe für seine Heimath, sondern auch große Anhänglichkeit an alle Landsleute, die er bei jeder Gelegenheit prote-

girte. — Die „Majaurin“ war ebenfalls eine Vollblutschlesierin und sagte: „Jeises“ (Jesus) und „Saule,“ weshalb sie von den Officieren die Saule genannt wurde. —

Sie war eine wirthschaftliche, gutmüthige Frau und als ein Beispiel von dieser Gutmüthigkeit erzählte man folgende Anecdote: Als sie einst in nicht eben elegantem Negligée in der Küche beschäftigt war und sich unter den Heerd gebückt hatte, um von dem dort befindlichen Holze hervorzulangen, rannte die Ordonnanz des Majors die Treppe hinauf, welche dicht neben der offenen Küchenthür vorüber führte. Als er eine weibliche Figur sah, welche ihr Hintertheil in die Luft und den Kopf unter den Heerd gesteckt hatte, hielt er dieselbe für seine Freundin, die Köchin, mit welcher er sich wohl einen handgreiflichen Scherz erlauben durfte. Man denke sich sein Entsetzen, als er plötzlich das zornige Gesicht der Majorin sah, die sich vor Ueberraschung derb an den Kopf gestoßen hatte. Der arme Kerl konnte zwar nicht wie jener französische Soldat in ähnlicher Lage sagen: „Si votre coeur est si dur comme votre cul, je suis perdu,“ allein sein bestürztes Gesicht nebst der gestammelten Entschuldigung, er habe gemeint, es sei die Marianne und bäte sehr, sie möge ihn nicht unglücklich machen, hatte dieselbe Wirkung. Die „Majaurin“ war glücklicherweise keine Prüde und fand einen solchen Scherz mit Marianne gar nicht so übel; auch dauerte sie der arme Mensch und sie sagte: „Na, es ist gut, ich will's meinem Manne nicht sagen, weil's — das erste Mal gewesen ist.“ —

Sechstes Capitel.

Politische Aufregung. — Polenfieber. — Besoffene Helden. — Das schwarz-roth-goldene Fieber. — Das Hambacher Fest. — Germain Metternich. — Meine politischen Ansichten. — Schuldennoth. — Schusters Rache. — Mein Stubengenoß. — Der Korb Champagner und seine Folgen. — Eine Orgie. — Bemerkungen über Tanzen. — Ein Maskenball und seine Folgen. — Ein Pistolenduell.

In jener Zeit herrschte ziemlich große Aufregung in Mainz. Die Julirevolution hatte den ersten Anstoß gegeben; eine Menge junge Leute fanden einen Genuß darin, die französische Cocarde zu tragen und im Theater die Marseillaise zu singen, oder unmäßig zu applaudiren, wenn in der „Stumme von Portici" das Militär zurückgeschlagen oder im „Tell" Geßler erschossen wurde. Dieser Enthusiasmus fand für's Erste einen Ableiter in dem für die Polen. Alle Harfenmädchen sangen: „Polen ist noch nicht verloren," als es bereits verloren war und die emigrirten, unglücklichen Freiheitskämpfer wurden überall wie Sieger empfangen. Jung und Alt beeiferte sich um die Wette, ihnen Ehre anzuthun. Das war natürlich; was man selbst nicht hat, bewundert man am meisten an Andern, und der Heldenmuth der Polen fand daher bei allen deutschen Philistern den ungemessensten Beifall. Blumen- und Jungfernkränze wurden an die Freiheitshelden verschwenderisch ausgetheilt. Mancher Spitzbube zog polnische Uniform an und radebrechte das Deutsche, was ihm besser fort half als ein Ministerialpaß.

Auch wir Officiere ließen es nicht an Zeichen unserer Theilnahme und Bewunderung fehlen, und einige polnische Officiere fanden bei uns nicht allein freundliche Aufnahme, sondern auch ihre Wohnung; allein das hatte ein Ende, als von den höheren Vorgesetzten entdeckt oder ihnen eine Inspiration von Berlin gesandt wurde, daß die Polen doch eigentlich Hochverräther seien und uns zu verstehen gegeben wurde, daß Königlich Preußische Officiere sich mit solchen nicht einlassen dürften.

Es konnte jedoch nicht verhindert werden, daß sie auf Bällen und an öffentlichen Orten mit uns zusammentrafen; sie waren überall zu finden und meist betrunken. Die Mainzer Bürger machten es sich, wie es schien, zur Ehrensache, die polnischen Gäste nie nüchtern werden zu lassen. Man kann sich denken, welche Menge Rheinwein consumirt wurde, denn die Polen waren starken Ungarwein und Kartoffelschnaps gewohnt.

Ich liebe tapfere Männer außerordentlich; allein besoffene Helden verlieren bei mir sehr in der Achtung und besoffene Polen sind für mich ganz erschrecklich unliebenswürdig. Sie werden meist zärtlich, reden Alles mit „Bruder“ an und haben eine erstaunliche Neigung zum Küssen, was bei den beschlabberten Lippen durchaus nicht appetitlich ist.

Ein alter Major, den ich nie nüchtern sah, wurde ganz besonders verehrt und die Mädchen beeiferten sich um die Wette, ihm den Hof zu machen. Er dagegen suchte all sein Deutsch zusammen, die Artigkeiten zu erwiedern, wobei oft drolliges Zeug zum Vorschein kam.

Nach dem Polenenthusiasmus kam der schwarz-roth-goldene. Die Mainzer sangen häufiger als je im Theater die Marseillaise. Die deutsche Freiheit war noch in der Kindheit und nicht im Stande, mit Apoll ein Freiheitslied

zu zeugen. Conflicte zwischen Civilisten und Officieren waren häufig; einzelne Officiere wurden insultirt. und die Spannung ward immer stärker. Wer ein Mann sein wollte, trug die deutschen Farben, und von Seiten der Militärbehörden wurde auf schwarz-roth-goldene Cocarden gefahndet. Damit die Soldaten sie kennen lernten und jeden so Geschmückten arretiren könnten, wurde in jedes Parole- und Wachtbuch eine Cocarde eingeheftet.

Auch auf einem Casinoballe kam es zu einem Conflict. Junge Mainzer Bürger, die mit preußischen Officieren an einem Tische saßen, sangen „liberale“ Lieder und brachten solche Gesundheiten aus. Die Officiere fanden es nicht für angemessen, Aufhebens davon zu machen, sondern stießen ruhig mit an, wenn Jemand sie mit dem Glase dazu aufforderte; allein als die Herren vom Civil sich darüber zu amüsiren und das wirklich vernünftige Benehmen der Officiere nicht zu würdigen schienen, stand Lieutenant von C. auf, brachte die Gesundheit des Königs von Preußen aus und reichte sein Glas einem der ärgsten Schreier zum Anstoßen. Dieser hatte nicht den Muth, die Gesundheit abzulehnen, wohl aber den, heimlich hinter dem Rücken des Officiers ein Schimpfwort auszusprechen, welches jedoch von einem österreichischen Officier gehört wurde. Diese Geschichte machte großes Aufsehen und hatte zur Folge, daß die Officiere eine Zeit lang aus dem Casino ausschieden. Der Frieden ward jedoch wenigstens äußerlich wieder hergestellt und der Beleidiger erhielt die Weisung, lieber einige Zeit auf Reisen zu gehen. —

Das abgeschmackte Arretiren der Leute mit deutschen Cocarden unterhielt die Aufregung, die man unterdrücken wollte. Die Arretirten wurden auf die Citadelle gebracht, wo ein Officier besonders dazu kommandirt wurde, sie in Empfang zu nehmen. Er hatte die Instruction, die Leute

auf die Polizei zu schicken, wenn dies ohne Gefahr geschehen könne. Da nun häufig ein Schwarm von Menschen den Arrestanten bis zur Citadelle folgte, so fand man es oft für angemessen, diese bis zum andern Morgen in die Wachtstube, oder wenn sie sich nicht ruhig verhielten, auch in einen Keller zu sperren, denn die Polizei entließ sie gewöhnlich gleich, ohne sie zu bestrafen, wie sie es nach unserer Meinung verdienten. Da die Arretirten häufig angetrunken waren und den Mund nicht halten wollten, sondern tobten und schimpften, so wurden sie von den Patrouillen oft unbarmherzig mit Kolbenstößen maltraitirt.

Eines Freitags erschien ich mit meinem kleinen Hündchen in der Anlage, welches gravitätisch eine schwarz-roth-goldene Cocarde an seinem Schwanzstummelchen hin und her schaukelte. Der Witz fand natürlich großen Beifall und besonders bei meinem Obersten, der mir aber rieth, auf mein Hündchen Acht zu geben, daß es nicht todt geschlagen würde. Ich versicherte aber, daß ich seine Schwanzspitze mit meinem Leben vertheidigen würde. Damals dachten weder der Oberst noch ich, daß wir beide, und selbst Preußens König, einst diese nun verspottete Cocarde tragen würden!

Als sich die Nachrichten von einer beabsichtigten liberalen Volksversammlung in Hambach verbreiteten, wußten die Behörden lange nicht, welche Haltung sie dabei annehmen und ob sie dieselbe mit bewaffneter Hand verhindern sollten. Man hielt es für klüger, dies nicht zu thun; allein das Militairgouvernement von Mainz war damit gar nicht einverstanden. Es hieß, daß an dem bestimmten Tage eine große Menge Mainzer auf vierspännigen Leiterwagen, mit Fahnen und Cocarden, nach Hambach ziehen würden.

Noch sehr spät am Abend erhielt die Garnison Befehl, vor Tag an bestimmte Plätze zu rücken. Meine Compagnie

blieb auf der Citadelle. Dort wurden die Kanonen geladen und auf das Neuthor gerichtet, durch welches die Hambachfahrer kommen mußten. Eine Compagnie stand mit geladenen Gewehren innerhalb dieses Thores, vor ihrer Front mein Major, den man vielleicht seines Rednertalents wegen ausgesucht hatte, nebst einer Anzahl anderer Officiere.

Als die Wagen an das Thor kamen, ritt der Major heran und forderte mit seiner gewöhnlichen Artigkeit und Klarheit der Rede die Hambachfahrer auf, die Fahnen und Cocarden innerhalb des Festungsrayons wegzuthun, da das zur-Schau-tragen derselben nicht gestattet werden könne.

Die Postillons waren die ersten, welche gehorchten und die Andern waren vernünftig genug zu folgen, denn man sah wohl, daß das Militair auf Krakehl ausging. Herr Germain Metternich, ein ehemaliger Hessen-Darmstädtischer Lieutenant, trat vor und sagte: „Herr Major, hinter Weissenau werden die Cocarden und Fahnen doch wieder aufgesteckt!“ — „Das können Sie halten, wie Sie wollen,“ war die Antwort. — Den österreichischen Rittmeister von Coburg-Uhlanen, Herrn von Dobrowolski, verdroß indeß Metternichs Auftreten und er machte seinem Aerger in einigen Worten Luft, worauf Jener Etwas erwiderte, das den Rittmeister veranlaßte, seinem Trompeter einen Wink zu geben. Dieser sprengte vor und ritt Metternich um, ohne daß derselbe jedoch Schaden nahm.

Lärmend, aber ohne sonstige feindliche Demonstration, zog endlich der Zug weiter und ließ sich verleiten, die Fahnen und Cocarden wieder aufzustecken, ehe noch die Festungsgrenze überschritten war. Man schien dergleichen erwartet zu haben, denn hinter dem Weissenauer Kloster stand eine Abtheilung Uhlanen gleichsam im Hinterhalt. Sie stürzte nun hervor und wüthete gegen die Hambachfahrer, aber mit

den Lanzenenden. So wurde mir die Sache erzählt, denn ich war kein Augenzeuge, sondern auf meinem Posten in der Citadelle.

Es wurden nun eine Menge strenger Maaßregeln in der Festung ergriffen; die einpassirenden Fremden wurden genau examinirt und zu diesem Ende die Neuthor- und Raimundithorwachen mit Officieren besetzt. Auf die Cocarden wurde noch eifriger als früher gefahndet; eine Menge Leute wurden arretirt; die „Stumme von Portici“ und „Wilhelm Tell“ wurden verboten und die Soldaten empfingen scharfe Patronen.

Wenn ich mich auch durchaus nicht mit Politik beschäftigte und der specielle Grund der damaligen Aufregung mir wenig bekannt war, kurz das ganze Treiben der Liberalen mich nicht interessirte, so konnte mir doch bei einiger Geschichtskenntniß die allgemeine Tendenz der Zeitbestrebungen nicht fremd sein, ja ich sympathisirte damit wenigstens in so weit, daß ich dem Volke einen guten Erfolg wünschte. Es schien mir sehr begreiflich, daß dieses sich dagegen sträube, als eine Heerde betrachtet zu werden. Mir kam es jedoch nicht in den Sinn, mich zu diesem Volke zu rechnen und ich würde eine solche Zumuthung als eine große Beleidigung betrachtet haben. Unser Stand war nach meiner Meinung weit erhabener; wir hatten das Land gegen auswärtige Feinde im Falle eines Krieges zu schützen; wir repräsentirten den Staat und der Respect, den wir, die Armee, einflößten, erhielt diesem den Frieden, da er die feindlichen Gelüste auswärtiger Mächte in Zaum hielt. Die Sprache, deren sich die Liberalen gegen uns bedienten, schien mir daher sehr unverschämt und es ganz in der Ordnung, wenn sie dafür etwas gezüchtigt würden. Besonders hatten wir Zorn gegen die dreisten liberalen Schriftsteller und in Mainz

vorzüglich einen gewissen Hungari auf dem Strich, einen sehr talentvollen jungen Mann, der später katholischer Geistlicher in Rödelheim bei Frankfurt wurde. Wir konnten nicht begreifen, wie das Volk — ja selbst anständige Leute! — sich für Menschen wie Wirth und Siebenpfeiffer begeisterten, deren plebegische Namen schon ein spöttisches Lächeln auf unsere aristokratischen Lippen brachte. — Daß die Polizei diese Leute verfolgte, war ganz in der Ordnung; allein daß Officiere als Polizeispitze gegen die rebellische Heerde gebraucht wurden, schien mir eine Herabwürdigung des Standes, und uns zu zwingen, von unsern Waffen gegen Unbewaffnete Gebrauch zu machen, empörte mich; wir waren, so meinte ich, Krieger, allein nicht Häscher.

Es gab Viele unter uns, welche ähnlich dachten wie ich; allein der größere Theil der Officiere dachte gar nicht und sagte: „ich thue, was befohlen wird; dafür werde ich bezahlt."

Jetzt mag das Alles anders sein; Preußen ist nun ein constitutioneller Staat! Manche deutsche Truppen haben gezeigt, daß sie, die dem Volke entnommen sind, selbst unter der Uniform dieses Bewußtsein bewahrten; Gott gebe, daß es immer lebendiger werden möge; dann wird die Stellung der Regierten wie der Regierenden eine würdigere werden. —

Meine Finanznoth fing allmälig an schauderhaft zu werden. Große Schulden machte ich nicht, weil mir Niemand viel borgte; einige hundert Gulden würden die ganze Geschichte bezahlt haben, allein ich war sie an mehr als zwanzig Leute schuldig! Dadurch erntete ich den Ruf eines Schuldenmachers, ohne irgend welchen Nutzen davon zu haben. Du lieber Himmel, wie gern hätte ich bezahlt, wenn ich nur gekonnt hätte, denn mir ging die allererste Eigenschaft eines Schuldenmachers ab, Gleichgültigkeit gegen die

Mahnungen der Gläubiger. Ich sah ein, daß die Leute Recht hatten; es quälte mich, nicht bezahlen zu können, ich schämte mich; allein hatte nicht die Kraft, den Entschluß zu fassen, auf alle meine Vergnügungen zu verzichten, was nothwendig geschehen mußte, wenn ich meines Majors Finanz-Reformpläne befolgen wollte. Was haben mich die entsetzlichen Schuster gequält. Ich will lieber zwanzig Schneidern schuldig sein, als einem Jünger Crispins! Der Schneider bleibt wenigstens höflich, oder wird höchstens sticheln; mitunter wird er auch sentimental und man kann allenfalls mit ihm weinen, aber sich selten erzürnen; der Schuster jedoch klebt wie Pech an der Schwelle und prügelt Euch mit den Augen oder mit Worten, die hart und plump, wie Hammerschläge auf die Sohle, auf die minder zähe Seele des pumpenden Lieutenants fallen. Ein Schuster machte eine Ausnahme; allein er war auch ein „Schuh- und Stiefelfabrikant!“ Er mahnte nicht, er verweigerte nicht Credit und war so artig, seine Rechnung stets durch ein schönes Mädchen zu schicken, die nichts von Pech an sich hatte als pechschwarze Augen; allein — er machte absichtlich alle Stiefel auf dem Spann so eng, daß ich beinahe verrückt wurde und nicht selten daran war, vor Schmerz in Ohnmacht zu fallen. Da half kein Drohen, kein Bitten — ließ ich nicht mehr bei ihm arbeiten, dann war es grade recht — er blieb unbeweglich wie das Schicksal. Oh Herr Stauder, Sie haben mir weher gethan, als irgend ein Mensch in Mainz. Mögen Sie nach dem Tode verdammt werden, Ihre eignen Stiefeln zu tragen!

Und meine Wäscherin! — Settchen, ein hübsches Mädchen, verklagte mich beim Major und dieser rieth ihr, sie solle mich nur mahnen. „Wer kann denn den mahnen, Herr Major,“ antwortete sie; „will ich Geld, dann schließt

er mir den Mund, faßt mich um die Taille — und — „„und was?““ — dann kann ich vor Lachen nichts sagen.“

Wollte ich in meine Kaserne oder zur Parade gehen, dann mußte ich stets eine halbe Stunde früher aufbrechen, weil ich so viele Straßen zu meiden hatte und daher entsetzliche Umwege machen mußte. Alles irgend Entbehrliche wanderte zum Juden und Mantel und Schärpe standen beständig Gevatter, so daß ich mir nicht selten letztere zum Dienst von einem kranken Kameraden borgen mußte.

Es war ein Glück, daß ich wenigstens ein gesichertes Mittagsessen hatte, denn sonst hätte ich leicht verhungern können. Von Nachtessen war niemals die Rede und wie oft mußte ich nüchtern zum Exercieren gehen! — Wein konnte man in unserm Casino auf Credit haben, allein die Schuld wurde vom Gehalte abgezogen und nach einem sehr durstigen Monat brachte mir der Feldwebel als Rest — 1 Sgr. 3 Pf. und noch dazu in preußischem Gelde!

Ich war schon nach einigen Wochen einrangirt worden und hatte bereits mehrere Hinterleute beim Regiment, so daß ich nicht mehr in einer Dienstwohnung zu wohnen brauchte, sondern Service erhielt. Da ich mit dem Zahlen der Miethe nicht sehr pünktlich war, so zog ich sehr häufig. Das Ziehen kostete wenigstens kein Geld, denn mein Bursche trug mit zwei Spaziergängen mein Hab und Gut in das Haus, dessen Eigenthümer ich durch meine Gegenwart beglücken wollte.

Als ich einst auf der Suche nach einer Wohnung war, fand ich eine noch ganz jungfräuliche; nie hatte noch ein Miether und am allerwenigsten ein Lieutenant in ihr gewohnt; der Wirth war noch arglos und unschuldig, wie ein neugebornes Kind und träumte von regelmäßiger Zahlung. Dieser unschuldige Mann war ein Seiler, welcher die obere Etage seines kleinen, netten Hauses auf das Eleganteste

möblirt und eingerichtet hatte; sie bestand aus zwei zweifenstrigen und einem einfenstrigen Zimmer nach vorn und zwei kleineren nach dem Hof nebst Küche und Bedientenzimmer.

Der Leichtsinnige war willig, die drei vorderen Zimmer nebst Bedientenstube und Küche für 12 Thaler monatlich zu vermiethen und ich fand einen Kameraden, der sie mit mir bezog. Es war das die stolzeste Lieutenantswohnung, die in Mainz zu finden war, und der Wirth, der sie einrichtete, der größte Narr. Das mittlere Zimmer war das eleganteste. Die Lamperieen, Thüren und Fensterläden waren hellgelb lackirt; die Vorhänge kosteten allein zehn Gulden aufzustecken; der Fußboden war mit einem schönen Teppich bedeckt und vor dem Sopha lag darüber ein anderer. Die Möbeln waren von gelbem Damast und Mahagoni; das Sopha trugen zwei große goldene Schwäne und das marmorne Spiegeltischchen zwei kleinere; darüber hing ein schöner Spiegel in reichem, vergoldetem Rahmen; die andern Möbeln correspondirten damit. An den Wänden hingen kostbare Kupferstiche — meist avant la lettre Abdrücke!! — Die andern Zimmer waren ebenso geschmackvoll, wenn auch nicht ganz so reich; die Betten von den feinsten Daunen und die Ueberzüge von Seide. Ja die Vorsorge des Wirthes ging so weit, daß er die Fensterbretter mit Blumen und seltenen Pflanzen geschmückt und sogar für kostbare Thee- und Kaffeeservice nebst Champagner- und andere Weingläser gesorgt hatte. Im Schlafzimmer hingen Scenen aus Attala, nebst schönen Kupferstichen, Petrarka's Sonetten angepaßt. Das Eingangszimmer schmückte eine Gallerie schöner Frauenportraits und eine schöne Gipsstatue — die Diana!

Mein Stubenkamerad war ein schöner, blonder junger Mann mit kleinem Schnurrbärtchen und hellblauen Augen,

deren Ränder leicht geröthet waren. Sein Gesicht war hübsch und seine Figur ebenfalls; allein die „Liebe“ hatte ihn bleich und mager gemacht wie das Gespenst eines Windhundes und seine schlanke Gestalt vorzeitig gebeugt. — Er war die Gutmüthigkeit selbst und stets guter Laune, selbst wenn er kein Geld hatte. Ich konnte mich förmlich darüber ärgern, wenn er mit aller Gemüthsruhe Butterbrod und Käse soupirte! Ich aß lieber nichts, als daß ich die schöne Wohnung durch so gemeine Kost profanirt hätte.

Gelernt hatte er eben nicht viel; allein er hatte Verstand genug das einzusehen und immer zuerst über seine Unwissenheit zu lachen. Trotzdem hatte er die Manie, stets fremde Worte zu gebrauchen, was oft zu drolligen Verwechselungen Anlaß gab.

Auf einem Casinoball sagte er nach einem Tanz zu seiner Dame: „Mein Fräulein, wollen wir uns nicht etwas compromittiren?“ Die Dame sah ihn ganz erstaunt an und antwortete lachend: „Ich glaube Herr v. F. — Sie haben es schon gethan.“ — „O, etwas, etwas“, antwortete er in aller Unschuld. Er hatte sagen wollen refraichiren und darin allerdings schon Einiges geleistet.

Er spielte gern den Angenehmen bei den Damen und es lag ihm sehr daran, sie während der Tänze nicht allein zu unterhalten, sondern sich auch einigermaßen witzig zu zeigen. Es gehört großes Talent dazu, angenehmen Ballunsinn zu schwatzen und F. war sich seines Mangels daran vollkommen bewußt, sann also darauf, denselben zu verbergen.

Als ich eines Tages mich an den Sekretair setzte, um einen Brief zu schreiben, fand ich ein Zettelchen, welches überschrieben war: „Dritter Walzer, Fräulein v. X.“ — Nun folgte ein Gespräch zwischen dem Herrn und der Tän-

zerin. Die Schrift war F's. und lachend fragte ich ihn, was denn dieser Zettel bedeute? — Er wurde ein wenig roth, weil ich ihn so ertappt hatte und gestand mir ein, daß er sich stets auf jeden Ball vorbereite. „Man weiß schon ungefähr, was die Dame sagen wird, und um keine dumme Antworten zu geben, überlege ich mir diese zu Hause und schreibe die Gespräche auf Zettelchen, die ich mir vor jedem Tanze durchlese." Zur Erklärung muß ich hier bemerken, daß man sich in Mainz meistens schon im Voraus für den nächsten Ball engagirte, ja oft für den ganzen Winter und daher schon immer wußte, mit welcher Dame man tanzen würde. —

Mein Major hatte an meine Tante v. A. geschrieben und meine Bitte um Geld zur Bezahlung meiner Schulden unterstützt; allein sie war der Meinung, daß es mich nur zu fernerem Schuldenmachen veranlassen hieße, wenn sie schon jetzt einschritte; aber ihre Gutmüthigkeit konnte es doch nicht dulden, daß ich so ganz leer ausgehen sollte und ihre Freundin schickte mir eine kleine Summe, als ob sie von ihr selbst käme. Ich überlegte, wie ich dies Geld anwenden solle. Bezahlte ich davon einen oder zwei meiner Gläubiger, so hieß das offenbar, mir das ganze Rudel derselben auf den Hals hetzen. Kaufte ich von dem Gelde — so schloß ich in meiner Weisheit — einen Korb Champagner und das wurde bekannt, wie ich nicht zweifelte, so stieg dadurch mein Credit, und Beruhigung senkte sich in die Herzen sämmtlicher Manichäer. Ich ging also zu Herrn Krätzer, und da ich bezahlen wollte, so fragte ich mit aller Sicherheit nach seiner Champagnerkarte. Er sagte mir jedoch sehr artig, daß er nur mit Rheinweinen handle und wies mich an seinen Freund, Herrn Joh. Adam, mit dessen hübscher Tochter ich häufig auf den Casinobällen getanzt hatte. Ich weiß

nicht, was ihn in meinem Aeußern bewog, mir Credit zu geben; genug, er schickte mir auf mein Verlangen fünf Flaschen zur Probe und nach getroffener Auswahl einen Korb, natürlich zollfrei eingeführt.

Ich fand im Theater einen Bekannten, einen Fähnrich St. Es war dies ein Frankfurter Kind, großer Russenfreund und Bewunderer von Diebitsch=Sabalkanski, weshalb ich ihn zu seinem Mißvergnügen St... „Frankfurtski" getauft hatte. Er hatte einen Herrn von H. aus Frankfurt bei sich, der Attaché bei einer Gesandtschaft sein wollte, allein — wie ich lange nachher erfuhr — ein „Frankfurter Kaufmanns=schlippche" war, welches in Mainz „Baronche" spielte. Um dem Gast Ehre zu erweisen, lud ich sie Beide nach dem Theater zu mir ein. Ein Gastwirth war leichsinnig genug, mir auf ein Billet ein Abendessen zu schicken, und Champagner hatte ich ja im Hause.

Mein Stubenkamerad fand, daß einer Gesellschaft von vier jungen, ziemlich illuminirten jungen Männern das Salz fehle, er verschwand um „eine Freundin" zu holen und kam bald mit einer hübschen Blondine zurück.

Der Champagner stieg der Dirne in den Kopf und sie zeigte sich zu meinem Erstaunen bald in aller Wildheit einer Bachantin. „Wenn ich einmal betrunken sein soll, so will ich es auch ordentlich sein," rief sie und trank alle fünf Gläser hinter einander aus. Da ich sie bei so gutem Appetit sah, so öffnete ich eine frische Flasche und gab sie ihr in die Hand; sie trank aus der Flasche selbst, so lange ihr Athem es erlaubte. Sie war jedoch eine Dirne von „vielen Graden, die manchen guten Schluck gethan" und anstatt unter den Tisch zu fallen, ward sie nur noch ausgelassener; es schien, daß die sieben Teufel, welche die büßende Magdalene einst

bewohnt, nun von dieser nicht büßenden Besitz genommen hatten.

Der Lärm, den wir machten, brachte die ganze Straße in Alarm, denn es war bereits spät und überdies hatten wir, da es uns sehr warm war, alle Fenster geöffnet, ohne daran zu denken, daß die Gegenüberwohnenden neugierige Augen hatten und die wehenden Vorhänge nur dünn waren. — —

Lassen wir über den Rest einen dichtern Vorhang fallen als der war, welcher uns von den Nachbarn schied. Diese wurden Augen- und Ohrenzeugen der ganzen Orgie und am andern Tage beschwerte sich die nebenan wohnende Geliebte eines alten Premierlieutenants bei diesem. Er lief voller Entrüstung zum Obersten, während Frau von Gerücht die Kunde durch Mainz trug.

Weh! weh! die Stadt durch (Scham des Unheils röthet mich!)
Welch ein Geplauder von mir!

Von dem eigentlichen Sünder, meinem Stubenkameraden redete kein Mensch; ich war's gewesen, ich hatte „einen Ball in Naturcostüm“ gegeben und man erzählte von höchst wunderbaren Cotillonfiguren, die ich erfunden haben sollte; die Ohren des neugeborenen Kindes waren eben zu Hasenohren gewachsen!

Mein Oberst ließ mich rufen und beschenkte mich mit einer langen Nase. Ich stellte mich auf die Hinterfüße, da er auf meine Unschuld keine Rücksicht nehmen wollte, und meinte, es gehe Niemand Etwas an, was ich in meinem Zimmer mache und es sei höchst indiscret von den Nachbarn, mir in die Fenster zu gucken. „Ich kann Ihnen nicht verbieten mit Mädchen zusammen zu kommen,“ sagte er, „allein wenn Sie öffentlichen Scandal machen, so muß ich Sie un-

fehlbar Sr. Majestät dem Könige melden.“ Dabei blieb es denn mit dem Obersten.

Als ich in die neue Anlage kam, sagte die Fürstin: „Ich habe wieder schöne Geschichten von Ihnen gehört!“ — „„Welche, Durchlaucht?““ — Fräulein von W. lachte. — „Weißt Du es denn auch Jenny?“ — Jenny sagte ihr Etwas ins Ohr. — „Von wem weißt Du es denn?“ — „„Von der Gräfin L—n““, war die Antwort. Himmel! dann wußten es deren schöne Enkelinnen auch, denen ich die Cour machte. Ich verwünschte F. und seine „Freundin“; da man aber lachte, so beschloß ich, mich nicht zu sehr zu grämen.

Es ist kurios, daß die Mädchen Taugenichtsen nicht böse sein können! Ich fürchtete, von allen jungen Damen mit Abscheu betrachtet zu werden, allein bewahre! sahen sie mich, so steckten sie zwar kichernd die Köpfe zusammen, waren aber freundlicher als je. Sorgsame Mamas, die ihre Töchter zuerst auf die Bälle brachten, stellten sie unter meine Protection, hauptsächlich damit sie ordentlich tanzen lernten. Ich hielt die schlanken, jungen Dinger im Arm wie in einem Schraubstock und duldete weder Tactlosigkeit noch Durchgehen. Eine dieser jungen Damen gestand es mir ganz naiv, daß der Abdruck meiner Finger noch am andern Tage auf ihrem Körper zu sehen gewesen sei.

Walzer und Galopaden sind sehr schöne Tänze, wenn sie gut getanzt werden; allein was kann es schauderhafteres geben, als einen walzenden Engländer, oder einen galopirenden Franzosen? Der Engländer macht ein Gesicht und Bewegungen, als arbeite er in der Tretmühle und der Franzose versteht das Galopiren meist buchstäblich und rast und stampft oft wie ein wilder Esel. Ausnahmen sind wirklich nicht zu häufig, wie überhaupt gute Walzertänzer selbst in Deutschland selten sind. Die meisten denken, sie haben alles

Mögliche gethan, wenn sie nur mit dem Beinen in Tact arbeiten; diese Bewegung absorbirt all ihre Gedanken und es bleibt keiner für die Haltung des Körpers übrig. Wie oft möchte ich Walzenden ähnlich zurufen wie jener gescheute Stallmeister: „Nun steigen's gleich mal ab, damit Sie selbst sehen, wie vertrakt Sie auf dem Pferde sitzen!“ —

Dieser streckt den Hintern in die Welt hinaus, als sei er im Begriff sich zu setzen; Jener vergißt stets den Kopf mitzunehmen, wenn er sich dreht und holt ihn dann mit einem Ruck nach, ein Dritter ragt mit seinem Gesicht über die Schulter der Tänzerin hinaus und von dem eines Vierten sieht diese während des ganzen Tanzes nur die untere Seite des Kinnes. Einer hält die Dame nur mit den Fingerspitzen fest und man fürchtet jeden Augenblick sie möge losglitschen und bis in die äußerste Ecke wirbeln; ein Anderer faßt mit der Rechten beinahe bis auf die Gürtelschnalle oder Schleife, drückt den linken Pariser Busen an seiner wattirten Brust platt und stößt sich an den spitzen Knieen blaue Flecke. Und gar die Arme! Dieser streckt den linken Arm so weit aus als möglich und bewegt ihn wie ein Pumpenschwengel; Jener drückt die Hand der Dame an sein Herz, oder an seine Hüfte; S., der übrigens sehr gut tanzte, vor die Mitte des Körpers! Die Beobachtung des Gesichtsausdruckes erregt nicht weniger Interesse. Im Allgemeinen kann man übrigens annehmen, daß es meistens nur Herren sind, welche solche lächerliche Figuren beim Walzen machen, obwohl es auch hin und wieder Damen giebt, die selbst den besten Tänzer zur Verzweiflung bringen.

Fräulein von W. mißbrauchte ihre Herrschaft über mich oft dazu, mir Tänzerinnen aufzuzwingen, welche sonst keinen Tänzer bekamen. Einst mußte ich mit einer taubstummen Gräfin tanzen, deren Bruder, die Hand am Degen

stets hinter mir stand. Sie war übrigens bildschön, tanzte sehr gut, trotzdem sie keinen Ton hörte und sah so rührend glücklich aus. Ein ander Mal preßte mich Fräulein v. W. für die Frau eines Feldpredigers, welche General von Schütz zum Ball eingeladen hatte. Sie war eine junge, wunderhübsche Frau; allein sie trug ihr weißatlasnes enges Brautkleid, dessen Taille beinahe unter den Armen saß, ferner einen dicken Kranz von weißen Rosen im Haar und tanzte, mit dem glücklichsten Gesichtchen, vorsündfluthlichen Unsinn. Ich kreis'te mit ihr beständig unter dem Kronenleuchter, wie eine Motte um das Licht und Fräulein von W. lachte, daß man ihre weißen Zähnchen sah. Ich hatte aber meine Revanche, als sie mit dem Baron von Dräs, dem Erfinder der Dräsine gemartert wurde, welcher tanzte, als säße er auf seiner Maschine.

Der Carneval von 1831—1832 war besonders brillant; ein Ball jagte den andern und ich war manchen Abend an zwei Orten zugleich eingeladen, was in einer so kleinen Stadt und in demselben Gesellschaftskreise schon etwas sagen will. Zu einem Maskenball, den die Fürstin geben wollte, wurden große Vorbereitungen gemacht. Man sprach von einer chinesischen Quadrille, von einer griechischen, von einer böhmischen Bauern-Quadrille u. s. w. von welchen mich sämmtlich meine Armuth ausschloß. Das kränkte mich um so mehr, als die schönsten Mädchen daran Theil nahmen.

Die Fürstin wollte mich bereden, auf dem Ball als Dame zu erscheinen, sie wollte mir alles Nöthige dazu geben; allein ich ließ mich nicht darauf ein und beschloß trotz Allem in einer hübschen Maske zu kommen und den Mangel an Reichthum durch Geschmack und das zu ersetzen, womit mich die Natur beschenkt hatte.

Ich wählte den Charakter des Don Juan und wußte mir mit geringen Kosten alles zu dem Costüm Gehörige zu verschaffen. Ich hatte nur drei Farben an mir; weiß, blau und Gold. Der Theaterschneider, der ein Enthusiast für seine Kunst war, lieferte ein Meisterstück. Das Wams, welches nebst den Spangen der Aermel und spanischen Beinkleider mit mehren hundert Ellen feiner Goldlitzen in geschmackvollen Arabesken besetzt war, saß wie angegossen und darüber fiel der blaue, goldbesetzte Mantel. Der Hut, den eine große weiße und eine blaue Straußenfeder schmückte, war weiß und blau ausgeschlagen; der Gürtel blau und Gold und die Schuh weiß und Gold. Weiß seidene Tricots verbargen keine Ader des Beines. Damit man mich nicht zu früh erkennen sollte, setzte ich eine dunkelblonde Perrücke auf.

Der Theaterschneider zog mich selbst an. Als er fertig war „fiel er nieder und betete an" vor lauter Kunstentzücken. H—l, der als Leporello erschien und sich viel auf seine krummen Beine einbildete, wurde von ihm mit gründlicher Verachtung behandelt. Ich bin nicht ganz sicher, ob der Schneider nicht vor Kunstrührung weinte.

Als es Zeit zum Balle war, hingen wir unsere Mäntel um und bestiegen unsere — Burschen. Ja, ein Lieutenant ist nicht reich genug, für jeden Ball einen Wagen zu miethen. Fiacre gab es noch nicht und im Ballstaat durch Schmutz und Schnee zu waten ist unmöglich. Man ließ sich also hin und wieder von seinem Burschen zum Balle tragen, was ich übrigens doch nur ein paar Mal bei Maskenbällen gethan habe, wo ein närrischer Aufzug auf der Straße nicht auffiel.

Die Säle waren bei unserer Ankunft bereits gefüllt und die Pracht war groß. Die reichen Mainzerinnen — oder vielmehr ihre Väter — hatten sich auf das Aeußerste

angestrengt. Die chinesische Quadrille prangte in den kostbarsten, echt chinesischen Seidenzeugen; ein Herr erschien als König Montezuma und war ganz mit Gold und Steinen bedeckt, allein die Natur hatte ihn für solch enganschließendes Costüm nicht günstig genug begabt. Mein Oberst erschien, glaub' ich, als Sultan und mein früherer Major A. als Blondel, weiß wie ich und über und über mit Unterofficiertressen besetzt, die der „gute Odé“ geliefert hatte und die man ebenso gut wieder für Unterofficierkragen gebrauchen konnte.

Ich hatte die Genugthuung, daß trotz all der Pracht meine Erscheinung Sensation erregte. Wegen der spanischen Tracht, in der ich viel größer erschien als gewöhnlich, und der gut gemachten Perrücke erkannte mich Niemand, ja wegen des prächtigen, schimmerden Anzuges rieth Niemand auf mich, da man wohl wußte, daß ich ziemlich ausgepumpt war und hatte. Man hielt mich für den Herzog von Nassau, der erwartet wurde. Die Fürstin stand auf und machte mir ein ceremoniöses Compliment, welches mich nicht wenig amüsirte. Sie als Wirthin war nicht maskirt, aber geschmückt wie ein indisches Götterbild mit Juwelen im Haar und dem großen Bande des Catharinenordens über der Brust.

Meine Eitelkeit feierte den vollständigsten Triumph, der ihr noch jemals zu Theil geworden war. Major A. bedauerte sehr, nicht mehr jung zu sein; allein er hatte auch seine Zeit gehabt und war nicht neidisch; nachdem ich mich demaskirt hatte, kam er zu mir und sagte, ich sei die schönste Maske auf dem Ball. Der Oberst schüttelte mit dem Kopf und runzelte seine Sultansstirn; er betrachtete es als eine Art Beleidigung, in solcher Maske zu erscheinen, wenn man fortwährend wegen Schulden verklagt wurde; allein seine Frau nahm mich unter ihren Schutz.

Meine Laune war natürlich so gut als nur möglich, und da meine Rolle mir Keckheit zur Pflicht machte und der Champagner auch das seinige that, so hatte ich viel Erfolg bei den Damen. Mein Hauptaugenmerk richtete ich auf eine wunderschöne Wittwe, die nicht maskirt, allein in einem köstlichen phantastischen Anzuge auf dem Balle war, wodurch ihre wirklich blendende Schönheit noch mehr hervorgehoben wurde. Viele hatten ihr den Hof gemacht, allein sie galt für kalt wie Eis und ein Verehrer nach dem andern hatte zum Rückzug geblasen. An jenem Abend fand ich zum Erstenmal die Courage mich ihr zu nähern und war erstaunt darüber, wie witzig und unverschämt ich zu sein im Stande war. Das Eis der Schönen thaute auf, und als eine alte Hofdame an uns vorüber kam, drohte sie ihr lächelnd mit dem Finger und sagte: „Ei, ei, Frau v. *** nehmen Sie sich vor dem Don Juan in Acht!“ —

Das Endresultat war, daß sie mich für den ersten Faschingsabend zu sich zum Thee einlud; allein ich mußte versprechen, in der Maske als Don Juan zu kommen, doch einen Domino darüber. Der Abend war nicht mehr fern, allein ich erwartete ihn mit großer Ungeduld und hütete mich wohl, irgend Jemand etwas von meinem Rendezvous zu sagen, um so mehr, da ich eine Mystification fürchtete.

Welche köstliche, tolle Nacht! Sie war nur so kurz, denn ich mußte bald fort, aber nicht ehe mir ein anderer Abend versprochen worden war für den letzten Faschingstag. — Als ich in dieser Nacht meine schöne Wittwe verließ, war ich noch viel zu aufgeregt, um an Schlaf zu denken und beschloß daher, auf den Maskenball ins Theater zu gehen. Die bestaubten und zerzausten Schönen verlockten mich wenig und ich setzte mich in eine Loge, in der Erinnerung an die letztvergangenen Stunden schwelgend.

Ich ward in meinen Träumereien durch einen Bekannten unterbrochen, der sich neben mich setzte. Es war dies ein junger Mainzer, E., der früher in preußischen Diensten auf Avancement gedient, aber seinen Abschied genommen hatte, weil er sich an die Subordination nicht gewöhnen konnte. Er war ein ganz angenehmer junger Mann, der häufig mit uns Officieren zusammen war und dessen hübsche Schwester auf den Casinobällen ausgezeichnet wurde.

An jenem Abende war er durch Wein etwas animirt und in ziemlich renommistischer Laune. Als er unten im Saal einen Officier in Uniform und mit der Schärpe bemerkte, fragte er, was derselbe dort zu thun habe? Ich sagte ihm, es sei der Officier, welcher die Aufsicht habe. „Ich würde mich doch von einem solchen Lieutenant nicht arretiren lassen!“ rief Herr E. Ich antwortete ganz ruhig, allein er entgegnete mir Allerlei, was ich nicht schicklicher Weise mit anhören konnte und erklärte mir unter Anderm, wie er mit dem Lieutenant umgehen wolle, wenn es diesem einfallen sollte, ihn zu arretiren.

Da ich sah, daß er ein Wenig zu viel getrunken hatte, so legte ich keinen besondern Werth auf seine Aeußerungen, stand aber auf, um zu gehen und sagte: „Ich kenne Sie ja, E.!“ — Er stand ebenfalls auf und rief: „„Nun, wie kennen Sie mich denn?““ — „Ich kenne Sie per Renommé,“ antwortete ich. „„Und ich,““ rief er, „„kenne Sie als, — als — einen Jungen.““ — „Sie werden von mir hören,“ erwiederte ich und verließ die Loge.

Im Saal traf ich einige Officiere, denen ich den Vorfall erzählte, und sie waren der Ansicht, daß ich Herrn E. fordern müsse. Das war allerdings mein Wille, obwohl ich mich nicht eben besonders beleidigt fühlte. Erstlich hatte er Recht, und ich war ein neunzehnjähriger Junge und kein

Mädchen, und außerdem war er im Rausch; allein es galt die „Standesehre“ und ich mußte handeln, „wie es einem Officier zukam.“

Hätte der Streit mit einem Officier stattgefunden, so würde ich ihn ohne Weiteres „auf krumme Säbel“ gefordert haben; da die Sache aber einen Civilisten betraf, und erst kürzlich verschärfte Gesetze in Bezug auf Duelle gegeben waren, so beschloß ich, den vorgeschriebenen Weg einzuschlagen. Ich machte eine Eingabe an den ältesten Hauptmann, in der ich den Vorfall wortgetreu erzählte und bat mir zu sagen, wie ich mich zu verhalten habe.

Ueber die Antwort konnte ich in gar keinem Zweifel sein, allein durch meine Anfrage sicherte ich mir die Gesammthülfe des Officierscorps, was bei ungünstigem Ausgange des Duells für Duellanten wie Secundanten sehr wichtig war. Da aber über dies Alles zwei Tage hingingen und das Benehmen einiger meiner Kameraden mir eine Art Zweifel an meinem Muth auszudrücken schien, so bat ich S., mir als Secundant zu dienen und E. nicht wie S. wollte, auf krumme Säbel, sondern auf Pistolen zu fordern und zwar auf vier Kugeln.

S. theilte meinen Auftrag dem ältesten Hauptmann mit, und nach der Parade kam der Hauptmann von der Esch zu mir — der „Knubbel“ war nicht da — und sagte: „Nun, Sie werden wohl wissen, was Sie zu thun haben.“ Das heißt, die Hauptleute waren mit meinem Benehmen einverstanden. Esch hatte unter Napoleon gedient, den Krieg in Spanien und in Rußland mitgemacht; was für ein Landsmann er war weiß ich nicht, allein er mußte in verschiedenen Ländern Stückchen seiner Grammatik hängen gelassen haben. Als er mich verließ, sagte er: „Schießen Sie mir der Kerl, daß er sich auf der A— setzt.“ Ich versprach natürlich,

seinem Rathe so gut als möglich zu folgen, um mich nicht selbst auf den A— zu setzen.

Herr E. nahm die Forderung an und wählte seinen Freund Germain Metternich zum Secundanten. Dieser verhandelte mit S. und das Duell wurde für den andern Nachmittag im Mombacher Walde festgesetzt. Metternich war darmstädtischer Officier gewesen und bestand auf einige, wie er sagte, in jenem Officiercorps gebräuchliche Bedingungen, die mir zwar nicht recht waren, die ich aber nicht gut ablehnen konnte, da ich ohnedies den Vortheil des ersten Schusses hatte. Die Bedingungen waren folgende: Fünfzehn gewöhnliche Schritte Entfernung, gezogene Scheibenpistolen mit Stecher; ich hatte den ersten Schuß; einer der Secundanten sollte langsam eins, zwei, drei zählen; während eins und zwei sollte gezielt, auf drei das Auge seitwärts gewandt und gefeuert werden; jede Verwundung sollte dem Duell ein Ende machen; jeder der Duellanten sollte zwei Schuß haben.

Einer meiner Freunde, Lieutenant Avenarius vom 35. Regiment, erbot sich, dem Duell als „unparteiischer Zeuge“ beizuwohnen. Er wurde von den Gegnern angenommen und ihm das Laden der Pistolen wie das Zählen überlassen.

Am Abend vor dem Duell waren mehrere Freunde bei mir und ich kann nicht sagen, daß meine Stimmung eine ungewöhnliche war. Ich war mit mir im Reinen; es war keine Möglichkeit, mit Ehren anders zu handeln, und war die des Todes da, so konnte ich daran nicht das Allermindeste ändern; mit dieser Betrachtung war schon damals, wie bei andern Veranlassungen in meinem spätern Leben, alle Unruhe beseitigt. Ich schlief vortrefflich und schrieb für den Fall meines Todes einige Briefe. Um Fragen zu vermeiden, ging ich weder zur Parade noch zu Tisch und genoß nichts,

als einen halben Schoppen Burgunder und etwas Weißbrod. Dann ging ich zu meinem Hauptmann, der mich hatte bitten lassen, zu ihm zu kommen. Der im Dienst so unangenehme Mann schien ungewöhnlich bewegt, ja sein Auge glänzte; er wußte, wie lebenslustig ich war und daß ich alle mögliche Ursache hatte es zu sein, — mit Ausnahmen des Geldes — und es rührte ihn, daß ich mit neunzehn Jahren für ein bloßes Standesurtheil vielleicht ins Gras beißen sollte.

Um zwei Uhr holten mich S. und Avenarius ab. Ersterem war von Seiten des Regiments eine Summe eingehändigt worden, damit wir nöthigen Falles fliehen konnten. Wir zogen es vor, zu Fuß nach Mombach zu gehen. Als ich unterwegs eine Weile schwieg, mochte S. dieses Schweigen falsch auslegen und sagte leise zu mir: „Wenn Du Dich fürchtest, so nimm Dich zusammen, daß man es wenigstens nicht sieht.“ Ich versicherte ihm, daß ich bis jetzt nicht die geringste Furcht habe, aber nicht wissen könne, ob ich mich nicht im Augenblicke des Duells fürchten würde, da ich noch nie in solchem Falle gewesen; allein er möge versichert sein, daß man mir nichts ansehen solle.

E., Metternich und der Doctor kamen mit uns zugleich nach Mombach und wir gingen zusammen in den Wald, um einen geeigneten Platz zu suchen. Eine kleine Blöße ward für geeignet gehalten. Avenarius schritt fünfzehn Schritte ab und bezeichnete unsere Plätze durch zwei in die Erde gesteckte Säbel.

Mein Platz war sehr ungeschickt gewählt, denn erstlich schien mir die Sonne ins Gesicht und dann stand ich grade an einem Baume, der ein sehr bequemes Ziel darbot. E. hatte Tannengebüsch hinter sich und stand im Schatten. Es war ein sehr schöner Frühlingstag und die Sonne schien hell und warm.

Während der Vorbereitungen kramte der Doctor seine Instrumente aus und erklärte uns sehr wohlgefällig, wozu sie dienten. — Als Avenarius die Pistolen lud, bemerkte ich, daß er zu viel Pulver genommen hatte und bestand auf das beim Scheibenschießen gebräuchliche Maas, da sonst der Schuß unsicher würde. Die Pistolen wurden also abgeschossen und auf's Neue geladen.

Da ich den ersten Schuß hatte, so wollte ich wegen meiner schlechten Stellung keine Einwendungen machen, sondern knüpfte meine in der Sonne blitzenden Epaulets los und warf sie an die Erde, damit sie den Gegner nicht blenden sollten. Ich war im Uniformsfrack; E. trug einen blauen Ueberrock und rauchte eine kurze Pfeife, die er nur während des Feuerns aus dem Munde nahm.

Die Bedingung seitwärts zu sehen, genirte mich sehr. Die Furcht es zu versäumen, oder doch in den Verdacht zu kommen, es versäumt zu haben, war Ursache, daß ich es auffallender that als nöthig gewesen wäre; die Folge davon war, daß meine Kugel bei der Brust des Gegners vorüberging. Die Hand folgt seltsamerweise nicht der Bewegung des Kopfes, sondern weicht ein wenig in der entgegengesetzten Richtung ab, worauf man beim Zielen leicht Rücksicht nehmen kann, wenn man es beachtet.

Als der Schuß gefallen war und E. noch stand, wurde S. leichenblaß; er wußte, daß ich nicht schlecht schoß und hatte Anderes erwartet. Ich nickte ihm aber lächelnd Muth zu; ich wußte bestimmt, E. würde ebenfalls vorbeischießen. Ich sah scharf in die Mündung seiner Pistole, die bedenklich gut auf meinen Kopf gerichtet war; allein die Kugel ging etwa einen Zoll bei meiner Stirn vorüber und schlug in den Baum, an dem ich stand.

Bei dem ersten Schusse hatte ich absichtlich nicht auf den Kopf gezielt, weil es nicht meine Absicht war, den Gegner zu erschießen; da er jedoch nach meinem Kopf schoß, so zielte ich nun gleichfalls nach dem seinigen. Ohne das Abwenden des Blickes wäre E. todt gewesen; denn als ich drückte, zuckte er mit dem Kopfe und fuhr mit der Hand nach dem Gesicht: „Donnerwetter, die war nah!“ rief er; die Kugel war ihm dicht bei der Nase vorbeigegangen.

Jetzt hatte ich keinen Schuß mehr und meinte sicher zu fallen. Mein letzter Blick sollte meinen Freund S. treffen, der für mich die Angst ausstand, während ich mehr gespannt auf die Empfindung war, welche das Einschlagen der Kugel in meinen Körper hervorbringen würde.

Plötzlich hörte ich den Knall, aber kein Pfeifen der Kugel und fühlte mich auch nicht getroffen. E. hatte in die Luft geschossen, kam auf mich zu, gab mir die Hand und bat mich um Verzeihung. Er sagte, daß er das früher gethan haben würde, aber nicht hätte für feige gehalten werden wollen. Da er den letzten Schuß gehabt, so hätte er ihn in die Luft geschossen, da doch am Ende mit der letzten Kugel „der Teufel sein Spiel haben könne.“ Uebrigens erklärte er sich bereit, mir nochmals Satisfaction zu geben, wenn ich oder das Officiercorps mit der gegebenen nicht zufrieden sein sollte.

E's. Benehmen bei dieser Veranlassung war so schön als es nur sein konnte. Ich erklärte mich für meine Person vollkommen zufrieden gestellt. Wir fuhren zusammen nach Zahlbach, um zu Mittag zu speisen. Der einzige schwer Blessirte bei diesem Duell war der gute Doctor, dem ein paar Flaschen Wein in den Kopf gefahren waren, so daß wir ihn nur mit Mühe in seine Wohnung schaffen konnten.

Am andern Tage versammelte sich das Officiercorps in unserm Casino und S. las eine detaillirte Relation des Duells vor, wovon er mir kein Wort vorher gesagt hatte. Man war mit meinem Benehmen vollkommen zufrieden und erklärte die Satisfaction, wie nicht anders zu erwarten, für durchaus genügend.

So endete mein erstes Duell. Ich habe die Sache umständlich erzählt, um zu zeigen, wie es sonst bei solchen Gelegenheiten unter den Officieren gehalten wurde. — Auch der Oberst ließ mich in seine Wohnung kommen; officiell durfte er nichts von dem Duell wissen. „Ich habe," sagte er, „mit Ihnen mehr zu reden wie mit dem ganzen Officiercorps; Sie machen Schulden, veranlassen Scandal mit Mädchen und duelliren sich; wenn sich das nicht ändert, so muß ich Sie Sr. Majestät dem Könige melden." Da er früher Gouverneur eines Prinzen gewesen, so war das nur eine angewöhnte Schulmeisterweise; er war bei dieser Gelegenheit weder so unzufrieden mit mir, noch meinte er es so böse. —

Siebentes Capitel.

Ein wichtiger Brief. — Der Oberst von Schultze-Hofahrtsheim. — Seine Familie. — Rheinreise. — Bekanntschaft mit Jocko — Se. Majestät vom Rhein. — Der Oberst in meiner Wohnung. — Beschämende Entdeckung. — Erlösungsreise durch Mainz. — Die adamitischen Handschuh. — Einladung nach Hofahrtsheim. — Zwei merkwürdige Träume. — Ein Commando nach Berlin. — Noch ein Duell. — Nach Düsseldorf. — Der kleine Lehne. — Die Garderecruten. — Marsch. — Die Marketenderinnen. — Recrutenübermuth. — Lieutenantsübermuth. — Westfälische Gastfreundschaft. — Hameln. — Wolfenbüttel. — Potsdam. — Der grobe Schornsteinfeger.

Im Frühjahr hatte ich einen Brief von dem Obersten von Schultze-Hofahrtsheim erhalten, den ich in Berlin als braunschweigischen Minister-Resident hatte kennen lernen. Er erkundigte sich bei mir nach einer ehemaligen Hofdame, die in Mainz wohnte und zugleich wie es mir dort gehe u. s. w. Ich hatte ihm geantwortet, und da ihm mein Brief gefiel, so entspann sich eine Correspondenz, durch welche er allmählig mit meinen Verhältnissen und Aussichten bekannt wurde.

Die Fürstin kannte den Obersten, dessen Bruder Oberhofmarschall war; sie rieth mir, diese Bekanntschaft zu cultiviren, denn er sei ein reicher, freundlicher Mann, der mir zu meinem Fortkommen im Leben behüflich sein könne. Er schrieb mir im Spätsommer, daß er mit seiner Familie eine Rheinreise beabsichtige, zu welcher er mich einlud. Zugleich bat

er mich, an einem bestimmten Tage einige Zimmer im Weidenbusch in Frankfurt zu bestellen und ihn dort zu erwarten.

Obwohl die Vorstellung vor den kommandirenden General nahe war, so hielt mich mein Oberst für dies Mal nicht so unumgänglich nothwendig und bewilligte mir einen vierzehntägigen Urlaub. Ich war am bestimmten Tage im Weidenbusch; allein der Oberst ließ auf sich warten, da er mit eigenen Pferden reiste. Endlich kam der ziemlich altmodische, mit vier derben Rappen bespannte Reisewagen im Weidenbusch an.

Der Oberst hatte seine Frau und Tochter bei sich und eine Bonne aus Neufchatel, ein munteres, hübsches Mädchen, der man ansah, daß sie den Schalk im Nacken habe, ihn aber nicht herauslassen dürfe. Ihre Pflegebefohlene war nun zu einem schönen, zarten Kinde herangewachsen. Sie war sehr weiß, hatte schönes blondes Haar und mandelförmig geschnittene, sehr schöne, klare, braune Augen. Sie mochte zehn oder elf Jahre alt sein und war eine auffallend liebliche Erscheinung, natürlich der Augapfel ihrer Eltern, da sie das einzige Kind war.

Die Oberstin war aus einer gräflichen, nicht eben reichen Famlie und mochte in ihrer Jugend hübsch gewesen sein. Auf die ihr gebliebene Schönheit, ein sehr kleiner Fuß, war sie sehr eitel und die angenehmste Schmeichelei, die man ihr sagen konnte, war, wenn man sich wunderte, wie eine so große Dame auf so kleinen Füßen gehen könne. Auch klagte sie oft darüber, daß sie sich so in Acht nehmen müsse, um nicht zu fallen. Sie war, was man eine gescheute weltkluge Frau nennt, hatte aber auf dem sehr ökonomisch gehaltenen Schlosse ihrer Eltern äußerst wenig gelernt und war ganz ausgezeichnet unwissend, dabei aber klug genug, das ziemlich zu verbergen.

Mit wem sie es gut meinte, gegen den war sie angenehm, freundlich und wohlwollend; allein wer sich ihr Mißfallen zugezogen hatte, mußte sich vor ihr in Acht nehmen; sie konnte, wenn auch nicht grad in Worten, in Handlungen doch ganz außerordentlich grob sein. Vornehme Gesellschaften liebte sie über Alles; gebildete Menschen verachtete sie zwar keineswegs, vermied aus natürlichen Gründen jedoch zu nahe Berührung; ihre liebste Unterhaltung war triviales Geschwätz über Hofgeschichten und persönliche Angelegenheiten; für Naturschönheiten hatte sie keinen Sinn. Ihre kleine Tochter ließ sie keinen Augenblick aus den Augen, und wenn das schöne Kind nicht dreimal so viel Verstand und Herz als die Mutter gehabt hätte, so würde alles Edle in ihr durch diese beständige Gemeinschaft erstickt und sie zu einem bloß gefallsüchtigen, an Trivialem Gefallen findenden Mädchen aufgewachsen sein.

Der Oberst läßt sich nicht so kurz abfertigen und ich ziehe es vor, seinen Charakter sich allmählig entwickeln zu lassen, da er auf die ganze Richtung meines Lebens den entschiedensten Einfluß ausübte und in diesen Blättern noch häufig die Rede von ihm sein wird. Er mochte damals eben die Sechzig passirt haben und war ein langer, magerer Mann, der im Ganzen einen angenehmen Eindruck machte. Sein Haar war noch nicht grau, sondern dunkelblond; er trug zu Zeiten einen preußischen, sehr unansehnlichen Zahnbürstenbart über der Oberlippe; seine Augenbrauen waren dünn, die grauen Augen ziemlich matt und der Ausdruck des Mundes gewöhnlich angenehm, besonders wenn er lächelte und die hübschen, weißen Zähne zeigte, die indessen in dem Rachen eines Wallrosses gewachsen waren. Die falschen Gebisse waren so vortrefflich gefertigt, daß ich ihre Existenz erst nach mehrjähriger Bekanntschaft gewahrte, denn er fand es natürlich

nicht für nöthig, mich aufzuklären, wenn ich mich gelegentlich über seine schönen Zähne wunderte. Es ist abgeschmackt, sich über falsche Zähne lustig zu machen; ich bin der Meinung, daß jeder vernünftige Mensch es sich und Andern schuldig ist, die Mängel zu ersetzen; welche Krankheit oder Alter dem Körper zufügten. Nur Uebertreibung ist abgeschmackt. Die Zähne waren dem Obersten zum Kauen und Sprechen nothwendig; ohne dieselben konnte man ihn fast nicht verstehen. Er versuchte es auch einst seinen Bart etwas dunkler zu machen; allein das mißrieth kläglich; die eine Hälfte ward violett, die andere schwefelgelb und er lachte über das Unglück noch mehr wie ich.

Trotz seines militärischen Titels hatte er nicht viel vom Krieg gesehn; im Revolutionskrieg war er in Maestrich belagert und später nicht wieder im Felde gewesen. Als Hauptmann stand er bei der westphälischen Garde in Cassel, pachtete dann eine große Domaine, wozu ihm reiche Freunde mit Geld behülflich waren.

Der Oberst war nun ein reicher Mann; er besaß drei schöne Güter und das Patronat nebst dazu gehörigen Gefällen über andere, die er besessen, aber mit genannter Reservation wieder verkauft hatte.

Er hatte von dem herzoglich braunschweigschen Hause viel Gutes empfangen und hing mit großer Treue an demselben. Die jungen Prinzen hatten auch ihrerseits Ursache ihm dankbar zu sein. Auf das Testament des sehr reichen Herzogs August hatte er einigen Einfluß und besonders ist ihm Herzog Wilhelm Dank schuldig, da der Oberst diesem durch Vorstellungen mehr Vermögen verschaffte, als ihm zugedacht war, und was Herzog Carl als regierender Herzog eher entbehren konnte.

Herzog Carl machte ihn zum Minister-Residenten in Berlin. Dort wurde seine Stellung 1830 eine unangenehme, denn er als Gesandter mußte alle Aeußerungen des Mißfallens mit seinem Herzog in Empfang nehmen. Trotzdem, daß er die Beweggründe wußte, kränkte es ihn doch nicht wenig, wenn der König Friedrich Wilhelm III. bei öffentlichen Veranlassungen mit allen andern Gesandten redete und von ihm geflissentlich gar keine Notiz nahm.

Die unzufriedenen Edelleute in Braunschweig hüteten sich wohl, den Obersten in ihr Vertrauen zu ziehen. Er mißbilligte das Betragen des Militärs aufs Aeußerste und schrieb dem falschen Generallieutenant von Herzberg mit ziemlich deutlichen Worten: „Du bist ein Schurke.“ Da er es mit seiner Ehre nicht länger für verträglich hielt in Braunschweig zu dienen, so hatte er seinen Abschied genommen und sich auf seine Güter in Preußen zurückgezogen. Die Pension, welche dem Staat nichts anging, konnte ihm Niemand nehmen. Eine weitere erhielt er von Braunschweig nicht, wo man ihn mit Mißtrauen betrachtete. Es war dort nicht unbekannt, daß er mit Herzog Carl fortwährend in Verbindung stand und man vermuthete, daß er bei dessen Plänen zur Wiedererlangung seines Herzogthums die Hand im Spiele habe.

Der Oberst hatte es nicht vergessen, daß ihm in seiner Jugend gute Freunde im Leben vorwärts geholfen hatten und war bereit, dies Andern zu thun, wenn er Strebsamkeit an Personen sah, die ihm gefielen. Diese Güte hatte den Anschein vollkommener Uneigennützigkeit; allein das war nicht so ganz der Fall; er hielt sich für einen Diplomaten, war ein ziemlicher Menschenkenner und brauchte für seine mancherlei Pläne geeignete Werkzeuge. Diese Pläne waren oft weit aussehende und nicht immer hatte er grade bestimmte

Absichten, wenn er neue Verbindungen anknüpfte. Er überließ es der Zeit, was sich daraus entwickeln würde. Natürliches Wohlwollen und Diplomatie waren in ihm wunderlich gemischt, wie noch andere heterogenere Eigenschaften.

Er hatte mich in Berlin mehrmals gesehen und zuletzt als Officier bei der Generalin von Saldern, und ich hatte einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Meine Familie, mein gewandtes Benehmen und mein Aeußeres hatten ihm gefallen, und da er fortwährend Allerlei in seinem Kopfe umherwälzte, so war ich ihm später oftmals in's Gedächtniß gekommen. Es interessirte ihn zu wissen, was aus mir geworden sei; dies war ungefähr die erste Veranlassung seines Briefes, wenn auch vielleicht schon andere Ideenverbindungen dabei thätig waren.

Obwohl er selbst in seinem Leben niemals dumme Streiche gemacht hatte, so war er doch nachsichtig gegen die junger Leute, wenn diese Streiche keine schlechte waren. Auf gewandtes, höfliches Benehmen, vornehme Geburt und vornehme Bekanntschaften, ein hübsches Aeußere, legte er großen Werth, da er diese Dinge als Capitalien betrachtete, welche zum Fortkommen im Leben noch mehr nützten als Geld allein.

Mein Aufenthalt in Mainz hatte dazu beigetragen, mich in den Eigenschaften, die ihm angenehm waren, zu vervollkommnen und so kam es denn, daß ich sowohl ihm als seiner Frau mehr gefiel, als sie vielleicht erwartet haben mochten. — Da der Oberst bereits aus meinen Briefen Manches von meinen Verhältnissen wußte, so war es ihm leicht zu sehen, wo mich der Schuh drückte, und er kam mir auf eine so offene und freundliche Weise entgegen, wie sie ein neunzehnjähriger Lieutenant von einem alten Obersten ohne alle Empfindlichkeit ertragen konnte. — Ein alter Militär weiß mit

einem jungen immer besser umzugehen, als es der wohlmeinendste Civilist zu thun fähig ist. Er kennt genau die Verhältnisse, da er nur an seine eigene Jugend zu denken braucht, und Beide treffen in ihren Neigungen und Vorurtheilen so weit zusammen, als das bei so verschiedenem Alter möglich ist.

Ich ward zum Reisemarschall ernannt, und es wurde beschlossen, Mainz zum Mittelpunkt unserer Excursionen zu machen. Von dort wollten wir zuerst über Worms und Frankenthal nach Mannheim und Heidelberg gehen und dann über die Bergstraße und Darmstadt nach Mainz zurückkehren; ferner über Wiesbaden nach Rüdesheim fahren, dort die Umgebungen besuchen und endlich nach Coblenz gehen, von wo uns das Dampfschiff wieder nach Mainz zurückbringen sollte.

Unsere Reise ward durch das schönste Wetter begünstigt, und da wir sämmtlich die Gegenden, durch welche wir fuhren, noch nicht gesehen hatten und in der heitersten Laune waren, so war denn auch diese Reise eine sehr angenehme.

In Mannheim wurden wir vom Generallieutenant von Stockhorn mit großer Artigkeit aufgenommen. Wir brachten bei ihm einen höchst angenehmen Abend zu, besonders ich, denn außer den schönen Töchtern des Generals waren auch seine Nichten, die drei Fräulein von Berlichingen dort. Da ich diese schon sämmtlich von Mainz her kannte, so hatten wir nicht die erste Befangenheit einer neuen Bekanntschaft zu bestehen. Außer dem Sohn des Generals, der noch Cadet, war ich der einzige junge Mann in der Gesellschaft, und daher Hahn im Korbe. Wir ließen die alten Herrschaften beim Thee und tanzten nach Herzenslust in einem daneben liegenden schönen Saal nach dem Klavier. Der General hatte nämlich eine schöne Wohnung im Schloß. Ich ließ es mir damals nicht träumen, daß das Zimmer mit der roth-

seidenen Damasttapete, in welchem wir Thee tranken, einst mein Schlafzimmer und der Tanzsaal mein Empfangzimmer sein werde!

Da in einigen Tagen ein Ball auf dem Mühlauer Schlößchen stattfinden sollte, so war der General so freundlich, mich dazu einzuladen, und der Oberst versprach, mich zu demselben von Heidelberg hinüberfahren zu lassen. Eisenbahnen gab es ja noch nicht, welche tausend Schwierigkeiten erleichtern und durch welche das feste Land zu einem Fünftel seiner Größe zusammengeschrumpft ist.

Da die Tour, welche wir machten, heutzutage fast von Jedermann gemacht worden ist, so will ich mich bei irgend welchen Beschreibungen nicht aufhalten. — In dem Raum im Schloß, in welchem sich das große Faß in Heidelberg befindet, hing nahe am Eingang eine gewöhnliche Uhr. Mademoiselle A., die neufchateller Bonne, die schon in Heidelberg gewesen war, forderte mich auf, die Uhr schlagen zu lassen. Ich zog ganz arglos an der herabhängenden Schnur, als plötzlich das Zifferblatt in die Höhe ging und ein Fuchsschwanz aus der Uhr heraus mir ins Gesicht fuhr. Ich erschrak schauderhaft und ward unbarmherzig ausgelacht. — Am andern Morgen frühstückten wir auf dem Wolfsbrunnen und am Nachmittag fuhr ich mit des Obersten vier Rappen zum Ball nach Mannheim.

Der Ball war sehr hübsch und Ihre Excellenzen außerordentlich artig gegen mich. Ich machte Fräulein v. B. sehr stark die Cour, erklärte ihr zehn Mal meine Liebe, was sie lachend hinnahm, mußte dann die Generalin zur Tafel führen, schwatzte viel dummes Zeug — Bischof Heber sagt: „es sei ein sehr werthvolles Talent, manchmal Unsinn schwatzen zu können“ — trank ein wenig mehr als mir gut war, benahm mich überhaupt etwas abgeschmackt, was man hoffentlich

meiner Jugend zu gut hielt, und kam mit moralischem und physischem Katzenjammer die Nacht in Heidelberg an, war noch am Morgen verdrießlich und verdiente die freundlichen Vorwürfe, die man mir machte, da man sich mir zu Gefallen einen Tag länger in Heidelberg aufgehalten und für Naturschönheiten wenig Sinn hatte.

Die herrliche Fahrt durch die Bergstraße heiterte mich bald auf und ich war ausgelassen wie immer. Die Oberstin lachte, daß sie weinte, und wir Alle waren sehr vergnügt. — Die schön bebauten Felder, die schwerbeladenen Nuß- und Obstbäume, die ächten Kastanien im Freien, — Alles das erregte das landwirthschaftliche Interesse des Obersten. Wir sahen Alles, was zu sehen war, blieben eine Nacht in Zwingenberg, eine andere in Darmstadt und fuhren dann direct nach Wiesbaden.

Ich hatte so viel von den schönen Bällen dort geredet, daß man neugierig ward, einen gerade stattfindenden zu besuchen; allein ich blamirte mich schrecklich. Die Saison war ziemlich vorüber und man sah nur ein Dutzend Paare, meist Wiesbadener, im Kursaal. Ich verspielte auf Anrathen des Obersten ein paar Louisd'or; er wollte mir zeigen, wie man es machen müsse und verlor ebensoviel. Da uns Wiesbaden langweilte, so fuhren wir baldigst nach Rüdesheim, wo wir Herren am Abend die Weinkarte studirten. Am Morgen fuhren wir über nach Bingen, sahen Schloß Klopp, aßen in der Post in Bingen zu Mittag, besahen Rheinstein, setzten über den Rhein und uns am andern Ufer auf Esel. Der Oberst mußte die Knie in die Höhe ziehen, wenn er überhaupt reiten wollte, und mein Esel, der Amor hieß, wollte mit mir durchgehen, was ich als ein böses Omen betrachtete. Wir besuchten die Rossel, die Zauberhöhle, Schloß Bassenheim und

kehrten über Aßmannshausen sehr befriedigt und sehr müde nach Rüdesheim zurück.

Es ward beschlossen, den Wagen nach Mainz zu schicken, nur die nöthigsten Effecten zurückzubehalten und am andern Morgen in einer Gondel nach Coblenz zu fahren, wodurch wir die Freiheit behielten, an jedem schönen Punkt zu landen. Ich sorgte für einigen Proviant und vergaß nicht, ein paar Krüge Rüdesheimer 1831r, der von dem Obersten, weil er sich auf jungen Wein nicht verstand, anfänglich gründlich verachtet wurde, bis er auf den Geschmack kam. Fern vom Rhein hält man es gar nicht für möglich, jungen Wein zu trinken; wer Einem dort gar „Federweiß“ vorsetzen wollte, würde für närrisch gehalten werden.

Das Wetter war schön und die Fahrt köstlich. An der alten Festung Rheinfels landeten wir und die weitläufige Burg wurde in allen Winkeln durchkrochen. Mademoiselle A. fiel in ein Erdloch und verwickelte sich sehr verfänglich in Brombeerranken. Ich befreite sie, was Zeit und Mühe kostete und Ursache wurde, daß wir die Anderen aus dem Gesichte verloren. Als wir endlich nachkamen, wurden wir geneckt, und ich hatte an der hübschen Neufchatellerin meine Revanche wegen ihrer Fuchsschwanzschelmerei.

In der Dämmerung kamen wir nach Coblenz. Die Damen waren müde und gingen zu Bette; aber der Oberst und ich studirten im Gastzimmer rheinländische Geographie, das heißt die Weinkarte. Er war übrigens sehr mäßig und nur ein mittelmäßiger Trinker.

Ein kleiner, sehr schwarz backenbärtiger Franzose unterhielt uns sehr gut. Als er aus den Hof ins Zimmer kam, flüsterte er mir ins Ohr, ob ich ein hübsches Mädchen zu Bette gehen sehen wolle? Natürlich war ich bereit. Er nahm ein Stück Fleisch mit, um einen Hund zu beschwichtigen,

und wir gingen in den Hof. Dort zeigte er mir ein erleuchtetes, von Weinlaub umranktes Giebelfenster; allein dasselbe befand sich jenseits einer hohen Mauer. Ehe ich es mich versah, saß aber der Franzose oben; ich meinte er sei hinaufgeflogen. Er beschwichtigte einen tobenden Köter und war mir behülflich, auf die Mauer zu kommen, was nach unendlichen Schwierigkeiten gelang. Er kletterte nun wie eine Katze an dem schwachen Weinspalier nach dem Fenster hinauf und machte höchst possierliche Geberden, die mir sein Entzücken verrathen sollten über das was er sah. Ich saß wie eine Krähe auf dem Blitzableiter oben auf meiner Mauer und sah von dem Mädchen auch nicht eine Fingerspitze. Plötzlich entstand Lärm und mit einem bewundernswürdigen Sprung war der Franzose neben mir auf der Mauer und mit einem andern an der Erde, während ich, um ebendahin zu gelangen, trotz all meiner Gewandtheit beinahe Hals und Beine brach.

Ich konnte nicht genug über die ganz merkwürdige Geschicklichkeit des kleinen Franzosen erstaunen. Einige Tage später hatte ich Ursache, diese noch mehr zu bewundern und zwar im Mainzer Theater, wo ich ihn als — Jocko sah. Es war der berühmte GroteskTänzer Carell.

Am anderen Morgen, als wir auf das Dampfschiff gehen wollten, sah die kleine Pauline aus, wie ein Schneeglöckchen. Ich verordnete meine Universalmedicin, ein Glas heißen Glühwein, mußte aber die Erfahrung machen, daß ein elfjähriges Mädchen einen anderen Magen hat als ein junger Lieutenant. Ein englischer Arzt auf dem Dampfschiff half einfacher mit etwas Eau de Cologne in Wasser.

Zu meinem Mißbehagen sah ich, daß wir Se. Majestät vom Rhein an Bord hatten. Unser Commandirender, General von Borstell, ging nach Mainz. Als er vor Tische

auf dem Verdeck stand und Truppen in Augenschein nahm, welche auf der Chaussee am Ufer marschirten, fing es an heftig zu regnen. Ich brachte ihm eiligst einen Regenschirm. „Ein alter Soldat," sagte er, „darf ein wenig Regen nicht scheuen." — „Excellenz," antwortete ich, „es ist ja kein Kugelregen," und hielt ihm nochmals den Schirm hin, den er nun mit graciösem Lächeln annahm.

Nach einer Weile suchte er mich in der Kajüte auf, um mir dankend den Schirm zurückzugeben, und als er mich mit den Damen und dem Obersten bei Tische sitzen sah, bat er um Erlaubniß, an unserer Gesellschaft Theil zu nehmen. Der General galt für außerordentlich stolz, allein dessen ungeachtet war er bei jener Gelegenheit sehr liebenswürdig, nahm auch keine Notiz davon, daß ich in Civil war, was er sonst an Officieren durchaus nicht leiden konnte und was damals uns Officieren in Mainz nur gestattet war, wenn wir nach Wiesbaden gingen.

Der Oberst beschloß, noch einige Tage in Mainz zu bleiben. Den Grafen Mensdorf und seine Gemalin kannte er schon früher und ich glaube, auch meinen Obersten, von dem die Familie sehr freundlich aufgenommen wurde; Pauline fand an den liebenswürdigen Töchtern angenehme Spielkameraden.

Meine große Popularität belustigte den Obersten und die Damen nicht wenig und sie stellten eine Menge neugieriger Fragen nach all den hübschen Mädchen von allen Sorten, denen ich zunickte; das geschah sehr häufig, denn es ist nicht meine Gewohnheit, meine Freunde oder Freundinnen zu verläugnen.

Der Oberst war neugierig, meine Wohnung zu sehen und ich mußte ihn zu mir zum Kaffee einladen. Leider wohnte ich nicht mehr in der früher beschriebenen, sondern

in einem Zimmer in der Nähe des Doms. Als der Oberst hinein trat, sah er sich erstaunt ringsum; dann öffnete er einen Schrank, — es war nichts darin; dasselbe war der Fall mit einer Commode und einem nichtswürdigen alten Schreibtisch mit hohem Aufsatz, der wenigstens — ja wie viel? — eine Million! Schubfächer hatte, die der Oberst alle aufzog und offen stehen ließ, um zu zeigen, daß sie alle leer waren. Nachdem er nirgends Etwas gefunden, fragte er: „Ei, wo sind denn Ihre Sachen?“ — Halb lachend halb ärgerlich hatte ich den Obersten gewähren lassen und war nun beschämt, eingestehen zu müssen, daß ich Alles, was nicht in meinem kleinen Reisekoffer sei, der noch im Gasthof stand, — versetzt habe, um Geld zur Reise nach Frankfurt u. s. w. zu bekommen. Dem alten Manne that das so leid, daß ihm die Thränen in die Augen kamen. Ich seh' ihn noch in seinem langen, bis auf die Füße gehenden Ueberrock mitten in meinem Zimmer stehen und all die offenen und leeren Schubladen kopfschüttelnd betrachten.

Er nahm mich bei der Hand und nöthigte mich, neben ihm auf dem Sopha Platz zu nehmen. „Das kann so nicht fortgehen,“ sagte er, „ein solches Leben ist unerträglich und Sie müssen mir als Freund erlauben, da Ordnung zu machen.“ Nun erkundigte er sich nach meinen Schulden. „Das ist weniger, als ich dachte; allein Sie sind vielen Leuten schuldig und das ist das drückendste; es ist besser, Sie sind mir allein schuldig. Nachmittag um drei Uhr will ich zu Ihnen kommen.“

Er hielt Wort. Als er kam, legte er eine Börse mit Gold auf den Tisch und zog einen Strumpf mit Kronenthalern aus der Tasche. Da letztere, die er in Frankfurt einkassirt, die Papierrollen durchscheuert hatten, so hatte er sie in Strümpfe gesteckt. Seine Cassette war ein gewöhn-

licher hölzerner Kasten ohne Schloß, den er eigenhändig aus- und inwendig mit blauem Papier beklebt hatte.

Da mich die Güte des Obersten beschämte, so redete er mir freundlich zu und wußte mir die Sache so darzustellen, als thue er eben nichts Besonderes, sondern nur was sich ganz von selbst verstände. Ich beschloß indessen, so wenig als möglich von seiner Generosität Gebrauch zu machen und hauptsächlich solche Gläubiger zu befriedigen, die mich noch nicht verklagt hatten. Wer das Gesetz angerufen, sollte auch auf gesetzmäßigem Wege befriedigt werden, das schien mir billig. Uebrigens beliefen sich doch meine Gesammtschulden um ein Paar Hundert Gulden mehr, als ich bei oberflächlicher Berechnung dachte; damals hatte ich es noch nicht heraus, daß es am Besten sei, jeder Gefahr oder Calamität gerade in das Gesicht zu sehen.

Der Oberst machte beim Bezahlen gar keine Glossen als ein einziges Mal. Ich bezahlte in einem Laden einige fünfzig Gulden. Erstaunt sah er sich rings um und konnte durchaus nicht herausbekommen, wofür ich dieses Geld schuldig geworden sei, denn er sah nichts als Hüte. Der Mann handelte aber auch mit Handschuhen, und die Schuld war dadurch entstanden, daß er mir für die Bälle des vergangenen Winters solche geliefert hatte. Mit waschledernen oder seidenen Handschuhen zu tanzen, war mir ein Greuel, und ich pflegte zu jedem Balle zwei Paar Glacéhandschuh zu gebrauchen, wenn ich sie nämlich gepumpt bekommen konnte. Es war mir unausstehlich, bei den letzten Contretänzen und beim Cotillon mit durchschwitzten oder schmutzigen Handschuhen zu tanzen. Meine frischen Handschuhe stachen dann desto vortheilhafter gegen die übrigen ab. Ueberall Eitelkeit, die Mutter des Uebels.

Bei dieser Erklärung zeigte mir der Oberst ein Paar ungeheuere, rothbraune Glacéhandschuhe, welche von Adams Handschuhmacher herzustammen schienen, so vorsündfluthlich sahen sie aus und sagte: „Sehen Sie, diese Handschuhe habe ich zwölf Jahre.“ Das mochte allerdings der Fall sein, allein erstlich zog er sie nie an und dann hatte er sich schwerlich bei Hofe mit diesen Handgehäusen präsentirt; er fügte indessen hinzu: „Jetzt mögen elegante Handschuh nöthiger sein, als zu meiner Zeit, da wusch man sich die Handschuh selber und ich habe es ganz gern, wenn junge Leute elegant sind; allein man kann da leicht übertreiben.“

Als es spät wurde und wir so ziemlich fertig waren, versprach er, am anderen Vormittage wiederzukommen und mir meinen Haushalt einzurichten. Er kam und kaufte alle Gegenstände, die zu einer ordentlichen Junggesellenwirthschaft nöthig sind, die ich bisher aber nur sehr unvollkommen oder gar nicht besessen hatte. Er vergaß nichts, und mein Bursche schleppte Teller, Tassen, Flaschen, Gläser, Lampe, Zuckerdose, Präsentirteller, Messer, Gabeln, silberne Theelöffel und dergleichen Dinge nach Hause, so daß mein kahles Zimmer anfing wohnlich zu werden. Auch einen Siegelring hielt er für nöthig; ich mußte ihm genau mein Wappen zeichnen und er versprach, es in Teplitz stechen zu lassen, wohin er von Mainz gehen wollte. Er hielt Wort und schickte mir zu meinem Geburtstage einen sehr schönen Goldtopas in einem massiven und wunderschön gearbeiteten Ringe.

Für meine weiblichen Bekanntschaften interessirte er sich sehr und war neugierig, meine gegenwärtige Favorite zu sehen. Der Zufall wollte, daß wir meinem jüngsten Schatz auf dem Markte begegneten und er war sehr zufrieden damit, daß ich ein so allerliebstes und anständig aussehendes Mädchen hatte.

Der Abschied von der Familie that mir recht leid, denn ich hatte sie recht lieb gewonnen, und auch Ursache dazu. Das Gefallen war übrigens gegenseitig und ich wurde eingeladen, Urlaub zu nehmen und einige Monate im Winter bei ihnen zuzubringen, den sie auf ihrem Gute bleiben wollten, anstatt wie früher nach Berlin oder Braunschweig zu gehen.

Einige Zeit vorher, ehe der Oberst von Schultze nach Mainz kam, hatte ich zwei Träume, welche ziemlich seltsam sind; der eine weil er buchstäblich eintraf und der andere weil ich mich in ihm in einem vorgeschrittenen Lebensalter und unter sehr eigenthümlichen Umständen sah. Es schien fast, als sollte das Eintreffen des ersten, unbedeutenden Traumes mir als Garantie für die besondere Bedeutung des wichtigeren dienen. Es giebt viele gescheute Leute, die über Dergleichen lachen; allein einige noch gescheutere, die einräumen, daß wir von den Fähigkeiten unseres Geistes und dem Zusammenhange geistiger Wechselwirkungen noch viel zu wenig wissen, um über die wunderbaren und eigenthümlichen Erscheinungen des Traumlebens ein absprechendes Urtheil fällen zu können. Ich habe in meinem Leben die Erfahrung von der vielfachen Bedeutsamkeit der Träume zu oft gemacht, um darüber in Zweifel sein zu können. Nehmen wir an, daß die Welt und insbesondere das Schicksal des Menschen nicht ein bloßes Spiel des Zufalls ist, so müssen dieselben auf irgend eine Weise regiert werden und es ist abgeschmackt, gewissermaßen unsere menschlichen Vorurtheile als Maßstab für die Mittel zu gebrauchen, welche diese uns so unbegreifliche Regierung anwendet.

Wir lachen über den Glauben an die Bedeutung des Vogelfluges, die Zeichen in den Eingeweiden eines Opferthieres und über andere wichtige Dinge einer zu Grunde ge-

gangenen Religion; wir lachen insofern mit Recht, als der Flug der Vögel u. s. w. für uns, die wir nicht daran glauben, gewiß von keiner Bedeutung ist. Wenn nun aber vielleicht von eben diesem Fluge der Vögel das Schicksal der halben Welt abhängt, wie das zu alten Zeiten leicht der Fall sein konnte? Ist es so absolut thöricht anzunehmen — da doch die Welt durch irgend welche Mittel regiert werden muß — daß die höchste Macht, um die Ereignisse zu lenken, zu einem so einfachen, die Naturgesetze durchaus ungefährdet lassenden Mittel greift? Ist diese Annahme nicht weit vernünftiger und weit mehr der Würde der Gottheit angemessen, als die eines Wunders, durch welches die Naturgesetze sistirt oder gänzlich aufgehoben werden, eines Wunders, durch dessen Annahme wir in gewisser Weise Gott der Unvollkommenheit beschuldigen und so, nach den heutigen religiösen Ansichten, eine Gotteslästerung begehen? Mancher wird sagen: „Du nimmst also an, daß Gott den Aberglauben fördert! Das ist selbst Gotteslästerung!“ — Der Aberglaube ist ebensowohl eins der unendlich vielen Agenzien, wodurch das Schicksal der Welt regiert wird; in der körperlichen wie geistigen Natur ist nichts unnütz und der Aberglaube nimmt eine wichtige Stelle ein.

Mir träumte, ich befände mich in einem großen Raum oder Saal, in welchem allerlei Kriegsgeräthschaften, besonders Geschütze, umherstanden und lagen. Ich war in voller Uniform mit decorirtem Czako und stand vor einer Reihe von Leuten, welche verschiedenartig, meistens aber in blaue Blousen gekleidet waren. Ich hielt einen Sack mit Geld in der Hand; mit diesem trat ich zu drei Officieren, die ich nicht kannte, die aber ebenfalls in voller Uniform waren, zeigte ihnen lachend den Geldbeutel und machte einen Scherz, über den sie ebenfalls lachten. —

Der zweite Traum war folgender: Ich trat in ein Schloß und vor mir lag eine breite Treppe. Während ich dieselbe hinaufging, sah ich in einem rechts liegenden Corridor zwei Männer, welche Blousen, breitkrämpige Hüte und hohe Stiefeln trugen und es war mir klar, daß sie reisefertig waren. Einer von diesen Männern fragte den anderen halblaut: „Ist es schon geschehen?“ — „Noch nicht,“ antwortete der Andere, „aber ich glaube, gleich.“ —

Ich ging vollends die Treppe hinauf, öffnete die Flügelthür und gelangte in einen großen Saal. Ich blieb neben der Thür stehen, durch welche ich eingetreten war. Die mir gegenüberliegende Flügelthür stand offen und ich sah von einem Nebenzimmer die Decke, da der Eingang durch die Menge der anwesenden Personen verdeckt war. Viele derselben trugen Uniform; mehrere trugen Ordensbänder über der Brust. Man schien gespannt und unterhielt sich mit unterdrückter Stimme. Plötzlich hörte ich im offenstehenden Nebenzimmer das Klirren von Degen. Der dem Anschein nach stattfindende Kampf war sehr kurz und endete damit, daß ich einen Degen auf den Boden fallen hörte.

Gleich darauf bildeten die im Saale befindlichen Herren von jenem Zimmer bis zur Thür, an welcher ich stand, eine breite Gasse; sie sahen meistens etwas bestürzt aus und verharrten in einer halb verlegenen, halb achtungsvollen Verbeugung, während ich mich selbst aus jenem Zimmer heraustreten und nach der Thür zu gehen sah, an welcher ich, der Träumende, stand.

Obgleich mein zweites Ich ein Mann von etwa fünfzig Jahren zu sein schien, Civilkleidung trug und in der Figur stärker war, als ich es selbst jetzt bin, so erkannte ich mich doch sogleich. Meine Kleidung war nachlässig elegant. Der Frack, den ich trug, war über der Brust an einem Knopf

oben zugeknöpft. Der Ausdruck des Gesichtes war stolz, der Kopf ziemlich erhoben und der Blick, den ich auf die sich verneigenden Herren warf, war etwas drohend und geringschätzig zugleich. Ich war bleich, doch nicht eben ungewöhnlich. Mein Gang war gemessen, weder auffallend langsam, noch übereilt, obwohl sich ein kleiner Zwang nicht verkennen ließ, und während mein älteres Ich bei mir vorüber zur Thür hinausging, dachte ich: „Du bist allerdings sehr zufrieden damit, den Saal zu verlassen und nur Stolz hält dich ab, schneller zu gehen."

Ich, der Träumende, blieb an meinem Platze stehen. Die Menge im Saal schien sehr bestürzt und bewegte sich redend und gesticulirend durch einander; allein meine Aufmerksamkeit wurde durch ein junges Mädchen erregt, welches ich im Hintergrunde des Saales erblickte. Sie mochte etwa sechszehn Jahre alt sein, war weiß gekleidet und trug einen schwarzen Shawl, als sei sie in Trauer. Sie rang die Hände, weinte und sank in einen Sessel.

Das Mädchen that mir leid; allein ich dachte: „Es ist darin nichts zu ändern; daß einem jungen Mädchen der Vater stirbt, kömmt ja alle Tage und in jedem Trauerspiel vor." — Damit war der Traum zu Ende. —

Im Herbst 1832 hatte unser Regiment einen Officier und mehrere Unterofficiere zu geben, um die für die Garde bestimmten Rekruten vom Rhein nach Berlin zu bringen. Ich wünschte sehr, dieses Commando zu erhalten, obwohl es ein beschwerliches und mit Kosten verknüpftes war; allein ich sehnte mich danach, Berlin wiederzusehen und eine Zeitlang von meines Hauptmanns Kamaschenfuchserei befreit zu sein.

Die rheinischen Rekruten für die Garde marschirten gewöhnlich von Düsseldorf Ende October oder Anfang No-

vember ab; der Marsch ging auf der Etappenstraße durch Westphalen, Hannover und Braunschweig und dauerte über vier Wochen, was während des Novembers und Decembers eben keine Vergnügungsreise zu nennen war. Die Marschzulage, welche der Officier erhielt, betrug nur acht Silbergroschen für den Tag. Innerhalb des preußischen Staates erhielt er unterwegs nur freies Quartier, während er das, was er verzehrte, bezahlen mußte. Kam man nun auch häufig in Quartiere, wo eine Bezahlung nicht angenommen wurde, oder wo man sie gar nicht anbieten konnte, so überstiegen die Trinkgelder, die man anständiger Weise geben mußte, doch wenigstens das Doppelte der Marschzulage. Im Auslande erhielt man Quartiere mit Verpflegung und die Regierungen rechneten gegen einander ab; allein man war deshalb nicht viel besser daran, da die Trinkgelder blieben.

Die Commandeurs der Regimenter sahen wohl ein, daß ein solches Commando für einen Officier eine große Last war und suchten sie durch Bewilligung eines Urlaubes nach dem Commando angenehmer zu machen. Traf nun das Commando einen Officier, der keine Verwandte in den alten Provinzen hatte, so suchte er einen Stellvertreter, zu welchem Tausch jedoch die Erlaubniß des Obersten nöthig war.

Der Officier, den von unserem Regiment die Reihe traf, war bereit, mit mir zu tauschen und es handelte sich nur darum, die Erlaubniß zu erhalten, die mir eben nicht allzu gewiß war, besonders da ich noch einen sechswöchentlichen Urlaub als Zugabe haben wollte. Ich beschloß daher, mich hinter die Frau des Obersten zu stecken. Als ich sie eines Nachmittags in der Anlage traf, nahm ich ein sehr sorgenvolles Gesicht an, welches sie bewog, mich lachend zu fragen, was mich denn so entsetzlich quäle? Ich sagte ihr also, daß ich gern die Garderekruten nach Berlin bringen

möchte, aber fürchte, der Oberst werde den Tausch nicht gestatten. „Ei, da hat er auch ganz Recht," sagte sie, „Sie würden die Leute wer weiß wohin führen! Doch bitten Sie ihn nur Morgen auf der Parade, vielleicht thut er es doch?" Nun wußte ich, daß mein Zweck erreicht war; allein ich einfältiger Mensch hatte auch nicht ein Wort von Urlaub gesagt!

„Willst Du wetten," sagte S. auf Parade, „daß der Oberst Dir nicht länger, als vierzehn Tage Urlaub giebt." — „Giebt er mir sechs Wochen," antwortete ich, „dann bin ich zufrieden; erhalte ich aber nur vierzehn Tage, so gebe ich Dir mein Wort darauf, daß ich wenigstens drei Monate ausbleibe."

Als ich mein Gesuch anbrachte, sagte der Oberst: „Ich weiß schon," gerieth aber in einige Verlegenheit, ward darüber ärgerlich und — schlug mir jeden Urlaub ab; besann sich aber eines Besseren und bewilligte vierzehn Tage!

Bald wäre aber ein Strich durch die ganze Rechnung gemacht worden. Seit Oberst von Schultze im englischen Hof logirt hatte, besuchte ich denselben häufiger, weil ich mich nun dort einigen Credits erfreute, der überhaupt durch das Gerücht von einem zahlenden „Onkel" gestiegen war. Ich fand mich natürlich nicht berufen, die mir angedichtete Verwandtschaft zu widerlegen. Im englischen Hofe fand ich einen jungen Franzosen, der sich auf unpassende Weise über preußisches Militär und Officiere äußerte; ich antwortete und fand mich endlich veranlaßt, ihn um seine Adresse zu bitten; er hieß Deville, oder Delville.

Am anderen Morgen schickte ich einen Freund zu ihm, — mein Leporello vom Maskenball — der den Franzosen auf krumme Säbel fordern mußte. Eines Bischens Säbelgeklimpers wegen hielt ich es nicht für nöthig, den ältesten Hauptmann zu incommodiren, auch fürchtete ich, daß das

Bekanntwerden der Sache mich hindern möchte, mein Commando anzutreten, woran mir viel lag. Daß ich einen Hieb erwischen könne, das fürchtete ich eben nicht sehr, sondern meinte, dem Julihelden — damals hatten alle reisenden Franzosen in den Straßen von Paris gekämpft — einen Circumflex über das Gesicht zu geben. Er ließ mir jedoch sehr artig sagen, daß er sich auf Führung des krummen Säbels durchaus nicht verstehe, allein für den Degen bereit sei. Auf den Stoß war die Sache ernsthafter und dergleichen Duelle fielen unter den Officieren niemals vor. Da die Franzosen, die überhaupt fechten können, mit dem Fleuret meist gut umzugehen wissen, so wuchsen meine Chancen für einen Commando-verhindernden Degenstich bedeutend; ich konnte nicht sagen, daß ich den Degen nicht zu führen verstehe, denn erstlich war es die Unwahrheit und zweitens wäre es gar zu lächerlich gewesen, da ich dann stets ein mir nutzloses Instrument an meiner linken Seite trug; aber zu Pistolen war mir die Geschichte nicht ernsthaft genug und ich nahm daher die Forderung auf den Stoß an. Uebrigens war ich ja einer von Beneke's besten Fechtern gewesen und hatte mich auch als Officier hin und wieder geübt.

Officiersdegen sind völlig unnütze Dinger; sie taugen weder zum Hieb noch zum Stich und die Klingen sind meistens wie von Blei; wenigstens war dies der Fall mit allen Degen, welche man bei den großen Lieferanten von Militäreffecten in Berlin kaufte. Zu dem beabsichtigten Duell wurden ein Paar ordentliche Stoßdegen von einem Schwertfeger verschafft.

Das Duell fand in einem Zimmer statt. Gleich in den ersten Augenblicken sah ich, daß ich dem Franzosen in Führung des Stoßdegens bedeutend überlegen war. Er blitzte zwar sehr mit den Augen, war äußerst beweglich, gab

eine schreckliche Menge Appells und hielt seine Klinge keine halbe Secunde still; allein es war viel Geschrei und wenig Wolle.

Die närrischen Geberden und Ausrufe meines Gegners, der übrigens ein sehr anständiger und hübscher junger Mann war, reizten mich zu unnützem Uebermuth und meine Ueberlegenheit veranlaßte mich, mit ihm zu spielen, was ihn immer hitziger machte. Ich deutete die Stiche nur an und parirte alle seine mit großem Aufwand gemachten Ausfälle mit Cavationen; eine Fechtart, die große Uebung erfordert, aber sehr elegant ist, da man dabei nur das Handgelenk allein bewegt. Als ich eine Quart über den Arm angedeutet hatte, stach er nach, allein ich wandte einen Kunstgriff an, mit welchem mich mein Fechtmeister oft zur Verzweiflung gebracht und der auch hier dasselbe Resultat hatte, daß nämlich dem Gegner der Degen aus der Hand um den Kopf flog und beinahe in einem Secundanten Platz genommen hätte. Ich sprang schnell zu, hob den Degen auf und reichte ihn Monsieur Delville, wie das die Artigkeit erforderte, obwohl ich das Recht hatte, meinen Vortheil zu verfolgen.

Er mochte mein Benehmen für Verachtung halten, obwohl es nichts war, als ein Bischen Renommisterei eines jungen Menschen; genug, er ward feuerroth, biß die Zähne aufeinander und nahm sich mehr zusammen. Er machte eine nicht ungeschickte Finte und fiel dann in eine Prime aus, die mich durch und durch stechen sollte. Ich kam auch wirklich mit meiner Parade ein wenig zu spät und fühlte die kalte Degenspitze in meinem linken Oberschenkel. Glücklicher Weise war der Stich nicht tief; allein er war mir eine Warnung und ich beschloß, dem übermüthigen Spiel augenblicklich ein Ende zu machen. Ich machte absichtlich eine sehr grobe Primfinte, auf welche der Gegner so begierig einging,

daß seine ganze rechte Seite entblößt wurde, wodurch ich Auswahl für meinen Stich erhielt. So ärgerlich mich auch die empfangene Wunde gemacht hatte, so machte sie mich doch nicht mordgierig; ich beschloß, den Franzosen flügellahm zu machen und stach eine Quart über den Arm mit solcher Vehemenz, daß meine Klinge sprang und die abgebrochene Spitze über eine Handbreit tief in der Schulter steckte. Der Schmerz muß bedeutend gewesen sein, denn der Franzose schrie laut auf und ließ seinen Degen fallen. Das Herausziehen der Degenspitze aus der Schulter war eine sehr schmerzliche Operation; allein Herr Delville benahm sich sehr hübsch und mit der anständigen Franzosen besonders eigenen Artigkeit.

Meinem Secundanten wie auch den Gegnern hatte ich das Ehrenwort abgenommen, das Duell geheim zu halten und ich hatte nicht einmal S. etwas davon gesagt, weil ich fürchtete, er möchte mir es übel nehmen, daß ich ihn nicht abermals als Secundanten gewählt hatte. Meinem Burschen machte ich weis, daß mein Genickfänger mir beim Spielen damit in den Schooß gefallen sei; denn er sah das Loch in den Beinkleidern und das Blut. Zwei Tage darauf reiste ich mit dem Dampfschiff ab.

Lieutenant von B. vom 35. Regiment und ich waren die einzigen Passagiere in der großen Kajüte; es regnete in Strömen und wir spielten den ganzen Tag Piquet. Wegen des niedrigen Wasserstandes oder der Finsterniß ging das Dampfschiff nur bis Cöln und die Passagiere, die sich auf den letzten Stationen vermehrt hatten, mußten mit dem Postwagen von Deutz nach Düsseldorf gebracht werden.

Unser Abendessen in Deutz war sehr heiter. Unter den Passagieren befand sich eine hübsche junge Frau, welche eine große Zuneigung zu einem kleinen altklugen Jungen gefaßt und diesen auf dem Schooß sitzen hatte. Plötzlich ward die

junge Frau verlegen und roth und schüttelte den Jungen in größtem Erstaunen von ihrem Schooß, während ihr kleiner Liebling und andere Anwesende wie die Kobolde lachten. Der kleine Junge war nämlich bereits dreißig Jahre alt und hatte einen ebenso kleinen, ausgewachsenen Bruder; sie hießen, glaub' ich, Lehne und waren beide Maler; der eine malte Blumen, der andere Stillleben. Warum aber die hübsche Frau den kleinen Maler so eilig vom Schooße schüttelte und wie dieser sein Alter ihr verrieth, habe ich nicht erfahren können; allein die Neckereien endeten erst bei unserer Ankunft in Düsseldorf.

Ich mußte hier länger als acht Tage bleiben, da die Mannschaften noch nicht beisammen waren; allein mir war das gar nicht leid, denn ich fand in Düsseldorf viele Freunde aus dem Cadettencorps. Am Tage nach meiner Ankunft war der Geburtstag eines jungen preußischen Prinzen, der in Düsseldorf wohnte, und es fand ihm zu Ehren ein Ball Statt, zu welchem ich eingeladen wurde. Der Ball war sehr hübsch und ich fand hier noch mehr hübsche Mädchen, wie auf unseren Bällen in Mainz. Der Gouverneur des Prinzen war ein Bruder meines Freundes Gustav v. P. in Berlin; er suchte mich auf und sagte mir, daß er einen Brief für mich habe. Zugleich lud er mich zu sich zum Thee ein und stellte mich dem kleinen Prinzen vor, der damals 14 Jahre alt sein mochte, Lieutenantsuniform trug und that, als sei er völlig ausgewachsen, was mich sehr amüsirte.

Das Commando war endlich marschfertig. Es bestand aus circa 600 Mann Garderekruten; meistens junge Leute aus Düsseldorf, Cöln, Iserlohn, Elberfeld und Umgegend. Führer des Commandos war ein Hauptmann E. und außer mir waren noch Lieutenant von B. aus Mainz und ein Officier aus Königsberg dabei. Letzterer hatte Kriegsreserve

aus Ostpreußen an den Rhein gebracht und gehofft, sich nach dem Marsch von circa 200 Meilen einige Tage erholen zu können; war aber zu seinem großen Mißvergnügen zu diesem neuen Commando befehligt worden. Ich als der zweitälteste Officier ward zum Quartiermachen bestimmt und hätte zu dem Ende dem Commando stets einen Marsch voraus sein müssen; allein der Hauptmann wollte unsere kleine Gesellschaft gern beisammen behalten und überdies waren auf der gewöhnlichen Etappenstraße keine besonderen Schwierigkeiten zu überwinden, weshalb beschlossen wurde, daß ich nur bei Extragelegenheiten mich vom Commando entfernen solle. Ueberdies wurde auch der Officier aus Ostpreußen krank und ich mußte neben meiner Charge als Quartiermacher noch die als Compagniechef übernehmen.

Da die Unterofficiere fast sämmtlich von meinem Bataillon, ja selbst von meiner Compagnie waren, so überließ mir der Hauptmann die Ernennungen zu Feldwebel und Fourier. Letzterer war ein Sergeant von meiner Compagnie, dem ich einschärfte, mich möglicher Weise immer in Häusern einzuquartieren, wo hübsche Mädchen wären, besonders für einen Ruhetag. Er versprach sein Möglichstes zu thun und hielt Wort. Der Hauptmann fand bald aus, daß ich stets das beste Quartier hatte und wußte es meist so zu arrangiren, daß wir zusammen logirten. Er war ein sehr anständiger, liebenswürdiger und heiterer Mann und Lieutenant von B. ein herzenslieber Junge, aus einer angesehenen nicht preußischen Familie, so daß wir alle ganz trefflich mit einander fertig wurden. Der Hauptmann, der gern gut lebte, hatte sich von Düsseldorf einen großen Korb Bordeauxwein mitgenommen, der uns unterwegs ganz trefflich mundete.

Jetzt werden all diese Transporte von Rekruten und Kriegsreserve per Eisenbahn gemacht und diese mehrere Wo-

chen ja Monate dauernden Märsche kommen nicht mehr vor. Das ist der Grund, weshalb ich etwas länger bei diesem Commando verweile.

Unsere Rekruten waren ein ziemlich munteres Corps, meistens Fabrikarbeiter, und besonders zeichneten sich die Cölner durch ihren Uebermuth aus. Da sie noch nicht eingekleidet waren, so trug Jeder, was ihm gefiel und Mancher nichts, als seine blaue Blouse, die ein schlechter Schutz gegen das November- und Decemberwetter war. Die Leute waren aber heiter und guter Dinge und sangen fortwährend. Ihre Lieder waren oft sehr merkwürdig und amüsirten mich nicht wenig. Wahrscheinlich hatten Manche von ihnen im Theater als Statisten gedient und dort Bruchstücke aus Opern aufgeschnappt, die sie ganz köstlich verstümmelten. Ich hörte sie unter Anderem einen Chor singen, der mir bekannt schien, ohne daß ich ausmachen konnte, wohin er gehörte. Aus den Worten konnte ich am allerwenigsten auf die Spur kommen, denn diese waren ein Gemisch des allerschauerlichsten Unsinns. Eine Strophe lautete: „Hast Roma gericht, hast Galgen im Gesicht.“ Dann kam Etwas vor von Kanonen und Sicinus. Die Leute fanden das Zeug selbst närrisch und endlich nach vielen Vermuthungen brachte ich heraus, daß es heißen müsse: „Hast Roma gerächt, hast Gallien besiegt.“ Die Kanonen sollten Cohorten bedeuten und Sicinius wahrscheinlich Licinius.

Auch eine Marketenderin war bei uns, welche mit der Kriegsreserve von Berlin gekommen war und die Gelegenheit benutzte, dorthin zurückzukehren. Sie war ein prächtiges, einäugiges altes Soldatenweib und das junge Stück permanenter Erbsünde, welches sie bei sich hatte, war nicht weniger interessant. Noch merkwürdiger als die beiden fahrenden Schönen war aber Michel, der sie fuhr. Michel saß jedoch

nicht auf dem Bock, sondern war vor den Wagen gespannt, denn er hatte die Prätension, ein Pferd sein zu wollen. Trat ich bei einem Halt an den Wagen, um mir einen Schnaps einschenken zu lassen, dann hing ich gewöhnlich meine Mütze an Michels Hüftknochen. Die Leute lachten und die Alte sagte: „Och, Herr Leitnant, duhn Se des doch nich!"

Das Wetter war schauderhaft; es war kalt und regnete dabei fast immer, so daß die Wege bodenlos waren, besonders die, welche nach den seitwärts von der Straße liegenden Ortschaften führten. Ich hatte zwar das Recht, ein Pferd für mich zu requiriren; allein man bekam schauerliche Bestien, und dann war es auch besser, bei dieser Kälte und Nässe zu Fuß zu gehen und ich zog es vor, mir anstatt des Pferdes das dafür gezahlte Geld geben zu lassen.

Die Kleider wurden gar nicht mehr trocken, da sie jeden Morgen naß eingepackt werden mußten. Dabei waren die Chausseen frisch mit den abscheulichen, scharfkantigen Steinen überschüttet, so daß die Stiefeln bald durchschnitten waren. Kurz, dieser Marsch war eine ordentliche Strapaze und besonders für die armen, leicht bekleideten Rekruten, welche das Marschiren nicht gewohnt waren. Manche Tagesmärsche betrugen zehn Stunden, und dauerte das Vertheilen der Quartierbillets etwas lange, so kam es vor, daß die Leute wie die Fliegen umfielen. Die armen Weiber auf dem offenen Marketenderwagen, die sehr sommermäßig gekleidet waren, klapperten mit den Zähnen vor Frost und das junge Stück Erbsünde nahm mein kleines Hündchen fortwährend auf den Schooß, theils aus Mitleid, theils um sich den Leib warm zu halten.

Trotzdem waren die Leute übermüthig. Als ich einst zu dem von mir bestellten Apell kam — es war ein Ruhe-

tag — fehlten etwa achtzig Mann vom rechten Flügel. Auf meine Frage hieß es, sie steckten im Wirthshause und die Unterofficiere könnten sie nicht herausbekommen. Ich entschloß mich also, sie selbst zu holen und erfuhr denn, daß es achtzig Düsseldorfer wären, welche sich nicht ins Freie wagten, da sie sich vor den Cölnern fürchteten, die doppelt so zahlreich wie sie waren und sie prügeln wollten. „Aber nun kommen Sie, Herr Lieutenant," hieß es, „nun wollen wir sie schon kriegen." Während ich mich, auf dem Apellplatz angekommen, nach der Ursache des Streites erkundigte, ging, ehe ich es mich versah, die Paukerei los. Da man auf meine Stimme nicht hörte, so zog ich blank und ließ es Hiebe mit der flachen Klinge regnen, während die Unterofficiere von ihren Gewehrkolben Gebrauch machten. Das half. Als die Front hergestellt war, hielt ich eine ausgezeichnet schöne Rede im altpreußischen Styl, ließ dann einen Kreis schließen und die unruhige Gesellschaft brevi manu auf die Kriegsartikel schwören. Man darf nämlich nicht vergessen, daß ich noch nicht eingekleidete, ganz rohe Rekruten hatte; mit Soldaten hätte dergleichen nicht vorkommen können, obwohl die Kriegsreserve es oft nicht besser machte. Die von meinem Regiment hatte sich sogar einst offen empört und einen Officier insultirt, der sie auf unerhörte Weise schimpfte und sonst maltraitirte. Es mußte ein Bataillon aus Coblenz abgeschickt werden, um die Kriegsreservisten zur Ruhe zu bringen, von denen viele auf Festung kamen; allein dem Officier, der durch sein unkluges Benehmen den Vorfall veranlaßt hatte, ging es ebenfalls schlecht.

Unser Marsch ging über Elberfeld durch Westphalen, Detmold, Hannover, Braunschweig, die Provinz Sachsen nach der Mark Brandenburg.

In Soest, einer westphälischen Stadt, sagte mir der Fourier, der Bürgermeister weigere sich, die Pferde zu liefern, die ich zum Transport leicht Erkrankter requirirt hatte. Solche Kühnheit schien mir ganz unerhört und ich lief in aller Wuth auf das Rathhaus. „Wo ist der Bürgermeister?“ fragte ich mit einer Stimme, als sei ich der Eroberer von Soest. Der Rathsdiener machte vergebens Pst! und sagte mir, es sei Rathssitzung: „Ich kehre mich den Teufel an eure Rathssitzung; ich habe keine Zeit und muß den Bürgermeister sprechen!“ Damit schob ich den entsetzten Rathsdiener bei Seite und drang in das Sitzungszimmer, wo ich die ob meines Ungestüms erstaunten Väter der Stadt Soest um einen grünen Tisch herumsitzen fand. „Welches ist der Herr Bürgermeister?“ — fragte ich ohne weitere Complimente, und als ich ihn in dem Dicksten der Herren zu erkennen glaubte, fuhr ich ihn an: „Also Sie wollen uns keine Pferde liefern!“ — Der verlegene Bürgermeister stammelte etwas von dem Herrn Stadtschreiber und dieser, der ihm gegenüber saß, fing eine Erklärung an. „Ich habe nichts mit dem Herrn Stadtschreiber zu thun, ich rede mit dem Herrn Bürgermeister. Ich verlange für den königlichen Dienst soviel Wagen und soviel Pferde, die Morgen früh um sechs Uhr bereit sein müssen. Sind dieselben nicht da, so werde ich auf Kosten der Stadt Postpferde nehmen und die Weigerung des Herrn Bürgermeisters nach Berlin melden.“ — Damit machte ich ein sehr trotziges Compliment und ging zur Thür hinaus. Daß ein Bürgermeister sich nicht vor Eifer zerriß, wenn ein Officier Etwas für den königlichen Dienst verlangte — worunter wir natürlich stets nur den Militärdienst verstanden — schien mir ein ganz enormes Verbrechen! Die Pferde waren übrigens am anderen Morgen an Ort und Stelle. —

In einem westphälischen Dorfe seitwärts von der Landstraße, wo wir Ruhetag halten sollten, ward ich bei einem reichen Schulzen einquartirt. Sein Haus war massiv und stattlich und mochte einst der Sitz eines kleinen Edelmannes gewesen sein. Der Schulze kam mir vor seiner Hausthür mit einem Teller voll Waffeln und einem Bierglase voll Wachholderbranntwein entgegen, welchen colossalen Schnaps ich trotz alles Sträubens leeren mußte, um den braven Mann nicht zu kränken, so daß ich den ganzen Tag nicht recht zur Besinnung kam.

Ich logirte in einem schönen, großen, sorgfältig durchwärmten Zimmer, in dem ein wenigstens zehnschläfriges Himmelbett mit einer ganzen Hölle von Federbetten stand. Ich legte mich an das äußerste Ende, der Breite nach hinein und deckte mich mit einem Kopfkissen zu, denn das zu diesem Zweck bestimmte Oberbett war gewiß vier Fuß dick und mußte mehr als einen Centner wiegen.

Der Tisch wurde mitten in meinem Zimmer für mich allein gedeckt, allein dermaßen mit Speisen beladen, daß eine große Gesellschaft sich hätte daran satteſſen können. An Fleisch standen allein auf demselben ein Stück Rindfleisch von wenigstens 15 Pfund; ein ganzer Schinken; zwei gekochte, fette Hühner; verschiedene Sorten Wurst und ein ganzer, gebratener Hase.

Die gelbhaarige, blauäugige, weiß und rothe Westphälin, die mir in ihrem Sonntagsstaat aufwartete, war ein wahres Prachtexemplar des Stammes. Ihr Fleisch war so fest, daß man einen Floh darauf hätte knicken können. Man sagt, wer den Minnesold einer solchen Westphalin gewinnen wolle, müsse mit ihr darum ringen, wie Siegfried mit Brunhilde. Das nenne man da zu Lande schickliches, jüngferliches Sträuben, was aber gar nicht böse gemeint

sei; die derben Bauernmädchen ergeben sich aber nur einem Liebhaber, der sie im Ringkampf besiege und am liebsten dem, der sie hinwerfe, daß die Rippen knacken. In der Provinz Sachsen fand ich minder rauhe Sitten.

Als wir eines Sonntags in der Nähe eines Hannöverschen Dorfes marschirten, zur Zeit als die Leute aus der Kirche kamen, redete mich ein anständiger Landmann an und sagte: „Ihre Leute haben einen schlechten Charakter.“ Das ärgerte mich nicht wenig, noch dazu im „Auslande“; allein der Mann hatte gerechten Grund zur Klage. Meine Rekrutenschlingel hatten seine Frau und Tochter handgreiflich mitten auf der Straße insultirt. Ich ließ sogleich Halt machen und der Mann mußte mir die Uebelthäter bezeichnen. Es waren das ein halbes Dutzend der ruppigsten Bengel der ganzen Bande, die ich sogleich von der Compagnie absonderte und vierzehn Tage lang statt in das Quartier, in das Arrestlokal des Ortes bringen ließ.

In Coppenbrügge war ich trotz des ermüdenden Marsches noch mit dem Gewehr in der Umgegend umhergestrichen. Als ich Abends in mein Quartier zurück kam, fand ich eine sehr komische Scene. Hauptmann E., der mit mir zusammen logirte, saß zu Gericht. Die Arrestanten hatten im Arrestlokal Alles zerschlagen, hatten den Tisch ekelhaft verunreinigt und den Gefangenwärter geprügelt. Als Zeuge diente ein sehr magerer Schneider, der ebenfalls im Arrest war, weil er seine Ehehälfte mit der Elle gemessen hatte. Er gab seine Zeugenaussage mit großem Pathos ab und verweilte mit hungriger Rührung bei dem „delicaten Butterbrot“, welches die gute Frau des Gefangenwärters den arretirten Rekruten gegeben hätte. Sein Bericht hätte einem shakespearschen Clown in den Mund gelegt werden können und

er verlor nichts an Werth dadurch, daß er im zierlichsten hannöverschen Dialect abgefaßt war.

Der Hauptmann, der mit großem Eifer einen Meerschaumkopf anrauchte, den er in Lemgo gekauft hatte, machte verzweifelte Anstrengungen, seinen richterlichen Ernst zu behaupten. Sah er zufällig in mein lachendes Gesicht, so schnitt er in der Verzweiflung eine so entsetzlich grimmige Fratze, daß der Schneider zitterte; oder er nahm einen Ausdruck an, als wolle er eben in Thränen des bittersten Schmerzes ausbrechen.

Vor Hameln kamen uns trotz des Regens die dort garnisonirenden hannöverschen Officiere entgegen und luden uns gastfreundlich für den Abend zu einer Gesellschaft ein, die sie uns zu Ehren geladen hatten. Wir fanden hübsche, muntere Officiersdamen und wurden mit Grog und andern englischen Gräueln beinahe freundschaftlich umgebracht.

Dem Regen folgte bald Frost und Schneegestöber; allein das war erträglicher als die Nässe. — In Wolfenbüttel machten wir Bekanntschaft mit einer nur dort gebrauten Art von Bier, das Tuffstein genannt wird und welches seine eigenthümlichen Eigenschaften dem über Tuffstein dahin fließenden Wasser verdankt. Wir gingen hier in's Theater, welches in einer Vitriolfabrik aufgeschlagen war; mitten im Parterre stand eine Pumpe und die Schauspieler fegten mit ihrem Toupé den Theaterhimmel.

Da wir nicht weit von Halberstadt vorbei kamen, so erbat ich mir vom Hauptmann einige Tage Urlaub, um meine Eltern zu besuchen, die sehr überrascht und erfreut waren, mich zu sehen.

In der Nähe von Genthin stieß ich wieder zu meinem Commando. Ich fand den Hauptmann bei einem geizigen Amtmann einquartirt und hustend und fluchend über den

Rauch in dem kalten Zimmer und über das dürftige und schlechte Abendessen.

Der Marsch von Brandenburg nach Potsdam zwischen den Seen der Havel hindurch war bei dem scharfen Frost und feinen Schneegestöber keine kleine Strapaze und es war bereits dämmerig, als ich in mein Quartier kam. Es war dasselbe ein sehr hübsches Zimmer bei einem reichen Schornsteinfegermeister, der fünf Häuser in Potsdam besaß; allein das Zimmer war eiskalt, und als ich zu Mittag essen wollte, hieß es, es sei ein Gasthof in der Nähe. Da ich am andern Morgen ganz früh mit dem Postwagen nach Berlin mußte, um das Commando anzumelden, so wollte ich weiter keinen Lärm machen, sondern ging aus, meine Freunde aufzusuchen, deren ich in Potsdam genug hatte.

Als ich gegen elf Uhr zurück in mein Quartier kam, klagte mir mein armer Bursche, daß er auch nicht einen Bissen zu essen bekommen habe. Der Wirth, der sehr schlecht auf Soldaten zu sprechen schien, hatte durchaus verboten, uns irgend etwas anderes, als das bloße Quartier zu geben, obwohl er zur Verpflegung seiner Einquartierung verpflichtet war. Mir riß die Geduld. „Da soll doch ein Donnerwetter darein schlagen!“ rief ich und wollte mir eben den Hauswirth citiren, als dieser aus dem Nebenzimmer hereingekugelt kam. Er hatte augenscheinlich an der Thür gehorcht, um sich an meinem Aerger zu weiden und Krakehl mit mir zu suchen. Mein jugendliches Aussehen schien ihm doppelte Courage zu geben. Der Kerl war so dick als lang und von der allergröbsten Sorte. Er schien eine Art von Blaubart, denn hinter ihm sah ich durch die offene Thür mehrere sehr ängstliche Frauengestalten. Der Kerl schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie höhnend: „Na, nu lassen Sie doch einmal ein Donnerwetter darein schlagen!

Wir fürchten uns noch lange nicht vor einem solchen Lieutenant!" — Ich gehörte damals nicht zu den sanftmüthigsten Menschen. Die Galle lief mir über und ich packte meinen Degen, um ihn dem Talgklumpen um die Ohren zu schlagen; allein die Betrachtung der lächerlich dicken, aufgeblasenen Figur brachte mich auf bessere Gedanken. „Herr, packen Sie sich augenblicklich aus meinem Zimmer!" rief ich. „„Was!"" schrie er außer sich und höhnisch lachend, „„was, Sie wollen mich aus meinem eignen Zimmer hinausjagen? ha ha ha!"" — „Herr, das Zimmer ist jetzt mein. Packen Sie sich!" — Er würdigte mich keiner Antwort, sondern setzte sich breit auf einen Stuhl. —

Der Bursche, den ich mir ausgesucht hatte, war ein Eisenarbeiter aus Iserlohn, gewohnt große eiserne Zangen und Eisenstücke zu regieren, mit einer Brust und Armen wie ein Herkules. „Komm," rief ich ihm zu, „wirf mir den Kerl hinaus!" Ohne ein Wort zu reden, packte er den Dickwanst und schob ihn wie eine Kegelkugel durch die offene Thür in das andere Zimmer, so daß er an der gegenüber liegenden Wand landete. Die Weiber kreischten, allein heimlich sah ich sie lachen. Ich schloß die Thür und schob den Riegel vor; allein in derselben war ein ovales, mit einem Vorhang versehenes Fenster, welches alsbald geöffnet und durch das wüthende Gesicht des tollen Schornsteinfegermeisters ausgefüllt wurde, der schimpfte und fluchte.

Ich drohte ihm, die Wache zu holen und ging auch aus in das Quartier meines Hauptmanns, den ich bereits im Bette fand. Ich erzählte ihm den Vorfall und überließ es ihm, weitere Meldung zu machen, da ich vor Tag fort mußte. Er hat aber wahrscheinlich weiter keine Notiz davon genommen und es war auch eben so gut. — Als ich in mein Quartier zurück kam, war Alles ruhig und die Weiber

hatten dem Burschen zu essen gegeben. Wahrscheinlich fürchtete man, ich möchte den Hausherrn auf die Wache bringen lassen.

Am andern Morgen vor Tag fuhr ich nach Berlin und am Tage darauf versammelte ich zum letzten Mal meine Compagnie in einem großen Raum ebener Erde im Zeughaus, um ihr die Löhnung auszuzahlen. Als mir der Feldwebel den Sack mit Geld brachte, schüttelte ich ihn und zeigte ihn mit einem Scherz drei fremden Officieren, die gleichfalls in Geschäften dort waren. Da fiel mir plötzlich mein Traum ein; Alles traf ein bis auf die kleinsten Details, wie ich es in demselben gesehen hatte, was mir nicht wenig zu denken gab.

Digitized by Google

Aus dem

Leben eines Volkskämpfers.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Aus dem

Leben eines Volkskämpfers.

Erinnerungen

von

Corvin.

Bene facit, qui ex aliorum erroribus sibi exemplum sumat.

Zweiter Band.

Amsterdam,

Gebrüder Binger.

1861.

Druck von Gebrüder Binger in Amsterdam.

Inhalt.

III. Lieutenants-Leben.

(Fortsetzung.)

Seite

Achtes Capitel. Hofarthsheim. — Ein wenig Klatsch. — Der Oberst zu Hause. — Erziehung. — Rückkehr. — Frankfurter Krawall. — Meine jüngste Schwachheit. — Rödelheim. — Das verzauberte Haus. — Helene. — Der Nebenbuhler. — Die Großmutter. — Der Papa. — Selige Tage. — Ende. — Versetzung nach Saarlouis. — Zukunftspläne. — Die Fürstin. — Ein Brief von ihr 3

Neuntes Capitel. Marsch nach Saarlouis. — Der dortige Bürgermeister. — Festungsdienst. — Trostlose Lage. — Unser Oberst desertirt zuerst. — Besuch in Rödelheim. — Helene nach Paris ent- und ich angeführt. — Die schöne Provençalin. — Ich beschließe Schriftsteller zu werden. — Brief von Sallet. — Rendezvous mit ihm. — Ich werde Vorsteher der Schwimmschule. — Unsere Unterhaltungen. — Jagd. — Der confuse H. — Mein Freund B. — Duelle. — Fritz v. Asmuth. — Ich schreibe ein Trauerspiel. — Held. — Urlaubsreise nach Hofahrtsheim. — Die drei Brüder. — Der Homöopath. — Dr. Hromada. — Zukunftspläne und Reise nach Paris beschlossen. — Ein tolles Pferd. — Besuch im Schloß F. — Meine hochwürdigste Cousine. — Reise nach Berlin und Paris . . . 36

Zehntes Capitel. Paris. — Eduard D. — Julie S. — La petite Eugénie. — Auf dem Lande! — Chantilly. — Recognoscirungen. — Nach Biarmes. — Der confuse Wegweiser. — Seltsames Begegnen. — Die Spitzenklöpplerin. — Hoffnung. — Die Directrice der Hundekomödie. — Der Held macht sich ausgezeichnet lächerlich. — Schauerliche, melodramatische Gerüchte. — Vous êtes Prrrussien! — Die hohle Gasse. — Donner und Blitz. — Monsieur le Maire. — Moizelles. — Wieder in Paris. — Ein guter Plan. — Eine Parenthese. — Rückkehr nach Chantilly. — Monsieur Caster. — Helenens Noth und Klage. — Die nächtliche Expedition. — Ueberfall von Biarmes. — Hurrah! — Entsetzen! — Unterredung.

Digitized by Google

Seite
— Der Spitzenhändler im Schrank. — Rückkehr nach Paris. — Se. Hoheit der souveraine Herzog Karl von Braunschweig! — Baron Andlau. — Rückkehr nach Saarlouis. — Erster Arrest. — Nachricht vom groben C., dem Schwiegervater in spe. — Ich erhalte den erbetenen Abschied und reise ab 76

IV. Schriftsteller-Leben.

Erstes Capitel. Die goldene Freiheit. — Leipzig. — Höfliche Leute. — Wer bin ich? — Seltsames Abenteuer. — Ueberraschung. — Erwartung. — Festgefressen. — Der Wirth. — Abreise. — Knapp! — Demüthiger Einzug in Hofahrtsheim. — Wolke. — Ein Brief von Sallet. — Besuch im Stift 111

Zweites Capitel. Thale. — Die Roßtrappe. — Mein Wirth. — Jägerleben. — Förster Daube. — Der alte Brothuhn. — Wildschweinsjagden. — Der Keiler und der Gastwirth. — Abendanstand. — Hallalih! — Der Student der Philosophie. — Seltsame Nachtscene. — Waldbrand. — Kaninchenjagd. — Der alte Karlist 126

Drittes Capitel. Reise nach Gotha. — Empfang am Hofe. — Die junge Herzogin. — Prinz Albert. — Hofgesellschaften. — Einfachheit. — Ein Günstling. — Wie man eine Hofcarriere macht. — Anerbieten des Herzogs. — Minister von Carlowitz. — Freundlichkeit des Herzogs und portugiesische Aussichten. — Abreise nach Dortmund. — Frankfurt. — Der Lohnbediente und der Vater des Königs von Portugal. — Wiedersehen 158

Viertes Capitel. Dortmund. — Land und Leute. — Bier. — Die Tante Palpiti. — Louise. — Langenberg. — Literatur in Dortmund. — Briefe aus dem Monde. — Die Hunyaden gedruckt. — Hassan, ein dramatisches Märchen. — Drei Briefe von Sallet. — Trostlose Lage. — Ich beschließe, mein Glück zu versuchen — und gehe in die Welt . . . 167

Fünftes Capitel. Frankfurt. — Glückliches Omen. — Ein „Schlippche" von 1837. — Eduard Duller. — Mozartfeier in Darmstadt. — Sanguinische Hoffnungen. — Meine Vorlesung. — Erfolg. — Pläne. — Brief von Sallet. — Krankheit. — Besuch von Sallet. — Kissingen. — Coburg. — Meiningen. — Audienz beim Herzog. — Ludwig Bechstein. — Abenteuer mit der Frankfurter Polizei. — Der Preußische Gesandte. — Uebersiedlung nach Bockenheim. — Harte Zeit und Liebe. — Brief von Sallet . 191

Sechstes Capitel. Drei Wirthe. — W. R. — Die Zeitschrift „der Jäger." — Die Tischecke in der Stadt Ulm. — Die Maler. — Brief von Sallet. — Sein Besuch. — Erfolg des Jägers. — Alexander Fischer und sein Masaniello. — Letzter Brief von Friedrich von Sallet 223

Siebentes Capitel. Die Gesellschaft Nr. 16. — Der alte Weidner. — Wieder einmal in Mainz. — Der Waldmensch vom Vogelsberg. — Der alte Dietzel. — Erste Reise nach Leipzig. — Gute Geschäfte. — Rückkehr. — Ich werde Frankfurter Bürger. — Das Römergelauf. — Auf der Kirchenbuchführung. — Warum ich nach Hanau ziehe. — Zweite Reise nach Leipzig. — Hochzeit. — Hanau. — Jagden. — Held. — Trübe Wolken.

Seite

— Dritte Reise nach Leipzig. — Veränderungen. — Ich ziehe von Hanau nach Leipzig 212

Achtes Capitel. Reise. — Magdeburg. — „Manquirt." — Adelige Hungerleiderei. — Die Burg. — Hofahrtsfutter. — Jagd. — Fatale Reise. — Vor und in Potsdam. — Das Cadettenhaus. — Die Pfaueninsel. — Die gestohlene Börse. — Berlin. — Ankunft in Leipzig. — In Krottendorf. — Die verfluchten Complimente. — Mein Nestor. — Hundegeschichten. — Otto Baumann. — Meine neue Wohnung. — Fromme Hausgenossen. — Ein Schriftstellervampyr. — Friedrich Fleischer. — Der niederländische Freiheitskrieg. — Holländische Uebersetzung. — Wieder ein Traum 265

Neuntes Capitel. Leipzig vor zwanzig Jahren. — Zwei Hotels. — Das Rosenthal und der Regenmacher Kintschy. — Studenten. — Buchhändler. — Anecdote von Hamburg geborgt. — Die Wahlverwandtschaften. — Der Schriftstellerverein. — Fr. Gerstäcker. — H. Laube. — Iduna Laube. — Der Starost. — Laube's Famulus. — Der gefälligste Ehemann. — Der Schauspieler Döring. — „Noch ein bischen Sotse." — Dr. Kuranda. — Saphir. — Charlotte von Hagen. — E. Maria Oettinger. — C. Herloßsohn. — A. Glaßbrenner. — A. Weil. — Moritz Hartmann. — G. Herwegh. — Hoffmann von Fallersleben. — Dr. Wiehl. — „Deutschlands Zopf wird immer kleiner." — Carl Beck. — Jul. Kaufmann. — Dr. Halthaus. — Prof. Biedermann. — Sasse. — Der Marinerath Jordan. — G. Kühne. — R. Blum. — Dr. Wuttke. — O. Marbach. — Dr. Dietzmann. — Dr. Bernhardi. — Dr. Schiff. — J. Chownitz. — Herr Hofrath Singer und der Herzog von Gotha. — Dr. Crocus oder die Kunst ohne Geld zu leben. — Theater 290

Zehntes Capitel. Held. — Die schwarze Marotte. — Die Locomotive. — Schriftstellerleiden. — Gefängniß. — In Schkeuditz. — Die Tricots der Lola Montez und der König von Preußen. — Der Majestätsbeleidiger auf der Citadelle in Magdeburg. — Verpuppung und Entwicklung. — Verbindungen mit Herzog Carl von Braunschweig. — Herr von Andlau. — Briefe. — Des Herzogs neuer Kammerherr. — Prinz Louis Napoleon und der Herzog. — Mr. Smith. — Literarische Unternehmungen. — Historische Denkmale des Christlichen Fanatismus. — Verbindung mit Held zur Herausgabe der „Illustrirten Weltgeschichte" 345

Elftes Capitel. Zu Hause. — Morgenstunde hat Gold im Munde. — Die Tischecke im Hotel de Pologne. — Philisterfreuden. — Eine Hinrichtung. — Die Schwimmanstalt. — Ein „coulanter" Apotheker. — Schmerzliche Resultate. — Reise nach Kissingen. — Held's neue Marotten. — Ein Tuchpoet. — Quacksalberei und Jammer. — Die Wasserbeschauerin. — Hofahrtsheim zum letzten Male. — Der gräfliche Schwiegersohn und die Wette. — Letzter Brief meines alten Generals. — Die Kaltwasseranstalt. — Katty. — Professor Cerutti. — Verrückte Anklänge aus der Lieutenantszeit. — Differenzen mit dem apothecirenden Hasenschlächter. — Vergleich. — Reise nach Wiesbaden. — Mordschießen in Leipzig und Brief eines Augenzeugen. — Der Krakuse. — Merkwürdige Eröffnungen . 392

Seite

Zwölftes Capitel. Ausflüge. — Altenburg. — Zwickau. — Fußreise. — Schneeberg. — Spitzenklöppler. — Armuth im Erzgebirge. — Wie man am Besten hilft. — Eibenstock. — Die Glyphographie. — Sorgen. — Die Herren Haase Söhne in Prag. — Dummheit und Undankbarkeit. — Berlin. — Zwei Briefe von Alex. v. Humboldt. — Der Herzog von Gotha. — Musikalischer Abstecher. — Mendelssohn. — Lortzing. — Uebersiedlung nach Gotha. — Sensation. — Der Adel. — Der Minister von Stein. — Sein Anerbieten. — Die Philosophen-Versammlung. — Im Hause. — Carl Merkel. — Ludwig Storch. — Ausflüge. — Papiergeld. — Reise nach Paris. — Aussichten dort. — Brief von Storch . . 424

III.

Lieutenants-Leben.

(Fortsetzung.)

Digitized by Google

Achtes Capitel.

Hofahrtsheim. — Ein wenig Klatsch. — Der Oberst zu Hause. — Erziehung. — Rückkehr. — Frankfurter Krawall. — Meine jüngste Schwachheit. — Rödelheim. — Das verzauberte Haus. — Helene. — Der Nebenbuhler. — Die Großmutter. — Der Papa. — Selige Tage. — Ende. — Versetzung nach Saarlouis. — Zukunftspläne. — Die Fürstin. — Ein Brief von ihr. —

So sehr ich mich auch freute, meine Verwandte und Freunde in Berlin wiederzusehen, so hielt ich mich doch nur kurze Zeit in dieser Stadt auf, denn ich war begierig, Hofahrtsheim kennen zu lernen, wo mein Freund Gustav mehrmals gewesen war und wovon er mir eine sehr angenehme Schilderung gemacht hatte. Das Gut liegt in einer Provinz des preußischen Staates, welche der unzufriedene Conducteur des Eilwagens, der übrigens auf den theils sehr schlechten Feldwegen nichts weniger als eilte, unhöflicherweise mit dem Namen „die Hunde-Türkei“ bezeichnete.

Ich ward von der Familie von Schultze so freundlich aufgenommen, als ich es nur erwarten konnte. Nicht gleiches Schicksal hatte mein Hündchen, welches aus den Zimmern verbannt wurde. Ich bin von vornherein mißtrauisch gegen Leute, welche Hunde nicht leiden können. — So einförmig auch das Leben auf dem Lande, besonders im Winter, ist, so war es mir doch neu und ich unterhielt mich vortrefflich. Ich ging viel auf die Jagd und ritt ein junges Pferd zu,

was mir viel Vergnügen machte. Häufig begleitete ich auch den Obersten auf weiten Spaziergängen, denn er war weder Jäger noch Reiter, und wir gingen häufig querfeldein, weil er sagte, es bringe Segen, wenn der Herr über seine Felder gehe. Wo er einen Stein liegen sah, warf er ihn bei Seite. „Das macht nicht viel Mühe," meinte er, „und hilft nicht viel, aber doch etwas." —

Das Gut, welches der Oberst selbst bewirthschaftete, war in trefflichem Stand gehalten und die Wege meistens mit Obstbäumen bepflanzt, was sonst in jener Gegend nicht gebräuchlich ist. Der Hof war groß und die massiven Wirthschaftsgebäude sehr stattlich; dagegen war das Wohnhaus, trotz des in Stein gehauenen Schultzeschen Wappens über der Thür, häßlich und höchst uncomfortable. Alle Zimmer im Hause waren in Uebereinstimmung mit des Obersten preadamitischen Handschuhen und kaum nothdürftig eingerichtet; außerdem sah man überall, daß die Hausfrau nichts verstand. Der Oberst selbst schlief in einer nur geweißten Kammer ohne Vorhänge in einer alten tannenen Bettstelle, und sein eignes Zimmer war ebenso dürftig eingerichtet. Es hing da wohl ein alter Kronleuchter, allein nicht einmal ein Spiegel war vorhanden. Die Zimmer der Damen waren nicht besser. In den Fremdenzimmern, die alle besondere Namen hatten, standen schwere Vierpfoster-Bettstellen, allein die Betten waren moderig und der Staub lag fingerhoch. Ein Teppich war natürlich ein unbekanntes Ding im Hause. Der Oberst war geizig und gab nur Geld aus, wo es galt, irgend welche seiner Ehrgeizpläne auszuführen oder „dick zu thun". Letztere Schwachheit wurde von seiner Frau so reichich getheilt, daß selbst der Oberst sich darüber lustig machte. Sie war eine geborne Gräfin, wie früher bemerkt, und that, als ob im Hause ihrer Eltern fürstliche Pracht geherrscht

habe. Das ärgerte den Oberst und er gab mir die ergötzlichste Schilderung von der gräflichen Lumperei, die an Don Ranudo di Colibrados erinnerte. Als er heirathete, erhielt er von der Mutter der Braut ein Stück Leinwand mit der stolzen Inschrift „Bräutigamslinnen“, welche für Hemden bestimmt, aber selbst für seinen Bedienten zu grob war. Auch mit blaugewürfelten, groben, leinenen Taschentüchern wurde er beschenkt.

Da „Vornehmheit“ der Oberstin über Alles ging, so kränkte der plebejische Name Schultze sie sehr und es geschah hauptsächlich auf ihre Veranlassung, daß der Oberst den Namen Hofahrtsheim annahm und sogar von der Regierung legalisirten ließ. Diese thörichte Sucht nach Vornehmheit wurde denn auch frühzeitig dem Töchterchen eingeimpft, die dafür schwärmte, einst „Ew. Excellenz“ zu heißen, weshalb ich ihr den Scherznamen „kleine Excellenz“ gab, den sie sich sehr gern gefallen ließ. Ich hatte damals das Glück, in der Gunst der Frau Oberst zu stehen und es war Alles recht, was ich trieb, denn ich verscheuchte die Langeweile und wußte von vornehmen Bekanntschaften zu reden. Hofgeschichten und ähnlicher Klatsch bildeten stets das Thema der Abendunterhaltung der Damen, während der Oberst las oder „Patience“ legte. Letzteres war seine besondere Liebhaberei, und wenn ihm etwas durch den Kopf fuhr, dessen Eintreffen er erproben wollte, so sprang er in der Nacht aus dem Bette, um Patience zu legen, wovon er unendlich viele Variationen wußte.

Eine andere seiner Liebhabereien war das Verfertigen von Pappschachteln und kleben und bekleben von allerlei Dingen. Oft sah ich ihn einige Packe zerrissener preußischer Thalerscheine mit aller Sorgfalt ausbessern. — Ihm machte Niemand etwas recht, besonders für seinen persönlichen Ge-

brauch und er behauptete, daß kein Frauenzimmer einen Knopf annähen, oder ein Unterwämschen oder Herrenhemde zuschneiden könne. Das Schneidern war bei ihm förmlich Leidenschaft, und als ich mir während meines Aufenthaltes Hemden machen lassen wollte, bestand er darauf, sie zuzuschneiden. Sie geriethen alle wie Reithemden, und als ich beim Anprobiren unmäßig lachte, wurde er böse, bis er endlich selbst in mein Gelächter mit einstimmte. — Er hatte alle Schubfächer voll curioser Dinge, da er sich nicht entschließen konnte, etwas Nützliches wegzuwerfen, und ich erlaubte mir zu Zeiten diese Schätze zu plündern. Da die Knöpfe einer Weste defect und auf dem Gute keine zu haben waren, so begann ich einige sehr schöne Knöpfe, die ich in einem der Schubfächer gefunden hatte, in des Obersten Beisein anzunähen. Er konnte das nicht lange mit ansehen, nahm mir die Weste aus der Hand und begann selbst zu nähen. Als er damit beschäftigt war, klopfte es, und da der Oberst glaubte, es sei der Bediente, so rief er „herein" ohne sich stören zu lassen. Es war indessen der Landrath, einer der größten Landbesitzer der Provinz, und der Oberst war in großer Verlegenheit, auf diese Weise überrascht zu werden. Er wollte die Weste bei Seite schleudern; allein sie nahm unglücklicherweise eine falsche Richtung und blieb, gerade zwischen dem Obersten und dem erstaunten Landrath, am Kronleuchter hängen. Ich mußte zum Zimmer hinausstürzen, um nicht in ein tolles Gelächter auszubrechen.

Die ganze Nachbarschaft behandelte den Obersten mit großer Aufmerksamkeit, mehr weil man wußte, wie außerordentlich empfindlich er über Mangel daran war, als wegen seiner vornehmen Stellung in der Gesellschaft, die er überschätzte und worauf er Ansprüche gründete, zu denen er keineswegs berechtigt war. Wer den Hochmuth oder die

Eitelkeit des Obersten verletzte, konnte darauf rechnen, daß es ihm bei irgend einer Gelegenheit eingetränkt wurde; ja in späterer Zeit, als mit Alter und Kränklichkeit seine Reizbarkeit zunahm, konnte er selbst Anverwandte, die gegen ihn „manquirt“ oder die „égards“ verletzt hatten, auf das Bitterste und Rücksichtsloseste verfolgen. Er selbst erlaubte sich jedoch in dieser Beziehung viel Freiheit, eben weil er sich dazu durch sein Alter und „seine Stellung“ berechtigt glaubte und überhaupt despotische Neigungen hatte. Seine Leute zitterten vor ihm und selbst Frau und Tochter waren davon nicht ausgenommen.

Der Umgang mit dem Obersten war daher ziemlich schwierig; allein von sehr großem Nutzen für mich. Er beobachtete mich fortwährend, als wolle er meinen Charakter bis in die geheimsten Fasern erforschen und hofmeisterte an mir vom Morgen bis zum Abend. Waren wir zusammen in Gesellschaft gewesen, dann nahm er mich, wenn wir nach Hause kamen, vor und unterwarf mein Benehmen, ja jedes Wort, das ich gesprochen hatte, einer scharfen Kritik, jedoch nicht in unfreundlicher Weise, und machte mich darauf aufmerksam, wo und wie ich „manquirt“ hätte. War er über irgend einen faux pas böse, was bei meiner Lebhaftigkeit nicht selten vorkam, so merkte ich den Grad seines Erzürntseins an dem Grad wie er den Schnupfen hatte; denn im Aerger, wenn er ihn nicht polternd ausließ, sondern unterdrückte, pflegte er oft hintereinander durch die Nase Luft einzuziehen, wie Jemand, der den Schnupfen hat, und bei ihm konnte man buchstäblich sagen: Es hat ihn etwas verschnupft. Seine Worte waren bei solcher Veranlassung nie derb oder gar unartig; er hob nur während des Abkanzelns verweisend den Finger und sagte: „Das mußten Sie ja nicht dhu—n! Das war s e h r manquirt!“

Er suchte mir Interesse für die Landwirthschaft einzuflößen und hätte es gern gesehen, wenn ich in den Ställen und Scheunen, oder mit dem Inspector in den Feldern umhergelaufen wäre und mich überhaupt mehr um landwirthschaftliche Gegenstände bekümmert hätte. Da ich daran wenig Geschmack fand, so sagte ich stets, daß mir solche Kenntniß doch nichts nütze, da ich Officier sei und schwerlich ein Landgut haben würde. „Wer kann das wissen," entgegnete er einst, „Du kannst ja mein Schwiegersohn werden." — Es ist möglich, daß er wirklich damals dergleichen Absichten hatte, denn er fand Gefallen an mir und die Art, wie er diese Bemerkung hinwarf, war ganz die, mit welcher er Dinge berührte, die ihm Ernst waren und worüber er die Meinung des Anderen erforschen wollte. Sehr oft sprach er sich übrigens dahin aus, daß er seine Tochter jedem rechtlichen Manne geben würde, gleichviel ob adelig, ob reich oder nicht, wenn er ein anständiger Mensch sei und seine Tochter ihn liebe. Seine Frau war dagegen anderer Meinung und ihr Schwiegersohn mußte wenigstens Graf sein. Als daher der Oberst diesen Gegenstand später abermals berührte, meinte er, wenn ich sein Schwiegersohn würde, müsse ich meinen Grafentitel wieder aufnehmen. Seine Tochter war damals noch ein Kind und ich viel zu unbesorgt um meine Zukunft, als daß ich ernstlich hätte daran denken sollen, auf dieses Ziel hinzuarbeiten. Ich antwortete auf solche ausholende Aeußerungen des Obersten meist scherzend und habe Ursache zu glauben, daß er wegen der geringen Wichtigkeit, welche ich auf solche Andeutungen legte, verdrossen war.

Der Oberst war, wie früher erwähnt, in braunschweigschen Diensten gewesen. Die Details der braunschweigschen Revolution, wie die Schilderung der darin thätigen Per-

sonen, deren Lebensgeschichte von Jugend auf, jede auf sie bezügliche Anecdote und dergleichen, lieferten ihm einen unerschöpflichen Stoff zu Erzählungen, die ich nicht nur geduldig mit anhörte, sondern wofür ich mich auch endlich in Folge seines lebhaften und originellen Vortrags interessirte.

Ueber den politischen Glauben des Obersten war es schwer ein Urtheil zu fällen. Einerseits war er durchaus Aristokrat und ergebener Diener der Fürsten, und andererseits konnte kein Demokrat unserer Zeit freiere Ansichten haben. Beide Elemente wogten in seinem Innern durcheinander, ohne sich jemals förmlich zu vermischen, so daß sein Benehmen und seine Aeußerungen oft die wunderlichsten Gegensätze darboten. Aristokrat und Fürstendiener war er durch Geburt, Erziehung und Gewohnheit und zu demokratischen Ansichten führte ihn sein Verstand. Während er nach Ehrenbezeugungen von Fürsten förmlich lechzte und all seinen Scharfsinn und all seine Verbindungen und Einfluß dazu benutzte, irgend einen höheren Titel, oder einen Orden zu erlangen, hörte man ihn oft Aeußerungen aussprechen, welche mich in das lebhafteste Erstaunen setzten und die zu langen Discussionen führten.

Die Lehren, welche ich aus den Unterhaltungen des Obersten zog, legten den Grund zu meiner demokratischen Gesinnung, denn bis dahin hatte ich noch gar keine politische Meinung gefaßt; an deren Stelle hatte ich nichts als den Lieutenantstitick. Von den aristokratischen und monarchischen Hinneigungen des Obersten konnte ich deshalb nicht wohl etwas annehmen, weil dieselben in zu grellem Widerspruch mit seinen anderen Ansichten standen und er oft selbst darüber lachte, wenn ich ihn auf den Mangel an Logik aufmerksam machte, und eingestehen mußte: „es sei das Alles dummes Zeug, was aber durch Gewohnheit mit ihm ver-

wachsen sei." Damals beschäftigte er sich lebhaft mit Plänen, dem Herzog Carl wieder zu seinem Herzogthum zu helfen, und als er mich erst näher kennen lernte und gewahr wurde, daß mehr hinter mir stecke, als man mir bei meinem heitern und sorglosen Wesen zutraute, daß ich nicht nur Fähigkeit zum Grübeln und Träumen, sondern vielleicht noch mehr zum Handeln und vor allen Dingen kühnes, waghalsiges Handeln besonderen Reiz für mich habe, — theilte er mir eine Rolle in dem von ihm beabsichtigten Drama zu; das heißt, er dachte mich dazu zu benutzen, die heißen Kastanien für ihn aus dem Feuer zu holen.

Die Art und Weise, wie mich der Oberst erzog, war sehr spaßhaft, weil er außerordentlich lebhaft war und alle seine Reden durch merkwürdige Modulationen in der Stimme oder lebhafte Geberden illustrirte. Als er mir beweisen wollte, daß man durch anhaltende gelinde Thätigkeit weit sicherer seinen Zweck erreiche, als durch plötzliche Heftigkeit, versuchte er es, mich mit Gewalt vom Stuhle zu werfen, was ihm natürlich nicht gelang, da ich stärker war als er und widerstand. Einige Tage später stieß er mich, als ich in einem Buche vertieft dasaß, fortwährend leise mit dem Finger, worüber ich lachte, bis ich endlich, da er nicht aufhörte, es müde wurde und mich auf einen andern Stuhl setzte. — Bat ich ihn um etwas, dann schlug er es ab und sagte: „Bewege mich dazu, daß ich es thue." — Nun mußte ich seine Neigungen und seine Schwächen analysiren, dann meine Kräfte und beider Beziehung zu dem zu erreichenden Gegenstand prüfen. Meistens begnügte er sich mit Auseinandersetzung des Plans, den ich gegen ihn ausführen würde, und wenn ich dann ganz kaltblütig seine geheimen Schwächen an's Licht zog, die er mir verborgen zu haben

meinte, dann ärgerte er sich zuerst, lachte dann aber und ließ meiner Beobachtungsgabe Gerechtigkeit widerfahren.

Da er ein vorzüglich praktischer Mann war und es liebte, den Nutzen einer Sache handgreiflich zu verstehen, so ärgerte er sich denn auch über Träumer und Phantasten und war kein besonderer Freund der Poesie. Einmal, als er lebhaft in seiner Stube auf- und abging, blieb er stehn und rief: „Der Knabe saß am Bach und weint!" — Warum sitzt denn der verfluchte Bengel da und heult? Man sollte ihm die Hosen herunterziehn und die Ruthe geben, damit er eine Ursache hat."

Wenn er sich auch aus Versen nichts machte, so liebte er doch die Musik. Er spielte das Violoncello ausgezeichnet im Takt; allein es war scheußlich mit anzuhören und die kleine Excellenz weinte beinahe, wenn der Vater den Heulkasten herbeischleppte, um sie auf dem Clavier zu begleiten. Mit ihm Whist zu spielen, war fast ebenso entsetzlich, denn er hielt sich für einen der besten Whistspieler in der Welt und sein Partner hatte einen schweren Stand. Spielte ich Schach mit ihm, dann mußte ich auf einen Wink der Oberstin manchmal absichtlich verlieren, denn der Schweiß stand ihm auf der Stirn, und er wurde bald blaß bald roth, wenn ihn der Verlust der Partie bedrohte.

Mein Urlaub war längst abgelaufen; allein ich hatte noch nicht die geringste Lust, unter Hauptmann Toll's Herrschaft zurückzukehren und verschaffte mir für eine kleine Erkenntlichkeit ein Krankheitsattest von dem Arzt eines benachbarten Landwehrbataillons, welches ich an mein Regimentscommando einschickte.

Wir besuchten die benachbarten Gutsbesitzer und ich lernte manche sehr angenehme Familien kennen. Zu Zeiten wurden auch in der Hauptstadt des Bezirks Bälle gegeben,

denen alle adelige Familien beiwohnten. Diese Bälle wurden die Mondscheinsbälle genannt, weil sie nur stattfanden, wenn der Mond schien, da die Wege in dunkelen Nächten lebensgefährlich waren. Chausseen waren in jenem Theil des preußischen Staates noch nicht zu finden, wie denn überhaupt die alten, „treuen“ Provinzen, deren man in jeder Beziehung sicher war, auch in jeder Beziehung vernachlässigt wurden, — wie der Oberst und Andere behaupteten. In dem ganzen Bezirk war auch keine Garnison.

Endlich im Frühjahr 1833 hielt ich es für räthlich, nach Mainz zurückzukehren. Als ich in das Regimentsbüreau trat, mich zu melden, sagte der Adjutant: „Es ist gut, daß Sie kommen, denn eben war ich im Begriff, Sie auf Befehl des Obersten requiriren zu lassen.“ Ich lachte, denn das hätte durch den Commandeur des Landwehrbataillons geschehen müssen, dessen Arzt mir das Krankheitsattest ausgestellt hatte. Der Oberst empfing mich sehr ungnädig und äußerte gegen Jemand, daß ich nie wieder Urlaub haben solle.

Ich war auf meiner Reise durch Frankfurt gekommen, welches ich in lebhafter Aufregung fand, wegen des mißglückten Putsches, der zwei Tage vorher stattgefunden hatte. Man beabsichtigte die Frankfurter Hauptwache zu stürmen, in welcher eine Anzahl von politischen Gefangenen saßen, sich außerdem der Bundeskanzlei zu bemächtigen und, wie man sagte, auch für revolutionäre Zwecke eine gezwungene Anleihe bei Rothschild zu machen, obwohl dies wie ich bestimmt weiß, eine Verläumdung war. Es hieß, daß zu diesem Ende zehntausend Bauern auf ein bestimmtes Zeichen eingelassen werden sollten. Die Sache wurde jedoch verrathen und scheiterte. Mehrere Studenten verunglückten, Andere wurden gefangen und eine Anzahl der Anstifter retteten sich nach mancherlei Abenteuern durch die Flucht. Eine

Hauptrolle in dieser Angelegenheit spielte Herr von Rauschenblatt, der nach Paris entkam und später in Straßburg lebte.

In Folge dieser Unruhen wurde beschlossen, wie es hieß zum Schutz des Bundes, Frankfurt und Umgegend durch österreichische und preußische Truppen zu besetzen. Die preußische Garnison von Mainz hatte ein Bataillon zu stellen, welches aus allen vier dort anwesenden zusammengesetzt wurde. Da die Expedition als eine Art Vergnügenspartie betrachtet wurde, so war ich natürlich nicht unter den dazu commandirten Officieren und sehr froh darüber, da mich allerlei Fesseln in Mainz zurückhielten und besonders ein allerliebstes Mädchen, dessen Bekanntschaft ich schon vor meiner Rheinreise gemacht hatte.

Als ich eines Abends durch ein sehr enges Gäßchen ging, welches nach dem Marktplatz führte, sah ich ein wunderschönes Mädchen im bloßen Kopf und in größter Eile vom Markte kommen. Indem ich plötzlich meinen Mantel öffnete, sperrte ich die schmale Gasse und das Mädchen war gefangen. Sie bat mich, sie laufen zu lassen, sie habe Eile und sei in der Apotheke gewesen, um etwas für ihren Vater zu holen, da er unwohl sei. Eleonore oder Lorchen, so hieß sie, war ein Mädchen wie Milch und Blut, mit Augen „von dem allerunheiligsten Blau," wie Moore sagt, und Haaren wie der allerschönste Flachs. Ein reizenderes Kindergesichtchen als das ihrige gab es gar nicht und sie war erst sechszehn Jahre alt.

Wir wurden später besser bekannt. Sie hatte eine angenehme Stimme und überraschte mich eines Tages mit der Nachricht, daß sie Sängerin zu werden beabsichtige. Sie schien mir so kindlich unschuldig und so ohne Ahnung von den Gefahren, welche im Theaterleben sie bedrohten, daß ich bei dem Gedanken, sie in der singenden Theaterhölle zu sehen,

ganz entsetzt war und dringend abrieth. Da sie aber auf ihrem Kopf bestand, so beschloß ich ihren Plan auf andere Weise zu hintertreiben. Die Fürstin interessirte sich für das Theater und ein Wort von ihr zu dem Director war entscheidend. Ich bat sie also, ihren Einfluß geltend zu machen und den Director zu veranlassen, das junge Mädchen abzuweisen, wenn es sich melden würde. Die Fürstin, die stets bereit war, etwas Gutes zu thun, erfüllte meine Bitte; allein leider war es zu spät, denn der Director hatte Lorchen bereits angenommen.

Es war eigenthümlich, daß dieses Mädchen trotz ihrer großen Schönheit mich heimlich abstieß. Sie schien mich sehr lieb zu haben; war aber nie leidenschaftlich, sondern stets freundlich, ruhig und Herr ihrer Worte und Sinne. Ich konnte bei ihr nicht recht warm werden, so viel Mühe ich mir auch zu Zeiten gab, diese bei meiner Jugend und Lebhaftigkeit so räthselhafte, heimliche Kälte zu überwinden. Und dennoch konnte ich nicht den geringsten Tadel an ihr finden; ihr Betragen war musterhaft und unschuldig, trotzdem daß sie im Chor sang. Es war mir bei ihr manchmal zu Muth, wie dem Faust auf dem Blocksberg, als er das rothe Mäuschen aus dem Munde der reizenden Hexe springen sah.

Das in der Umgegend von Frankfurt liegende Bataillon entsprach nicht der Absicht, welche man durch dessen Zusammensetzung zu erreichen hoffte und es wurde beschlossen, daß mein Bataillon dasselbe ablösen solle.

Am Abend vor unserem Ausmarsch begleitete mich Lorchen zum ersten Mal in meine Wohnung, um den in Hofahrtsheim geborenen Sohn meiner kleinen Hunde-Helene in Empfang zu nehmen. Als ich etwas unternehmender wurde, sagte Lorchen mit ihrer verzweifelten Ruhe: „Pfui, schäme Dich Otto.“ Und Otto schämte sich. Dies zur Beruhigung

für einige meiner gegenwärtigen Freundinnen, die sich auf das Lebhafteste für meine „Moralität“ interessiren. Außer dem vierfüßigen Paris hatte ich Lorchen auch meine ganze Junggesellenwirthschaft überantwortet und wir nahmen einen ziemlich kühlen Abschied.

Schon um zwei Uhr Morgens sollten wir ausmarschiren, um bei guter Zeit an dem Orte unserer Bestimmung einzutreffen. Mein Hauptmann hieß Feldwebel und Unterofficiere einen „Schweinecorporal“ über den anderen und jammerte und flennte vor der Compagnie, als seien ihm ein halbes Dutzend Mütter gestorben.

Meine Compagnie war nach Rödelheim bestimmt und hinter Höchst schlugen wir einen dorthin führenden Seitenweg ein. Das Wetter war ungewöhnlich warm, trotz des heftigen Windes, der uns über und über mit Chausseestaub einpuderte, so daß wir sämmtlich aussahen, wie Pappelschwärmer.

Endlich lag das reizende Oertchen Rödelheim vor uns, in Grün gebettet wie ein mit Smaragden umgebener Diamant. Der Hauptmann ließ die Compagnie in der Hauptstraße einschwenken. Gerade vor unserer Front lag ein großes dreistockiges Haus im grellsten Sonnenlichte da; sämmtliche Jalousieen der zahlreichen Fenster waren geschlossen, die Thür ebenfalls und überhaupt keine Spur von Leben zu erblicken, was mir einer so stattlichen Compagnie gegenüber nicht nur befremdlich, sondern fast beleidigend schien. Das Geheimnißvolle dieses verzauberten Hauses reizte mich, und als ich von dem Fourier erfuhr, daß es ein Officiersquartier und für Lieutenant v. A. bestimmt sei, wußte ich es zu veranstalten, daß dieser in das für mich angewiesene Haus und ich in das verzauberte gelegt wurde.

Endlich war unser „August“ — so hatten die Soldaten den Hauptmann getauft — mit seinen Quälereien fertig

und ich schritt höchst neugierig ein Paar Stufen zu der verschlossenen Pforte hinan. Innerhalb derselben trat mir der Eigenthümer mit einem ziemlich brummigen Gesichte entgegen. Herr C. war ein Italiener im Alter von etwa sechszig Jahren, der eine Frau aus „dem Niederland" geheirathet hatte, welche einige zwanzig Jahre jünger war als er. Er hatte eine nicht unbedeutende Fabrik, welche zwei Reisende nöthig machte, besaß außerdem ein Haus in Sachsenhausen und galt für einen reichen Mann. — Frau C., die mir ein hübsches Zimmer im dritten Stock anwies, war eine sehr stattliche Frau in den Dreißigern, mit einem wahrhaft classisch schönen Kopfe und bei weitem freundlicher als ihr bärbeißiger Gatte vom Comersee, der das Militär nicht leiden konnte, und mich lieber im Pfefferlande als in seinem Hause gesehen hätte; die Leute nannten ihn den alten groben C. und behaupteten, er sei eifersüchtig wie der Mohr von Venedig.

Meine Ankunft war nicht so unbemerkt gewesen, als ich wähnte. Durch die Jalousieen eines Eckzimmers im dritten Stock beobachteten zwei Paar Mädchenaugen, ein nußbraunes und ein kohlschwarzes, mit großem Interesse unser Thun und Lassen. Die nußbraunen Augen gehörten der ältesten Tochter des Hauses, welche den Soldatenhaß ihres Vaters theilte und erst Tags zuvor gelegentlich in einer Gesellschaft erklärt hatte, daß sie keinen Officier leiden könne und nie mit einem tanzen würde. Sie hatte uns — weibliche Neugier konnte nicht widerstehen — nur einen flüchtigen Blick geschenkt und von ihrem Beobachtungsposten hinwegtretend ihre zwei Jahre jüngere, schwarzaugige Schwester wegen des Interesses gezankt, welches sie den unten aufgestellten Truppen schenkte. Plötzlich schlug die kleine Mina in die Hände und rief: „Helene, wir bekommen den hübschen Officier!" was eine zornige Entgegnung zur Folge hatte.

Als ich kaum einen beträchtlichen Theil zweier deutscher Bundesstaaten von meinem Gesicht und aus meinen Haaren entfernt hatte, wurde ich zu Tisch gerufen und fand meinen Platz zwischen dem Herrn und der Frau vom Hause. Da saßen noch die Mutter der Frau und vier Kinder, und ein Stuhl war leer.

Weiß Gott, wie gleich in der ersten Minute die Rede auf das Heirathen kam und ich zu der Aeußerung veranlaßt wurde, daß ich nie heirathen würde, da ja Andere hübsche Frauen genug hätten. Ob dieser leichtsinnigen Rede sah die Wirthin auf den Teller und auf der Stirn des alten Italieners zog sich eine bedenkliche Wolke zusammen. In demselben Augenblicke öffnete sich die Thür und die älteste Tochter, welche „die Woche" hatte, trat herein.

Wahrscheinlich hat mancher Leser schon von der Liebe auf den ersten Blick gehört und ungläubig gelächelt; allein ich kann ihm nicht helfen und muß der Wahrheit gemäß berichten, daß es mir beim Anblick dieses Mädchens war, als führe mir ein electrischer Funken ins Herz und als höre ich im Himmel sämmtliche Engel einen Tusch blasen. Ein Blitz erleuchtete das ganze vor mir liegende Leben, und ohne zu hören, hörte ich mit dem innerlichen Ohr mächtige sanfte Stimmen jubeln: „Sieh, das ist sie, das ist die andere Hälfte deiner Seele, das ist dein Weib!" — Abermals zur Beruhigung einiger meiner Freundinnen beeile ich mich, hinzuzufügen, daß sie sich als meine bedeutend bessere Hälfte auswies.

Helene war gegen sechszehn Jahre. Der alte Bildhauer Z. pflegte zu sagen, er würde tausend Gulden darum geben, wenn er sie zur Statue einer Hebe abformen dürfe. Sie trat mit einer Schale in der Hand ins Zimmer, —

es war Rindfleischsauce und nicht Nectar — und Hebe selbst hätte sie nicht mit mehr Grazie halten können. Sie trug an jenem Tage ein einfaches gelbes Kattunkleid mit dunkeln runden Tupfen und schwarzen Litzen, welches zu der Titianfarbe ihrer Haut ganz besonders paßte. Schultern und Brust waren zum Theil frei, die Arme bloß, und edlere Formen konnte kaum ein griechisches Meisterwerk aufweisen. Die Form des Kopfes war fast noch schöner und edler als die der Mutter und der einfache Knoten, in welchen das feine, dunkelbraune Haar geschlungen war, hob den Adel dieser Form mehr, als es irgend eine gekünstelte Frisur gethan haben würde. Das Gesicht war nicht regelmäßig schön, obwohl äußerst lieblich, und das Profil außerordentlich weich und delikat, besonders die Stirn und die Linien des Kinns und des unübertrefflich reizend geschnittenen kleinen Mundes.

Der Officier von unserm Regiment, welchen ich im Hause abgelöst hatte, war einer der roh'sten Burschen, die ich jemals kennen gelernt, und eben nicht geeignet, im Auslande als ein Muster eines preußischen Lieutenants präsentirt zu werden. Er war gegen Ende des französischen Krieges Feldwebel oder Unterofficier in irgend einem andern Contingent gewesen und dann in unsere Armee getreten, wo er zwar den Namen eines Officiers erhielt, allein die Manieren eines Korporals nicht ablegen konnte. Er war ein mehr als sechs Fuß langer', brandhaariger Mensch mit rothem Schnapsgesichte. Lachte er über irgend etwas, so wieherte er wie ein Pferd, schlug ein Schnippchen mit einer Hand und wühlte mit der andern zwischen den Beinen, während der eine Fuß hinten ausschlug. Er sprach schlecht von Jedermann, sobald aber einer der von ihm Verläumdeten ihm einen Schoppen Wein oder auch nur einen Schnaps

vorsetzte, sagte er: „Es ist ein ganz ausgezeichneter Mensch, ich habe ihn kennen gelernt.“

Gegen diesen Menschen vortheilhaft abzustechen, war eben kein großes Verdienst. Die Familie meines Wirthes fand Gefallen an mir und die älteste Tochter verlor ihr Vorurtheil gegen Officiere, wenigstens ließ sie mich, ungerechter Weise, als eine seltene Ausnahme gelten.

Der Vater war wie gesagt ein Italiener, und es herrschte in seinem Hause durchweg mehr italienische Sitte in Bezug auf die Freiheit des Umgangs. Die Töchter verkehrten viel und ungenirt mit jungen Männern, die bei der außerordentlich großen Gastfreundschaft in diesem Hause häufig in demselben zu finden waren. Die Manieren der Töchter wichen dadurch bedeutend von denen gewöhnlicher deutscher Bürgermädchen ab; sie waren frei und ungezwungen wie im schönen Süden; allein eben diese große Freiheit erhielt sie unbefangen und naiv, und sie waren, obwohl bereits zur Blüthe herangereift, unschuldiger und unerfahrener als es viele blondhaarige, blauaugige deutsche Pensionärinnen von sich rühmen können.

Der ältesten Tochter hatten sich trotz ihrer Jugend schon gute Partieen dargeboten, doch hatte sie bisher alle Freier abgewiesen. Endlich hatten die Eltern eine Partie zwischen ihr und einem der Reisenden des Hauses arrangirt, einem wohlhabenden, ganz angenehmen jungen Manne, und Helene hatte bis dahin weder Ja noch Nein gesagt, so daß Großmutter und Vater die Sache beinahe als abgemacht betrachteten. Der junge Mann selbst hatte mit der Hauptperson noch nicht gesprochen; da er aber ein einziges Muttersöhnchen war, so ließ er sich nicht träumen, daß er einen Korb erhalten könne. Als ich in das Haus kam, wurde er zurück-

erwartet, und ich hörte durch eine dritte Person, daß dann die Verlobung gefeiert werden solle.

Acht Tage eines beständigen Zusammenlebens in einem Hause, wo es mit italienischer Umgangsfreiheit zugeht, machen zwei junge Leute mehr bekannt als eine Bekanntschaft von einem Jahr unter gewöhnlichen Verhältnissen. Helene und ich suchten uns wie Eisen und Magnet, denn es zog uns eine unwiderstehliche Gewalt zu einander.

Eines Nachmittags fand ich Helene allein in einem Zimmer; sie sah bewegt und sogar blaß aus. Als sie mich sah, schwankte sie, so daß sie sich an einem Möbel halten mußte. Bestürzt fragte ich, was ihr fehle und erhielt mit unsicherer Stimme die Antwort: „Herr N. ist eben angekommen!“ Es war dies der Reisende des Hauses, der ihr bestimmte Bräutigam. Als er vom Wagen stieg, war er, wie ich später erfuhr, ihr im Hausgange begegnet, und als er ihr die Hand reichen wollte, gab sie ihm die linke. „Bekomme ich nicht die rechte Hand?“ hatte er gefragt, worauf sie ihm auch die linke entzogen hatte und weggelaufen war. Unter diesen Umständen war denn eine Erklärung unvermeidlich. Ich fragte sie, ob sie mich lieb habe? und so weiter, und erhielt die befriedigendsten Antworten. Wir gingen sogleich zur Mutter und sagten ihr, an welcher Krankheit wir litten; natürlich hatte dieselbe dies schon lange gemerkt und war gar nicht überrascht; sie hatte gegen den Schwiegersohn nichts einzuwenden und sprach unter den gewöhnlichen Thränen: „Behaltet Euch lieb und gebt Euch einen Kuß!“ Schluchzend sagte Helene: „Das haben wir schon gethan!“ und mitten in den Thränen brachen wir in ein lautes Lachen aus.

Herr N. war unterdessen ebenso unglücklich wie ich glücklich. Die Großmama, deren Liebling er war, kam be-

stürzt aus seinem Zimmer und erklärte, er liege verzweiflungsvoll auf seinem Bette und wolle sich mit aller Gewalt todtschießen. Ich beruhigte sie durch die Versicherung, daß ich mich schon mehrmals todtgeschossen hätte und es durchaus nicht gefährlich sei. Sie schlug die Hände zusammen und rief: „Was ein Lieutenant!" — Nicht lange darauf brauchte sie die Nachricht, Herr N. habe gesagt, er wolle sich mit mir schießen, und als sie darüber lamentirte, gab ich ihr das Versprechen, ich wolle ihren Liebling ganz zart verwunden, worauf sie wieder die Hände zusammenschlug und rief: „Was ein Lieutenant!"

Wie die Großmutter hieß, wußten nur wenige Leute; Jedermann nannte sie die „Großmutter." Ein Brief mit dieser Adresse wäre ganz sicher in ihre Hände gekommen, denn sie war Allerwelts Großmutter. Ohne Zweifel war einmal eine Zeit, wo sie nicht Großmutter und eine sehr schöne, elegante Dame war, die Aufsehn machte und bewundert wurde von Kosacken und Franzosen; allein die Kosacken waren in Rußland und die Franzosen gleichfalls, und die schöne Frau war nun die alte Großmutter und trug alle Tage dasselbe blaue gedruckte Kattunkleid, während die schönen Shawls und glitzernden Steine und all der Putz in einem alten Pult begraben lagen, wie die Franzosen, welche sie einst an dem schönen Halse bewunderten, in den Feldern von Moskau.

Der alte Pult der Großmutter war ein höchst merkwürdiger Pult und schien aus einem Feenmärchen nach Rödelheim versetzt zu sein. Was er eigentlich enthielt, wußte Niemand, allein daß er alles enthielt, was irgend jemand brauchte, das wußte Jedermann. Wer etwas wollte, ging zur Großmutter, und als ich sie einst lachend bat, mir ein Reitpferd daraus hervor zu holen, würde es Niemand

im Hause besonders in Erstaunen gesetzt haben, wenn sie es gethan hätte. — Abends, wenn schon alles schlief, ging die Großmutter im Hause umher und sah in jede Ecke, zog jedes Schubfach auf und guckte in jedes Töpfchen. Sie wanderte durch alle Schlafzimmer, und wo das Füßchen eines Enkelchens unter der Decke hervorsah, deckte sie es sorgsam zu. Sie probirte alle Riegel und Schlösser, ob sie auch hübsch geschlossen waren, und wenn sie nicht gewesen wäre, meinte sie, würde das Haus längst weggetragen worden sein. Oft ging sie gar nicht zu Bett, und wer zuerst aufstand, fand sie schlafend auf einem Stuhl im Wohnzimmer.

Ihr spezielles Departement im Hause war der Kaffee, den sie denn auch in unendlich vielen Graden beständig zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht bereitet hielt. Der vornehme Gast und der Bettler, jeder fand seine standesgemäße Tasse Kaffee. Sie hatte keine Bedürfnisse, sie aß nichts besonders gern, sie machte sich nichts aus Wein und noch weniger aus Rum, und selten sah man sie dergleichen vor Andern trinken; allein wenn sie sich unbemerkt glaubte, naschte sie an allen offenen Flaschen, und wenn sie aus Versehen einen zu großen Schluck genommen, goß sie ganz ruhig Wasser zu und schwieg mäuschenstill, wenn man die Verdünnung bemerkte. Die Großmutter machte überhaupt alles so viel als möglich in der Stille ab und that heimlich, was sie ungescheut hätte öffentlich thun können; aber es gefiel ihr so besser.

Sie war ziemlich einsilbig, kam jedoch die Rede auf alte Zeiten, dann wurde sie lebendig und der Geschichten von ihrem seligen Manne, der ein lustiger Mann, war kein Ende. Außerdem interessirte sie sich nur noch für Heirathsgeschichten und was damit zusammenhing. In ihrer ganzen Art und Weise hatte sie eine so auffallende Aehnlichkeit mit der Amme

aus Romeo und Julie, daß sie dem Dichter als Vorbild dazu hätte gedient haben können. Die Erzählung von dem „auf den Rücken fallen" ist eine, antizipirte Geschichte der Großmutter in Versen. Auch hatte sie die Gewohnheit, die Pointe mehrmals unter lautem Lachen zu wiederholen, besonders wenn sie erzählte, was ihr seliger Mann gesagt hatte: „Gelt, Minchen, sagt' er, hat er gesagt, sagt' er," war eine beständig wiederkehrende Redefigur.

Seit der Reisende des Hauses ihre älteste Enkelin heirathen sollte, war er ein Gegenstand des allergrößesten Interesses für die Großmutter; allein ich hatte ebenfalls ihren Beifall, und sie bedauerte innerlich, daß wir nicht alle Beide zugleich Helene heirathen könnten. — Mit dieser Heirath sah es meinerseits zwar noch sehr windig aus, denn ich hatte nichts als meinen Lieutenantsgehalt; allein wenn man zwanzig Jahre alt und verliebt ist, verschwinden alle Hindernisse wie Nebel, wenigstens in Gedanken. Die Hauptsache schien mir nun, dem alten Papa meine Absichten beizubringen und seine Einwilligung zu gewinnen. Obgleich ich eine ziemlich gute Meinung von mir selbst hatte, so sind die Papas der Geliebten doch stets Personen, die man mit einiger Besorgniß betrachtet, so lange man weiß, daß sie von unsern Absichten auf ihr Fleisch und Blut noch gar keine Ahnung haben, und mit dem „alten groben C." war überdies noch ins Besondere gar nicht zu spaßen.

Als es Abend wurde und er in seinem Comptoir allein war, dachte ich ihn zu überfallen. In dies Comptoir zog er sich zurück, wenn es irgendwie im Hause stürmte, oder seine Frau einen andern Willen hatte als den seinigen, wie das bei alten Männern, die junge schöne Frauen haben, oft vorkommt. In solchen Fällen pflegte er einen Rosenkranz oder zu seinem Schutzpatron zu beten und dann siegesgewiß

hervorzukommen und die rebellische Frau zu fragen: ob sie nun sich anders besonnen habe? —

Er war von Jesuiten erzogen worden und hatte überhaupt von Jugend auf mit katholischen Geistlichen aller Art viel zu thun gehabt. Mehr als vierzig Jahre hatte er in Deutschland gelebt und seine italienische Frömmigkeit war in derselben bedeutend modificirt worden; allein dessenungeachtet war die Macht der Gewohnheit so stark, daß er sich von dem Einfluß der ersten Jugend-Eindrücke und dem besondern Respect vor den Geistlichen nicht losmachen konnte. Trotzdem hatte er die Sünde begangen, eine protestantische Frau zu heirathen, wofür ihm wahrscheinlich schwere Buße auferlegt wurde, bis sie gleichfalls die Messe besuchte. Die erste Nacht ihrer Ehe verbrachte er mit seiner jungen Frau, zu deren Erbauung, im Gebet.

Er hatte eine fast gelehrte Erziehung erhalten, und wenn auch sein hic haec hoc längst der Kenntniß von Tabaksblättern und Carotten Platz gemacht hatte, so war doch von diesem Eintauchen in das Meer der Wissenschaften ein leichter Firniß zurückgeblieben, der sich als Liebe zur Kunst und Poesie offenbarte, die ihm schon ohnedies als Italiener fast angeboren war. Herr C. sprach gut Französisch — während der Revolition hatte er eine zeitlang Secretär bei dem blutdürstigen Eulogius Schneider in Straßburg sein müssen — und Deutsch ebenfalls gut genug, wenn er sich nur, wie andere Leute damit begnügt hätte, seine Gedanken mündlich und schriftlich einfach und verständlich auszudrücken. Allein er hatte die Leidenschaft, den blumigen Styl seiner italienischen Lieblingsdichter nachzuahmen, und dazu reichte seine Kenntniß der Sprache nicht aus. War er grob, dann verstand ihn Jedermann, wollte er jedoch poetisch sein, so erschienen all seine Gedanken eingehüllt in eine duftige Wortwolke,

durch welche man den Kern immer nur ahnen, aber nie deutlich erkennen konnte. Einen Redacteur würde er zur Verzweiflung gebracht haben, denn seinen Styl so zu bessern, daß die geahnten Gedanken klar ausgedrückt wurden, war ein Ding der Unmöglichkeit, ohne alles noch einmal zu schreiben. — Im Uebrigen war der alte Herr ein vortrefflicher Mann, wohlmeinend, ehrlich, nobel in seinen Gesinnungen und ein zärtlicher Gatte und Vater; allein sein Handeln glich seinem Styl, und es war schwierig, durch all die Blumen und Schnörkel hindurch den wahren Charakter des Mannes zu erkennen, der deßhalb oft von Leuten, die sich keine Mühe gaben, verkannt wurde. Dabei war er heftig wie ein Italiener und entzündbar wie Schießpulver.

Weiß Gott, es war ein schwerer Gang zu ihm ins Comptoir; allein das Resultat war besser, als ich erwarten konnte. Das Glück wollte, daß mein Nebenbuhler in seiner Verliebtheit und beunruhigt durch die Nachricht von der Einquartirung eines jungen Officiers, seine Reise so schlecht als möglich gemacht und verschiedene Böcke geschossen hatte, welche den Alten böse machten. Ueberdies gab die Liebe mir Beredsamkeit, und da meine Zunge die entgegenstehenden Schwierigkeiten hinwegräumte, so war das Resultat der Conferenz so günstig wie möglich. Konnte ich eine Frau anständig ernähren, dann stand meinem Glück nichts entgegen; weiter nichts.

Der gute N. hatte seine blutdürstigen Gedanken aufgegeben, als er mich mit Pistolen nach der Scheibe schießen und dreimal hinter einander das Centrum treffen sah. Er wurde bald wieder auf die Reise geschickt und war nicht ferner im Wege.

Es folgten nun drei Monate ungetrübten Glückes. Ich verstand es, mich bei allen Hausgenossen und Nachbarn immer

beliebter zu machen, und eine alte Kammerräthin war so enthusiasmirt, daß sie Frau C. oftmals erklärte: „Nein, Sie haben an dem Lieutenant eine wahre Perl' im Hause; eine wahre Perl'!“ Die „Perl“ drehte das ganze Haus von oben nach unten. Frau C. gab sogar ihre „Gutstub'“ zur Bühne her, auf der die „Landpartie nach Königstein“ mit vielem Lärm und Beifall aufgeführt wurde.

Ein solcher Sieg über Frau C. war keine Kleinigkeit, denn die „Gutstub'“ einer frankfurter Hausfrau ist ein Ort, dessen Heiligkeit nur durch die der „guten Gutstub'“ übertroffen wird. In der Gutstub' hing über dem Sopha ein großes Familiengemälde. — Frau C., in ihrem geräumigen Schooß einen nackten Knaben, schön wie ein Liebesgott, haltend, dem Helene ein Blumenkörbchen reicht, während die zweite Schwester mit dem Familienpudel auf der andern Seite steht, und der Papa, wie er leibt und lebt, vergnüglich im Hintergrunde eine Prise aus der eigenen Fabrik nimmt. An den Wänden hingen verschiedene Engelbilder, mit Schäfchen oder mit allegorischen Schmetterlingen auf einem Wolkenbette liegend; die idealisirten Portraits verstorbener Kinder. Diese „Gutstub'“ war das gewöhnliche Gesellschaftszimmer; allein die „gute Gutstub“ im ersten Stock wurde nur bei außerordentlichen Gelegenheiten geöffnet, oder wenn Fremde kamen, um die dort aufgehängten kostbaren Gemälde zu sehen, die Reste einer schönen Gallerie von mehreren hundert Kunstwerken, welche ein Onkel der Großmutter gesammelt und zum Theil auf diese vererbt hatte. Die Krone der Sammlung war ein köstliches Bild von Titian, wofür der Fürst-Primas vergeblich zwanzig tausend Gulden geboten hatte.

Man hegte damals große Besorgnisse, daß an einem alljährlichen Volksfesttage irgend welche Unruhen ausbrechen

würden, und traf, ihnen zu begegnen, allerlei militärische Vorbereitungen, die von dem vernünftigeren Theile der Officiere lächerlich gemacht wurden, da die Furcht vor einem Krawall abgeschmackt war. Das ganze Bataillon wurde in Bockenheim zusammengezogen und biwouakirte dort — in einem großen Wirthshaussaale, während die Gewehre im Hofe zusammengestellt waren.

Der Major nahm die Officiere des Bataillons zusammen und hielt ihnen eine Rede, um sie auf den in der Nacht erwarteten Kampf vorzubereiten. Er deutete an, daß es leicht zu einem Handgemenge kommen könne, und gab verschiedene Winke in Bezug hierauf, welche, da sie einen gelinden Zweifel an der Geschicklichkeit in Führung der blanken Waffe, — womit er übrigens nicht sagen wolle, daß es nicht sehr viele Officiere im Bataillon gebe, die sich darauf trefflich verständen, — bei der Ueberraschung aber — obwohl er die Geistesgegenwart vieler — der meisten wenn nicht aller Herren kenne — bei dem unvollkommenen Zustande der Degen übrigens voll Schwierigkeiten, — „nun meine Herren, Sie werden mich wohl verstanden haben.“ —

Lieutenant v. Asmuth, ein verheiratheter, älterer Officier und gescheuter Mann, der sich über die ganze Geschichte lustig machte, schlug mit dem ernsthaftesten Blick seinen Mantel auseinander und zeigte einen Dolch und zwei Pistolen in seiner Schärpe, indem er sagte: „Herr Oberstwachtmeister, ich bin auf jedes Handgemenge vorbereitet!“ worüber wir Alle in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Am andern Tage wollte man Nachricht haben, daß der Angriff von Bonames her wirklich stattfinden sollte, und ich ward mit einer halben Compagnie in Rödelheim zurückgelassen, wo ich kunstgemäß meine Posten stellte und den Feind erwartete. Die Krawaller kamen aber nicht, worin sie sehr

gescheut handelten. Mein Hauptmann war mit diesem Ausgang sehr unzufrieden, denn er hoffte begierig auf eine Gelegenheit, sich und seine Compagnie auszuzeichnen. Die einzige Veranlassung, die Demagogen — wie es hieß — zu Paaren zu treiben, versäumte er sehr zu seinem Aerger, und ich benahm mich dabei auf ganz unverzeihlich ungeschickte Weise.

Der Hauptmann, der die Bekleidungsangelegenheiten des Regiments unter sich hatte, war genöthigt, ein oder zwei Tage nach Mainz zu gehen. Der Oberlieutenant war dort zum Exercieren der Recruten commandirt und der älteste Unterlieutenant in Untersuchung; die Compagnie stand daher unter meinem Commando. Am Abend brachten mir die Soldaten, die mich lieb hatten und mir gern ein Zeichen davon geben wollten, ein Ständchen, und es that mir wahrhaft leid, sie zu ihrem eigenen Besten mit freundlichen Worten davon jagen zu müssen, da ich das Donnerwetter vorhersah, welches sie wegen dieses Ständchens von Seiten des eifersüchtigen Hauptmanns über sich brachten.

Am andern Tage war in dem Orte Ziehung zum Militärdienst, und die jungen Leute, die sich frei gezogen hatten, jubelten singend und geputzt mit Fahnen durch den Ort, um ihre Freude erkennen zu geben. Das war ein gewöhnlicher Gebrauch; aber diesmal, durch Wein und die Anwesenheit fremder Soldaten aufgereizt, die ihre Nebenbuhler bei den Mädchen waren, benahmen sie sich etwas lärmender als gewöhnlich und suchten das Militär durch das Singen von Freiheitsliedern zu ärgern.

Der Burgemeister kam ganz blaß zu mir, denn er fürchtete bereits alles Mögliche und wollte mich veranlassen, militärische Maßregeln zu ergreifen. Er meinte, da ich so jung war, mit mir machen zu können, was er wollte, und

war daher sehr überrascht, als ich ihm sagte, er möge sich gefälligst um seine Angelegenheiten bekümmern und nicht um meine; ich habe die Polizei im Orte und nicht er. Ich ließ die Soldaten in ihre Quartiere beordern, um Collisionen mit den lärmenden jungen Leuten zu verhindern, die sich in einem öffentlichen Garten niedergelassen hatten. Durch das Zurückziehen des Militärs wurden sie übermüthiger und sangen alle möglichen verpönten Lieder.

Im Civilrock, den ich gewöhnlich im Hause trug, und die Pfeife im Munde ging ich allein in jenen Garten, wo ich außer den Krawallern auch deren Väter fand. Ich versammelte letztere, sprach vernünftig mit ihnen und bat sie, nach Kräften zu verhindern, daß ich von dem Lärm Notiz nehmen müsse, was ich höchst ungern thun würde. Meine vernünftigen Vorstellungen machten bessern Eindruck als es meine Bajonette gethan haben würden. Ein stämmiger Gärtner, der mich kannte, weil er im Hause meines Quartierherrn arbeitete, ging zu den Krawallern und gab seinem Sohn, der sich nicht fügen wollte, eine ungeheure Maulschelle. Andere Väter folgten diesem Beispiel und der „Aufruhr" hatte ein Ende. Den unruhigsten Schreier, der die Wache in seinem Unverstand reizte, faßte mein Feldwebel um den Leib und trug ihn, mitten aus seinen Kameraden heraus, in die Wachtstube. — Der Hauptmann war sehr ärgerlich, daß ich die Gelegenheit versäumt hatte, militärische Kräfte zu entfalten; allein da Vernunft und Erfolg so gänzlich auf meiner Seite waren, getraute er sich nicht, mir irgend welche Vorwürfe zu machen.

Wir Officiere waren häufig zu Gesellschaften eingeladen, welche die Gesandten in Frankfurt gaben; allein ich befand mich viel zu wohl in meinem Quartier, als daß ich Gesell=

schaften in Frankfurt hätte besuchen sollen, womit ich in Mainz übersättigt war. Auf dringende Einladung meines Majors besuchte ich jedoch ein dejeuner dansant, welches General von Welden gab und dem sämmtliche Gesandte und sonstige Aristokratie beiwohnte. Die Gesellschaft promenirte im Garten und getanzt wurde im Treibhaus, welches zu diesem Zweck eingerichtet worden war. Auch die Geldaristokratie war vertreten durch Herrn und Frau von Rothschild aus Paris. Die letztere war eine sehr hübsche junge Frau und ich tanzte mehrmals mit ihr. Als ich gegen Frau von Nagler, der Frau des preußischen Gesandten, bedauerte, daß Se. Excellenz, ihr Gemahl, der nicht anwesend sei, den ich als Kind gesehen und der damals freundlich gegen mich gewesen sei, sagte sie: „Mein Mann steht hinter Ihnen.“ Als ich mich umwandte, kam Herr von Nagler auf mich zu, nannte mich beim Namen und gab mir die Hand. Er behauptete, mich gleich wieder erkannt zu haben, fragte nach meiner Mutter und war sehr liebenswürdig. Er war fast unter Mittelgröße und schmächtig; sein Gesicht verrieth Klugheit und sein Blick war scharf. Da das Gerücht ging, daß die fremden Truppen bald die Gegend verlassen sollten und darüber am Bundestage berathen werde, erlaubte ich mir die directe Frage, ob und wann wir wohl abmarschiren würden. Herr von Nagler machte ein komisches Gesicht: „O damit hat es gute Wege. Wir sind sehr gründlich am Bundestag und übereilen uns nicht. Nachdem wir sechs Wochen beschlossen haben eine Sache anzufangen, befrühstücken wir dieselbe sechs Wochen ehe wir zur ersten Sitzung kommen. Dann werden die Sitzungen durch sechs Wochen Ferien unterbrochen und wenn diese zu Ende sind, fangen wir die Geschichte wieder von vorn an. Sie sehen also, daß Sie sich mit Ihren Vorbereitungen zum Abmarsch nicht zu übereilen ha-

ben." — Man hatte eben keine Lust die Truppen zurückzuziehen; sie blieben denn auch; aber wir wurden abgelöst. Im August erhielten wir nämlich die sehr betrübende Nachricht, daß unser Regiment von Mainz nach Saarlouis versetzt sei und daß wir baldigst dorthin abmarschiren sollten. Die Großmutter hoffte aufs neue für ihren Schützling, denn sie hatte nicht den allergeringsten Glauben an die Treu' eines Lieutenants, besonders eines so jungen und lustigen als ich einer war.

Als wir abmarschirten, ging Rödelheim beinahe in Thränenwasser unter, welches von den Mädchen des Ortes geweint wurde, von denen uns sogar eine Anzahl nach M. folgten. Als ich zum letztenmal vor unserm Abmarsch aus dieser Stadt in Rödelheim gewesen war und unter Versicherungen ewiger Liebe und so weiter Abschied von meiner Geliebten genommen hatte, war der Vater so freundlich, mich selbst in seinem Wagen nach Mainz zurückzubringen. Es geschah dies nicht nur aus Freundschaft für mich; er wollte nähere Erkundigungen über mich einziehen, was er eigentlich wohl schon früher hätte thun können.

Das Unglück wollte, daß er sein Quartier bei einem alten Freunde nahm, dem Weinhändler, Herrn Johann Adam, der gegründete Ursache hatte, mit mir höchst unzufrieden zu sein.

Mein Champagnerpump war bekannt geworden und anstatt von seinen Collegen und Geschäftsfreunden beklagt zu werden, ward er auf das Unbarmherzigste ausgelacht und dadurch mein grimmigster Feind. Er war daher mehr als irgend Jemand in Mainz davon durchdrungen, daß ich ein Taugenichts sei; ja er, das arme Opferlamm, behauptete, ich sei der allergrößte Taugenichts von allen Officieren nicht

nur in Mainz, sondern in ganz Europa, und machte meinem Schwiegervater in spe eine so entsetzliche Schilderung von mir, daß diesem die wenigen Haare zu Berge standen und er beschloß, seine Tochter lieber Fenella nach in den Krater des Vesuvs als in das Unglück einer Ehe mit mir zu stürzen. Dazu kam noch, daß die diplomatischen Noten, welche er mit meiner Familie wechselte, eben nicht geeignet waren, ihn zu besänftigen. Adelsstolz einerseits und Kaufmannsstolz andererseits geriethen in Collision, und meine Träume wurden fortwährend beunruhigt durch das Bild meiner verzweiflenden Geliebten, die auf einem geflügelten Geldsack sitzend immer ferner von mir hinweg schwebte.

Schon als mir der Vater meiner Geliebten diese versprochen hatte, „sobald ich eine Frau ernähren könne", that ich Schritte, eine solche wünschenswerthe Stellung zu erreichen. Ich liebte aufrichtig und war zu jedem Opfer bereit, ja selbst „Dütchendreher" zu werden, bei welchem Gedanken es mich freilich überlief, als ob man mir Hirse in den Nacken schütte. Die Fürstin hatte mir schon früher gesagt, daß sie mir gern einen Platz am Hofe ihres Bruders verschaffen wolle. Der Herzog hatte, wie sie mir erzählte, nach einem Balle, dem er beiwohnte, gesagt, daß ich „sein Liebling sei." Auch die Mutter des Herzogs, der mich die Fürstin einst in Mainz vorstellte, hätte sich günstig über mich geäußert, nachdem sie mich mit ihren scharfen Augen durchbohrt; ja sogar vor der strengen Oberhofmeisterin — deren Gunst zu pflegen die Fürstin ganz besonders dringend rieth — hatte ich Gnade gefunden und endlich hatte mir die Fürstin eine Stelle als Kammerjunker angeboten. Ich lehnte dieselbe ab, weil ich kein Vermögen hatte und vorläufig gar kein Gehalt damit verbunden sein sollte.

Die Fürstin hatte mich stets mit solcher Freundlichkeit und mütterlichen Theilnahme behandelt, daß ich in der That einigermaßen berechtigt war auf ihre Fürsprache zu zählen. Außerdem hatte ich durch sie eine Menge hoher Bekanntschaften gemacht, die mir ebenfalls nützlich sein konnten. Manchmal, wenn wir in Wiesbaden waren, kamen fremde Fürsten, um der Prinzessin das Compliment zu machen. Ging sie bei solcher Gelegenheit auf und ab, obwohl sie das selten that, so pflegte sie meinen Arm zu nehmen, und ich fühlte mich ziemlich verlegen mit meinem Fürstengefolge. Graf Mensdorf bezeugte sich ebenfalls stets sehr freundlich und einige Mal, wenn wir gemeinschaftlich einer Jagd beiwohnten, nahm er mich in seinem Wagen nach Hause und behielt mich in meinen Jagdkleidern zum Diner bei sich, welches mit all den Umständen servirt wurde, als habe er ein Dutzend Gäste, obwohl wir Beide allein aßen. Von den vier Söhnen sah ich die beiden ältesten, die bei der Armee in Oesterreich waren, nur gelegentlich; allein die jüngsten sehr oft. Alexander, der jetzt Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Oesterreich werden soll, sah ich noch im Regiment Langenau mit seinen schwarzen Kamaschen. Er war ein bescheidener, stiller junger Mann, schwarzhaarig und von dunkelm Teint. Der jüngste Sohn, Arthur, damals noch ein Knabe und unter seinem Gouverneur Herrn Adolph Bube, war blond und blauaugig und ein herzensguter Junge, dem die Bravheit und Ehrlichkeit aus den Augen leuchtete. —

Der diplomatische Unterricht des alten Obersten in Hofarthsheim hatte mich zuerst darauf gebracht, daß die Verbindungen mit der Prinzessin und die Gunst der Herzogin von Würtemberg, die des Fürsten Metternich Schwester war, zu practischen Lebenszwecken zu benutzen sein möchte, und ich zweifelte nicht daran, eine mir genügende Stelle zu erhalten,

besonders da meine Ansprüche romantisch bescheiden waren. Ich dachte mir nichts köstlicher, als mit meiner Helene in einer Försterwohnung mitten im Wald zu wohnen und schwärmte förmlich für diesen Gedanken, den ich zu realisiren beschloß. Zu diesem Ende schrieb ich an die Fürstin, welche in Schlangenbad war und erhielt von ihr folgende Antwort, welche ich als Testimonium meiner damaligen Narrheit hersetze:

Schlangenbad, den 6. August 1833.

„Ich habe Ihren Brief durch meinen Mann, der aus Mainz kam, erhalten und Ihren Wunsch meinem Bruder sogleich vorgetragen. — Er bedauert sehr, daß für den Augenblick gar keine Försterstelle offen, auch sind diese der Lohn für oft lange und treue Dienste für Jäger, die gleichsam von unten auf dienen und bei den Förstern als Burschen und Gehülfen auch auf Forst-Schulen ihr metier gründlich erlernen. — Also ist es leider nichts damit, doch können Sie es bei oder durch Obrist ** auch probiren; es ist mir Leid — da ich eine glückliche Ehe für das beste Mittel halte aus einem leichtsinnigen jungen Mann — einen ernsten und vernünftigen zu bilden — hätte ich so eine Stelle zu vergeben, so würde ich Sie Ihnen nicht versagen. — Also weiß ich wenig Trost — die Handlung müßten Sie auch erst lernen —? Es thuet mir Leid, daß ich Ihnen eine so unangenehme Antwort schicken muß,

Ihre Dienerin
Sophie Gräfin Mensdorf,
in Eile geschrieben. geb. Prinz. z. Sachs.-Coburg."

Die Versetzung unseres Regiments, welches siebzehn Jahre in Mainz gestanden hatte, nach der kleinen Grenz-

festung Saarlouis war für uns Alle ein ganz entsetzlicher Schlag, und verdankten wir denselben, wie es hieß, einer Damenintrigue, um welche ich mich jedoch nicht näher bekümmert habe. Wir mußten von Mainz fort! Alles andere war Nebensache, und unter Thränen von Weibern, Mädchen und Gläubigern verließen wir eines Morgens die heiterste Rheinstadt.

Neuntes Capitel.

Marsch nach Saarlouis. — Der dortige Bürgermeister. — Festungsdienst. — Trostlose Lage. — Unser Oberst desertirt zuerst. — Besuch in Rödelheim. — Helene nach Paris ent- und ich angeführt. — Die schöne Provençalin. — Ich beschließe Schriftsteller zu werden. — Brief von Sallet. — Rendezvous mit ihm. — Ich werde Vorsteher der Schwimmschule. — Unsere Unterhaltungen. — Jagd. — Der confuse H. — Mein Freund B. — Duelle. — Fritz v. Asmuth. — Ich schreibe ein Trauerspiel. — Held. — Urlaubsreise nach Hofahrtsheim. — Die drei Brüder. — Der Homöopath. — Dr. Hromada. — Zukunftspläne und Reise nach Paris beschlossen. — Ein tolles Pferd. — Besuch im Schloß F. — Meine hochwürdigste Cousine. — Reise nach Berlin und Paris..

Der Marsch unseres Regimentes nach Saarlouis war sehr angenehm, denn er führte uns durch das reizende Nahethal und durch Gegenden, welche seit dem Franzosenkriege keine Truppen gesehen hatten. Vor dem zu Oldenburg gehörigen Städtchen Birkenfeld überfiel uns ein Gewitterregen, der uns bis auf die Haut durchnäßte. Ich war bei einem Geometer einquartirt worden, der große Vorbereitungen gemacht hatte, mich festlich zu bewirthen; allein da wir spät am Nachmittag ankamen und früher erwartet wurden, so war die freundliche Wirthin wegen des Diners in allergrößter Sorge und trotz aller Bitten, mir zu erlauben, mich erst umzukleiden, wurde ich gedrängt, mich, wie ich da war, zähneklappernd und naß, zu Tische zu setzen, umgeben von der Familie, die schon gegessen hatte und mir nun Gesell-

schaft leistete. Die große Artigkeit und Herzlichkeit meiner Wirthe machten dies Quartier zu dem unbehaglichsten, welches ich jemals gehabt hatte, ohne daß man es nur ahnte. Es liegt dort auch ein Fetzen Land, welcher dem Landgrafen von Homburg gehört, und dieser hatte große Sorge getroffen, daß wir besonders gut empfangen wurden und nichts bezahlen durften. Ich ward bei einem reichen Oeconomen einquartirt, der eigentlich neun Soldaten erhalten sollte, wofür ein Officier unter der Bedingung substituirt wurde, daß er ihn reichlich bewirthe. Das geschah denn auch; allein vor dem Abmarsch erhielt ich eine Rechnung, welche einem General zu hoch gewesen sein würde. Gerade als ich gegen solche Prellerei protestirte, kam ein Bote vom Landrath, der uns sagte, daß ich durchaus nichts zu bezahlen habe. — Eine Bäuerin, bei der ich einquartirt war, beobachtete ich, als sie einen Gurkensalat für mich zurechtmachte und war höchlich erstaunt, zu sehen, daß sie ganz gemüthlich den ganzen Inhalt ihrer Lampe darüber goß. —

Saarlouis ist eine Festung, welche von Vauban erbaut und wie man sich erzählte, von entlassenen Galeerensclaven und Frauenzimmern aus dem Palais royal bevölkert wurde, wie das auch seiner Zeit mit Canada geschah. Was daran wahr ist, weiß ich nicht, allein damals trugen eine Menge Bürger im Hause graue Jacken, die an den Schnitt der Galeerenkleidung erinnerten und die Frauen waren schön und üppig gewachsen und von einer andern Race, als sie in der Umgegend zu finden war. Ebenso war die Sprache ein ganz eigenthümlicher, nur auf die Stadt beschränkter, Dialekt, ein Gemisch von Deutsch und Französisch, welches große Aehnlichkeit mit einer Spitzbubensprache hatte und weder von einem Deutschen, noch einem Franzosen verstanden werden konnte. Selbst die Gebildeten machten im vertraulichen

Umgang Gebrauch von diesem Kauderwelsch, obwohl sie auch Französisch und Deutsch redeten.

Als diese Festung, die nur eine Stunde von der französischen Grenze liegt, an Preußen fiel, gab sich die Regierung alle Mühe, die Einwohner mit ihrem Schicksal zu versöhnen; allein ein eigenthümlicher Vorfall hätte beinahe das gute Vornehmen gleich am Anfange gestört. Der Bürgermeister war ein sehr geachteter und populärer Mann und die Einwohnerschaft war entrüstet, als er von der Regierung in auffallender Weise beleidigt wurde. Er erhielt nämlich einen Erlaß, der mit den empörenden Worten schloß: „Der dortige Bürgermeister wird angewiesen, für die Ausführung dieser Anordnungen Sorge zu tragen." Der Stadtrath versammelte sich und es wurde beschlossen, einen energischen Protest zu erlassen, in welchem man sich des beleidigten Bürgermeisters annahm und dessen Charakter volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Die Antwort, welche auf diesen Protest ertheilt wurde, war weit entfernt, die Aufregung zu beruhigen, sondern brachte gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, denn es hieß darin, „daß die Regierung durchaus nicht begreifen könne, was der dortige Bürgermeister, der dortige Stadtrath und die dortige Einwohnerschaft bezwecke, und daß es bei dem Erlasse sein Bewenden haben müsse." Man fand sich endlich veranlaßt, einen Regierungsbeamten nach Saarlouis zu schicken, der sich sehr wunderte, als man ihm voll Zorn erklärte, weder der Bürgermeister, noch der Stadtrath, noch die Einwohner seien dortig, — was nämlich in dem Saarlouiser Dialekt närrisch, oder verrückt bedeutet. Ich gebe die Anekdote, wie sie mir von dem „dortigen" Bürgermeister unter Lachen erzählt wurde.

Die Festung glich einem Schmuckkästchen und es war das kein Wunder, denn man hatte, um sie zu verstärken, noch

über zwanzig Millionen daran verbaut und den Werken ein prachtvolles detaschirtes Fort und einen Brückenkopf beigefügt, und außerdem dieselbe mit acht artesischen Brunnen versehen, in deren Anlage sich der Ingenieurlieutenant Frommann auszeichnete. Die Stadt, welche den Mittelpunkt der Festungswerke bildete, hatte einen Flintenschuß im Durchmesser und bestand aus einem viereckigen, von einem Baumgang umgebenen, Waffenplatz oder Markt, von dem zwei Straßen, eine nach dem deutschen, die andere nach dem französischen Thor führte. Das Ganze war von acht Kasernen umgeben, welche am Fuß des Walles lagen und von gegen 4000 Mann bewohnt wurden, während die Stadt etwa halb so viele Einwohner enthielt. An den vier Ecken lagen höchst gemüthliche Pulvermagazine, deren jedes einige Tausend Centner Pulver enthielt. Das Auffliegen eines derselben würde die ganze Stadt und was in derselben lebte, gen Himmel gesprengt haben. Die Magazine und auch eine der Kasernen waren übrigens bombenfest.

Da Saarlouis so nahe an der Grenze lag, so wurde denn auch der Festungsdienst mit der äußersten Strenge ausgeübt. Am Morgen bei der Reveille begab sich der Lieutenant von der Ronde auf die Hauptwache und holte sich einen Gefreiten und vier Mann und den Schlüsselmajor, einen ausgedienten Unterofficier, mit welchem er sich nach der gegenüberliegenden Commandantur begab. Die Leute blieben vor der Thür, aber der Officier stieg mit dem Schlüsselmajor die Treppe hinauf und nahm die Schlüssel der Festung aus ihrem Verwahrort. Sie waren in zwei Ledersäcken enthalten, davon jeder die Schlüssel für eines der beiden Thore enthielt und die der Mann sich so umhing, daß einer auf der rechten, der andere auf der linken Seite war. Der vorangehende Officier zog den Degen, und sobald die

Schlüssel sich der Patrouille näherten, commandirte der Gefreite oder Unterofficier: „Achtung! Präsentirt's Gewehr!" Damit stellte sich der Schlüsselmajor in die Mitte der vier Mann und den Lieutenant an der Spitze begab man sich an das Thor. „Halt! Werda!" — „Schlüssel!" — „Heraus!" — „Achtung! Präsentirt's Gewehr!" — Die Schlüssel sind dasselbe für eine Festung, was die Fahne für ein Regiment ist; das Symbol der höchsten Ehre.

Nachdem man das Thor geöffnet und die Zugbrücke überschritten hatte, wurde dieselbe wieder aufgezogen und so jede, die man passirte, bis man an die äußerste Barriere kam, deren nach dem französischen Thor zu ungefähr siebenundzwanzig zu passiren waren. Vor der Barriere standen Wagen und ungeduldige Marktleute, welche auf den Einlaß warteten, der indessen nicht so ohne Weiteres erlaubt wurde. Man fand vor der Barriere noch eine Patrouille vom Fort Rauch, welche nun das mit Strauchwerk bewachsene Glacis abpatrouillirte, um sich zu überzeugen, daß keine französischen Truppen dort versteckt seien. Meldete der Führer, daß Alles unverdächtig sei, dann wurde das Thor erst geöffnet, aber niemals ein Eindringen der Marktleute gestattet, da durch dergleichen schon manche Festung überrumpelt worden ist. Die Schlüssel wurden dann zurück auf die Commandantur gebracht und Abends zum Schließen der Thore mit denselben Ceremonien wieder abgeholt. Während der Nacht sollten die Thore unter keinen Umständen geöffnet werden; allein einst nach einem Balle erlaubte es der Commandant, als ich die Ronde hatte, daß ich eine liebenswürdige Familie hinausließ, welche ganz in der Nähe der Festung ein Gut hatte. Einer der Söhne war französischer Ingenieurofficier in Metz und er kannte die Festung besser als ich; denn als ich den Damen

tröstend sagte, daß nur noch zwei Barrieren zu öffnen seien, fiel er schnell ein: „Nein, noch drei" und er hatte Recht.

Das waren jedoch noch nicht alle Vorsichtsmaßregeln. Abends vor Dunkelwerden gingen der Lieutenant von der Ronde und der Schlüsselmajor von der Hauptwache aus, um die acht Poternen der Festung zu untersuchen. Es sind das unterirdische Gänge, die hauptsächlich zu Ausfällen dienen; aber auch als Eingänge in die Festung benutzt werden möchten, weshalb sie durch künstlich verschränktes Balkenwerk versetzt sind, dessen Sicherheit jeden Abend untersucht wird.

Laube nennt irgendwo Schkeuditz ein „gottverlassenes Nest;" hätte er Saarlouis gekannt, so würde er vielleicht sagen, daß Gott niemals darin gewesen sei. Wie es jetzt sein mag, weiß ich nicht, vielleicht ist es auch „von der Cultur beleckt" worden; allein damals war es ganz schauderhaft und besonders für uns, die wir von Mainz dorthin geschleudert wurden. Dennoch ging das 25. Regiment, welches seit dem Kriege dort gestanden hatte, nur ungern weg, wenigstens was die Officiere anbetrifft, denn die Gemeinen desertirten in ganzen Sectionen nach Frankreich, was eben als Vorwand für die Verlegung des Regiments diente.

In Saarlouis fehlte es damals geradezu an Allem, was ein gebildeter Mensch zu seiner Unterhaltung wünscht. Ein Buchbinder verkaufte zwar hin und wieder ein gedrucktes Buch, welches besonders verschrieben werden mußte; aber unsere einzige literarische Ressource war ein Journalzirkel, welcher unter der Leitung des Postsecretärs stand. Da die Mittel zum Studiren nicht allein, sondern zu jeder intellectuellen Unterhaltung auf diese Weise abgeschnitten waren, so blieb den Officieren nichts übrig, als entweder zu ihrem Amüsement die Soldaten zu quälen, oder zu Trunk und Spiel ihre Zuflucht zu nehmen.

Ein Hauptübelstand war in Saarlouis das Mißverhältniß zwischen der Zahl der weiblichen und männlichen Einwohner, welches um so mehr gefühlt wurde, als wenigstens die viertausend Infanteristen, Husaren und Artilleristen ꝛc. junge Leute waren. Für die Frauen und besonders für die Mädchen war das freilich kein Uebelstand, denn die Verzweiflung der Langeweile trieb manchen heirathsfähigen Junggesellen in das Ehejoch. Ich selbst kuppelte einen reichen, adeligen, aber blöden Hauptmann mit einem bürgerlichen, ganz leidlichen aber armen Mädchen zusammen. Ein anderer Hauptmann nahm den Abschied und heirathete das hübsche Töchterchen des Caffeewirthes; Apotheker- und Ledertöchter — letztere haben immer Vorliebe für zweierlei Tuch! — gingen ab „wie warme Semmel.“ Es hätte der Topf sehr schief sein müssen, der keinen Deckel fand!

Die verheiratheten Officiere waren selten in der Lage, Gesellschaft bei sich zu sehen und beschränkten sich auf Hausfreunde. Die bürgerlichen Honoratioren bestanden aus dem Landrath, dem Bürgermeister, einem Advokaten, zwei Apothekern, zwei Lederhändlern und einem Doctor, von denen die drei ersteren manchmal recht hübsche Gesellschaften gaben, zu denen auch Personen aus der Umgegend eingeladen wurden. Unsere Hauptressourcen für den gesellschaftlichen Verkehr waren aber für uns jüngere Officiere das Caffeehaus am Markte und die demselben schräg gegenüberliegende Hauptwache, wo der Wachthabende, gehörte er zu der jungen Clique, gewöhnlich Bank und die Gäste aus derselben frei zu halten pflegte. Das Casino, zu dessen Einrichtung die Fonds fehlten, diente nur zu großen Diners und gelegentlichen Bällen. Am Tage, wenn nicht mit Dienst beschäftigt, sah man die jungen Officiere wie närrisch um den Markplatz rennen. Im Sommer ging man auch in ein benachbartes

Dorf, wo eine Kegelbahn in einem Garten war. Hier stand auf einer Tafel geschrieben: „Väter werden gebeten, ihre Kinder selber zu besorgen,“ was mir ein sehr billiges Verlangen schien. Die Langeweile bewirkte, daß ältere und jüngere Officiere näher zusammenrückten und die dienstliche Steifheit etwas gemildert wurde.

Wir hatten uns damit getröstet, daß unser Oberst auch in Saarlouis offenes Haus halten werde, wie er es in Mainz gethan. Jeden Abend, mit Ausnahme eines in der Woche, war man dort willkommen. Ich war nicht selten allein; aber nicht selten fand ich eine Gesellschaft von dreißig oder vierzig Personen zusammen, welche sich auf die allervortrefflichste Weise unterhielten, obwohl niemals gespielt, sondern entweder musicirt, oder nur eine lebhafte, interessante Unterhaltung geführt wurde. Wer daran keinen Geschmack fand, hütete sich wohl, hinzuzugehen, obwohl Manchen das gute Abendessen lockte, das stets bereit war, so viel Personen auch unvermuthet kommen mochten. Wir hatten aber in Bezug auf den Obersten die Rechnung ohne den Wirth gemacht; er ließ seine Familie in Mainz und nur einmal besuchte seine Frau Saarlouis, wo ihr das ganze Officiercorps in pleno eine Visite machte, bei der sie meinte, daß Saarlouis doch nicht so todt sei, indem sie schon seit ihrer Ankunft eine Equipage gesehen habe. —

Eines Tages auf Parade lief vor der Parole ein dumpfes Gemurmel umher; es hieß, der Oberst sei als Commandeur eines andern Regiments nach Mainz versetzt worden! — Sobald der Oberst sah, welche Wirkung diese Nachricht auf das Officiercorps machte, nahm er dasselbe zusammen und versicherte auf sein Wort, daß er keine Schritte zu dieser Versetzung gethan habe; allein der malitiöse Platzmajor las bei der Ausgabe der Parole mit lauter

Stimme ab: „Oberst v. — ist auf sein Ansuchen — als Commandeur des —sten Regiments nach Mainz versetzt worden." — Der Oberst, der ganz blaß wurde, rief das Officiercorps nochmals zusammen; als er jedoch wieder anfing, seine Unwissenheit zu betheuern, drehten wir ihm alle den Rücken und ließen ihn allein stehen. — Hätte er uns offen und einfach gesagt: „daß er eine Versetzung wünsche, weil Saarlouis ihm nicht die Mittel biete, seine beiden Töchter zu erziehen, wie er es wünsche" — das würde jeder von uns eingesehen und ihn entschuldigt haben; aber diese Art und Weise, uns zu verlassen, empörte uns Alle. — Die Majors hielten es Anstands halber für angemessen, ihm ein Abschiedsdiner zu geben, bei dem es sehr kühl zuging. Nach einer Rede meines früheren Majors herrschte eine sehr verlegene Stille und ich konnte einem närrischen Einfalle nicht widerstehen. Ich saß etwa drei oder vier Stühle vom Obersten entfernt und neben mir und gegenüber saßen junge Officiere. In halblauter Stimme sagte ich: „Der Oberst sei so gerührt von der Rede des Majors, — daß er sich nicht sogleich fassen könne, und da ich sein Herz kenne und die besondere Theilnahme, die er stets den „jüngeren und allerjüngsten Herrn" geschenkt, so erlaube ich mir in seinem Namen einige Abschiedsworte an diese bevorzugte Officiersklasse zu richten." — Man hörte jedes Wort, selbst die Majors schmunzelten und der Oberst übersah die leichte Satyre in meiner Rede, weil sie die gespannte, verlegene Stimmung in eine heitere verwandelte.

Er versammelte am Tage seiner Abreise das Regiment auf dem Glacis und nahm einen etwas theatralischen Abschied, wobei er dem Flügelmann die Hand schüttelte. Unter dem Officiercorps theilte er rechts und links Händedrücke aus, selbst an „allerjüngste Herrn", und es wurde be-

merkt, daß er geflissentlich meine Hand und mein lachendes Auge vermied. — Ich hatte ihn aber eigentlich gern, denn er war ein sehr gebildeter, liebenswürdiger und guter Mann, der aber mehr zum Vorsteher eines Erziehungsinstitutes, als zum Commandeur eines Regimentes paßte. Er verließ uns im Jahre 1834 und an seine Stelle kam ein ganz vortrefflicher Mann und sehr tüchtiger Soldat, der einen ganz andern, mehr kameradschaftlichen Ton unter uns einzuführen trachtete; aber an der Steifheit der Majors und älterer Officiere scheiterte. Er pflegte am Anfang zwischen uns vor dem Caffeehaus zu sitzen, mit uns seine Pfeife zu rauchen und Domino oder Schach zu spielen, was er jedoch bald aufgeben mußte. Obgleich verheirathet, brachte er doch nicht gleich seine Familie mit, da Saarlouis keineswegs gesund war. Als Friedrich Wilhelm IV. — damals noch Kronprinz — unsere Festung für einige Stunden besuchte, wurden wir Officiere ihm einzeln vorgestellt, und als er an den Regimentsarzt kam, fragte er: „Nicht wahr? das ist wohl ein rechtes Fiebernest?“ — „Zu befehlen, Ew. Königl. Hoheit,“ antwortete der Doctor, aber der Kronprinz rief schnell: „Gott bewahre, Gott bewahre, daß ich so etwas befehlen sollte!“ —

Ehe ich es vergesse, muß ich doch noch bemerken, daß Saarlouis außer seiner Langweiligkeit eine Merkwürdigkeit besitzt, nämlich das Haus, in welchem der Marschall Ney geboren wurde und welches durch eine Steintafel mit folgender Inschrift geziert ist: „Ici est né le Maréchal Ney,“ aus welchem Reim die Deutschen lernen können, wie der Name ausgesprochen wird.

Die Correspondenz mit meiner Geliebten wurde auf das Lebhafteste unterhalten, trotzdem daß der Schwiegerpapa in spe den Briefen eifrigst nachstellte. Er sollte ebenfalls

die Erfahrung machen, daß Hindernisse und lebhafter Widerstand nur dazu dienen, die Liebe anzufachen. Um Weihnachten herum ließ mir die Sehnsucht länger keine Ruhe und ich mußte um jeden Preis nach Rödelheim. Der Oberst — noch der alte — schlug mir den Urlaub rund ab; allein ich beschloß, mich nicht abweisen zu lassen. Er stieg gerade in den Wagen, um zu seiner Familie nach Mainz zu fahren, als ich abermals meine Bitte vortrug und er sie mit Kopf- und Handbewegung ablehnte. „Nun, Herr Oberst," sagte ich, „dann verspreche ich Ihnen, ohne Urlaub zu gehen, denn ich habe mein Wort gegeben, zu kommen."

„Sie sind ein Tollkopf, mit dem nichts anzufangen ist; gehen Sie dies Mal noch, allein es ist das letzte Mal!"

Ich reiste also ab. Es war Sonntag, als ich in Frankfurt ankam und sogleich nach Rödelheim ging, wo ich von dem Hausherrn nichts weniger als freundlich empfangen wurde. Wir geriethen etwas hart aneinander, und wenn auch meine Besuche geduldet wurden, so sah ich ihn doch während meiner Anwesenheit in Rödelheim nicht wieder. Dieses Wiedersehen nach einer Trennung von mehreren Monaten trug natürlich nicht dazu bei, meine Liebe abzukühlen. Meine Geliebte und ich schwuren uns unendlich oft ewige Treue und aßen zusammen die Bonbons, welche ein alter, ungeheuer reicher und ungeheuerlich dicker, vom Vater begünstigter, Freier aus Mainz Helenen mitbrachte und den sie nur den „Froschkönig" zu nennen pflegte. Viel glücklicher und ruhiger kehrte ich nach Saarlouis zurück.

Der Vater meiner Geliebten dachte nun auf ernstliche Mittel, uns zu trennen und schrieb sogar an meinen Obersten und an meinen Major, ihm dazu behülflich zu sein, was natürlich keinen Erfolg hatte. Als Helene standhaft blieb und nicht allein den in Schnupftabak machenden Reisenden

und den steinreichen dicken Froschkönig, sonderen auch, anderer Freier nicht zu gedenken, einen sehr reichen und braven jungen Mann aus einer sehr ansehnlichen Familie verschmähte, aus keinem anderen Grunde als dem unvernünftigen, daß sie mich liebe, beschloß der alte C. zu versuchen, was bei mir Trennung und bei Helenen Zerstreuung für eine Wirkung hervorbringen werde. Ich erhielt von meiner Geliebten einen verzweifelnden Brief, in welchem sie mir mittheilte, daß ihr Vater sie nach Paris zu ihrer Pflegeschwester schicken wolle, die dort an einen reichen Mann verheirathet war.

Mein erster Gedanke war natürlich, das zu verhindern, Helene zu entführen und anderer unpraktischer, romantischer Unsinn, der schon durch prosaische Geldmängel unmöglich gemacht wurde. Darüber waren wir aber vollständig einverstanden, daß wir uns vorher irgendwo sehen müßten und es wurde beschlossen, dies in Saarbrück zu thun, welches nur zwei Meilen von Saarlouis entfernt ist und wo die Pariser Post längere Zeit liegen blieb. Der Vater hatte nämlich Helene gesagt, daß sie über Saarbrück reisen werde und ich traf demgemäß alle Vorbereitungen. Ich war immer zwischen Saarlouis und Saarbrück unterwegs und stets bei der Ankunft des Eilwagens anwesend. Endlich kam der Tag, welcher in Helenens letztem Briefe als der ihrer Ankunft bezeichnet war. Mit klopfendem Herzen bewachte ich die aus dem Eilwagen steigenden Passagiere. Eine Dame stieg aus und mein Herz klopfte ungestüm; — aber es war nicht Helene! Der Vater hatte uns nur irre leiten wollen und sie unter Begleitung eines alten Bekannten über Brüssel nach Paris geschickt.

Die junge schöne Dame, die aus dem Eilwagen stieg, war eine Provençalin, die kein Deutsch sprach. Wir machten

im Passagierzimmer Bekanntschaft und die Rede kam auf die höhere Gesellschaft in Mainz, wo sie sich aufgehalten hatte und all meine Freunde kannte. Als ich sie fragte, ob sie Fräulein v. — kenne, welche die liebliche Jenny bei der Fürstin abgelöst hatte, antwortete sie: „c'est ma fille." Ich machte ein so entsetzlich einfältiges Gesicht, daß sie laut auflachte, denn die Mutter sah ungefähr vier bis fünf Jahr jünger aus als die Tochter. Der Name, den die Dame trug, war nicht der ihrige. Man sagte, ihre Tochter sei die eines gewissen Herzogs, der auch der Vater des Gatten sei, an welchen man dieselbe verheirathete. —

Daß ich als Lieutenant nicht heirathen konnte wußte ich und mußte daher darauf bedacht sein, mir eine andere Laufbahn zu eröffnen. Meine Hoffnungen auf meine vornehmen Beschützer waren bis dahin fehlgeschlagen, denn auch die Herzogin von Würtemberg, Fürst Metternichs Schwester, antwortete mir von Wien aus „bedauernd". Oberst von Schultze, auf den ich am meisten rechnete, schien durch meine ernstlichen Heirathsabsichten mit der Tochter eines Tabaksfabrikanten verschnupft und seine seltenen Briefe waren frostig. Ich untersuchte daher die in mir selbst liegenden Hülfsquellen und beschloß, mich zum Schriftsteller auszubilden. Der Gedanke dazu kam mir durch die Erfolge eines Mannes, welcher in Rödelheim der nächste Nachbar des Herrn C. war und der unter dem Namen Strahlenheim ein historisches Sammelsurium „Unsere Zeit" und andere Fabrikwerke herausgegeben hatte. Der Mann konnte kaum einen ordentlichen Satz schreiben; allein er besaß practisches Talent. Er war früher Hauptmann in einer Fremdenlegion gewesen, zeigte dann eine zeitlang zwei hübsche Europäerinnen, deren Haut zweckmäßig gefärbt wurde, als indianische Schlangenmädchen und wurde, als das erschöpft war, Schriftsteller.

Dies Geschäft schlug so gut ein, daß er sich von dem Ertrag seiner Unternehmungen nicht allein Haus und Hof in Rödelheim kaufte, sondern auch auf einem gewissen Fuße lebte und Wagen und Pferde hielt.

Obwohl ich die Wissenschaften nicht ganz und gar an den Nagel gehängt hatte, so war ich doch keinesweges unterrichtet genug, irgend ein wissenschaftliches Fach zu erwählen, was auch mit Rücksicht auf Gelderfolg das allerundankbarste ist. Ich beschloß also, Novellen und Dramen zu schreiben, wozu ich mir einiges Talent zutraute. Die erste Novelle, die ich schrieb, spielte im Bauernkrieg und hieß: „die Hochzeit auf Sonnenstein." Sie wurde nie gedruckt und ist verloren gegangen, war aber gar nicht übel. Ein darin enthaltenes Lied — Morgenständchen — sandte ich an die Didaskalia und hatte das Vergnügen, mich zum erstenmal gedruckt zu sehen! Ob es Jedem so geht, wie mir, weiß ich nicht; allein ich hatte eine ganz unbändige Freude und konnte gar nicht müde werden, das ziemlich simple Liedchen immer und immer wieder zu lesen.

Da Sallet unter uns bereits als eine literarische Autorität angesehen wurde und ich ihn überdies lieb hatte, so schickte ich ihm denn auch einige poetische Versuche zu und erhielt von ihm folgenden Brief, dem ich die Bemerkung vorausschicken muß, daß er sich damals für das Examen zur Kriegsschule vorbereitete, durch welches er zum erstenmal glänzend durchfiel. Zum zweitenmal schrieb er seine Aufgaben in englischer Sprache und er passirte, da die Examinatoren vielleicht nicht gestehen wollten, daß sie die Sprache nicht verstanden, oder diejenigen, die sie verstanden, nichts von den Kriegswissenschaften wußten. Sein Abgang nach Berlin fand indessen erst viel später statt.

„Theuerstes verpfuschtes Universalgenie!

Wichtige angle de bastion — épaulements — fougassés — ligne de défenses — points d'attaque — (und anderweitige) Angelegenheiten haben mich studirender Weise bis jetzt verhindert, mich meiner briefzubeantwortenden Schuldigkeit gegen Dich zu entlöthigen, weshalb ich mich verzeihungsbittender Weise Dir zu Füßen kollre. In Deinem Liede von der Auferstehung des Fleisches macht sich der kurze Refrain: „Süß Liebchen, hold Liebchen, wach auf" sehr gut und ist zweckmäßig und mit Tact angewandt, wogegen der Vers: „Er bläst, daß es Zeit schon zum Aufstehen sei," durch das vermaldeite „schon zum" das Trommelfell auf etwas nothzüchtigende Weise anpackt. Ad notam für später. Von dem andern Gedicht stehn nur Fragmente da, also kann auch mein Urtheil darüber nur Fragment sein. Die Schilderung der verschiedenen Schamhaftigkeitsausdrücke ist jedoch bei größerer Kürze mannigfaltig und treffend.

Ich treibe mich in nassen Gräben, italienischen Novellen, Wolfsgruben, englischen Aussprachelernungslabyrinthen, spanischen Reutern, spanischen Romanzen und conischen Zündlöchern abwechselnder Weise unermüdlich herum und habe also nie Langeweile. Auch bin ich hier mit jungen, gebildeten Leuten bekannt unter denen ein namhafter Dichter von Profession*) und habe mit ihnen ein literarischcardinalzotologischcrockcritischglühweinianisches Kränzchen. Deshalb habe ich auch mancherlei geschrieben, wofür Du Gott danken kannst, daß Du's nicht zu lesen brauchst, denn es ist nicht gemacht, einen bodenlosen Windhund zu amüsiren. Das Lied, das Asmuth meint, ist wahrscheinlich folgendes, das ich fast vergessen habe und nicht mehr achte: (Volti subito.)

*) Eduard Duller.

Du wackerer Krieger, sag mir an,
Was liebt ein deutscher Kriegesmann?
Zum ersten lieb' ich meinen Gott
Mit ganzer Seel' ohn' Arg und Spott.
Nicht mit gebeugtem Knie noch Sinn
Tret' ich vor meinen Schöpfer hin;
Das Haupt empor so wie den Muth
Bet' ich ihn an mit treuer Glut.
Die wackern Krieger schützet er
Wo käme da noch Furcht mir her?
Dann lieb' ich meinen König auch
Nicht weil es so Gesetz und Brauch,
Nein, weil er edel ist und gut
Lieb ich ihn mehr als Leib und Blut.
Zum dritten lieb' ich mein Vaterland.
Wie sehr ich's lieb soll meine Hand
Beweisen einst im blut'gen Strauß,
Drum spricht es jetzt mein Mund nicht aus.
Zum vierten lieb' ich mein gutes Schwerdt
Das ist mir mehr als Alles werth,
Nie will ich dich mein Schwerdt entweihn
Sollst immer brav geschwungen sein.
Dann lieb' ich auch mein Liebchen hold
Mit blauem Aug' und Haar wie Gold,
Die trägt mich auch in ihrem Sinn
Weil ich ein deutscher Krieger bin.
Und sterb' ich einst Soldatentod
Bet' ich im Sterben noch zu Gott,
Denk' ich noch bei dem letzten Blick
An König und Vaterland zurück,
Drück' ich noch in dem letzten Schmerz
Mein gutes blut'ges Schwerdt ans Herz
Und wird der letzte Seufzer frei,
Denk' ich noch an mein Liebchen treu.

Deine Braut muß wirklich ein interessantes Mädchen sein wegen ihres curiosen Geschmackes. Ich wenigstens

möchte lieber aus einem Glas ohne Boden trinken, als, wenn ich ein Mädchen wäre, Dich heirathen. Ich will hier nicht etwa auf physische Impotenz sticheln, sondern nur auf moralische Indolenz und Insolenz. Damit mein Brief außer Grobheiten und schlechten Witzen doch auch etwas für Deinen Schnabel enthalte, setze ich etwas aus meinen neuern Sachen her, das Dir gewiß gefallen wird, wenn Du im Stande bist einige Minuten aus Deinem Ich herauszugehen und etwas Fremdes zu genießen. Attention au jeu, la boule roule pour tout le monde, allons Messieurs venez et écoutez:

> Jetzt horcht was das alte Quellmütterlein ꝛc.
> Sich wundert wo bleibt nur die Tochter mein?*)

Du siehst, daß mein Gemüth noch kein gedorrter Laberdan (zu deutsch: Stockfisch) noch meine Phantasie ein Berliner Droschkengaul geworden ist; und so helfe Gott uns Allen.

Grüß mir alle Kameele, namentlich Bothmer, Schlichten, Asmuth, Cramer, Krain, Wulfen, — aber ich müßte noch viele Namen herschreiben; hab' ich einen vergessen, so mache Du meinen Fehler gut, in Summa grüß' mir Alle, die nicht Stockphilister sind, herzlich. Im Frühling komme ich einmal zu Euch, so Gott will, bis dahin lebe wohl, Gott bessre Dich! Dein Freund

Trier, den 7. Januar 1834. Fr. v. Sallet.

Um Deinem armen Witze Stoff zu Satyren zu geben, habe ich einige Klexe und anderweitige Schmierereien gemacht. Hony soit qui mal y pense."

---

*) Aus Sallets wunderschönem Gedicht: König Frühling, welches in seiner Gedichtsammlung zu finden ist. Das Bruchstück ist zu lang, um es herzusetzen.

Im nächsten Sommer beschlossen Dömming, Wolzogen, Oertel und ich, uns mit Sallet ein Rendezvous in Mëtloch zu geben, welches halbwegs zwischen Trier und Saarlouis an der Saar liegt. Wir alle waren zusammen im Cadettencorps gewesen und näher befreundet. Als wir eines schönen Abends in dem romantisch gelegenen Orte ankamen, trafen wir Sallet bereits an. Wir feierten unser Wiedersehn bei einer Bowle Glühwein, gingen aber frühzeitig zur Ruhe, da wir zu Fuße gegangen und müde waren, auch den schönen Morgen nicht verschlafen wollten. Wolzogen hatte entsetzliches Zahnweh und lief die ganze Nacht jammernd im Wirthszimmer umher, während wir Andern von einer Kammer mit zwei Betten Besitz nahmen, aus welcher wir ohne unser Wissen die Mädchen auf den Heuboden vertrieben hatten. Sallet machte sich ein Lager auf der Erde und ich schlief bei dem langen Dömming, obwohl eigentlich von Schlaf nicht die Rede war. Sallets Phantasie, vom Glühwein noch mehr erregt, ging die ganze Nacht spazieren und bevölkerte alle Ecken mit den barrocksten Gestalten. Es war entsetzlich heiß, und da ich nicht ruhig liegen konnte, so warf mich der riesige Dömming endlich aus dem Bette. Ich ging hinaus in die sternenhelle Nacht und es verlockte mich die Saar, welche dort zwischen Felsen dahin rauscht. Ich stürzte mich hinein und hatte ein köstliches Bad. Als ich zurückkehrte und die Kameraden schlafend fand, fuhr ich Sallet mit meinem nassen Haar über das Gesicht. Er war sogleich munter, stand auf und ging mit mir hinaus. Der Morgen dämmerte kaum und die Vögel erwachten, als ich nochmals mit ihm in die Saar tauchte. Er konnte nicht schwimmen und wäre fast ertrunken, als er von einer Felsplatte unter dem Wasser plötzlich in das Tiefe gerieth. Als wir angezogen waren, gingen wir Hand in Hand der auf-

gehenden Sonne entgegen und genossen in trautem Gespräch eine der köstlichen Stunden, die man im ganzen Leben nicht vergißt. — Als wir ins Haus zurückkehrten, zeigten die Langschläfer ebenfalls Lust zu einem erfrischenden Bade und wir tauchten mit ihnen zum drittenmal in die Fluth.

Nach dem Frühstück gingen wir Alle in einen Hain an der andern Seite der Saar, wo Sallet, unter einem Baume sitzend, uns sein launiges dramatisches Märchen „die Prinzessin mit der langen Nase" vorlas, dessen Humor eigentlich Niemand als ich genoß. Gegen Mittag verließ uns Sallet und wir kehrten heitern Muthes auf einem Umwege nach unserm gottvergessenen Saarlouis zurück.

Wir hatten nicht nur einen neuen Obersten, sondern auch einen neuen Divisionsgeneral bekommen. Letzterer war ein noch größerer Kamaschenfuchser — Martinet nennen die Engländer solchen Officier — als mein toller Hauptmann. Die Truppen wurden daher gehörig mit Exerciren und Manövriren geplagt; aber ich hatte wenigstens im Sommer ein ziemlich bequemes und unabhängiges Leben, da ich mit der Leitung und Oberaufsicht der Garnisons-Schwimmanstalt beauftragt wurde. Ich war ein guter und ausdauernder Schwimmer und keiner meiner Schwimmmeister konnte es mir zuvorthun. Ich schwamm einst mit ihnen um die Wette, zuerst stromab und war ihnen weit voraus als: Kehrt! commandirt wurde und wir nun gegen den Strom zu schwimmen hatten. Ich überholte sie jedoch alle und war der erste am Ziel.

Ich war zu jener Zeit täglich wenigstens fünf bis sechs Stunden im Wasser, und da wir in unserm Officiercorps viele geübte Schwimmer hatten, so war die Anstalt stets sehr belebt und wir trieben alle möglichen Schwimmkünste. Ich erfand eine Menge Sprünge durch schwimmende oder vor-

gehaltene einfache und doppelte Reife, wie sie in der von mir herausgegebenen „Schwimmkunst“ abgebildet sind. Viele von uns erlangten förmliche Seiltänzergeschicklichkeit in diesen Sprüngen, aus denen nicht ein einzigesmal ein Unglück entstand. Ich stieg einst mit allen Schwimmmeistern auf das der Anstalt gegenüberliegende Bastion, welches von einem Cavalier überhöht wurde. Die Höhe war sehr bedeutend und ich sagte scherzend zu einem etwas vorlauten und prahlerischen Schwimmmeister, nun möge er zeigen, ob er Muth habe und einen Kopfsprung hinunter in die Saar machen. Die Schwimmmeister schrieen dagegen aus und waren endlich dreist genug, mir den Sprung selbst zuzumuthen. Als sie das in einer Weise thaten, die mich verdroß, sagte ich: „Nun gut, ich will den Sprung thun und Euch zeigen, daß es nicht so gefährlich ist; wer mir aber nicht nachspringt tritt in die Compagnie zurück“ — das heißt, hört auf Schwimmmeister zu sein. Die Leute machten sehr lange Gesichter. Die Höhe war sehr bedeutend, aber die Saar an der Stelle ganz außerordentlich tief. Ich sauste wie ein Pfeil durch die Luft und in das Wasser und alle acht Meister folgten meinem Beispiel ohne Schaden zu nehmen.

Was uns damals am meisten unterhielt, war das Tauchen, und Manche erlangten darin eine merkwürdige Geschicklichkeit. Es war einmal in der Nähe der Anstalt ein Schiff gesunken und die Sage sprach von einer Kiste voll Fünffrankenstücken, die darin geblieben sei. Meine Leute tauchten danach, ja nahmen oft Werkzeug mit auf den Grund, und brachten eine Menge Holzwerk und Eisen herauf, aber keine Silberkiste. Endlich entdeckten sie, daß auf dem Grunde eine Menge behauener Steine lagen, und sie schafften von denselben mehrere Ruthen heraus, die sie eben im Begriff waren zu verkaufen, als sie von dem Ingenieurofficier vom Platz

entdeckt wurden, der behauptete, diese Steine seien absichtlich in das — felsige — Bette versenkt worden, um das Fundament der Bastionen zu schützen. — Einer meiner Freunde, ein sehr fetter junger Officier, der vortrefflich schwamm, kam einst mit einer mehr als fußlangen Schmarre über den Rücken aus dem Wasser. Die Wunde klafte und war scharfrandig, als sei sie mit einem Messer geschnitten worden, wahrscheinlich von einem spitzen und scharfen Felsstück. Sie blutete gar nicht und mein Freund fühlte sie nicht, denn sie war noch nicht durch den Speck gekommen, obwohl man einen Finger hätte hinein legen können.

Es war in Saarlouis Gebrauch — und ein sehr heilsamer und vernünftiger — daß die Damen frei im Fluß badeten, was sie stets in großer Gesellschaft thaten. Bei solcher Gelegenheit saß auf einer Erhöhung am Ufer eine alte Dame, welche wir die „Wachtgeiß" zu nennen pflegten. Einst geschah es, daß, grad als die alte Dame eingenickt war, die badenden Schönen von einer ganzen Compagnie Soldaten überrascht wurden, die sich ahnungslos und ungeahnt genähert hatten. Um solche Vorfälle zu vermeiden und in Sicherheit baden zu können, wurde ich von den Damen gebeten, ihnen einen Badeplatz auszusuchen, was ich denn auch zu allseitiger Zufriedenheit that. Ich stand mich überhaupt gut mit den Damen dort. Sie hatten einen Frauenverein gestiftet, wofür sie mit großer Aufopferung arbeiteten; allein der Ertrag der verkauften Loose war stets bedeutend unter der Erwartung und ich schlug vor, die Arbeiten und Geschenke zu verauctioniren und erbot mich, selbst den Auctionator zu machen. Die Auction, welche im Casino stattfand, machte viel Spaß, da ich all meine gute Laune aufbot, die Artikel anzupreisen. Manche von ihnen gingen zu ganz bedeutenden Preisen weg und der Erfolg war ein

über alle Erwartung glänzender. Die Damen waren sehr dankbar, aber die bösen Buben unter uns nannten mich dafür das männliche Glied des Frauenvereins.

Im Casino fanden auch von Zeit zu Zeit Liebhaber-Concerte statt, die sehr hübsch waren und an denen Civilisten und Officiere mitwirkten. Ein junger Mann Namens Pose, der Stiefsohn unseres sehr geschickten Regimentsarztes und der seine Dienstzeit in unserm Regiment abmachte, war ein ganz ausgezeichneter Violinspieler. Einen Strich von ihm hörte man durch das ganze Orchester, und das Gefiddel sämmtlicher Liebhaber klang gegen sein Spiel wie Spatzengezwitscher. Er hatte ein sehr bedeutendes Talent, welches in Metz, wo er Concerte gab, auf das Schmeichelhafteste anerkannt wurde. Er besuchte mich zu Zeiten mit seiner Violine und entzückte mich, obgleich ich kein Musikenthusiast bin und besonders alles Mittelmäßige in der Musik gründlich verabscheue. Einmal gab er uns auf der Violine eine Scene zwischen einem Ehepaar und der Schwiegermutter, die so deutlich und verständlich war, daß man die Worte nicht vermißte. Ein andermal malte er mit Tönen ebenso meisterhaft ein Gewitter. Der junge Mann war kränklich und ist, fürchte ich, frühzeitig gestorben, denn wenn nicht, so würde er sich sicher einen großen Namen gemacht haben.

Die Herren des Generalcommando's in Coblenz meinten, daß wir viel Muße hätten und dachten darauf uns Beschäftigung zu geben. Wir erhielten daher von Zeit zu Zeit militärische Aufgaben. Unsere alten Hauptleute wurden schrecklich durch das Verlangen alarmirt, Berichte über die Manöver einzureichen, welche durch Situationspläne begleitet sein mußten. Ich wurde gebeten, den Manövern als Zuschauer beizuwohnen, um im Stande zu sein, den Hauptleuten zu helfen. Mein confuser Freund H., den ich das Con-

versationslexikon nannte, aus dem von jedem Artikel die Hälfte ausgerissen sei, war in der Einsamkeit von Saarlouis immer weiser geworden und seine Sucht Alles wissen zu wollen, wuchs förmlich zur Narrheit, die durch die Neckereien der Officiere noch gesteigert wurde und endlich später in förmlichen Wahnsinn ausartete. Einst brachte man ihm einen gewöhnlichen Kohlweißling (Schmetterling) den man durch aufgestreute, trockene Farben wunderbar gefärbt hatte. Er erklärte ihn für einen brasilianischen, sehr seltenen Schmetterling mit entsetzlich langem, lateinischen Namen und ward unbarmherzig ausgelacht. Eines Nachmittags, grad vor dem letzten Termin, wenn die Manöverrelationen eingereicht werden sollten, kam mein guter, ehemaliger Hauptmann — pferdebändigenden Angedenkens — beinahe weinend zu mir und zeigte mir die Relation, die H. für ihn gemacht und mit einem Plan begleitet hatte, auf dem die Berge wie große Kreuzspinnen aussahen. Der gute Hauptmann dauerte mich und ich arbeitete für ihn die ganze Nacht. Vor der Parade am andern Tage brachte ich ihm eine vier Bogen lange Relation und einen hübschen Plan. L. weinte vor Rührung und wäre mir beinahe zu Füßen gefallen.

Die Jagdliebhaber unter uns wurden vom Generalcommando befehligt, Schießversuche mit Wallbüchsen gegen Scheiben und Rollkörbe anzustellen und uns dabei anbefohlen, die Ladung so lange zu verstärken, bis die Büchse aus der Gabel springen würde! Wir baten einstimmig uns zu diesem Ende einige Paar Patentbacken von Coblenz zu senden.

Ich hatte mit mehreren Officieren zusammen die Jagd von einigen Ortschaften in der Umgegend gepachtet, die mir großes Vergnügen und Erholung gewährte. Einer der Theilhaber wohnte mit mir in demselben Hause und wir waren viel beisammen. Er war ein wohlhabender Bürgersohn

von Mainz und ein großer Jagdliebhaber, obwohl kein Jäger. Einst erzählte er mir, daß er eine Menge Becassinen gesehen hätte und zwar auf den Bäumen sitzend und sich langer Schwänze erfreuend. Er paßte sich zum Officier ungefähr ebenso wie zum Jäger, denn er war sperrig und viereckig und dabei empfindlich. Da er aber ein sehr guter Junge war, so nahm ich ihn unter meine Flügel und er vergalt es mir durch große Anhänglichkeit. Er war gesund, kräftig und blühend mit braunen Locken, untersetzter Figur und großer Verehrer der Damen, denen er mit der Grazie eines Hippopotamos die Cour machte. Die Tochter des „dortigen“ Bürgermeisters hatte sein Herz gerührt; allein er hatte manche Mitbewerber, mit denen er in Händel gerieth. In Folge davon bekam er ein Duell mit einem Artillerieofficier, in welchem ich sein Secundant war, aber nicht verhindern konnte, daß er durch einen Säbelhieb in den rechten Arm kampfunfähig gemacht wurde. Die Wunde war noch nicht heil, als er wegen derselben Dame mit meinem dicken Schwimmfreund in Händel gerieth. Dieser hatte ihn immer geringschätzig behandelt und mein Mainzer wollte ihn durchaus auf Pistolen fordern, was ich aber nicht zugab; ich willigte nur in krumme Säbel und hoffte die Sache beizulegen, bis die erste Wunde geheilt sein würde. Darin täuschte ich mich jedoch; mein Mainzer hatte Muth und Zorn und bestand darauf mit der linken Hand zu fechten. Ich protestirte vergebens und mußte endlich einwilligen, machte aber die Bedingung, daß es mir erlaubt sein sollte einzuspringen, sobald mein Freund aus der Parade käme und daß ich alle tiefen Hiebe auffangen dürfe. Das Duell fand in einem ausgeräumten Zimmer statt. Es interessirt vielleicht Nichtmilitärs zu wissen, wie es bei uns bei einem Säbelduell gehalten wurde. Die Duellanten entkleideten sich völlig bis zum

Gürtel und beschützten nur ihr Handgelenk durch ein um dasselbe gewickeltes seidenes Tuch. Das Duell fand mit gewöhnlichen, scharfgeschliffenen Cavalleriesäbeln statt, die ganz anders wie Rappiere gehandhabt werden müssen. Der Secundant setzt seinen rechten Fuß gegen den linken seines Freundes und parirt mit einem Rappier alle sogenannten Sauhiebe, wobei er übrigens selbst leicht eins über den Kopf bekommen kann. Das Duell ließ sich anfangs besser für meinen Freund an als ich dachte und er gab dem Gegner einen tüchtigen Hieb in die fette Seite, — aber verursachte nur einen breiten rothen Streifen, da er meine Ermahnung nicht beachtet, die Klinge flach anzuziehen, um scharf zu hauen, und einen flachen Hieb geführt hatte. Der Linkhändige ist eigentlich im Vortheil, aber mein Freund war zu ungeschickt; der Gegner hieb ihm einen Doppelhieb durch das Gesicht, der zweimal die Nase durchschnitt, aus deren Spitze ein kleiner Springbrunnen hervorspritzte. Während der Doctor die angenehme Operation des Zunähens vornahm, fragte der Secundant des Gegners ziemlich unartig: „Na, ist er nun zufrieden?“ weshalb ich beinah mit ihm aneinander gerathen wäre. Mein Freund sagte: „das wird sich finden und es wurde beschlossen das Duell fortzusetzen, wenn der Arm desselben so weit geheilt sein würde, um ihm die Führung des Säbels zu gestatten. Als diese Zeit kam und der Tag bereits angesetzt war, weigerte sich sein Gegner fernere Genugthuung zu geben; „er habe es nicht mehr nöthig.“ Mein Freund, der auf sein frisches Gesicht eitler war als nöthig, stand immer vor dem Spiegel und nährte seinen Zorn durch Betrachtung der verhunzten Nase; er drang also ernstlich in mich, ihn kräftig zu unterstützen, und da noch andere verstärkende Umstände dazu kamen, so willigte ich darin, den Gegner auf Pistolen zu fordern. Da

derselbe sich weigerte, so schrieb ich an den ältesten Hauptmann und stellte den Fall seiner Entscheidung anheim. Ich erhielt zur Antwort: „Daß Lieutenant X. meinem Freund so lange und so oft sich stellen müsse, bis derselbe erkläre Genugthuung zu haben.“ — Mein Hauptmann kam jedoch zu mir und bat mich die Sache gütlich beizulegen, da er überzeugt sei, daß es in meiner Macht stehe. Das that ich unter der Bedingung, daß der Beleidiger vor den Zeugen, welche die Beleidigung mit angehört hatten, Abbitte leiste. Das geschah wirklich und konnte allenfalls geschehen, da der Gegner sich einmal gestellt hatte. Damit war die Sache erledigt. Als ich den Abschied genommen und mein Mainzer Freund mich nicht mehr an der Seite hatte, gerieth er in Saarbrück in einer Gesellschaft mit Civilisten in Streit; er zog den Degen, dieser wurde ihm abgenommen und zerbrochen und er sonst thätlich mißhandelt. In Folge dieses Vorfalls mußte er den Abschied nehmen.

Ich wohnte eine Zeitlang mit dem confusen H. zusammen, der immer allerlei Geschäfte mit einem jüdischen Lotteriecollecteur hatte, dessen vorlautes und naseweises Betragen schon lange mein Mißfallen erregt hatte. Als ich einst von Wache kam und allein im Zimmer an meinem Schreibtisch saß, trat dieser Mensch, ohne anzuklopfen, den Hut auf dem Kopf, ins Zimmer und fragte sehr cavalièrement: „Ist H. nicht da?“ Ich gab ihm keine Antwort und der Mensch stellte sich vor den Spiegel, wo er seine Cravate zurecht band. Als ich meinen Satz vollendet hatte stand ich ruhig auf, schlug ihm den Hut vom Kopf und gab ihm ein paar sehr derbe Maulschellen. Als er Miene machte sich zu wehren, faßte ich ihn ordentlich, und da mein Bursche, durch den Lärm angelockt, die Thür öffnete, spedirte ich ihn vermittelst eines Trittes durch dieselbe. Mein Bursche half ihm auf

gleiche Weise die Treppe hinunter. Der wüthende Mann lief sogleich zum Obersten, welcher zwanzig Schritte von meinem Fenster bei der Parole war und klagte. Ich wurde sogleich beschieden. Während ich die Sache der Wahrheit gemäß erzählte, strich der Oberst — nicht der Prinzenerzieher — seinen langen Schnurrbart und sagte dann sehr ruhig: „Da haben Sie sehr Recht daran gethan, ich würde es ganz ebenso gemacht haben.“

Unter den Officieren, mit denen ich in näherem, freundlichem Verkehr stand, war ein Lieutenant von Asmuth, ein nicht mehr junger Mann, der verheirathet war und Familie hatte. Ich hatte ihn in den Cantonnements bei Frankfurt näher kennen und schätzen gelernt. Er war ein herzensguter Mann, der viel, obgleich etwas veralteten, Humor und Talent zur Poesie hatte. Dieses Talent war jedoch nicht gebildet genug und seine Dichtungen litten an großer Breite und einzelnen Wunderlichkeiten. Er schrieb viele Gedichte und Lieder und ein populäres Epos „Friedrich der Große“; ebenso ein komisches: „Die Stolpriade“ welche der Jobsiade nachgebildet, und in der, bei großer Breite, viel köstliche Satyren und harmlose Drolligkeit enthalten war. Er schrieb auch ein hübsches, fünfactiges Lustspiel „Selim, der eitle Sultan,“ welchem ich später Aufnahme in den Leipziger Dramatischen Jahrbüchern von E. Willkomm und A. Fischer verschaffte.

Ich begann damals ein fünfactiges Trauerspiel in Jamben „die Hunyaden“, wozu der Stoff aus meiner Familiengeschichte genommen war. Der Held desselben ist Ladislaus Corvin, der in Ofen hingerichtet wurde und die Heldin Anna von Ronnow, welche den König Ladislaus Posthumus umbrachte. Asmuths Umgang war sehr anregend und das Stück, welches ihm sehr gefiel, wurde schnell vollendet. Der

confuse H. nahm auch oftmals Theil an unseren literarischen Conferenzen, die meistens bei einem andern Officier gehalten wurden, dessen Namen ich noch nicht genannt habe, der aber einen sehr bedeutenden Platz in meinen Erinnerungen einzunehmen bestimmt war. Nach meiner Ansicht ist er, trotz all seiner großen und nicht abzuleugnenden Fehler, die interessanteste und bedeutendste Persönlichkeit, mit der das Leben mich in Berührung gebracht hat, es ist — Held.

Friedrich Wilhelm Alexander Held wurde 1813 — daher die Vornamen — zu Neiße in Schlesien geboren. Sein Vater war Hauptmann und arbeitete später im Kriegsministerium zu Berlin, wo er starb. Sein Sohn wurde in das Militärwaisenhaus zu Potsdam geschickt, wo die Knaben zu Unterofficieren in der Armee erzogen werden. Die Einrichtungen dieser Anstalt weichen daher bedeutend von denen in den Cadettenhäusern ab. Held zeichnete sich bald so sehr vor allen anderen Waisenknaben aus, daß er nicht allein den höchsten Platz in dieser Anstalt erreichte, sondern ihm auch ganz ausnahmsweise gestattet wurde, von derselben aus das Fähnrichsexamen zu machen. Als solcher kam er zum 36. Regiment und besuchte die Divisionsschule in Trier. Das Officierexamen bestand er „mit Belobigungen," was äußerst selten vorzukommen pflegte. Aus diesem Grunde erregte er unter uns einiges Interesse, als er zum ersten Mal als Officier bei der Parole erschien; da er aber in seinem Aeußeren nichts Empfehlendes hatte, aus dem Waisenhause kam und ein Bürgerlicher war, so nahmen wir adeligen Hochnasen von ihm weiter keine Notiz und ich kam niemals mit ihm zusammen. Er war blond, hatte sehr kleine Augen, einen sehr großen Mund, sah bäuerischgesund aus, hatte plebegische Hände und Füße, einen Leib wie ein Windhund und durchaus keine elegante Tournüre; dabei hatte er

nichts als seinen Gehalt, besuchte keine Gesellschaften, machte keine Schulden und war mit einem Wort für uns eine Null. Ich glaube, es war im Jahr 1831, als er zum Regiment kam. Der Oberst interessirte sich indessen einigermaßen für ihn, da er mit seiner Stiefmutter verwandt war.

Held wollte tanzen lernen und besuchte zu diesem Ende mit anderen Kameraden, die er von der Divisionsschule kannte, eine Tanzstunde in dem Gasthofe zur Stadt Alzei, wo er zwei Schwestern aus Oppenheim kennen lernte, die ein kleines Vermögen hatten. Eines Tages wurden wir durch die Nachricht überrascht, daß Held, der damals neunzehn Jahre alt war, die hübscheste dieser Schwestern heirathen wolle. Wir alle zuckten die Achseln zu dieser Narrheit und der Oberst ebenfalls; allein Held erfand dringende Gründe, die demselben die Einwilligung abnöthigten.

Wir hatten alle geglaubt, daß Held, was wir einen guten Kommisofficier nannten, werden würde, allein darin hatten wir uns getäuscht; er nahm den Dienst leicht und war ein sehr wenig diensteifriger Officier. Dafür entdeckte man jedoch bald, daß er Verstand hatte und machte ihn zum Auditeur-Assistenten, dem man die vorläufigen Verhöre und Geschäfte der militärischen Gerichtsbarkeit übertrug. Da diesen Verhören stets ein anderer Officier beiwohnen mußte, so kam auch ich manchmal in seine Wohnung. Bei diesen Veranlassungen und auf der Schwimmanstalt wurde ich näher mit ihm bekannt. Seine Frau, die auch ihre Schwester bei sich hatte, war ein sehr hübsches und verständiges Weibchen und ich fing an, mich in ihrer Gesellschaft recht behaglich zu fühlen, die oft durch Asmuth und den confusen H. vermehrt wurde. In Saarlouis wurde Held's erstes Kind geboren. Da er die Kindertaufe für eine Dummheit hielt, so wollte er sein Kind nicht taufen lassen und dachte die Sache

damit abzumachen, daß er dem Pfarrer als Taufgebühren fünf Thaler schickte. Dieser war beleidigt und die Geschichte erregte einiges Aufsehen; um dem Gerede ein Ende zu machen, fügte er sich und schickte das Kind durch sein Dienstmädchen, in Begleitung seines Burschen als Taufzeuge, in die Kirche, wo die ihm lächerliche und gleichgültige Ceremonie vorgenommen wurde.

Je näher ich Held kennen lernte, desto mehr Geschmack fand ich an seinem scharfen Verstand und der Originalität seiner Ansichten und gewann ihn lieb. Was mir seinen Umgang noch lieber machte war, daß er Geschmack an literarischen Arbeiten hatte. Er schrieb zwar Anfangs nur einige Unterrichtsbücher für die Armee, die ihm einiges Geld einbrachten, fing aber auch bald an, Dramen zu schreiben, wozu mein Trauerspiel die Veranlassung gab. Er hatte vor der Festung einen kleinen Garten gemiethet, wo wir manchmal Kaffee tranken und uns unsere Arbeiten vorlasen. Wir beabsichtigten auch ein Liebhabertheater und studirten zu dem Ende allerlei Stücke ein, wobei es jedoch sein Bewenden hatte. —

Die Correspondenz mit meiner Geliebten in Paris wurde natürlich unterhalten und wir sprachen uns gegenseitig Muth ein. Der Briefwechsel mit Oberst von Schultze wurde auch wieder lebhafter und er schien geneigt, meine Pläne zu fördern, obwohl er sich stets auf ganz allgemeine Versprechungen beschränkte. Das Resultat dieses Briefwechsels war eine abermalige Einladung nach Hofahrtsheim für den Winter 1834. Es wurde mir nicht schwer, durch unseren neuen Obersten Urlaub zu erhalten und ich reiste demzufolge im December ab.

Der Aufenthalt in Hofahrtsheim war diesmal angenehmer als bei meinem ersten Besuch, denn der Oberst hatte

einem seiner Brüder, einem pensionirten Major, auf seinem eigenen Gebiet ein kleines Gütchen abgelassen. Das Wohnhaus lag nur etwa tausend Schritte von Hofahrtsheim und Frau und Kinder des alten Majors waren äußerst liebenswürdig. Es war eine Freude, in dieser Familie zu sein, in welcher die herzlichste Liebe und Eintracht herrschte. Die Frau war etwa dreißig Jahre jünger, als ihr mehr als siebenzigjähriger Gatte, der aber, ein wenig Gicht abgerechnet, sehr frisch und gesund und ein vortrefflicher, höchst liebenswerther Mann war. Noch während meiner Anwesenheit wurde in der Familie ein verspätetes Söhnchen geboren. Das Benehmen der Frau gegen ihren Gatten hatte für mich etwas höchst Rührendes, denn es war eine Mischung von töchterlicher und ehelicher Zärtlichkeit, die der schönen bescheidenen Frau ganz besonders gut stand.

Hin und wieder kam auch ein jüngerer Bruder des Obersten zum Besuch nach Hofahrtsheim. Er war preußischer General außer Dienst und ein ziemlicher Leichtfuß. Man hatte ihm niemals ein Regiment anvertraut, da er mit seinen jungen Officieren zu spielen und andere Streiche zu machen pflegte, sonst aber ein sehr tüchtiger und tapferer Soldat war. Er war einer der kuriosesten Menschen, die man sehen konnte, immer rastlos und unentschlossen. Wenn er abreisen wollte, ließ er manchmal die Pferde dreimal an- und ausspannen, und wenn er einen Entschluß gefaßt hatte, that er oft in der nächsten Minute gerade das Gegentheil.

Die drei Brüder zusammen in dem Zimmer des Obersten zu sehen, war höchst amüsant. Alle drei waren sehr lebhaft, alle drei sprachen sehr laut. Wenn eine animirte Unterhaltung stattfand, rannte der Oberst, in Pantoffeln und zu kurzem Schlafrock, mit schnellen Schritten gerade durch das Zimmer, immer denselben Weg hin und zurück

machend und dabei sehr laut aber mit etwas belegter Stimme redend. Der General bewegte sich ebenso lebhaft, aber in der Manier des Springers auf dem Schachbrett, sich kurz auf dem Absatz umdrehend und seitwärts abspringend; er schrie ebenso laut, wie der Oberst. Der Major, der auch laut sprach, hatte genug zu thun, den beiden Brüdern aus dem Wege zu gehen und sich fortwährend zu drehen und zu wenden, wenn er ihnen beim Reden ins Gesicht sehen wollte. Ich saß auf dem Sopha und genoß die Scene.

Die „kleine Excellenz“ war sehr zart und das war kein Wunder, denn die Mutter ließ sie fast niemals vor die Thür gehen und frische Luft schöpfen, außer in ihrer Begleitung. Da die Mutter aber „so kleine Füße“ hatte und ziemlich groß und stark war, so war sie eine sehr unwillige Fußgängerin. In die Schule hatte das Mädchen auch nicht zu gehen, denn sie wurde von einem jungen, sehr talentvollen Theologen im Hause unterrichtet. Da der Oberst schon zwei Söhne verloren hatte, so war er natürlich sehr um die Gesundheit des einzigen, wirklich sehr lieben Kindes besorgt und hatte einen berühmten homöopathischen Arzt von Teplitz, Dr. Hromada, veranlaßt, einen Winter auf seinem Gute zuzubringen. Die Homöopathie machte damals Furore und die ganze Familie des Obersten war förmlich fanatisch. Die Frau hatte eine kleine Taschenapotheke und der Oberst eine größere, aus welcher er seine Streukügelchen freigebig vertheilte, wie er es aus Hahnemann's Organon erlernte, in dessen Geheimnisse ich mich gleichfalls vertiefte. Es war im Hause von nichts die Rede, als von Arnica, Aconitum Napellus u. s. w. — Dr. Hromada war ein ganz angenehmer Mann und durchaus kein Charlatan. Er war seinen Eltern als Knabe fortgelaufen und nach England gekommen, wo er in Oxford studirte, dazu in den Stand gesetzt durch

einen Onkel. Während des Krieges war er Arzt in der Armee und mit Wellington in Spanien, von welchen Feldzügen er sehr interessante Dinge und Abenteuer zu erzählen wußte. Später war er in Ostindien, von wo er nach Westindien gerufen wurde, wo ein englisches Regiment fast ganz erblindete. Da der Doctor vermuthete, daß diese Blindheit irgend welchen klimatischen oder sonstigen lokalen Verhältnissen ihren Ursprung verdanke, so stellte er sorgfältige Nachforschungen unter den Eingeborenen an und erfuhr, daß der Dampf der Leber eines Schweines, welches eine schwarze Schwanzspitze habe, diese Blindheit kurire. Der Doctor wandte also Leber an, ohne auf die Schwanzspitze des Thieres zu achten, und die Soldaten wurden hergestellt. Der Doctor erhielt als Anerkennung einen Orden. Als er nach Europa zurückkehrte, wurde er selbst blind und blieb es für beinahe ein Jahr. — Er besuchte Dr. Hahnemann als ein Ungläubiger, wie er sagte, überzeugte sich aber so vollständig von der Richtigkeit und Wirksamkeit der Homöopathie, daß er sie seitdem nur allein anwandte. Er bedauerte sehr, daß so viele Charlatane diese Heilmethode verfolgten, ohne daran zu glauben und nur der Mode wegen, wodurch die Homöopathie ihren Credit verliere. Die Hauptsache sei, die Krankheit zu erkennen, denn anders sei es natürlich nicht möglich, das richtige Mittel anzuwenden und dazu gehöre eben ein geschickter, erfahrener Arzt.

Dr. Hromada hatte sich in Teplitz niedergelassen — dem Namen nach stammte er aus Böhmen — und allerlei interessante Versuche mit den dortigen Bädern vorgenommen, indem er den homöopathischen Grundsatz auch auf ihren Gebrauch anwenden wollte. Er habe dergleichen Experimente, sagte er, mit seinem eigenen sehr gesunden Knaben vorgenommen. Durch Bäder habe er ihn so weit gebracht, daß

er fast contract geworden sei und durch dieselben Bäder habe er ihn auch geheilt. Gesunde, militärpflichtige Leute habe er auf dieselbe Weise dienstunfähig gemacht und sie, wenn ihre Freisprechung erfolgt gewesen, wieder geheilt. Auch während der Cholerazeit machte er viele interessante Versuche, die ich jedoch vergessen habe; dagegen behielt ich eine andere seiner Erzählungen aus jener Zeit, deren Wahrheit er auf das allerernsthafteste versicherte. Er hielt sich eine Zeit lang auf einem alten, böhmischen Schlosse auf. Das Zimmer, welches er inne hatte, war jedoch nicht von ihm allein, sondern auch von einem Geist bewohnt, dessen Anwesenheit er hörte und fühlte, aber welchen er nie sah. Oftmals, wenn er Abends an seinem Tische saß, hörte er diesen Geist nicht allein im Zimmer auf- und abgehen, sondern sah auch, daß die Flammen der Kerzen hin- und herflackerten, wenn sein unsichtbarer Stubengenoß vorbei passirte. Der Doctor war so sehr an diese Gesellschaft gewöhnt, daß sie ihn sehr ruhig ließ, besonders da der Geist Vernunft annahm und leise auftrat, wenn der Doctor ihn bat, nicht so viel Lärm zu machen, da er ihn in seiner Arbeit störe. Es ist schade, daß der Doctor sich nicht in eine weitere Unterhaltung mit dem Geist einließ, in der Art, wie das in neuerer Zeit Mode geworden ist. —

Der Doctor heilte während seiner Anwesenheit in Hofahrtsheim Jedermann, der zu ihm kam, oder ihn rufen ließ, ohne irgend ein Honorar dafür anzunehmen. Des Obersten Haus glich einem Hospital, weil es beständig von Kranken belagert war. Der Doctor machte in der That merkwürdige Kuren. Unter anderen heilte er eine Frau, welche sechszehn Jahre lang am Magenkrampf gelitten hatte, ich glaube durch Arnica, so daß das Uebel ein ganzes Jahr ausblieb, wo eine neue Gabe nöthig wurde. Ein Mädchen, welches an

der Schwindsucht litt und von den dortigen Aerzten aufgegeben worden war, machte dem Doctor sehr viel zu schaffen. Ich hörte ihn Nachts stundenlang in seinem Zimmer auf- und abgehen und er sagte mir, daß er sich das Gehirn zermartere, das richtige Mittel gegen die Krankheit zu finden. Eines Abends zehn Uhr kam er sehr vergnügt aus seinem Zimmer und bat den Obersten, anspannen zu lassen, um gleich das Mädchen zu besuchen, welches beinahe zwei Meilen von dem Gute wohnte. Die Schwindsüchtige wurde geheilt und die dortigen Aerzte waren so aufgebracht gegen Dr. Hromada, daß sie die Gesetze gegen ihn wegen seines unberufenen Practicirens zu Hülfe riefen. — Der Doctor gebrauchte niemals die Arzneien, die in einer homöopathischen Apotheke gemacht worden waren; er bereitete sie selbst und bewahrte die verschiedenen Verdünnungen in kleinen Fläschchen. Ich erprobte die Wirksamkeit seiner Medicin an meinem eigenen Körper. Ich zeigte dem Doctor eine Stelle auf meiner Brust, die ein wenig dunkler als die übrige Haut und etwas gelblich war. Am Abend vor dem Schlafengehen goß er einen einzigen Tropfen aus einem seiner Fläschchen in ein vollständig gefülltes, gewöhnliches Wasserglas, welches etwa einen halben Schoppen enthalten mochte. Davon ersuchte er mich, einen Eßlöffel voll zu nehmen und das Uebrige zugedeckt stehen zu lassen. Als er mich am Morgen fragte, was für eine Nacht ich gehabt, sagte ich ihm, daß ich von den allertollsten Träumen heimgesucht worden sei. „Gut,“ antwortete er, „heute Abend nehmen Sie zwei Eßlöffel voll aus dem Glase.“ Ich that es. Ich schlief vortrefflich und dachte gar nicht mehr an die genommene Medicin, als der Doctor mich fragte: „Haben Sie sich schon angesehen?“ — Das hatte ich nicht gethan, und als ich meinen Körper betrachtete, fand ich ihn mit Flecken bedeckt. „Es

steckt etwas in Ihrem Körper, das heraus muß; allein das erfordert Zeit und Diät, womit ich Sie hier nicht plagen will; ich werde Ihnen aber ein Fläschchen mitgeben und Sie mögen die Kur vollenden, wenn Sie Muße haben." — Unglücklicher Weise zerbrach das Fläschchen auf der Reise; aber das in mir steckende Uebel kam später nach dem Gebrauch von Kissingen heraus und quälte mich für mehrere Jahre.

Der Doctor blieb noch nach meiner Abreise in Hofahrtsheim. Der Oberst nahm ihn mit nach Gotha an den dortigen Hof und protegirte ihn auf alle mögliche Weise. Endlich reiste Hromada nach New-York, wo er sehr gute Geschäfte machte. Während seiner Abwesenheit starb sein Sohn, den er gerettet haben würde, wenn er zu Hause gewesen wäre. Dieser Gedanke und Anderes machten den Mann närrisch. Er starb einige Jahre später. —

Als ich nach Hofahrtsheim kam, hatte mich der Oberst mit einem mir unvergeßlichen Ausdruck gefragt: „Na, bist Du denn noch immer in den Tobaksspinner seine Tochter verliebt?" was mich beinahe zum Ausderhautfahren brachte. Als er jedoch sah, daß alle seine Vorstellungen nichts fruchteten und daß von keiner Liebelei die Rede war, wußte er es mit seinen Plänen und Absichten zu vereinigen, mir zu helfen. Er rieth mir also, den Abschied zu nehmen und sagte, er wolle sich Mühe geben, mich entweder in den Dienst des Herzogs Carl von Braunschweig, oder des Herzogs von Coburg zu bringen. Bis sich etwas finden werde, solle ich in Hofahrtsheim bleiben und die Landwirthschaft erlernen, was mir in keinem Falle schaden könne. — Da mein Herz nach Paris verlangte, wo meine Geliebte war, sich aber auch Herzog Carl aufhielt, so wußte ich es zu

veranstalten, daß der Oberst mich mit einem Schreiben an den Letzteren dorthin abzuschicken beschloß.

Um diese Zeit erhielt ich einen Brief aus Paris, der mich in großes Erstaunen und in Verlegenheit setzte. Hätte ich mehr Lebenserfahrung gehabt, so würde ich schon aus der Unterschrift erkannt haben, daß der Brief nichts weiter war, als ein Scherz, den man sich auf meine Kosten machte. Er war nämlich unterzeichnet Maria Chorus, und rührte von einer angeblichen Freundin meiner flachsblonden Mainzer Brockenhexe her, welche nun Choristin an der Opera comique in Paris war. In diesem Briefe hieß es, daß Lorchen sich in Liebe zu mir verzehre, daß ich nach Paris kommen möge, sie zu trösten u. s. w.

Ich hatte in Saarlouis ein kleines Büchelchen: „Die Schwimmkunst," geschrieben, welches hauptsächlich für den Gebrauch in der Armee bestimmt war und auf die bloße Ankündigung zahlreiche Abonnenten fand. Dieses Büchelchen ließ ich in der zwei Meilen von Hofahrtsheim gelegenen Hauptstadt der Provinz drucken, weshalb ich oft dorthin zu reiten hatte. Reiten war eins meiner größten Vergnügungen, und meine erste Frage nach meiner Ankunft war nach den Reitpferden. Das, welches ich zugeritten hatte, war nicht mehr da, aber außer einem alten, sehr schönen aber steifen Schimmelhengst, war da eine Halbblutstute, die der Oberst erst kürzlich gekauft hatte, die aber Niemand reiten wollte, da sie einen Reitknecht dermaßen abgeworfen hatte, daß er mehrere Wochen im Bette liegen mußte. Gleich, als ich aufstieg, ging der Kampf an; ich ließ aber den Kutscher mit der langen Peitsche kommen und das Pferd tüchtig strafen, sobald es nur auf die Hinterfüße trat. Die Stute war wunderschön, kräftig und schnell; hatte aber die äußerst ge-

fährliche Gewohnheit, sich zu überschlagen. Sie versuchte das mehrmals mit mir, aber ich war auf meiner Hut und litt niemals Schaden, obwohl die Oberstin mir prophezeihte, man werde mich nächstens einmal auf einer Tragbahre ins Haus bringen. Um der Stute das Bäumen und Ueberschlagen abzugewöhnen, versuchte ich alles Mögliche ohne Erfolg, bis ich endlich darauf kam, am Kopfgestell eine ziemlich dicke Schnur anzubringen, welche unter der Kehle durch und auf Rollen lief und welche ich mit den Zügeln in der Hand hielt. Sobald die Stute anfing zu steigen, zog ich diese Schnur kräftig an, wodurch ihr die Kehle zugeschnürt wurde. Das Mittel half.

Das Stift, in welchem meine Lieblingscousine Stiftsdame war, lag etwa zehn Meilen von Hofahrtsheim und ich schrieb ihr, daß ich sie besuchen wolle. Sie war zum Besuch auf Schloß F. an der meklenburgischen Grenze, welches einem Herrn von W. gehörte. Dieser lud mich sehr verbindlich ein und ich machte auf der obenerwähnten Stute die Reise in erstaunlich kurzer Zeit. Dabei fällt mir ein Streich ein, den dieses Pferd dem jungen Grafen W., einem Neffen der Oberstin, spielte. Dieser hatte auf einem der Mondscheinsbälle die drei reizenden Töchter des Oberforstmeisters von S. kennen gelernt, der sechs Meilen von Hofahrtsheim wohnte. Der Graf wollte ihm eine Visite machen und ritt auf der Stute hinüber. Der Oberforstmeister sah ihn kommen und ging vor die Thür und die jungen Damen standen am Fenster. Als der Graf, sie höflich grüßend, seine Mütze schwang, nahm die Stute das übel, drehte kurz um und blieb nicht früher stehen, als bis sie wieder in Hofahrtsheim angekommen war. Das Erstaunen des Oberforstmeisters und seiner Töchter war unbeschreiblich.

Schloß F. war ein merkwürdiges, uraltes Gebäude, in welchem es durchaus nicht geheuer war. In eines der Staatszimmer ging man selbst am hellen Tage nur mit Zittern und Zagen. Mir wurde ein Zimmer in einem Thurm angewiesen und es wurde als das einzige bezeichnet, in dem es nicht spuke; es hieß die Zelle und war mit einem Ueberfluß von Schränken in der holzgetäfelten Wand versehen, daß in denselben eine ganze Armee von Geistern Platz gehabt hätte. Herr von W. nahm selbst den Leuchter und führte mich die Treppe hinauf, durch den Ahnensaal in mein Zimmer, was er, wie er sagte, zum ersten Mal mit jedem Gast thue. Die Familie war äußerst liebenswürdig und ich brachte einige sehr angenehme Tage dort zu. — Ich freute mich außerordentlich, meine Cousine wieder zu sehen und sie schien sehr wohl gelitten, besonders von einem sechs Fuß großen bildschönen Inspector, welcher die großen Güter des Herrn von W. bewirthschaftete. Obwohl ich selbst eine Kaufmannstochter liebte und heirathen wollte, so nahm ich es doch fast übel, daß ein Bürgerlicher meiner Cousine den Hof zu machen sich erdreistete. — Von Schloß F. begleitete ich meine Cousine nach Stift H., wo sie allein ein Haus bewohnte, da ihre Mutter, die Generalin, gestorben und ihre Schwester in Berlin war. Gleich am ersten Abend wurde ich zur Aebtissin eingeladen, die eine Schwester meines alten Obersten im Potsdamer Cadettencorps war. Ich verbrachte im Stift einige sehr glückliche Tage und meine Cousine versprach, Alles zu thun, was in ihren Kräften stände, meine Liebe zu befördern. Sie gab mir einen herzlichen, schwesterlichen Brief an meine Geliebte mit und bot ihr, wenn sie es annehmen wolle, ein Asyl in ihrem Hause.

Im Februar 1835 reiste ich von Hofahrtsheim ab und zunächst nach Berlin, um zu hören, wie meine Tante über

meine Heirathspläne denke. Meine Cousine, die gerade bei ihr vom Stift zum Besuch herüber gekommen war, hatte für mich gesprochen und ich fand, daß die Tante ganz und gar nichts gegen die Ehe hatte, doch könne ich, sagte sie, auf ihre Hülfe nicht rechnen. Selbst diese Art der Zustimmung von einer Verwandten, die ich so sehr verehrte und liebte, war mir von großem Werth.

Zehntes Capitel.

Paris. — Eduard D. — Julie S. — La petite Eugénie. — Auf dem Lande! — Chantilly. — Recognoscirungen. — Nach Viarmes. — Der confuse Wegweiser. — Seltsames Begegnen. — Die Spitzenklöpplerin. — Hoffnung. — Die Directrice der Hundekomödie. — Der Held macht sich ausgezeichnet lächerlich. — Schauerliche, melodramatische Gerüchte. — Vous êtes Prrrussien! — Die hohle Gasse. — Donner und Blitz. — Monsieur le Maire. - Moizelles. — Wieder in Paris. — Ein guter Plan. — Eine Parenthese. — Rückkehr nach Chantilly. — Monsieur Cafier. — Helenens Noth und Klage. — Die nächtliche Expedition. — Ueberfall von Viarmes. — Hurrah! — Entsetzen! — Unterredung. — Der Spitzenhändler im Schrank. — Rückkehr nach Paris. — Se. Hoheit der souveraine Herzog Karl von Braunschweig! — Baron Andlau. — Rückkehr nach Saarlouis. — Erster Arrest. — Nachricht vom groben C., dem Schwiegervater in spe. — Ich erhalte den erbetenen Abschied und reise ab.

Nachdem ich beinahe acht Tage und acht Nächte im Postwagen gerädert worden war, kam ich eines Morgens in Paris an. Meine Geliebte hatte mir die Adresse eines Hotels angegeben, in welchem ich Eduard D. finden sollte, durch den unsere Correspondenz ging. Eduard war in den Frankfurter Krawall verwickelt gewesen und hatte sein Vaterland verlassen; er lebte seitdem in Paris und fand Beschäftigung bei Buchhändlern, für welche er klassische deutsche Werke in's Französische übersetzte. Er war ein genauer Bekannter einer Freundin Helenens und hatte es übernommen, uns auf die angegebene Weise zu dienen. Als ich der Adresse folgte und in die bezeichnete Straße kam, war kein Hotel darin zu fin-

den, und der Commissionair, der meinen Koffer trug, brachte mich in einen Gasthof in der rue Boulois. Glücklicherweise wußte ich die Wohnung Eduards im Quartier latin.

Mein erster Gang war natürlich auf die Boulevards, wo an der Ecke der rue du Helder die Pflegeschwester meiner Geliebten ein großes und fashionables magasin de nouveautés hatte. Bei ihr wohnte Helene und vielleicht verschaffte mir der Zufall das Glück, sie zu sehen. Als ich in die Nähe des Ladens kam, klopfte mein Herz wie ein Schmiedehammer; ich ging gewiß zehnmal daran vorüber, ehe ich den Muth sammeln konnte, hineinzutreten, um den ziemlich ungeschickten Plan auszuführen, den ich mir erdacht hatte.

Als ich in den Laden trat, sagte ich, daß ich von Frankfurt komme und versprochen habe, Fräulein Helene C. eigenhändig einen Brief zu überliefern. Alsbald erschien eine ganz reizende junge Frau, deren Schönheit dadurch noch pikanter wurde, daß sie damals das Haar kurz abgeschnitten, wie ein Mann, trug, was ihr ganz reizend stand; es war Helenens Pflegeschwester, Madame S. — Sie nöthigte mich in einem Nebenzimmer zum Sitzen und sagte mir, daß Helene verreist sei, allein sie wollte ihr den Brief, den ich für sie zu haben behauptete, nachschicken. Ich lehnte das ab, da ich versprochen habe, ihn persönlich zu überliefern, um mich zugleich von dem Wohlbefinden der jungen Dame zu überzeugen.

Aus dem Zimmer, in welchem wir saßen, führte eine leichte eiserne Treppe in den obern Stock, und da ich der Versicherung von Madame S. nicht glaubte, so hoffte ich stets, Helene diese Treppe herabkommen zu sehen. Das war nicht der Fall, allein ich sah ein anderes hübsches Mädchen, welches mich mit ihren großen schwarzen Augen höchst

bedeutungsvoll ansah und, soviel ich aus den Briefen Helenens entnehmen konnte, die „kleine Eugenie", eine Cousine von Madame S., sein mußte.

Da ich endlich keinen Vorwand zu längerem Bleiben hatte, stand ich auf, und als Madame S. — ich will sie lieber Julie nennen — nach meinem Namen fragte, nannte ich den eines Freundes. Eben im Begriff den Laden zu verlassen, begegnete ich den Augen der kleinen Eugenie, die mir einen bedeutungsvollen Blick zuwarf, welcher mich sogleich zum Stehen brachte. Ich that, als fiele mir plötzlich ein, daß ich ein Paar Handschuhe brauche, welche mir Julie selbst brachte. Als ich bemerkte, daß wir an dem einen äußersten Ende des Ladentisches standen und Julie an das andere Ende würde gehen müssen, um Geld zu wechseln, da sich dort die Kasse befand, so bezahlte ich die Handschuhe mit einem Goldstück. Meine List gelang; kaum hatte Julie den Rücken gekehrt, als die kleine Eugenie mit großer Gewandtheit ein Billet in meinen Hut warf, welchen ich auf den Ladentisch gestellt hatte. Sowohl Eugenie als Julie hatten mich auf der Stelle nach einem Miniaturbilde erkannt, welches Helene von mir besaß.

Als ich auf die Straße kam und es mit Sicherheit thun konnte, öffnete ich das erhaltene Billet; es war von Helenen und die Tinte fast noch frisch. Sie schrieb mir, daß sie gezwungen sei, „auf das Land" zu gehen und eben im Begriff abzureisen, *daß sie mich jedoch um jeden Preis sehen müsse.* Auf das Land! — Ich wollte fast närrisch darüber werden! Auf das Land! Das Land ist um Paris ganz verdammt weitläufig! — Ich wußte mir nicht zu rathen und beschloß, mit Eduard darüber zu reden, den ich sogleich aufsuchte. Wir kannten uns noch nicht persönlich;

allein er war nicht älter als ich — obwohl etwas erfahrener — und in diesem Alter wird man schnell bekannt.

Er wußte ebenfalls nicht zu sagen, wohin Helene „auf das Land" gegangen sein könne, und es blieb nichts übrig, als den Versuch zu machen, die kleine Eugenie zu sprechen, um es von ihr zu erfahren. Am Tage wollte ich mich nicht in der Nähe des Ladens blicken lassen und wartete daher die Dunkelheit für meinen Versuch ab.

Als ich nach Finsterwerden an der Ecke der rue du Helder umherstrich und mein Gesicht an die Scheiben drückte, erkannte mich die kleine Eugenie, die auf der Lauer war, auf der Stelle und kam zu mir auf die Straße. Sie sagte, Helene sei in Chantilly bei Herrn D., dem Spitzenfabrikanten, welcher sie auch nach Paris gebracht hatte. Man hatte einen meiner Briefe aufgefangen und daraus erfahren, daß ich nach Paris kommen würde; aus diesem Grunde war Helene an demselben Morgen genöthigt worden, abzureisen. Sie war kaum fort, als ich in den Laden trat. Die kleine Eugenie war sehr theilnehmend und konnte gar nicht aufhören, uns „pauvres enfants" zu beklagen. Ich war so erfreut darüber, daß sie mir den Aufenthaltsort Helenens nannte, daß ich sie jubelnd in meine Arme schloß und ihr einen Kuß mitten auf den Mund gab, worüber sie sehr erstaunt war.

Am andern Tage fuhr ich mit dem Postwagen nach Chantilly ab, wo ich am Nachmittag ankam und im Hotel d'Angleterre abstieg. Ich fragte Jedermann nach Herrn D., und war höchlich verwundert darüber, daß ihn Niemand kennen wollte. Mit Träumen von Helenen schlief ich ein, und als ich frühzeitig am andern Morgen erwachte, begann ich sogleich meine Nachforschungen nach Herrn D. auf's Neue. Chantilly ist ein hübsches Städtchen und neuerdings bekannt

durch die dort gehaltenen Wettrennen; rings umher liegen eine große Menge Landhäuser, und wenn es mich auch überraschte, daß ein nicht unbedeutender Spitzenhändler, wie Herr D., nicht bekannt war, so erklärte sich das allenfalls durch die Annahme, daß er in einer dieser ziemlich zerstreuten Villen lebte. Der sehr nahe liegende Gedanke, auf dem Postbureau nach ihm zu fragen, fiel mir nicht ein, denn ich war in manchen Dingen noch sehr unerfahren.

Mehrere Stunden lang strich ich nun um alle Landhäuser, die mir aussahen, als ob sie einem Spitzenhändler gehören konnten, und faßte besonders jedes einsame Fenster in's Auge. Ich überkletterte Zäune und Mauern, und wer mich sah, mußte glauben, daß ich irgend einen Einbruch beabsichtigte. Unter solchen Fenstern, die mir Vertrauen einflößten, trillerte oder pfiff ich ein meiner Geliebten bekanntes Lied, welches sie sicher an's Fenster gelockt haben würde. Alle meine Mühe war jedoch vergebens, und sehr niedergeschlagen kehrte ich nach einigen Stunden in meinen Gasthof zurück. Auf den Rath der Wirthin gab ich einem Commissionair den Auftrag, seine Bemühungen mit den meinigen zu verbinden und wir zogen nun Beide getrennt aus, die Nachforschungen fortzusetzen. Gegen Mittag traf ich mitten im Ort mit diesem Manne zusammen, der jedoch ebenso wenig etwas entdeckt hatte als ich.

Als ich endlich in eine kleine Gasse kam, sah ich eine alte Frau mit einem ehrwürdigen Schnurrbart vor der Thüre sitzen. Als ich meine bereits mehr als hundertmal wiederholte Frage nach Herrn D. an sie richtete, fragte sie mich, ob ich den alten oder den jungen Herrn meine? Da ich bei näherem Nachforschen erfuhr, daß „l'enfant" nun gegen fünfzig Jahre alt sein könne, war ich ziemlich sicher, meinen Mann gefunden zu haben. Die gute Alte sagte mir, daß

er schon seit vielen Jahren nicht mehr in Chantilly, sondern in Viarmes wohne, welches einige Meilen seitwärts liege. Als ich vergnügt in den Gasthof zurückkehrte, fand ich den Commissionair mit derselben Nachricht und beschloß, mich augenblicklich auf den Weg zu machen.

Der Weg nach Viarmes führte mitten durch den Wald. Ich zog mein grünes Jagdhemde über den Rock, schnitt mir einen tüchtigen Stock ab und sah so ausländisch wie möglich aus, was ich durch meine Verkleidung grade hatte vermeiden wollen. Es war zwar mitten im Februar, allein das Wetter war wie im Frühling, und die Landschaft und der Wald sahen aus wie bei uns zwei Monate später. Ich schritt rüstig vorwärts, sehr erstaunt darüber, auf meinem Wege fast keinem Menschen zu begegnen; es war als wandere ich in einem amerikanischen Urwalde, nur daß der Wald von Chantilly von unzähligen Wegen zur Parforcejagd durchschnitten war, die das Verirren sehr begünstigten. Da ich mir die Richtung von Viarmes hatte zeigen lassen, so fand ich mich trotzdem zurecht, bis ich an einen Punkt kam, von welchem gegen vierundzwanzig Alleen sonnenförmig ausstrahlten. Der Wegweiser mit ebenso vielen Armen machte mich nicht weiser, denn auf ihnen stand: avenue du duc d'Orléans, du Prince X. Y. Z., du Roi ꝛc., niemals aber der Ort, wohin diese Straße führte. Da nun wenigstens sechs der vor mir liegenden nach Viarmes gehen konnten, so beschloß ich, ruhig die Ankunft irgend eines Menschen abzuwarten, den ich um Rath fragen könne. Der Punkt, auf dem ich mich befand, schien mir zu diesem Ende der günstigste des ganzen Waldes und ich setzte mich geduldig am Fuße des Wegweisers nieder.

Ich brauchte nicht lange zu warten. Die mir gegenüber liegende Allee herauf kam ein Reiter, welcher von zwei

schönen Hühnerhunden begleitet wurde, die mich bald wedelnd umsprangen, da mein Jagdhemd den Geruch von manchem Hasen oder Huhn zurückbehalten haben mochte. Als ich aufstand, zog der Reiter den Zügel an und betrachtete mich aufmerksam; mein Jagdhemd und mein roher Waldknittel mochten ihm eben kein großes Zutrauen einflößen. Als er herankam, fragte ich nach dem Weg, und nachdem er ihn mir gesagt hatte, erkundigte er sich, zu wem ich in Viarmes wolle? — Als ich Herrn D. nannte, sagte er zu meinem Erstaunen: „Ah, Sie sind Herr von Corvin! Ich kenne Ihre Angelegenheit. Sie suchen eine junge Dame, Namens Helene." —

Der Mann hatte alle Ursache, sich an meinem Erstaunen zu weiden, denn ich muß ein ausgezeichnet einfältiges Gesicht gemacht haben. Es kam mir auch wirklich sehr unverhofft, mich hier mitten in einem Walde, mitten in Frankreich, von einem mir ganz zufällig begegnenden Reiter nicht nur bei meinem Namen angeredet, sondern ihn auch sogar mit dem Zweck meiner Reise bekannt zu finden!

„Sind Sie etwa Herr D.?" fragte ich endlich. — „Nein," sagte er lächelnd, „mein Name ist Casier und ich wohne in Chantilly; allein ich war gestern bei meinem Freund D. zum Frühstück, als er mit der jungen Dame aus Paris ankam, und daher wußte ich, daß Sie erwartet würden. Als nun heute Morgen Ihr Commissionär zufällig zu mir kam, sich nach Herrn D. erkundigte und Sie mir beschrieb, wußte ich gleich, wer Sie waren und ritt zu meinem Freunde hinüber, um ihn von Ihrer Ankunft in Kenntniß zu setzen. — Wollen Sie die junge Dame sprechen, so müssen Sie sehr vorsichtig verfahren." Er sagte mir ferner, das Haus des Herrn D. liege mitten in einem von einer hohen Mauer umgebenen Garten, und es würde mir schwer werden, anzu-

kommen. Ich versicherte ihn jedoch, daß eine Mauer nur ein sehr kleines Hinderniß sei und daß ich meine Geliebte sprechen wolle und müsse, da ich einzig zu diesem Ende mehrere hundert Meilen gemacht habe.

Als der Mann hinwegritt, bemerkte ich an dem Ausdrucke seines Gesichtes, daß ihm seine Handlungsweise leid that und daß ich seine Theilnahme gewonnen hatte. Ich fand, was er gethan hatte, sehr begreiflich und natürlich; allein dessenungeachtet schickte ich ihm doch einige Segenswünsche nach, die ich nicht eben wiederholen will.

Den gegebenen Anweisungen folgend, kam ich denn auch bald nach Viarmes, wo ich mir ein Zimmer und ein Mittagessen bestellte, von dem ich nicht einen Bissen berührte. In dem vereinsamten Wirthszimmer saß eine Frau, welche Spitzen klöppelte; ich fragte sie nach der Wohnung des Herrn D. und sie sagte mir, daß sie für denselben arbeite. Vorsichtig fragte ich nach den Personen in seinem Hause, und sie antwortete, „daß Herr D. neulich eine Engländerin mit von Paris gebracht habe, die mir ähnlich sehe, und daß sie den Koffer der Dame von der Post nach Hause getragen habe." Da sie gerade eine Arbeit abzuliefern hatte und zu diesem Ende nach D.'s Hause gehen mußte, so suchte ich sie durch ein Fünffrankenstück und das Versprechen eines andern zu bewegen, dieser jungen Dame heimlich ein Billet zuzustecken und mir die Antwort zu bringen, was sie auch ohne große Umstände zu unternehmen versprach.

Da unsere Correspondenz oft in Gefahr gerieth, unterschlagen zu werden, so hatten meine Braut und ich eine Chiffreschrift verabredet; in dieser schrieb ich ein offenes Zettelchen, welches sie von meiner Anwesenheit unterrichtete und worin ich sie bat, mir die Mittel anzugeben, wie ich sie sprechen könne.

In unbeschreiblicher Aufregung in meinem Zimmer auf und nieder rennend, erwartete ich die Rückkehr der Spitzenklöpplerin. Endlich kam sie. Sie sagte mir, es sei alles gut gegangen. Als die junge Dame das Billet angesehen, sei sie roth geworden „bis auf die Fingerspitzen.“ Für den Augenblick sei keine Antwort zu erwarten, da man gerade bei Tisch sitze, allein sie wolle nach einiger Zeit wieder hingehen, um dieselbe zu holen. — Ich mußte mich in Geduld fügen. Nach längerer Zeit kam die Spitzenklöpplerin zwar ohne Antwort, allein mit einer andern Frau zurück, die mir sagte, daß sie im Hause des Herrn D. beschäftigt sei und mir eine Unterredung mit Fräulein Helene verschaffen und ein anderes Billet überbringen wolle. Ich war außerordentlich erfreut und gab ihr Geld, welches sie nur mit Widerstreben nahm. Das fiel mir ein wenig auf.

Nach sehr kurzer Zeit kam diese neue Vertraute zurück und sagte mir, daß ich meine Geliebte sprechen könne, allein nicht im Hause des Herrn D. und daß ich ihr folgen möge. Das that ich mit einigem Mißtrauen, da mir Helene gar kein Zeichen geschickt hatte, durch welches die Zuverlässigkeit des Boten garantirt war; allein was konnte mir viel begegnen? Für den Nothfall war ich mit einem Jagdmesser (Knicker) bewaffnet; wenn man stets gewohnt ist, einen Degen an der Seite zu tragen, fühlt man sich ohne Waffe außerordentlich unbehaglich.

Ich folgte meiner Führerin durch mehrere Gäßchen in ein Zimmer, in welches man unmittelbar von der Straße eintrat. In demselben befand sich in einer Ecke ein Verschlag, der als Comptoir diente; mehrere Frauen waren im Zimmer anwesend. Man wies mich in dieses Comptoir, wo ich meine Geliebte finden würde. Mit klopfendem Herzen trat ich ein und hätte beinahe eine starke, ziemlich große

Dame in meine Arme geschlossen, die eine Art von Turban auf dem Kopfe trug, einen offenen Brief in der Hand hatte, und die ich, ihrem Aussehen nach, für die Directrice einer Affen- und Hundekomödie hielt. Sie gab sich mir indessen als Madame D. zu erkennen und zugleich einen Brief von Helenen, in welchem diese mich bat, sobald als möglich wieder abzureisen, da sie mich nicht sehen könne, aber fest an dem zu halten, „was sie mir in ihrem letzten Billet gesagt habe." Daß ich dich unendlich liebe! u. s. w., u. s. w. dachte ich, wie es in jedem Billetchen stand, und ballte den erhaltenen Brief wüthend in der Hand zusammen.

Die Directrice der Hundekomödie weidete sich an meiner Täuschung und meinem Zorn und stand da, lächelnd wie eine böse Fee. Wäre ich meiner Sinne mehr mächtig gewesen und der französischen Sprache gleichfalls, dann würde ich der Dame gute Worte gegeben und meinen Zweck sicher erreicht haben; denn beleibte Vierzigerinnen widerstehen niemals den Bitten und Schmeicheleien eines hübschen jungen Mannes von Zwanzig, besonders wenn derselbe verliebt ist; ihr Herz schmilzt wie Butter, wie ich das manchmal erlebt hatte. Allein mein durch die Aufregung noch gebrochener werdendes Französisch war eben nicht geeignet, Schmeicheleien auszudrücken. Als mir Madame D. mit großer Schadenfreude sagte: „Sie wollen Fräulein Helene sprechen? — Sie werden sie nicht sprechen!" antwortete ich: „Ich will!" was sie so zornig machte, daß sie anfing zu tanzen. Sie sagte mir nun triumphirend, Helene sei mit Herrn D. bereits auf dem Wege nach Paris. Ich war lächerlich wüthend, und da mein Französisch mich gänzlich verließ, so machte ich meinem Zorn in einem halben Dutzend deutscher Kernsprüche Luft, die Niemand verstand und worüber die Directrice der Hundekomödie und der ganze Chor der Spitzen-

klöppeläffinnen in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Mir war zu Muth, als solle ich vor Zorn närrisch werden.

Man wird sich vielleicht darüber wundern, daß meine Liebe bei Französinnen nicht mehr Theilnahme und Hülfe fand; allein dies hatte seinen sehr vernünftigen und für die Französinnen ehrenvollen Grund. Daran war der Korb Champagner schuld, der Herrn Johann Adam mit monatlichen Gehaltsabzügen von zwei Thalern bezahlt werden sollte, wenn nämlich die Reihe an ihn kam, über welches Arrangement er sehr zornig und mein erbitterter Feind wurde. Er hatte Helenens Vater ein Schauergemälde von mir entworfen, so daß dieser meinen mußte, Don Juan sei ein Tugendheld im Vergleich mit mir. Unter den guten Leuten in Viarmes war daher verbreitet, „die junge Dame sei von ihren Eltern hierher geschickt worden, um den Nachstellungen eines deutschen Grafen zu entgehen, der sie entführen, zu seiner Maitresse machen und dann im Stich lassen wolle, wie es schon mit einer Menge anderer Mädchen von ihm geschehen sei.

Trostlos kehrte ich in meinen Gasthof zurück und schloß mich in meinem Zimmer ein, um mich auszuflennen, ohne daß es Jemand gewahr würde. Das war nach einer halben Stunde geschehen und ich konnte ruhiger darüber nachdenken, was zu thun sei. Der Brief von Helene war ohne allen Zweifel ihr abgezwungen worden, und der Schluß bezog sich darauf, „daß sie mich unter allen Umständen sehen müsse.“ Daran hielt ich fest und beschloß, zu diesem Ende kein Mittel unversucht zu lassen. Ferner zweifelte ich daran, daß Helene Viarmes verlassen habe und beschloß, ehe ich etwas weiteres unternahm, mir hierüber Gewißheit zu verschaffen. — Zu diesem Ende ging ich nach dem Hause des Herrn D. und schellte an der Thür. Eine alte Frau öffnete mir; ich fragte

nach Fräulein Helene und bot ihr einen Napoleonsd'or, wenn sie mir eine Unterredung mit ihr verschaffen, ja sie mir nur von Ferne zeigen wolle. Es war vergebens; sie sagte mir, „die Dame sei mit Herrn D. verreist und alle Thüren seien verschlossen." Ich bot ihr mehr Geld und endlich zwölf Napoleons, — alles baare Geld, das ich bei mir hatte! — Vergebens! — Sie schlug die Thüre zu und rief: »Vous êtes Prrrussien!"

Unterdessen war meine arme Helene in einem Zimmer des Hauses eingeschlossen, und als es schellte, hatte sie die feste Ueberzeugung, daß ich an der Thür sei und wollte verzweifeln!

Dicht an dem Hause des Herrn D. arbeiteten in einer langen Gasse Seiler, die nothwendig gesehen haben mußten, wenn ein Wagen von der Thür abgefahren war. Diese Leute fragte ich und sie sagten mir, Herr D. sei vor etwa einer Stunde in sein Cabriolet gestiegen mit derselben Dame, mit welcher er vor einigen Tagen gekommen, und habe den Weg nach Paris eingeschlagen. Daß diese Leute durch Madame D. veranlaßt waren, dies zu sagen, konnte ich natürlich nicht wissen, und beschloß nun, wo möglich das Cabriolet einzuholen, was ich mit Hülfe von Extrapost und guten Trinkgeldern zu erreichen hoffte.

Als ich, um nach meinem Gasthof zurückzukehren, durch eine von Gartenmauern gebildete enge Gasse schritt, trat mir plötzlich aus einer kleinen Thür die Directrice der Hundekomödie entgegen, und ihr Turban wackelte herausfordernd. Sie stemmte beide Arme in die Seite und fragte spaßhafter Weise nach meinen Papieren. Ich antwortete mit der Gegenfrage, ob sie Polizeicommissarius sei? und der Behauptung, daß ich dasselbe Recht habe, die Straße zu benützen, wie sie selbst. Sie sagte: „Monsieur, vous êtes fou!"

was ich höchst unartig mit: „Madame, vous êtes folle!“ beantwortete, woüber der Turban sich so ärgerte, daß er beinahe seinen Halt verlor.

Es hatte sich ein Kreis von Zuschauern gebildet, die sich höchlich zu amüsiren schienen, während ich beinahe vor Zorn darüber erstickte, daß ich den vor mir stehenden zwei Centnern Erbsünde anständiger Weise nicht zu Leibe gehen konnte. Ein langer Bauernlümmel, der auf Armslänge von mir stand, schrie: „O hé!“ und lachte über eine Drohung von mir, als wolle er seine langen Ohren fressen. Auf ihn entlud sich daher das lange zurückgehaltene Donnerwetter in einer conzentrirten Fundamental-Ohrfeige, die den darüber höchlich Erstaunten an die Erde brachte; denn meiner schlanken, nicht eben großen Gestalt und meinem jugendlichen Gesichte konnte man nicht wohl einen solchen Arm zutrauen.

Madame D. verlor vor Entsetzen wieder fast ihren Turban und schickte nach Monsieur le Maire, der ihr Hausfreund war. Ich dachte, sie schicke nach der Polizei, wogegen sich mein Officiersstolz dermaßen empörte, daß ich ganz außer mir gerieth und mein Jagdmesser zog, dessen Funkeln Alle zum Weichen brachte. „C'est un enragé!“ schrieen sie, und da die Franzosen sehr vernünftiger Weise vor einem solchen allen Respect haben, so ließen sie mich ungehindert meinen Gasthof erreichen.

Ich bestellte sogleich Postpferde, hatte aber den Verdruß, zu hören, daß sie nicht zu haben wären, da Viarmes keine Poststation sei und ich zu diesem Ende nach Moizelles gehen müsse, welches zwei Stunden entfernt sei. Das beschloß ich zu thun, und machte mich augenblicklich auf den Weg. Ueberall fragte ich nach dem Cabriolet des Herrn D. und überall fand ich Leute, welche ein solches, mit einem Herrn und

einer Dame darin sitzend, und bespannt mit einem „grand cheval jaune" gesehen haben wollten.

Ein Arbeiter, der in Viarmes beschäftigt und in Moizelles zu Hause war, begleitete mich, angelockt durch meine Blouse, die er mit meinem Gesichte und sonstigem Anzug durchaus nicht in Einklang bringen konnte. Da ich seit ein paar Tagen fast gar nichts gegessen hatte und meine Kräfte anfingen, sich zu erschöpfen, so trat ich mit meinem Begleiter in eine am Wege liegende Kneipe, wo ich mit wahrer Wolfsgier eine schauerliche Wurst und eine Flasche Rothwein zu mir nahm, die aber meine Lebensgeister gründlich erfrischten.

Als ich in die Nähe von Moizelles kam, war es bereits dämmerig. Einem bärtigen Gensdarmen, der uns begegnete, fiel ich auf; er hielt mich an und fragte: wer, wie, wo und wohin? Ich sagte ihm, daß ich preußischer Officier sei und mir das Vergnügen mache, einen Theil Frankreichs zu Fuße zu durchwandern. Er wunderte sich darüber, daß ich schon Officier, und noch mehr, als ich ihm sagte, daß ich es schon seit fünf Jahren sei. Meinen Paß wollte er gar nicht sehen und zeigte mir mit außerordentlicher Artigkeit den Weg nach der Posthalterei.

Als ich von dem Posthalter eine Chaise und zwei Pferde Extrapost verlangte, sah er mich und meine Blouse von oben bis unten an und lachte mir dann gerade ins Gesicht. Das nahm ich denn sehr übel und wandte das Mittel an, welches ich schon mehrmals als recht wirksam bei Franzosen erprobt hatte, — ich ward grob. Ich sagte ihm, daß es eine Dummheit sei, über mich zu lachen, wenn ich mich vielleicht nicht geläufig auszudrücken verstünde; käme er nach Deutschland, dann wäre er ja gar nicht einmal im Stande, Pferde zu verlangen, und ich müsse ihm sagen, daß er der einzige Flegel sei, den ich bisher in Frankreich angetroffen

habe. Der Mann wurde nun sehr artig, und nachdem er meinen Paß gesehen hatte, ohne welchen er keine Pferde geben dürfe, sorgte er dafür, daß ich das Verlangte erhielt.

Es war, wie schon oben bemerkt, im Februar, und da ich keinen Mantel bei mir hatte, so fror ich in meinem zweirädrigen Halbwagen ganz entsetzlich, und der Weg nach St. Denis ward mir sehr lang. Der Postillon, welcher ritt, sagte stets, daß wir gleich dort wären; allein es war zehn Uhr Abends, als wir ankamen. Da Extrapost in Frankreich ziemlich kostspielig ist, so erkundigte ich mich bei dem Postillon nach einer andern Gelegenheit, und er brachte mich nach dem Omnibus. Ich bewog den Conducteur desselben, da sich andere Passagiere nicht fanden, gegen Zahlung einer mäßigen Summe, mich allein nach Paris zu fahren und auf den Boulevards in der Nähe der rue du Helder abzusetzen.

Es war Mitternacht, da ich anlangte; allein das ist in Paris, besonders in jenem Theil der Stadt, noch früh, und die Läden waren noch sämmtlich offen. Ich zeigte mein Gesicht abermals an der Fensterscheibe der „mère de famille“ — so hieß das Magazin der Madame S. — und hatte das Glück, die kleine Eugenie, welche stets auf dem qui vive war, auf die Straße zu locken.

„Mon Dieu! ich denke Sie sind in Chantilly!“ — „Hol’ der Fuchs Chantilly! Ist Helene nicht hier?“ — „Mais non! Sie ist in Chantilly!“ — Ich erzählte ihr nun meine Abenteuer. Sie rang ihre hübschen Händchen und rief einmal über das andere: „Pauvres enfants!“ — Da sie mir nicht rathen konnte, so sagte ich ihr gute Nacht und setzte mich in ein Cabriolet, um zu Eduard zu fahren, mit dem ich weitere Schritte berathen wollte. Ich traf bei ihm seinen Bruder und andere Flüchtlinge.

Ich wollte um jeden Preis Helene sprechen und hatte zu diesem Ende auf dem Wege nach dem Quartier latin einen Plan entworfen, der zwar ziemlich abenteuerlich, aber nichts weniger als unausführbar war. Ich trug ihn Eduard und seinen Freunden vor, die ihre Hülfe zusagten, wenn ich am Morgen nichts Besseres gefunden haben würde, allein sehr vernünftige Ansichten und Bedenken in Bezug auf Gensdarmerie und Bauernprügel äußerten. — Der wilde Plan war nämlich folgender. Wir Alle wollten nach Viarmes fahren und, da das Haus des Herrn D. ganz allein in einem Garten lag, den Eingang erzwingen und alle Verbindung der Hausbewohner mit Außen so lange verhindern, bis ich meine Geliebte gesprochen und ihr mitgetheilt, was ich zu sagen hatte.

Während der Nacht kam mir besserer Rath. Da mein Koffer noch im Gasthofe in Chantilly stand, so mußte ich jedenfalls dorthin zurückkehren, um ihn abzuholen. In jenem Orte wohnte Herr Casier, der Reiter mit den zwei Hunden, dem ich im Walde unter dem vielarmigen, konfusen Wegweiser begegnet war, und ich dachte an den Ausdruck seines Gesichtes, als er von mir schied. Auf diese Miene baute ich meinen Plan; ich wollte den Mann besuchen; er sollte mir auf friedlichem Wege zu einer Unterredung mit Helenen verhelfen. Dieser Plan wurde von meinen Freunden für weit vernünftiger erklärt, und ich beschloß daher, am andern Tage nach Chantilly zu reisen, da vorher keine Post abging. Am Tage besah ich mir in Gemeinschaft mit Eduard Paris.

Da Eduard am Abende anderweitig engagirt war und ich nicht wußte, was ich mit meiner Zeit anfangen sollte, so beschloß ich, Lorchen aufzusuchen, an welche mich der Brief in meiner Brieftasche erinnerte. Sie wohnte in der rue Grenelle St. Honoré, und als ich nach ihr fragte, um-

armte mich beinahe die deutschredende Elsäßer Köchin, führte mich in Lorchens Zimmer, welches Eingänge direct aus Hof und Küche hatte, und sagte mir, daß Mademoiselle in der Oper sei und vor Freude außer sich gerathen würde, mich zu sehen. In dem Zimmer standen zwei Betten, und die gesprächige Köchin theilte mir mit, daß Lorchen mit einer andern Choristin aus Mainz zusammen wohne. Ein deutscher Musikdirector, welcher herzu kam und sich ohne Umstände an den im Zimmer stehenden Flügel setzte, rieth mir, in die Oper zu gehen und dort Lorchen aufzusuchen. Ich solle nur zum Portier der Bühne mit recht deutschem Accent sagen: „Je suis dans le choeur allemand," und er werde mich ohne Umstände passiren lassen.

Ich beschloß, diesem Rath zu folgen und ging nach der Opéra comique, die damals noch der Börse gegenüber lag. Hier wurde nun schon achtzig Abende hinter einander der Freischütz gegeben, zu welchem Ende man deutsche Chöre engagirt hatte. Für die „feingebildeten" Franzosen paßte natürlich das deutsche Ammenmärchen nicht, und höchst geistreiche französische Johann Ballhorns hatten das deutsche Stück nach französischem Geschmack verbessert. Es hieß nun Robin des bois, und Samiel war gestrichen, das heißt, man hatte ihn in einen alten Jäger verwandelt, der zwar allerdings auch noch der Teufel, aber ein französirter war. Die Wolfsschluchtscene war auch französirt, und als die gespenstischen Ungeheuer Caspar aus seinem Kreise trieben, trieben sie mich ebenfalls zum Theater hinaus, da meine deutsche Dummheit diese französische Verballhornung nicht länger ertragen konnte. Es war jedoch nicht an dem in Rede stehenden Abend, daß ich mir diesen Aerger bereitete.

Ich lief ganz keck die Treppe hinauf, und als der Portier sich neugierig nach mir erkundigte, schrie ich: „Je suis

dans le choeur allemand!“ und schlüpfte auf die Bühne. Ich mußte aber zu anständig für einen deutschen Choristen aussehen, denn der Portier schlüpfte mir nach und erwischte mich am Fuße eines zur Wolfsschlucht gehörigen Felsens. Ich wollte ihn mit einem Fünffrankenthaler beschwichtigen; er hatte gegen denselben nicht das Geringste einzuwenden, steckte ihn in die Tasche, erklärte aber bestimmt, daß er bei Verlust seiner Stelle keinen Wolf in seinen Schafstall lassen dürfe. Alles, was er thun könne, sei, dem Schäfchen, welches ich wahrscheinlich fressen wolle, meine Karte zu bringen. Diese händigte ich ihm ein und er machte sich damit auf den Weg, doch nicht bevor er mich außer dem Bühnenparadiese und die Thür zu demselben wohl geschlossen wußte. Lachend wartete ich am Fuß einer kleinen Treppe von etwa sechs Stufen.

Plötzlich öffnete sich die Thür und mit fliegenden Haaren stürzte ein halb bekleidetes reizendes Mädchen hervor, die Stufe hinunter mir in die Arme, weinend und lachend zugleich; es war Lorchen. Meine Karte hatte sie bei der Toilette überrascht, gerade als sie eben damit beschäftigt war, sich als Jungfer für den Freischütz zu maskiren, der noch nicht begonnen hatte. Sie war damit nicht weiter als bis zum ersten, sehr kurzen Unterröckchen vorgerückt; allein sie sah deshalb nicht weniger hübsch aus. Das waren dieselben schönen blauen Augen, dasselbe unschuldige Kindergesichtchen und dieselben Flachshaare wie in Mainz; allein sie war größer, schlanker und voller in Busen und Hüften geworden, was ich nicht für einen Mangel erklären konnte.

Sie ließ gleich durch eine Freundin, die ihr den Mantel brachte, sagen, daß sie nicht wohl geworden sei und fuhr mit mir in ihre Wohnung. Dort legte sie ihren Mantel natürlich ab und sah in ihrem unvollendeten Jungfercostüm sehr

bedenklich reizend aus. Dabei erstickte sie mich beinahe mit Küssen, so daß sie im Laufe der Unterhaltung zu der pathetischen Versicherung veranlaßt wurde, „daß ihre Unschuld ja alles sei, was sie besitze.“ Das schien mir für eine Pariser Choristin ein wenig einträgliches Kapital; die Versicherung rührte mich aber unendlich und erzeugte den festen Entschluß, das tugendhafte Mädchen in keiner Weise ärmer zu machen. Noch heute bin ich glücklich darüber, denn hätte ich mich zum Raub an ihrer Armuth verleiten lassen, so wär' sicher kein Zweifel gewesen, daß ich's „bis an mein selig Ende spürte,“ wie Herr Schwertlein.

Als das Theater zu Ende war, kam Lorchens Stubengenossin, wahrscheinlich eine ebensolche Kapitalistin, in Begleitung ihres „Bräutigams.“ Lorchen hatte mir soviel zu erzählen und wollte mich nicht gehen lassen; ich mußte mich in das neben ihr stehende Bett legen, das der anderen Kapitalistin gehörte, welche die Nacht mit ihrem „Bräutigam“ auf einem Sessel zu verplaudern die Gefälligkeit hatte.

Diese Nacht war trotz aller Unschuld eine keineswegs angenehme, und ich weiß nicht, woher es kam, daß ich mir beständig eine Stelle aus einem Gedichte wiederholen mußte, welches ich einst bei einer feierlichen Veranlassung declamirt hatte:

„Siegen ziemt dem Göttersohne,
Sich besiegen aber weiht
Ihm die höchste Strahlenkrone
Himmlischer Unsterblichkeit.“

Ich glaube, das Gedicht heißt: „Herkules am Scheidewege.“

Ich bedauere, daß ich die Unterhaltung der drei Zurückbleibenden nicht mit anhören konnte, nachdem ich am Morgen von ihnen Abschied genommen hatte! Erst mehrere Jahre nachher wurden mir in Bezug auf Lorchen die Augen ge-

öffnet. Schon bald nach ihrem Engagement in Mainz offenbarte sich ihr glänzendes Talent. In Wiesbaden gab sie sich für eine Gräfin aus; der Herzog von Nassau verliebte sich in sie und fuhr mit ihr im offenen Wagen spazieren. Später spielte sie häufig auf einer kleinen Bühne in Offenbach, ehe sie nach Paris ging — und ich war nicht wenig erstaunt über die Nachrichten, welche ich zufällig von ihrem Leben erhielt. — Als ich sie zum Abschied in Paris besuchte, fragte sie mich um Rath, was sie thun solle? Ein berühmter Sänger wolle sie heirathen. Ich sagte, daß es sehr gescheut von ihr sein würde, wenn sie demselben ihre Hand reichte und gab ihr meinen Segen. Seitdem habe ich nichts wieder von ihr gehört.

Am nächsten Vormittage kam ich in Chantilly an und machte sogleich Herrn Casier meinen Besuch. Er war erfreut, mich zu sehen, sagte, daß er mich erwartet habe und daß er den Tag vorher meinetwegen nach Viarmes geritten sei; es sei sehr thöricht, meinte er ferner, daß man mich meine Geliebte nicht habe sehen lassen und versprach, selbst mit mir am Nachmittage hinüber zu fahren. Der freundliche Mann lud mich zu sich zu Tische und vorher zu einem Spaziergange ein, bei welchem er mir die Schönheiten und Merkwürdigkeiten seines Wohnortes zeigte. Unter den letzteren war das in der Revolution beinahe gänzlich zerstörte Schloß der Condés und das zu demselben gehörige und vollständig erhaltene Stallgebäude, welches mehr einem Schlosse ähnlich sieht, als manche Residenz regierender Fürsten. Solche Pferdeställe giebt es, glaub ich, in der ganzen Welt nicht mehr! Auch eine Kapelle ist in dem Gebäude, in welcher sonst an jedem St. Hubertustage sämmtliche Jagdhunde — ich weiß nicht, ob die Jagdpferde auch — eine Messe mitanhören mußten. Herr Casier war außerordentlich für seinen

Wohnort eingenommen und forderte mich mehr als einmal auf, den Ruhm von Chantilly weiter zu verbreiten, was ich eben nicht nöthig hatte, da der Ort bekannt genug war.

Nach Tisch sagte mir mein liebenswürdiger Wirth, daß es besser sei, wenn wir zu Fuß nach Viarmes gingen; sein Cabriolet sei bekannt, meine Geschichte habe in dem kleinen Orte Aufsehen gemacht und käme er mit mir an, dann würde es einen Auflauf geben; zu Fuß könne er aber in Herrn D.'s Haus gelangen, ohne durch das Dorf zu gehen. Ich fügte mich natürlich allen Anordnungen des freundlichen Mannes.

Meine arme Helene hatte unterdessen auch mancherlei zu leiden gehabt. Die Leute, bei denen sie war, konnten gar nicht begreifen, daß sie ihnen nicht fußfällig für die Mühe dankte, welche sie sich gaben, mich fern zu halten. Es schien ihnen von der alleräußersten Wichtigkeit, zu verhindern, daß wir uns auch nur eine Viertelstunde allein sähen, was als ganz sicherer Ruin betrachtet worden wäre. Franzosen haben gar keine Idee von einer innigen deutschen Liebe; sie fassen alles rein sinnlich auf und betrachten den Geliebten und seine Geliebte wie Pulver und Feuer, die man nie zusammen bringen dürfe.

Als ich zum ersten Mal in Viarmes war, hatte man Helene „zu ihrem eigenen Glücke" in ihrem Zimmer eingeschlossen und sie gezwungen, das Billet zu schreiben, welches die Directrice der Hundecomödie mir übergab; die Schreiberin hatte aber gehofft, ich würde den pfiffigen Schluß des Briefchens sogleich verstehen.

Als Helene am Sonntag in die Kirche ging, war sie ein Gegenstand allgemeiner, ihr höchst unangenehmer Aufmerksamkeit. „Das ist sie!" flüsterten die Leute und zeigten sie sich einander mit den Fingern. Herr D. und seine

zwei Centner beturbanter Erbsünde waren ganz stolz darauf, eine so merkwürdige Person in ihrem Hause zu haben; allein Herrn D., der keinen Ueberfluß an Muth hatte, war die Sache sehr bedenklich. Man hatte ihm gesagt, ich führte nicht allein ein Jagdmesser, sondern auch Pistolen bei mir und hätte seine Mauer für gar kein Hinderniß erklärt! Das beunruhigte seine Phantasie ganz außerordentlich, und als er sich endlich mit Zittern und Zagen schlafen legte, stellte er eine geladene lange Entenflinte neben sein Bett.

Die Nacht war windig und der Zufall wollte, daß ein Laden an einem der Fenster im Schlafzimmer meiner Geliebten los gegangen war und vom Winde hin und her geschlagen wurde. Das hörte Herr D. in seinem Bette, gab seiner fetten Gattin einen Rippenstoß und Beide saßen mit sehr bedenklichen Gesichtern horchend da. Es war kein Zweifel, der verwegene, mit Pistolen und Jagdmesser bewaffnete deutsche Lieutenant hatte die Mauer überstiegen und war im Zimmer der deutschen Helena, die beide Gatten in diesem Augenblick nach Frankfurt oder nach Troja, oder noch weiter hinwegwünschten. Die zwei Centner Weiblichkeit erinnerten den zitternden Spitzenhändler daran, daß er Mann sei und ein „crimen raptus“ in seinem Hause nicht dulden dürfe, sondern sich waffnen müsse, um den deutschen Paris nöthigenfalls zu bekämpfen.

Klappernd vor Muth entwand sich Herr D. seinen Decken und ihm nach wälzte sich als Reserve seine gewichtige Hälfte. Voran schritt der muthige Spitzenhändler, wie es dem Manne zukam. Sein Haupt war beschützt durch eine erhabene weiße Nachtmütze und sein unterer Mensch durch weiße Unterhosen; seine Rechte war bewehrt mit der langen Entenflinte, die er weit von sich streckte, damit sie ihm keinen Schaden thun könne, wenn sie etwa unversehens losginge.

Hinter ihm folgte die treue Gattin, das Licht in der einen Hand und mit der anderen die Unterhosen des Mannes am weitesten Theil haltend, um den Muth des Verwegenen, wenn nöthig, zu zügeln.

Helene lag wachend im Bett und dachte an mich, als sich leise ihre Thüre öffnete und mit bebenden Schritten die lächerliche Procession ins Zimmer rückte. Sie that, als ob sie schliefe und hatte die größte Mühe, ihr Lachen zu unterdrücken. Man suchte — o Schmach! — **unter** dem Bette, **im** Bette und sogar in jedem Schubfach nach dem vermutheten Liebhaber; öffnete das Fenster, schloß den Laden und weit muthigeren Schrittes verschwand das abenteuerliche Paar, dem Helene ein Gelächter nachschickte, welches sich nicht länger unterdrücken ließ.

Herr Casier und ich gingen durch den Wald nach Viarmes. Unterwegs sagte er mir, daß er mich in das Haus des Herrn D. führen wolle, aber bitten müsse, ihm meine Pistolen anzuvertrauen, damit kein Unglück geschehe. Ich versicherte ihn, daß ich nichts als mein Messer bei mir habe, welches ich ihm überlieferte; sollte mich in jenem Hause ohne seine Schuld Verrath erwarten, dann würde mir der erste beste Stuhl eine genügende Waffe sein.

Wir begegneten dicht vor Viarmes einigen Frauen, die sich entsetzten, die Hände gen Himmel schlugen und riefen: „Oh Monsieur Casier, que faites vous?“ — In der Nähe des Hauses von Herrn D. sahen wir auf dem Wege zwei Damen, wovon die eine eine Guitarre trug und deren dunkles Haar durch eine rothe Blume geschmückt war. Die Dame blieb stehen, — wir sahen uns an, erkannten uns und stürzten uns jubelnd in die Arme. Wir hatten uns seit mehr als einem Jahre nicht gesehen. „Voila le pot au roses!“ lachte Herr Casier und die andere junge Frau,

welche die Gattin des Madame D. befreundeten Maires war, schlug die Hände zusammen und weinte vor Vergnügen.

Wir traten in das Haus und kamen in die Küche, in welcher meine Freundin, die Directrice der Hundecomödie, damit beschäftigt war, irgend einen Teig mit einem Löffel zu rühren. Als sie mich erblickte, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, ließ den Rührlöffel fallen und streckte mit der anderen Hand den Topf, den sie hielt, nach mir aus, als wolle sie mich als Sachverständigen über dessen Inhalt consultiren. Dann gerieth ihr Turban in eine zitternde Bewegung der Entrüstung und ihrem Mund entrang sich der verzweifelnde Ausruf: „Oh, Monsieur Casier, vous nous faites malheureux!“

Dieser begütigte die Aufgeregte und verschwand; die beiden Damen verschwanden und der Turban verschwand. Ich ging in den Garten und bald kam dort ein ganz angenehmer Mann zu mir, der sich als der Hausfreund, der Maire, zu erkennen gab. Ihm erzählte ich nun, daß ich weder Ent- noch Verführungsgedanken und keine andere Absicht habe, als meine Geliebte in Gegenwart einer dritten Person zu sehen, um ihr für unsere Zukunft wichtige Mittheilungen zu machen, zu welchem Ende ich mehr als zweihundert Stunden mit der Post gereist sei.

Er machte ein pfiffiges Gesicht, als wolle er sagen: „Alterchen, wir waren sonst auch ein sehr unternehmender Schwerenöther und wissen sehr wohl, was wir auf deine Reden zu geben haben!“ Allein das Resultat der Unterhaltung war, daß mir eine halbstündige Zusammenkunft mit meiner Geliebten in Gegenwart des Maires gestattet wurde.

Da dieser kein Deutsch verstand, so konnten wir uns sagen, was wir wollten; allein der Zuhörer meinte zu er-

rathen, warum es sich handle, und fragte Helene beständig mit pfiffigem Blick: „Ob ihr meine Propositionen gefielen und ob sie darauf einginge?“ Ich gab mir Mühe, ihn von seiner vorgefaßten Meinung abzubringen; allein Helene, welche durch die ganze unwürdige Handlungs- und Denkweise dieser Leute verletzt war, bat mich, von keinem dieser abgeschmackten Menschen Notiz zu nehmen und ihnen nicht zu antworten. Der Turban kam alle Augenblicke in das Zimmer und mahnte, der Unterhaltung ein Ende zu machen; endlich kam auch Herr Casier, der nach Hause wollte, und wir nahmen mit schwerem Herzen Abschied.

Auf dem Rückwege fiel es mir ein, daß ich Herrn D. gar nicht gesehen hatte und fragte Herrn Casier, ob derselbe nicht zu Hause gewesen sei? Casier hatte schon fortwährend für sich gekichert und brach nun in lautes Lachen aus. Er erzählte mir, daß er, aus der Küche gehend, seinen Freund gesucht und — im obersten Stockwerk des Hauses in einem Schrank versteckt gefunden habe, aus welchem er den vor Angst Zitternden hervorgezogen. Der Maire sei ein Poet und habe versprochen, daß man morgen in Viarmes einen Chanson auf D. singen und worin verewigt werden sollte, wie D. sich vor einem deutschen Officier in einen Schrank versteckt habe.

Casier sagte mir ferner, daß Herr D. am anderen Morgen Helene nach Paris zurückbringen wolle, da er es seiner eigenen Gesundheit schuldig sei, eine so lebensgefährliche Schöne nicht länger unter seinem Dache zu behalten.

Den Abend brachte mich Herr Casier in das Caffeehaus in Chantilly, wo eine feine Nase sogleich entdeckte, daß ich deutschen Tabak rauchte und ich mir durch Preisgeben meines gefüllten Beutels sämmtliche Anwesende zu Freunden machte. Die Dame am Buffet betrachtete mich immer mit erstaun-

ten Augen, denn sie hatte gehört, daß ich gegen sechshundert Stunden von Paris geboren sei, was ihr ganz unglaublich schien.

Herr Casier brachte mich endlich an die Posthalterei, wo die nach Paris gehende Diligence in der Nacht erwartet wurde. Passagierstuben auf kleinen Stationen waren damals in Frankreich nicht gebräuchlich; da der Postwagen erst in einigen Stunden erwartet wurde und ein Spazieren im Freien wegen des herabströmenden Regens nichts weniger als angenehm war, so gab ich einem der Postillone ein Trinkgeld, wofür er mir sein Bett anwies, welches in einem sehr großen Stalle in einem Pferdestande und zwar so aufgeschlagen war, daß man von hier aus beide Reihen der Pferde übersehen konnte. Ermüdet schlief ich bald ein, und als mich nach einigen Stunden, mitten in der Nacht, der Postillon erweckte, war ich einige Augenblicke ganz verwirrt, so daß ich mich gar nicht besinnen konnte, wo ich war. Ein Schimmel, der gemüthlich seinen Kopf in mein Bett steckte, brachte mich zu dem Bewußtsein, daß ich mitten in Frankreich in einem Pferdestalle meine Nachtruhe gehalten habe.

Am anderen Vormittage ging ich zu Herrn S., dem Manne der Pflegeschwester meiner Braut. Er war ein sehr liebenswürdiger Mann und die Rolle, die er mir gegenüber zu spielen hatte, setzte ihn in Verlegenheit. Als ich ihm sagte, daß Helene in einigen Stunden in Paris sein werde, glaubte er so wenig daran, daß er mir eine Unterredung mit ihr in Gegenwart seiner Frau versprach, worauf ich ihm sein Ehrenwort abnöthigte, welches er widerstrebend gab, aber später gewissenhaft hielt.

Ich blieb noch vierzehn Tage in Paris. Welche Qual war es für mich, die Geliebte so nahe zu wissen und sie nur so selten und unter solchen Beschränkungen sehen zu

können. Stunden lang umschwärmte ich Abends das Haus, um vielleicht nur einen Blick von ihr zu erhaschen. Im vollen Regen stand ich einst einen ganzen Abend, durch einen Fiacre gedeckt, ihrem Hause gegenüber und schmachtete einen fühllosen Haubenkopf an, welcher an ihrem Fenster stand. Keines der in Chiffern geschriebenen Billetchen, die sie mir auf die Straße warf, erreichte seine Bestimmung; sie wurden alle vom Winde hinweggeführt. Endlich wurde mir für einen Morgen um acht ein Rendezvous im Laden eines benachbarten Epiciers zugesagt, wo wir uns wenigstens unbehorcht von Anderen mittheilen konnten, was wir für die Zukunft beschlossen. Ich war pünktlich, wie es einem Soldaten zukommt, und nicht wenig erstaunt, darüber gezankt zu werden, daß ich eine ganze Stunde zu spät komme! Sie hatte — wie das einem verliebten Mädchen zukommt — sieben schreiben wollen und acht geschrieben. —

Da ich den Brief an den Herzog von Braunschweig in meinem Koffer gelassen hatte, der in Chantilly zurückblieb, so mußte ich dessen Abgabe bis zu meiner Rückkehr von diesem Orte verschieben. Der Herzog hatte mir auf meine schriftliche Anfrage eine Stunde bestimmt und ich begab mich in sein Haus, welches in den Champs Elysés lag. Der Portier examinirte mich erst sehr sorgfältig, ehe er mich dem Kammerherrn des Herzogs, Baron von Andlau meldete. Dieser hieß bekanntlich früher Bitter und war Canzlei-Director in Braunschweig gewesen. Von allen Dienern des Herzogs war er der einzige, der ihm treu blieb. Dafür wurde er durch den Baronstitel belohnt, welcher dem sehr geizigen Herzoge nichts kostete. Herr von Andlau war ein sehr hübscher Mann von angenehmen Manieren und freiem, offenen Wesen. Er war gerade im Begriff sich anzukleiden, als ich eintrat, während welcher Procedur er viel und lebhaft sprach. Er erzählte mir, wahrscheinlich um die

große Vorsicht des Portiers zu erklären, daß verschiedene Mordversuche gegen den Herzog gemacht worden seien; daß aber Jemand, der dergleichen beabsichtige, wenig Aussicht auf Erfolg habe, da der Herzog immer bewaffnet und außerdem körperlich sehr gewandt sei. Ich mußte innerlich lachen bei diesen Winken und an ein Dolchmesser denken, welches ich in Paris gekauft und in jenem Augenblick in meiner Tasche hatte. Wäre es zufällig entdeckt worden, so würden die absurden Mordgeschichten um eine andere absurde vermehrt worden sein. Der Baron erzählte mir auch, daß Gift auf den Herzog keine Wirkung habe, da er es immer gleich von sich gebe.

Als der Herzog kam, war Herr von Andlau in einem Nebenzimmer, dessen Thür er jedoch offen ließ, entweder um unsere Unterhaltung zu hören, oder bei der Hand zu sein, wenn ich etwa einen Mordversuch im Schilde führen sollte. Ich war natürlich sehr neugierig, den Herzog zu sehen, von dem ich so viel gehört hatte und in dessen Dienste ich zu treten hoffte. Er war damals ein hübscher Mann von mittlerer Größe, schlank und mit angenehmem, aber blassem Gesicht. Er trug einen kurzen Pelzrock und einen Shawl nachlässig um den Hals geschlungen; in der Hand hielt er ein Taschentuch, als er mit etwas affectirtem Wesen eintrat und mit einem ebensolchen, etwas näselndem Ton sagte: „Sie haben Briefe von Oberst von Schultze?“ — Ich gab ihm den Brief und nahm auf seine Einladung ihm gegenüber am Kamin Platz. Während er las, beobachtete er mich mehrmals, über den Brief hinwegsehend, doch ließ er sich über den Inhalt desselben gar nicht aus. Er fing sogleich an von Uniformen zu reden und war sehr genau über die Anzahl der Knöpfe unterrichtet. Das machte damals einen bedeutenden Theil der Regenten-Wissenschaft aus. Der Her-

zog bemerkte, daß ich seinem früheren Adjutanten, Herrn von Grabau, sehr ähnlich sehe. — Ich erzählte ihm, daß ich mit einer Dame gereist sei, welche man in Saarbrück für die Herzogin von Berry gehalten habe, von deren Ankunft die Polizei unterrichtet gewesen sei. Diese Nachricht schien den Herzog sehr lebhaft zu interessiren; als ich ihm jedoch die Dame beschrieb, die ziemlich groß war, sagte er mit Bestimmtheit, daß es die Herzogin nicht gewesen sei, welche er genau kenne.

Ich sah den Herzog während meiner Anwesenheit in Paris nicht wieder, noch nahm er weitere Notiz von mir, als daß er mir auf einen Wechsel, den ich auf Oberst von Schultze ausstellte, zweihundert Francs durch Herrn von Andlau auszahlen ließ, der zu diesem Ende zu mir in das Hotel du Nord kam, wo gerade Eduard war. Dieser hatte den Baron früher gesehen und erzählte mir, daß er und Andere dem Herzog glauben gemacht, daß man ihn zum deutschen Kaiser wünsche. Die Gerüchte, welche von den Beschäftigungen und dem Leben des Herzogs in Paris nach Deutschland kamen, waren wenig geeignet, einen guten Eindruck auf die Deutschen zu machen. Der Eindruck, den der Herzog auf mich machte, war im Ganzen kein unvortheilhafter, so weit es seine äußere Erscheinung betraf. Ein wenig mehr Aufmerksamkeit oder Freundlichkeit von seiner Seite gegen den Abgesandten eines seiner eifrigsten Anhänger und Freunde wäre wohl am Platze gewesen und würde mich eifriger gemacht haben, ihm selbst zu dienen. Der Herzog hat jedoch nicht die Art und Weise, sich Freunde zu gewinnen und in Folge seiner Charaktereigenthümlichkeit hat er stets das Unglück, wenn er einmal sein Mißtrauen besiegt, Schwindlern zu vertrauen, die dann die erste beste Gelegenheit ergreifen, sich für ihre Dienste bezahlt zu machen, da der

Herzog niemals selbst daran denkt, es zu thun und undankbar und geizig ist. Ein ehrlicher Mann hat keine Chance auf Erfolg bei ihm und wird sich sobald als nur immer möglich von ihm loszumachen suchen. Es liebt ihn kein Mensch und er scheint das auch nicht zu wollen, denn er verletzt das Ehrgefühl eines jeden bis in die tiefsten Tiefen des Gemüths, da er weder an Ehre noch Ehrlichkeit, noch an irgend eine Tugend in irgend einem Menschen glaubt. Wer ihm gefallen will, muß sich ein Loch in das Knie bohren lassen können und dabei lächeln, sich, figürlich gesprochen, einen Tritt vor den Hintern gefallen lassen und noch dafür bedanken. Sein Geiz entspringt keineswegs aus Mangel; im Gegentheil, er ist ungeheuer reich und verbraucht nur einen sehr kleinen Theil seiner Revenuen. Bei seiner Flucht von Braunschweig nahm er sechs Millionen Thaler mit; ich hörte aber nicht, daß er Herrn von Andlau die paar Tausend Thaler wiedererſetzte, welche dessen ganzes Vermögen ausmachten und welches er beim Schloßbrande verlor. — Der Oberst von Schultze war mit meinem Empfang sehr unzufrieden. Ich werde später noch mehrmals Gelegenheit haben, von Herzog Carl zu reden, denn die in Paris angeknüpfte Verbindung wurde bei einer anderen Gelegenheit fortgesetzt.

Nachdem ich meine Geliebte einige Mal in Gegenwart ihrer Pflegeschwester, Madame S., in deren gleichfalls in der Rue du Helder gelegenem Wohnhause gesehen und von ihr mit schwerem Herzen Abschied genommen hatte, reiste ich wieder nach Saarlouis zurück. Als ich eines Nachmittags dort ankam, hörte ich, daß am Abend ein Maskenball im Casino stattfinden sollte. Da der confuse H. krank war und den Ball nicht besuchen konnte, so veranlaßte er mich, seine Fra Diavolo-Maske anzunehmen und so auf den Ball zu

gehen, wo ich um so mehr unerkannt zu bleiben hoffte, als nur sehr wenige Personen von meiner Rückkehr wußten. Da ich mich noch nicht gemeldet hatte, so wollte ich mich nicht demaskiren; allein mein Major, der deshalb gefragt wurde, gestattete es und ich wurde freundlich von allen Kameraden bewillkommnet, mit denen ich sämmtlich auf einem sehr freundschaftlichen Fuße stand. Ich hatte sie sehr lieb und noch jetzt kann mir keine größere Freude werden, als mit einem von ihnen zusammen zu treffen. Ich habe später im Leben manche tüchtige Männer kennen und achten gelernt und mich in Freundschaft mit ihnen verbunden; allein die Freundschaft, bei der das Herz warm wird, empfindet man nur gegen Jugendfreunde.

Als ich mich am anderen Tage auf der Parade beim Obersten meldete, ignorirte er zwar, daß ich in Paris gewesen, was man ohne besondere Erlaubniß von Berlin nicht durfte, bedauerte aber, mir vierundzwanzig Stunden Stubenarrest geben zu müssen, da ich einen Tag zu spät von Urlaub gekommen war. Mein Degen wurde also vom Adjutanten abgeholt und ich blieb vierundzwanzig Stunden zu Hause.

Ich hatte an den Vater meiner Geliebten geschrieben, um ihn von meinen Plänen und Aussichten in Kenntniß zu setzen und erhielt eine Antwort, die folgendermaßen anfing:

P. P. „Soeben empfing ich den einliegend zurückfolgenden Brief. Muthen Sie mir 60r nicht zu, daß ich Ihretwegen lesen lerne, vielmehr lernen Sie schreiben, es ist kein böser Rath, weil heutzutag derjenige nicht fortkommt, der nicht wenigstens leserlich schreiben kann. Ich habe mich mit doppelter Brille abgemüht; allein leider kann ich aus einzelnen, mühsam zusammen gegrübelten Worten mir keinen Sinn zusammen buchstabiren.“ — Man sieht, mein guter Schwiegerpapa in spe verdiente seinen Namen, „der grobe C.“

Er sagte in diesem Briefe, daß ich mit dieser Reise nach Paris meiner Unbesonnenheit die Krone aufgesetzt habe.]

Als ich um meinen Abschied einkam, wurde ich zu meinem Major gerufen, der mich dringend davon abmahnte und endlich seine Einwilligung verweigerte. Ich erklärte ihm jedoch rund heraus, daß ich fest dazu entschlossen sei und wenn ich den Abschied auf mein Gesuch nicht erhalte, irgend etwas thun wolle, daß man ihn mir geben müsse. Als der Major mich so entschieden reden hörte und davon überzeugt war, daß ich mein Wort halten würde, gab er nach, da er ein guter Mann war, der es freundlich mit mir meinte und mich keine Unbesonnenheit begehen lassen wollte. Er verlangte jedoch erstlich die Einwilligung meiner Eltern, da ich noch nicht mündig war, und außerdem eine schriftliche Zusage des Obersten von Schultze für die Versprechungen, welche derselbe mir gemacht hatte. Die Eltern, die nun in Dortmund wohnten, wohin mein Stiefvater als Director des Gymnasiums versetzt worden war, versagten diese Einwilligung nicht, da sie eben nicht anders konnten, und auch von dem Obersten empfing ich das in den bündigsten Ausdrücken abgefaßte Versprechen, daß ich, um bei ihm die Landwirthschaft zu erlernen, für mehrere Jahre freie Station und einen monatlichen Gehalt haben solle. Damit waren die militärischen Behörden zufrieden und im Mai 1835 kam die Cabinetsordre, durch welche mein Gesuch bewilligt wurde.

Viele meiner Kameraden beneideten mich um meine Aussichten, hauptsächlich aber wohl deshalb, weil ich Saarlouis verließ, wo ihnen der Aufenthalt unerträglich wurde. Mehrere dachten, meinem Beispiele zu folgen und andere, die es nicht konnten, gingen zum Theil an den Genüssen zu Grunde, mit denen sie sich dort in Ermangelung von edleren die Zeit vertreiben mußten. Ich führe hier das Schicksal

einiger derselben an, da ich vielleicht später nicht werde darauf zurückkommen können. Mein Freund Fritz von Asmuth starb; mein Freund Theodor ebenfalls; der confuse H. wurde verrückt und starb; B. mit dem ich eine zeitlang nahe befreundet war, gerieth in Händel und mußte den Abschied nehmen; Lieutenant v. G. ging eines Abends spät auf die Saarbrücke, warf seinen Mantel ab und ertränkte sich; Lieutenant L. erschoß sich, als er von einem Ball zurückkam; sein Bursche fand ihn am anderen Morgen auf seinem Sopha sitzend, von zwei Kugeln durchbohrt und die abgeschossenen Pistolen neben sich. Held endlich trat, noch ehe er den Abschied erhalten hatte, in einem Nachbarstädtchen als Schauspieler auf und wurde Schauspieler. Mir würde vielleicht ebenfalls ein trauriges Loos beschieden worden sein, wenn ich nicht den Muth gehabt hätte, mich bei Zeiten loszureißen. Ende Mai reiste ich ab; Held und seine Frau begleiteten mich bis Saarbrück und von ihren freundlichsten Wünschen begleitet, bestieg ich den Eilwagen, der mich nach Osten entführen sollte.

IV.

Schriftsteller-Leben.

Erstes Capitel.

Die goldene Freiheit. — Leipzig. — Höfliche Leute. — Wer bin ich? — Seltsames Abenteuer. — Ueberraschung. — Erwartung. — Festgefressen. — Der Wirth. — Abreise. — Knapp! — Demüthiger Einzug in Hofahrtsheim. — Wolke. — Ein Brief von Sallet. — Besuch im Stift.

O goldene, goldene Freiheit! rief ich halb seufzend halb lachend, als ich meine geringe Baarschaft überzählte. Damals konnte ich noch lachen beim Anblick dieser traurigsten aller Gegenstände, — eines leeren Geldbeutels! Damals hatte ich noch die Tasche voll goldener Hoffnungen und die mir lächelnd zunickende Zukunft schlug der grämlichen Gegenwart ein keckes Schnippchen. Ueberdies war Geldnoth mein Normal=Zustand als Lieutenant gewesen und Gewohnheit hatte dieser Plage den Stachel abgestumpft. Selbst geldlose Freiheit erschien mir ein berauschendes Glück und schaudernd gedachte ich der ledernen Kamaschenknechtschaft, der ich so eben entflohen war. Hatte ich am Abend zu viel gegessen, dann erschien mir stets im Traum als Alp mein Hauptmann, sein Ruuu—hig! — eins, eins, eins!" winselnd, oder sein „Parademarsch!" bellend, so daß ich enſetzt in die Höhe fuhr und, kalten Schweiß auf der Stirne, aus tiefstem Herzen ein Gott sei dank! stöhnte. Kurz, ich genoß vorläufig den Sonnenschein meiner neuen Freiheit und von

ihm geblendet, gewahrte ich noch nicht die im Schatten schleichenden unheimlichen Gestalten, mit denen ich noch so vertraute Bekanntschaft machen sollte.

Da der Oberst geschrieben, daß er über Leipzig nach Teplitz reisen und mich dorthin mitnehmen werde, so dachte ich mir die kostspielige und langweilige Fahrt nach Hofahrtsheim zu ersparen und beschloß, ihn in Leipzig zu erwarten. Ich stieg also in dem der damaligen Post gegenüberliegenden Gasthofe zur Stadt Berlin ab und traf sogleich Maßregeln, daß der Oberst bei seiner Ankunft in Leipzig von meiner Anwesenheit unterrichtet würde. Das war leicht zu arrangiren, denn in jener unschuldigen Zeit mußte man noch seine Pässe am Thore abgeben.

Ich war zum erstenmal in der Buchhändlerstadt, und da ich bis zum Mittagessen noch Zeit hatte, so beschloß ich, einen Spaziergang, sie zu besehen. Merkwürdig höfliche Leute, diese Sachsen, dacht' ich, als mich in den Straßen und auf der Promenade viele Herren und selbst erröthende Damen grüßten. — An der Table d'hôte nahm ich aus Versehen den Platz eines Abonnenten ein; als ich es bemerkte und das Versehen verbessern wollte, drang man mit eifrigster Artigkeit in mich, den Platz doch ja zu behalten, so daß es unhöflich gewesen wäre abzulehnen. Nach der Suppe fand der mir gegenübersitzende Herr für nöthig, mir zu versichern, daß ich ganz außerordentlich wohl aussehe, was von mehren anderen Herren mit grinsendem und kopfwackelndem Empressment bestätigt wurde. Meiner Versicherung, daß ich immer so ausgesehen habe, widersprach man höflich und behauptete, daß ich bei Weitem nicht so wohl ausgesehn, als ich das letztemal in Leipzig gewesen. Man nahm es für einen Scherz, als ich versicherte, daß ich zum e r s t e n m a l hier sei, und behauptete, mich lange zu kennen.

Ich sah nun wohl, daß man mich für Jemand anders hielt; allein es war mir erst nach den ernstlichsten Versicherungen möglich, meinen Namen zu erfahren. Ich hörte mit Erstaunen, daß ich der bekannte Schauspieler Emil Devrient sei. Endlich fand man, daß derselbe etwas älter sei als ich, auch helleres Haar habe; daß wir aber sonst die erstaunlichste Aehnlichkeit, selbst in der Stimme hätten. Noch fünf und zwanzig Jahre später wurde diese Aehnlichkeit bemerkt, die ich übrigens nicht so auffallend finden konnte.

Eine sehr schöne Schauspielerin, die durch Leipzig reiste und in der Stadt Berlin logirte, mußte sich auch in der Person geirrt haben; denn als ich Abends in mein Zimmer kam, fand ich ein sehr zärtliches Billet, ohne Adresse, welches eine sehr freundliche Einladung enthielt. Das lustige Mißverständniß löste sich auf lustige Weise zu beiderseitiger Zufriedenheit.

Da ich nicht einen Menschen in Leipzig kannte, so langweilte ich mich entsetzlich, und immer wollte der Oberst noch nicht kommen. Ich hatte so lange geschwankt, ob ich nicht lieber abreisen solle, bis mir dies unmöglich wurde. Mein bescheidener Geldvorrath war so geschmolzen, daß er nicht mehr hinreichte meine Rechnung zu bezahlen. Das war keine kleine Verlegenheit; der Oberst konnte noch lange ausbleiben und ein Brief reiste damals wenigstens vier bis fünf Tage. Ich entschloß mich also, dem Wirth meine Lage zu eröffnen und that dies in einem Briefe, in welchem ich ihn bat, meinen Koffer als Pfand zu behalten und mich abreisen zu lassen. Der Wirth kam, den Hut auf dem Kopf, in mein Zimmer, pflanzte sich breit auf das Sopha und sagte: „Na, das ist ja eine schöne Geschichte.“ Er sprach mit äußerster Verachtung von zurückgelassenen Koffern und versicherte, daß er eine ganze Sammlung von solchen habe, die niemals

eingelöst worden seien. Als ich ihm sagte, daß der meinige alle meine Briefe und Papiere enthalte, die ich gewiß nicht im Stich lassen würde, lachte er hell auf und versicherte, daß er in diesen unerlösten Koffern ganze Rieße kostbarer Documente besitze. Ich dachte nun meinen höchsten Trumpf auszuspielen und gab ihm feierlich mein Ehrenwort, daß ich ihm das Geld sogleich schicken würde; allein er lachte noch lauter und gab mir sein Ehrenwort, daß er noch mehr uneingelöste Ehrenwörter als Koffer habe und daß er die letztern, selbst wenn sie leer wären, vorzöge. Ich war außer mir vor Scham und Wuth über das Benehmen des Wirthes, der mir ein Scheusal schien, obwohl er in der That ein guter und verständiger Mann war. Er hatte Menschenkenntniß genug zu sehen, daß er mit keinem Schwindler von Profession zu thun habe und zeigte sich sehr vernünftig. Er schoß mir noch einige Thaler vor, damit ich abreisen konnte und behielt den Koffer.

Mein Geld reichte nur bis eine Station vor Magdeburg, wo ich zur Verwunderung der Mitpassagiere ausstieg, um meine Reise „auf Schusters Rappen" fortzusetzen. In Magdeburg fand ich den versprochenen Wagen nicht vor und mußte mich entschließen, die acht Meilen bis Hofahrtsheim zu Fuße zu gehen. Es war noch früh am Tage im Juni; ich hatte erst zwei Meilen gemacht; das Wetter war wunderschön und ich dachte am Abend bei meinem diplomatischen Schutzpatron einzutreffen, besonders wenn ich eine nähere Straße einschlug, die ich mir nach der Karte vorgezeichnet hatte. Ich machte mich also rüstig auf den Weg, trillernd und singend mit den Lerchen um die Wette. Am Nachmittag zog ein Gewitter herauf und überfiel mich mitten in einer obdachlosen, hundetürkischen „Landschaft", so daß ich bis auf die Haut durchnäßt wurde. Das war ich von der Jagd gewohnt und hatte wenig zu sagen, besonders da gleich

darauf die Sonne wieder mit aller Glut herniederstrahlte; allein der doppelte Proceß des Einweichens und Austrocknens verengte meine an sich schon knappen, neuen Stiefeln, was mir eine fast unerträgliche Qual verursachte. Halb ohnmächtig vor Schmerz kam ich endlich in einem Dorfe an, welches noch zwei Meilen vom Ziele meiner Reise entfernt lag.

Um nach dem „Kruge“ zu fragen trat ich in ein Haus, wo ich in einem großen, freundlichen Zimmer einen Mann, mit dem Ausbessern von Knabenkleidern beschäftigt, auf einem Tische sitzend fand. Der intelligente, milde Ausdruck seines Gesichtes überraschte mich ebenso wie der Wohlklang und die Correctheit seiner Sprache, die schlecht mit den Ideen zusammenstimmte, welche ich mir von einem Dorfschneider gemacht hatte. Er sagte mir lächelnd, er sei — der Schullehrer des Orts und flicke die Kleider seiner Schulkinder, um seine sehr geringe Einnahme durch einen Nebenverdienst zu vermehren. Als ich mein Erstaunen äußerte belehrte er mich, daß es in andern Dörfern Schullehrer gebe, welche noch weit übler daran wären als er. Es war das vor fünfundzwanzig Jahren und ich hoffe zur Ehre der preußischen Regierung, daß es keine Dorfschullehrer mehr in Preußen giebt, die genöthigt sind, sich durch Schneidern oder Schustern vor Hunger zu sichern.

Da ich kein Reitpferd oder passendes Fuhrwerk in dem Dorfe auftreiben konnte und überhaupt wegen meiner erschöpften Kasse vorsichtig sein mußte, so beschloß ich im Kruge zu übernachten, wo ich für wenige Groschen ein einfaches Mahl und noch einfacheres Lager auf reinlichem Stroh fand.

Nachdem ich meine engen Stiefel auf dem Spann aufgeschnitten hatte, gelang es, die entzündeten Füße hineinzuzwängen und unter entsetzlichen Schmerzen, die mich an die

Tortor der spanischen Stiefeln erinnerten, hinkte ich durch die blühenden Felder und alle mich umlachende Junipracht. Endlich waren die zwei Jammermeilen vollbracht; aber der Schmerz hatte mein Gesicht so entstellt, daß der ehrliche Cantor von Hofahrtsheim ganz entsetzt zurückfuhr, als er mir auf seinem Morgenspaziergange begegnete und mich an der Stimme erkannte, mit der ich ihn begrüßte.

Der Oberst war allein im Hause, durch wirthschaftliche Geschäfte verhindert, Weib und Tochter ins Bad nachzueilen. Er empfing mich freundlich genug; allein dennoch merkte ich, daß ich ihm nicht gelegen kam und meine Begleitung nach Teplitz unbequem war. Er war oft abwesend und ich meistens allein; aber ich hatte keine Langeweile, denn Feld und Garten standen in üppigster Pracht und ich genoß in vollen Zügen den herrlichen Sommer. In einer schattigen, blühenden Laube sitzend, umweht vom Duft der Orangenbäume und vor mir den schilfumkränzten Teich, auf dem Wasserhühner geschäftig hin und her schwammen, schrieb ich ein Gedicht, welches die Scene und das Glück meiner Freiheit malte. Ich sandte es meinem Freunde Sallet, von dem ich folgende Antwort erhielt, welche mich beschämte und zur richtigen Würdigung meiner Lage brachte.

„Lieber Wiersbitzki!

Wenn ich Dir auf Deinen vorigen Brief nicht antwortete, so war das nicht Nichtachtung. Ich verachte und übersehe Keinen, der was mit mir zu thun haben will, besonders Keinen, bei dem ich, so verschieden auch unsere Charaktere sein mögen, Anklang für Vieles finde, das mir hoch und schön erscheint. Aber Deinen Brief fand ich in Breslau, als ich vom Manöver kam. Er hatte schon einige Zeit da gelegen, ich mußte noch zu allerlei Verwandten herumreiten, dann von

allen Abschied nehmen und wieder nach Berlin gehen. So verzog sich denn die Sache, und da aus Deinem Briefe hervorzugehen schien, daß Dein Aufenthalt nur provisorisch sei, so wußte ich nicht, wo Du zu treffen sei'st. Ich wartete daher ruhig ab, bis ein zweiter Brief von Dir kommen würde und wie ich gedacht, so geschah's. Glaube nicht, daß ich mir ein gewisses Uebergewicht über Dich zu geben dachte, indem ich Dich zweimal anklopfen ließ. So bin ich gar nicht, im Gegentheil habe ich selbst schon öfters zwei, ja selbst mehr Briefe an Andere geschrieben, um nur eine Antwort zu bekommen. —

Nun aber laß Dir vorhersagen, daß ich, da Du *meine Meinung* wissen willst, ehrlich mit Dir umzugehn gedenke. Vielleicht wird Dir manches von dem, was ich sage, philisterhaft vorkommen, als wollte ich den Mentor spielen, aber da irrst Du Dich; ich will nur meine Ueberzeugung aussprechen — sie Andern aufdringen zu wollen ist einerseits arrogant, andrerseits nutzlos, denn was einem von außen kommt, was einer nicht aus sich selbst entwickelt, ist doch werthlos für ihn.

Fürs erste also thue ich Dir kund, daß wir über das Wort Freiheit sehr verschiedener Ansicht sind. Du jubelst darüber, daß Du sie, nach der auch ich, wie Du sagtest, strebe, endlich errungen hast, ich aber, verzeih' mir, begreife weder Deinen Jubel, noch wie Du mein Streben so ganz hast mißverstehen können. Meiner Meinung nach warst Du viel freier, als Du Maladrette exercirtest und Dir dafür monatlich Dein Gehalt verdientest, das Dir Keiner streitig machen und schmälern durfte, und Dir Keiner *schenkte*, als nun, da Du freilich thun kannst, wozu Du Lust hast, dagegen aber lediglich von der Gunst und Ungunst eines Andern abhängst.

Wer frei werden will, der werde es aus und durch sich selbst, nicht durch Andere. Das letztere ist eine Freiheit, die der Leibeigenschaft ziemlich nahe steht. Ich setze den Fall, ich nähme jetzt meinen Abschied und nährte mich vom Uebersetzen englischer oder italienischer Schriften (was practisch sehr ausführbar wäre), so lebte ich doch von meiner eigenen Arbeit, und dennoch würde ich mich als ein Unfreier fühlen. Warum? Weil mir die Noth nicht vergönnte, meinen Geist frei zu entfalten und in selbstständigen, meiner würdigen Leistungen meiner Zeit, meinem Vaterlande zu dienen so viel an mir ist. Ich würde mich gegen meine Ueberzeugung, gegen meinen bessern Drang zum Handlanger erniedrigen müssen. Sieh, das ist wieder eine andere Seite der Knechtschaft als Deine. Du hängst von Deinem Onkel ab, ich würde dem Buchhändler leibeigen sein. Deshalb ist es ein Schritt, der besser überlegt sein will, als Du es wahrscheinlich gethan hast, wenn man sich von einer einmal gewonnenen, festen Stellung, die nicht so ganz unwürdig sein mag, als Du es meinst, lossagt, um fortan allein für sich da zu stehen. Auch ich denke noch immer, wie sonst, einst den bunten Rock auszuziehen, nicht etwa weil ich ihn für meiner unwürdig, sondern nur, weil ich mich für nicht dazu geschaffen erkenne. Aber ich werde es gewiß nicht eher thun, als bis ich mich so weit herangebildet habe, um wirklich selbstständig, durch Bildung und entwickelte innere Kraft über äußere Umstände gebietend, anstatt von ihnen abhängend, auftreten zu können. Fühle ich mich nie so weit befähigt, so bleibe ich was ich bin, überzeugt, daß ein gewöhnlicher Officier mehr fürs Allgemeine leistet, als ein ungereiftes, verpfuschtes, durch die Noth gedrücktes, ja vielleicht zu Schändlichkeiten getriebenes Genie. Es ist freilich lächerlich, guten Rath zu geben, wenn der Andere schon gewählt hat, die Spritzen zu

probiren, wenn das Haus abgebrannt ist, aber ich meine, daß solche Betrachtungen nie zu spät kommen. Du hast immer noch Muße und Zeit genug, Dich zusammen zu raffen und so hinzustellen, daß Du zu Jedermann sagen kannst: „Wenn Du mich nicht mehr magst, gut! ich kann auch ohne Dich bestehen.“ Wenn Du, woran ich sehr zweifle, wirklich mit nach Lissabon gehen solltest, so hast Du schon einen Anhalt. In einer Lage, wie Deine, muß man das kleinste Geschäft nicht verachten, sondern sich ihm mit Eifer widmen. Dann wird es zu einer Brustwehr, die in unserer Defensivstellung gegen die Welt doch wenigstens einige Deckung gewährt. — Solltest Du wirklich nach Lissabon gehen, so bitte ich Dich, mir ja zu schreiben, aber auch interessante Briefe. Nicht blos aus Eigennutz, sondern, da Dir an meiner Meinung gelegen ist, um Deiner selbst willen; denn wenn ich von einem Menschen, der sich an merkwürdigen Orten und unter merkwürdigen Umgebungen befindet, einen ordinären Brief lese, so halte ich ihn (ich kann mir nun einmal nicht helfen) auch sogleich für einen ordinären Menschen. Ich glaube Du weißt, was ich sagen will, und stimmst mit mir überein. Ich habe Briefe aus Constantinopel gelesen, die so jämmerlich langweilig waren, ich glaube es könnte einer was Interessanteres über Saarlouis schreiben, und das will viel sagen. Also, wenn Du ferne Länder zu sehen bekommst, auf mit den Augen! den auswendigen und den inwendigen, sonst würde ich Dich, mit Deiner Erlaubniß, für etwas halten müssen, wofür ich Dich bis jetzt nicht gehalten habe, nämlich für einen Tropf.

Aber ich habe bis jetzt noch nichts von Deinen poetischen Bestrebungen gesagt. Glaube nicht, daß ich sie verkenne. Nur, wenn Du Dich ihrethalben verpflichtet gefühlt hast, Dich von aller andern, Dir lästigen Thätigkeit loszumachen,

so bist Du wohl nicht ehrlich gegen Dich selbst gewesen. Bekenne aufrichtig, die Beschäftigung als Officier nimmt weder so viel Zeit weg, noch erschlafft sie (was man wohl oft von faulen Menschen hört, die ihren Stumpfsinn damit entschuldigen wollen) Geist und Körper so, daß man nicht zu schönen Leistungen im Gebiet des Geistes tüchtig bliebe. Du hast mich früher wohl selbst anders sprechen hören, aber da sprach ich oft schnell hin, was ich nicht überlegt hatte, oder ich war überhaupt noch ein Knabe. Der Verstand kommt nicht vor den Jahren. Da aber poetische Arbeiten jetzt Deine Hauptbeschäftigung zu sein scheinen, so bitte ich Dich innigst, und das im Namen der so vielfach geschändeten Poesie: nimm die Sache nicht leicht, geh mit Ernst und ächtem Kunststreben daran! Halte nicht jeden flüchtigen Einfall, der Dir den Kopf heiß macht, gleich für das Rechte, zersplittere Deine Zeit und Kraft nicht an Ausübung des Frivolen. Denke über die ewigen Regeln der Kunst mit Ernst und Eifer nach und betrachte vor Allem eine kräftige, feste Gesinnung als die nothwendige Grundlage, ohne die nur gebrechliche Gebäude aufgeführt werden. Daß ich es nicht der Mühe werth halten würde, Dich so ernstlich zu beschwören, wenn ich Dich nicht für fähig hielte, etwas zu leisten, siehst Du wohl ein.

Hierbei will mir etwas von Dir nicht gefallen, und ich glaube, daß es Deinem geistigen Streben sehr nachtheilig werden kann, nämlich: daß Du den Grund und Boden verkennst, auf dem Du gewachsen bist. Gieb diesen Irrthum auf, wenn es Dir möglich ist, denn ein Irrthum ist es. Du bist in Deutschland geboren und erzogen, Du sprichst die deutsche Sprache und dichtest in der deutschen Sprache und willst kein Deutscher sein. Was ist das für eine possirliche Grille! Nimm Dich in Acht, daß sich die deutsche Sprache

nicht an Dir rächt. Wenn Du weder deutsch denken noch deutsch fühlen willst, wie kannst Du dann deutsch und zu deutschen Gemüthern reden wollen? Deine Magyarennationalität ist nun einmal für Dich verloren, ist Dir ganz fremd, nur ein Phantom. Eine Nationalität aber muß jeder Mensch haben und freue Dich, daß Du für Deine alte eine bessere eingetauscht hast. Die Deutschen scheinen Dir Mitteldinger zu sein, weil sie das Aechte, das Hohe und Edle fest und unverbrüchlich bewahren, während die Andern sich unruhig hin und herwerfen und ewig nach etwas rennen, was sie nie finden werden, weil sie es nicht (wie die Deutschen) in sich haben. Ich bitte Dich, thu nur einen Blick auf die Literaturen, und wenn Du in irgend einer so viel Großes, Liebliches, Inniges, ja, wenn Du es einmal verlangst, selbst so viel Excentrisches und Freches findest, als in der deutschen, so magst Du mich castriren. Der deutsche Geist, das deutsche Gemüth haben sich nach allen Richtungen, in die Höhe und Tiefe, auseinandergegeben und sich in Allem wieder gefaßt, zusammengerafft und zum Ehrwürdigen, ewig Bleibenden concentrirt. Das wirst Du in der Literatur finden, und daß diese der eigenste Abdruck des Volksgeistes, ja mehr, der Volksgeist selbst, der in ihr seine Gestalt gewonnen hat, sei, das bejaht jedes Handbuch als etwas längst Bekanntes, und Du wirst es doch nicht abstreiten wollen.

Von Deinem Bibelunternehmen rathe ich Dir ab. Einmal sind diejenigen soidisant-Gebildeten, die sich schämen die Bibel zu lesen oder die nicht fähig sind das Schöne unter dem uns fremden Schmuck, (den ich nicht, mit Dir, Schwulst nennen möchte. Wir müssen das nicht mit unsern Brillen ansehn. Es ist eben ein eigenthümliches Element einer alten, merkwürdigen Zeit und Sprache) zu erkennen, gar nicht werth, daß man etwas für sie thue und daß überhaupt von

ihnen die Rede sei. Wer fremde Literaturen genießen will, dem soll der Brei nicht um den Mund geschmiert werden. Er bilde sich so weit, daß er fremde Eigenheiten capiren und als zum Ganzen einer Volkscharakteristik nothwendig gehörend betrachten lernt, er stutze nicht gleich, wenn er einmal etwas findet, das bei ihm zu Hause, in Krähwinkel oder sonst wo, nicht bekannt und üblich ist. Wer nicht auf diesem Standpunkte steht, der versteht, was man ihm bieten könnte, doch falsch, und es hieße sich an hohen Geisteswerken versündigen, wenn man sie ihm nach seinem ekeln Munde säuberlich appretiren wollte. Ferner aber ist Dir der Stand der Sache nicht genau bekannt. Es ist nicht zu läugnen, daß Luther, theils wegen der damaligen Stufe der Sprachkenntniß, theils von seinem kirchlichen Zweck durchdrungen, Vieles ohne Absicht corrompirt hat. Hierzu gehört namentlich das Hohe Lied, ein üppiger Liebesgesang, dem er einen geistigen, heiligen Anstrich und eine solche Deutung hat geben wollen. Von dergleichen Stücken der Bibel aber haben wir bereits treffliche Uebersetzungen, die ganz vorurtheilsfrei die Sache geben, wie sie ist, freilich (und meiner Meinung nach mit Recht) mit Beibehaltung aller Eigenthümlichkeiten. Diese sind aber von Männern geliefert, die eine tiefe Kenntniß der Ursprache sich erworben hatten. Ich habe selbst noch nichts davon gelesen, weiß es aber. Der vorzüglichste ist: Hitzig. Schon Herder fing damit an. Du siehst, wie sehr Du hier im Nachtheil stehen würdest; Du könntest nur aus der trüben Quelle schöpfen, und, da Du noch dazu beschneiden und der jetzigen Dichtungsweise anpassen willst, so würdest Du nur Ungeheuer liefern, die sich zum Original verhielten wie der Télémaque zum Homer. Die Zeiten sind aber Gott sei Dank vorbei, wo dieser in alle Sprachen übersetzt und bewundert wurde. Der menschliche Geist hat

über seine eigne Verirrung gerichtet und dem unwiderruflich den Stempel der Lächerlichkeit aufgedrückt, was wirklich ein verkehrtes, seichtes und abgeschmacktes Streben war. Denke nur an die vortrefflichen römischen und griechischen Helden, mit Perrücke und Stahldegen in der fränzösischen Tragödie und gehe in Dich und bereue Deinen kühnen Plan. So äußerlich, zufällig und unpassend, wie uns jetzt die Perrücken vorkommen, würden unsre Wendungen und Modephrasen einer spätern Zeit an den Büchern der Bibel erscheinen. Ein andermal mehr und auch etwas von mir. Aus der Länge meines Briefes wirst Du sehen, daß ich Dich nicht nachlässig abgespeist habe. Riskire es also nur, mir wieder zu schreiben, vergiß aber nicht, immer genau anzugeben, wo Dich ein Brief treffen kann. Lebe wohl und finde Beruhigung und Wohlergehen in und außer Dir!

Berlin, den 25. Januar 1836. Dein Freund

Fr. v. Sallet."

Manche der in diesem Brief ausgesprochenen Gedanken drängten sich mir auf, bevor ich ihn erhielt. Ich hatte im Grunde ganz dieselben Ansichten über Freiheit als Sallet; allein das Wechseln der Fesseln ist oft schon solche Wohlthat, daß man die neuen am Anfange kaum fühlt. Als ich anfing sie zu fühlen, war ich auch schon entschlossen, sie bei nächster Gelegenheit abzuwerfen und sie nur einstweilen geduldig zu tragen. Der Oberst schien es gut mit mir zu meinen und versprach mir durch seinen Einfluß eine Stellung zu verschaffen, welche mich zu meinem Ziele, oder demselben doch näher führte; ob er sein Wort halten wollte oder konnte, mußte sich bald zeigen. Er hatte, wie er sagte, zu diesem Ende allerlei Schritte gethan, deren Erfolg abgewartet werden mußte. Bestimmt sprach er sich darüber nicht aus,

sondern begnügte sich mit Andeutungen. Vorläufig machte er große Vorbereitungen zu einer längern Abwesenheit von seinem Wohnsitz; schloß Verkäufe ab über Saaten, die noch auf den Feldern standen und war noch sehr eifrig mit Vorrichtungen zur Ernte beschäftigt, so daß er mir Muße genug übrig ließ. Um ihm aus dem Wege zu gehen, beschloß ich meine gute Cousine Fernande im Stift zu besuchen, welches ich im Sommer noch nicht gesehen hatte.

Ich ritt einen wunderschönen Schimmelhengst, den Vater der ganzen Pferdebevölkerung einige Meilen in die Runde, und nahm zur Gesellschaft einen gelben Bullenbeißer mit, der groß und stark wie eine Löwin und mir besonders anhänglich war. Ueberall auf dem Wege blieben die Leute stehen, bewundernd meinen prachtvollen Thieren nachblickend. Meine liebe Cousine war allein in ihrem freundlichen Häuschen und ich verlebte mit ihr einige sehr glückliche Tage, an welche ich noch oft mit Wehmuth zurückdenke. Ich sah sie damals zum letztenmal. Sie heirathete den früher erwähnten schönen Inspector, der sich in Posen ein Gut gekauft hatte, und starb im ersten Wochenbette. Dieser Verlust schmerzte mich tief, denn ich hatte sie sehr lieb. —

Als ich nach Hofahrtsheim zurückkehrte, waren alle Pferde eifrig damit beschäftigt, die Rübsaat zu dreschen, da der Oberst das Geld dafür mitnehmen wollte. Ich merkte, wie früher erwähnt, daß meine Anwesenheit in Teplitz nicht sehr erwünscht gewesen wäre; denn es schien eine Art von Ehestandsfeldzug für die „kleine Excellenz“ im Werke und die Anwesenheit eines jungen Mannes, der mit der Familie auf vertrautem Fuße stand, konnte auf einen der jungen Grafen und Standesherren, nach denen man angeln wollte, einen zurückschreckenden Eindruck machen. Aus diesen mir

diplomatisch angedeuteten Gründen ging man sehr zuvorkommend auf den von mir geäußerten Wunsch ein, während der Abwesenheit der Familie von Hofahrtsheim in das Bodethal zu gehen; eine Gegend, deren romantische Reize mich seit meinem ersten Besuche wie ein Zauber verfolgt hatten.

Zweites Capitel.

Thale. — Die Roßtrappe. — Mein Wirth. — Jägerleben. — Förster Daube. — Der alte Brothuhn. — Wildschweinsjagden. — Der Keiler und der Gastwirth. — Abendanstand. — Hallalih! — Der Student der Philosophie. — Seltsame Nachtscene. — Waldbrand. — Kaninchenjagd. — Der alte Karlist.

Ich fuhr mit der Post nach Quedlinburg, welches zwei Meilen von der Roßtrappe entfernt ist und wohin ich zu Fuß zu gehen beschloß. Ein Mann wurde gemiethet, meinen Koffer zu tragen und mir als Führer zu dienen. Er war seines Handwerks ein Schmuggler und die Erzählung seiner vielfachen nächtlichen Abenteuer verkürzte mir den Weg. Die Schmuggler pflegten ihr Geschäft in ganzen Banden zu treiben und häufig fielen blutige Gefechte zwischen ihnen und den Grenzjägern vor. Mit Bewegung zeigte mir der Mann einen Platz, auf welchem ein solcher nächtlicher Kampf stattgefunden hatte. Eine Abtheilung Grenzjäger lag im Hinterhalt und empfing die nichts ahnenden Schmuggler mit einer Salve. Viele derselben wurden getödtet, unter ihnen die Frau meines Führers; er selbst wurde verwundet. Dessenungeachtet hatte er sein gefährliches Handwerk nicht aufgegeben.

Der einzige kleine Gasthof im Dorfe Thale selbst war von Damen aus benachbarten Städten eingenommen, welche

die frische Bergluft genießen und das neu eingerichtete Bad gebrauchen wollten; ich war daher genöthigt, mir ein anderes Unterkommen zu suchen und ward von dem Wirth zu einem reichen Bauer gewiesen, der ganz allein in seinem Hause wohne, aber ein sehr seltsamer alter Kauz und außerordentlich mißtrauisch gegen Fremde sei.

Das bezeichnete Haus und Gehöft lag mitten im Dorfe. Es war, obwohl äußerst einfach und ländlich, doch stattlicher als die andern Häuser und alle Fenster desselben waren mit Weinlaub umrankt, was mir ganz besonders gefiel. Erst nach langen Unterhandlungen auf offener Straße gelang es mir, das Mißtrauen des alten kuriosen Eigenthümers zu überwinden und ihn durch Anbieten einer hohen Miethe zu bewegen, mir ein großes Zimmer nebst Schlafstube, beide im ersten Stock, abzulassen. Ich war entzückt von meiner Wohnung. Der Fußboden war zwar nicht gedielt, sondern mit einem harten Kalkestrich bedeckt, was im Sommer nichts zu sagen hatte, sondern kühl und angenehm war. Das größte Prachtstück unter den sehr einfachen Möbeln war ein altes Rohrsopha. Dafür waren aber die vier Fenster fast zugewachsen mit Weinlaub, durch welches das zu grelle Sonnenlicht gedämpft wurde. Ich fühlte, daß ich in diesem Zimmer dichten könnte, und das war die Hauptsache, denn ich beabsichtigte, ein neues Trauerspiel zu schreiben.

Hätte mir aber das Zimmer auch nicht gefallen, ich würde es des Hausherrn wegen genommen haben, der eine neue Nummer in meinem Charakteren-Museum zu werden versprach. Man glaubt in Deutschland gewöhnlich, daß England die meisten Originale hervorbringe; allein das ist ein Irrthum, wenigstens in Bezug auf das moderne England, wo ein Jeder gezwungen ist, seine Individualität der seiner Klasse sclavisch anzupassen. Ein Abweichen gilt für

ungehörig, oder selbst unanständig. Originalität in Individuen kann sich nur in Ländern entwickeln, wo große sociale Freiheit besteht, die in England durchaus nicht zu finden ist. Es ist eine eigenthümliche Wahrnehmung, daß alle Völker, welche die größte politische Freiheit besitzen, in socialer Hinsicht die unfreiesten sind und umgekehrt. Eine kürzlich verstorbene englische Schriftstellerin, Mrs. Jameson, die Deutschland sehr genau kannte, sagte: „Ich habe oft gedacht und gefühlt, daß während wir in England politische Freiheit haben, wir nichts besitzen, was der persönlichen und individuellen, der gesellschaftlichen Freiheit der Deutschen, selbst unter ihren schlechtesten Regierungen, gleich käme."

Diese sociale Freiheit, welche jede Individualität gelten läßt, ist der freien Entwicklung der Charaktereigenthümlichkeit äußerst günstig, wozu bei uns Deutschen auch noch die besondere Richtung des allgemeinen Volkscharakters beiträgt. Ich behaupte, es giebt unter keinem Volke der Welt so viele Originale, als unter den Deutschen; obwohl deren Excentricität sich seltener in närrischen Handlungen äußert, wie wir sie zu Zeiten von Engländern hörten und mehr eine innerliche als äußerliche ist.

Mein Hausherr war ein kleiner, magerer Mann, der die Siebenzig passirt haben mochte und auf Beinchen einhertrippelte, die denen eines alten contracten Mopses sehr ähnlich waren und deren gewundene Schönheit durch schmutzige lederne Kniehosen und lange blaue Strümpfe nicht verdeckt wurde. Die Ansicht der Hinterfront war durch keine Schöße verunziert, denn der alte Reckleben trug gewöhnlich eine Jacke. Das von pfiffigen Augen belebte, höchst bewegliche, faltenreiche Gesicht war mit einer gebogenen Nase geziert, welche sich dem Kinn bedeutend näherte, da die beide einst fern haltenden Zähne längst verschwunden waren. Reckleben

war seiner Zeit ein Landmetzger gewesen, hatte sich nun aber längst „auf seine Güter“ zurückgezogen, die in seinem Bauerngehöft bestanden, wozu natürlich einige Morgen Land gehörten, und welches er ganz allein mit einem Ziegenbock bewohnte. Ob er außer diesem Ziegenbock sonst noch Angehörige hatte, weiß ich nicht, denn er empfing nie Besuch und nur zur Zeit der Ernte sah man einige Mädchen in seiner Scheune und im Hofe beschäftigt, wohin auch oft die Dorfschönen kamen, ihre Ziege am Strick, um dem Geißbock eine regeneratorische Visite zu machen. Der alte Mann besorgte alle häuslichen Geschäfte selbst und war auch sein eigener Koch. Er that sich viel auf seine Geschicklichkeit in diesem Fach zu gut und überrraschte mich am Tage meines Einzuges durch ein Geschenk selbstgemachten Kirschfladens, wovon ich, um ihn nicht zu beleidigen, in seiner Gegenwart ein Stück hinunterwürgen mußte.

Obwohl als Einsiedler lebend und sehr mißtrauisch, war der alte Reckleben doch kein Misantrop. Als Landmetzger hatte er die Welt gesehen und hielt sich für einen Lebemann, der mit Vornehm und Gering umzugehen wußte. Vor mir, dem „Herrn Baron“, erschien er stets die Mütze in der Hand, in gebückter Haltung, die krummen Beinchen noch sechs Zoll weiter als gewöhnlich auseinander gesperrt, ein stereotypes süßes Grinsen im Gesicht und in einem weinerlich demüthigen Tone lebhaft quieckend. Er erzählte außerordentlich gern, und kam er auf seine Processe zu reden, dann wurde er beweglich wie ein Hampelmann und Beinchen und Aermchen mußten zur Unterstützung seiner ihm noch immer nicht schnell genug scheinenden Zunge beitragen. In die höchste Aufregung gerieth er einst bei der Erzählung von einem Rechtsstreit, den er wegen eines Ackers mit seinem Nachbar geführt hatte. Es schien ihm durchaus nothwendig,

daß ich die Lage der strittigen Aecker genau begriff und er zeichnete mir davon einen Situationsplan, wie ihn gewiß noch niemals, so lange die Welt steht, ein Ingenieur gezeichnet hat. Mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand kniff er eine Falte in sein Gesicht und schrie, um die Falte nicht zu zerstören, durch den einen Mundwinkel: „Das ist Stubbsen's Acker." Mit der Rechten kniff er eine andere Falte, fast unverständlich murmelnd: „Das ist mein Acker." Dann ließ er die Finger los, da er sie zum Demonstriren brauchte, und die Ackerfalten blieben stehen, lange genug, um die Sache klar zu machen, da er sich Mühe gab zu reden, ohne das Gesicht zu bewegen. Er gerieth aber immer mehr in Eifer und die Bewegung beider Zeigefinger, mit denen er bald auf Stubbsen's, bald auf seinen Acker im Gesichte zeigte, wuchs an Geschwindigkeit, bis mein tolles Gelächter der komischen Scene ein Ende machte.

Gegen Niedere war aber sein Benehmen bei Weitem verschieden; da war er der personificirte Bauernstolz. Ich sah ihn einst in der Ernte „seine Leute" auf dem Felde besuchen. Er hatte seine neueste Jacke an und auf dem Kopf eine verschossene, grünsammetne Pelzmütze. An einem Riemen hing ihm über der Brust ein kleiner Kober, den die in die Seite gestemmte linke Hand nach hinten hielt; mit der Rechten stützte er sich auf einen Dornenstock. Er hatte den Kopf in den Nacken geworfen und die hochmüthig vorgestreckte Unterlippe und heruntergezogenen Mundwinkel gaben ihm einen ganz köstlich hochmüthigen Ausdruck. Dem Leser mag nach meiner Beschreibung dieser alte Mann nicht besonders originell oder komisch erscheinen; allein mir war er eine nie versiegende Quelle der Unterhaltung, denn ich brauchte ihn nur anzusehen, um eine neue lächerliche Entdeckung zu machen.

Was mich neben der Naturschönheit hauptsächlich nach Thale gelockt hatte, war die Hoffnung, dort in den königlichen und Privatforsten jagen zu dürfen. Hierin wurde ich auch nicht getäuscht, obwohl der königliche Oberförster nichts weniger als gefällig und ein durchaus unpopulärer Griesgram war, von dem man höchst bedenkliche Dinge munkelte. Er sollte, hieß es, einstmals einen Wilddieb unter den barbarischsten Umständen getödtet haben. Dergleichen Gerüchte sind in Waldgegenden sehr gewöhnlich. Des Oberförsters größter Widersacher war der Förster des Gutsherrn, eines Herrn von Busche, der irgendwo in Hannover lebte und bei Thale weitläufige Privatwaldungen besaß. Förster Daude war bekannt als kühner Jäger; allein nun war er, obwohl noch jung, von Rheumatismus geplagt und glich in seinen Bewegungen einem ausgedienten Hühnerhunde. Er war der Urheber des Bades in Thale und sein Eigenthümer, wenn ich nicht irre. Zu jener Zeit war übrigens das Bad noch sehr in der Kindheit und seine Concurrenz wurde von Alexisbad nicht gefürchtet. Förster Daude war freundlich bereit, zu meinem Vergnügen beizutragen, und da er nicht dienstfähig war, so wurde ich seinem Gehülfen, dem alten Brothuhn, überantwortet.

Wie alt der „alte Brothuhn“ sei, wußte man nicht; allein die ältesten Bewohner des Dorfes behaupteten, daß er vor vierzig Jahren ganz ebenso ausgesehen habe wie heute. Er selbst sagte, daß er „so um die Achtzig herum sei.“ Sein blondes Haar war weder auffallend dünn, noch zeigte es eine Spur von Weiß, noch war seine untersetzte, kräftige Gestalt gebeugt. Er hielt stets gleichen Schritt mit mir und ich sah ihn niemals müde. Sein breites, bartloses, ehrliches Gesicht war geröthet von der Luft. Bekleidet war er zu allen Jahreszeiten mit einem grünen Jagdhemd, unter

welchem er ein Mittelding zwischen Jagdmesser und Hirschfänger trug. Die ganze Erscheinung des Mannes war die eines gut erhaltenen Fünfzigers.

Alte Jäger sind oft einfach wie die Kinder, aber nie dumm, obwohl zu Zeiten abergläubisch, was indessen bei meinem alten Begleiter nicht der Fall war. Aus gedruckten Büchern hatte er sehr wenig gelernt, aber desto mehr aus dem Buche der Natur, welches offen vor ihm aufgeschlagen lag. In tiefer Waldeinsamkeit dachte er über Manches nach, was er im Dorfe oder in der Kirche gehört hatte und „färbte es grün", wie er sich ausdrückte, das heißt, er paßte es seinem Jägerverstande an. Ich gewann schnell sein Zutrauen, denn ich lachte nie über seine Fragen, deren Meinung ich mir schnell aus dem „Grünen" in's Deutsche zu übersetzen verstand und die manchen Professor und Philosophen in Verlegenheit gesetzt haben würden. Manchmal, auf einsamen Waldwegen neben mir wandelnd, blieb er plötzlich stehen, machte gegen mich Front und rief: „Sagen Sie mir mal, Leitnamt, was meinen die Pfaffen mit der Dreieinigkeit?" oder „wovon entsteht denn eigentlich der Wind?" — oder „was sind denn das für Hundsfötter die Diplomaten, die so viel Confusion anrichten?" — Er behandelte mich ganz als seines Gleichen und ohne Umstände, war aber niemals unbescheiden, sondern that in ruhiger Weise Alles, was zu meinem Vergnügen beitragen konnte. Ich besuchte ihn manchmal in seiner reinlichen Wohnung. Seine alte Lebensgefährtin hatte sich gleichfalls gut erhalten und war einfach, milde, bescheiden, frei. Nie sah ich ein Paar, welches mich mehr an Philemon und Baucis erinnert hätte, als dieses.

Der Gastwirth, bei dem ich zu Mittag aß, war ein kleiner humoristischer Mann mit magerem, rothem Polichinello-Gesicht und einer großen, hübschen Tochter. Herr

Würfel war in der That ein gewürfeltes Männchen, das ziemlich ehrlich war für einen Gastwirth und einen vortrefflichen Magen für Jägerlatein hatte.

Eines Tages kam der alte Brothuhn zu mir und sagte: „Leitnamt, ich hab 'nen Keiler gespürt mit 'ner Fährte so lang wie meine Hand. Ich denk', ich kenn' ihn und weiß auch, wo er steckt. Wir müssen auf ihn treiben.“ Ein Keiler von solchem Kaliber brachte natürlich das ganze grüne Corps in Bewegung und ein Treiben ward beschlossen. Würfel, der Alles mit anhörte, bekam das Jagdfieber und drückte den Wunsch aus, mit gegen den caledonischen Eber zu Felde, oder vielmehr zu Holze zu ziehen.

Am nächsten Morgen hatte Brothuhn den Keiler bestätigt und allen Schützen ihre Plätze angewiesen. Ein Dickicht war vor uns, aber wir standen in einem gelichteten Stück Hochwald mit niedrigem Unterholz, welches eine ziemlich freie Aussicht erlaubte. Der jagdlustige kleine Würfel, mit einer Flinte beinahe so hoch als er selbst, stand zwischen zwei königlichen Unterförstern in der Nähe einer sehr zugänglichen Buche. Viele Jäger haben den festen Glauben, daß Hasen und besonders Füchse die tiefsten physiognomischen Kenntnisse besitzen und sich stets die unentschlossensten Schützen aussuchen, um deren gefährliche Linie zu passiren. Der ehrwürdige Keiler, dem der Jagdzug galt, schien der Lavater seines Geschlechts, denn anscheinend gegen allen gesunden Schweineverstand erwählte er sich den unruhig zappelnden Würfel. Als das ungeheuerliche Thier, mit Hauern von zwölf Zoll Länge, langsam aus dem Dickicht hervortrat und gleichsam unbekümmert um Schützen oder Treiber, ohne alle Eile, oft anhaltend und den Boden untersuchend, in grader Linie auf den glücklichen Gastwirth los ging, machte sich dieser noch kleiner als er war und seine rothe Nase erblaßte;

„das Herz fiel ihm in die Hosen“ und sich erinnernd, daß Keiler nicht fliegen können, begann er plötzlich mit der Behendigkeit eines Affen die klug ausgewählte Buche zu erklettern, deren sehr bequemen ersten Ast er bald erreichte, sein Gewehr am Stamme zurücklassend. Auf das nicht zu unterdrückende Gelächter der Zuschauenden richtete der Keiler den Kopf in die Höhe und avancirte in kurzem Trabe bis an den Stamm, dessen Ast den gebaumten Würfel trug. „Schießen Sie doch!“ rief man dem etwa achtzig Schritt davon stehenden königlichen Unterförster zu; allein diesem hatte der schwarze Waldprinz gleichfalls imponirt; er antwortete mit verwirrter Stimme: „Ich kann nicht; ich habe den Stecher von meiner Büchse gebrochen!“ — Wahrscheinlich hatte er es absichtlich gethan, denn der „ritterliche“ Keiler pflegt zu Zeiten dem Schützen schnell auf den Leib zu rücken, und der baumlange Förster zeigte ebenso wenig Lust zu einem solchen Zweikampf, als der kleine Gastwirth.

Als der Keiler am Fuße der „Würfelbuche“ ankam, blieb er stehen, den Boden untersuchend und eine „säuische Rede“ haltend, wie Würfel versicherte; dann warf er das dort liegende Gewehr bei Seite und trabte unbelästigt davon, während Würfel, auf dem Aste sitzend, ehrerbietig seine Mütze zog und ihm nachrief: „Ich empfehle mich Ew. Hochwürden; bitte, empfehlen Sie mich der hochwürdigsten Frau Gemalin und der ganzen hochwürdigsten Sauerei.“

Dieser Vorfall gab natürlich Veranlassung zu unendlich vielen Scherzen und Neckereien gegen den Förster und den kleinen Würfel, der klug genug war, sich am meisten über sich selbst lustig zu machen. Der alte Brothuhn zuckte nur die Achseln und sagte: „Leitnamt, ich kenne den Wechsel. Heut ist's nichts; aber übermorgen wollen wir uns anstellen.“

Ich war damals ein sehr geübter Büchsenschütz und hatte mich gleich am ersten Tage bei den Jägern in Respect gesetzt. Als mehrere derselben mit mir auf den Anstand gingen, wollte ich einen alten Schuß los werden und Daude zeigte lächelnd auf eine Elster, die in beträchtlicher Entfernung auf der Spitze einer Pappel saß. Ich legte schnell an und das Glück wollte, daß ich den Vogel herunterschoß. Ein andermal schoß ich einen Fuchs im vollen Laufe mit der Büchse.

An dem bestimmten Tage machten Brothuhn und ich uns bei guter Zeit auf den Weg. Es war noch vor Sonnenuntergang, als wir auf dem Wechsel anlangten. Brothuhn stellte sich an dem Fuß eines Hügels am Ausgange einer Schlucht auf, deren Boden etwas sumpfig war; ich postirte mich einige hundert Schritt von ihm auf einem Fußweg, am Abhange desselben Hügels, vor welchem die sumpfige Schlucht lag. Es war ein köstlicher Abend und der Wald in seiner höchsten Feiertagspracht. Die Strahlen der untergehenden Sonne durchblitzten die dichten Buchenkronen, ihr Laub mit einem Schauer grüngoldner zitternder Lichtfunken übersprühend. Eichhörnchen, deren buschige rothe Schwänze wie Flammen leuchteten, durchhuschten in munterem Spiel diese smaragdnen Dome, in denen Sylvans gefiederte Kammersänger ihr Abendlied erschallen ließen.

Die Sonne sank tiefer; in den Gründen lagerte sich bläulicher Duft; es ward stiller und die süßen Noten der Weindrossel riefen das gefiederte Geschlecht zur Ruhe. Da rauschte es durch die Lüfte, als ob das wilde Heer nahe, und prasselnd endete das Geräusch in nicht fernen Baumwipfeln. Es war Auerwild, welches zur Ruhe ging. Junge Jäger werden begreifen — und alte auch — wie mein Herz klopfte und wie meine Blicke den Wald durchforschten. Die

Wange des Hügels, an dem ich stand, ward noch von der Sonne zum Abschied geliebkost, als ein riesiger wilder Kater aus der Schlucht herauf kam und sich etwa zwanzig Schritt von mir, auf den Weg setzte. Die Sonne schien ihm behaglich, er leckte und putzte sich wie eine Hauskatze, und wenn irgend ein Thierchen durch das Laub raschelte, duckte er sich und seine Augen flammten. Ich legte meine Büchse auf den leichtsinnigen Räuber an; ich stach und sein Leben hing an der Bewegung meines Fingers. Ich setzte wieder ab, denn wenn ich schoß, verscheuchte ich den Keiler, der mir weit interessanter erschien, als irgend ein Katze. Dieser hier schien es aber förmlich auf seinen Tod anzulegen; denn nachdem er beinahe eine Viertelstunde auf dem Wege gesessen, ging er langsam den Hügel hinan und setzte sich abermals, mir noch näher als vorher. Ich legte wieder an und setzte wieder ab, bis ich der Versuchung doch noch zu erliegen fürchtete und ihn durch eine Handbewegung mit ungeheuerem Luftsprung in das Dickicht sandte.

Sterne erschienen am Himmel; die stille Nacht umfing mit weichen Armen wollüstig Thal und Berg; nirgends Geräusch, nur hie und da geheimnißvolles Knistern und Flüstern in den Büschen, durchsäuselt von einem leisen Winde. Fledermäuse wiegen sich geräuschlos in der Luft und ebenso geräuschlos segelt die Eule. Hin und wieder kreuzt ein Haase den Weg, macht ein Männchen, windet und geht. Hinter dem gegenüberliegenden Berg steigt der Mond herauf, nicht silbern, winterlich kalt, sondern golden, sommerlich warm.

Horch! da knackt ein zerbrochener Zweig in der Schlucht unter mir; es kommt näher, es knackt wieder und dazwischen ein dumpfer Laut, ein kurzes Grunzen, gleich uff! uff! — Mein Herz schlägt wie ein Schmiedehammer, — ich weiß nicht g a n z genau, ob allein vor Freude. Die Büchse ist

bereit, der Hirschfänger in der Scheide gelockert. Kein Spaß das, denk' ich, ein Zweikampf mit solchem Gegner. Ein überlaufener Frischling (jährig Schwein) an dem ich die ersten Sporen verdiente, warf mich über den Haufen, daß ich die Beine gen Himmel streckte, zum Gelächter aller Jäger. Das war ein Säugling im Vergleich zu diesem schwarzen Prinzen, den ich gesehen und dessen ungeheuerliche Verhältnisse ich mit staunender Ehrfurcht betrachtet hatte. Doch ich war zum Aeußersten bereit, indessen — ich will es gestehen — heimlich wünschend, der Keiler möchte mich mit seinem Besuche verschonen. Beinahe eine Stunde lang wurde ich in dieser Aufregung erhalten; dann entfernte sich das Geräusch von mir, wahrscheinlich weil der Wind eine andere, mir ungünstige Richtung genommen hatte.

Plötzlich hörte ich den scharfen Knall von Brothuhns Büchse. „Ehe der alte Mann sein Bratenmesser unter dem Jagdhemd hervorkrabbelt," dacht ich, „hat ihm der Keiler drei Ellen Gedärme herausgewickelt," und im vollen Lauf eilte ich zur Hülfe. Es bot sich mir ein eigenthümlicher Anblick. Der alte Jäger lud ruhig seine Büchse und etwa zwanzig Schritte von ihm, hell vom Monde beleuchtet, saß der ungeheuere Keiler, den Kopf schüttelnd, als ob er die Einladung des Gevatters Tod leidenschaftlich ablehne. „Er hat genug," sagte Brothuhn, „fangen Sie ihn ab Leitnamt!" —

„Very cool indeed," dachte ich, aber auf deutsch, und hätte es bei Weitem vorgezogen, das Leben des „ritterlichen Thieres" durch eine Kugel zu enden, wenn ich mich nicht vor dem Alten geschämt hätte, der bei meinem Zögern still in sich hineinlachte. Ich entschloß mich nun schnell und führte einen kräftigen Stoß auf das Blatt des todtwunden

Ebers, welcher hinter dem einen Lauscher (Ohr) getroffen war. Brothuhn lachte, als ich ein paar Schritte zurücksprang, denn meine Klinge hatte sich, ohne einzudringen, auf dem zolldicken, eisenharten Schilde des Keilers beinahe bis zum Brechen gebogen und der sterbende Waldfürst beantwortete meinen Angriff nur durch ein ärgerliches Grunzen und heftigen Ruck mit dem Kopf, ohne daß sein Körper sich eine Handbreit von der Stelle bewegt hätte. „Fangen Sie ihn nur von vorn ab, Leitnamt," lachte Brothuhn, und hielt die Büchse schußfertig, „ich passe schon auf." Die Zähne zusammenbeißend, tauchte ich meinen Stahl bis an's Heft in die Brust des Keilers, der zusammenstürzte und fast lautlos verendete. Ich wischte meine Klinge an seiner rauhen Schwarte ab und fuhr mit dem Taschentuch über meine Stirn, auf der helle Tropfen perlten.

Als Würfel am Abend das Abenteuer hörte, lief er im Zimmer umher, heftig die Hände schüttelnd und mit komischer Grimasse schreiend: „Ne, ne, ne, — nix für mich, nix für mich." — Uebrigens wußte Brothuhn wohl, daß er mich keiner besonderen Gefahr aussetzte, denn der Keiler war alt und seine Waffen (Hauzähne), obwohl sehr lang, doch schon an der Spitze so gekrümmt, daß er damit keinen sehr großen Schaden thun konnte, besonders krank wie er war. Am gefährlichsten sind dreijährige Keiler, deren Waffen wie Messer schneiden und die dem Schützen auf dem Leibe sind, ehe er „Hui Sau!" sagen kann. Solche Keiler nennen die Jäger scherzhaft „Hosenflicker." — Der alte Bursche war der stärkste Keiler, der seit Jahren in jener Gegend geschossen worden war. Als er zerwirkt wurde, fand man eine Kugel mitten auf der Stirn eingewachsen und noch vier oder fünf andere in der Schwarte. Brothuhn behauptete, daß die Bekanntschaft des Keilers mit seiner Büchse eine alte sei.

Im Gasthof hielt sich ein schwindsüchtig aussehender Student auf — ich weiß nicht ob als Badegast oder einfacher „Naturkneiper,“ der, seinen Kant unter dem Arm, in den Wald zu schlendern und dort, im grünen Dickicht gelagert, zu lesen pflegte. Er hatte nicht die geringste Ahnung davon gehabt, daß es dort vierbeinige wilde Hegliauer gebe, welche möglicherweise unschuldige Kantianer angreifen könnten, und es wurde ihm bei der Erzählung der Jäger sehr unheimlich. Er erkundigte sich mit ängstlichem Gesicht bei dem Schelm von Wirth, ob wirklich „zureichender Grund“ zur Angst für ihn vorhanden sei, wenn er harmlos im Grünen liege und Kants Kritik der reinen Vernunft studire. „Was!“ schrie Würfel, „reine Vernunft? — gefressen werden Sie von den hochwürdigsten, unvernünftigsten Bestien!“ — Wegen ihres schwarzen Kleides pflegte der Gastwirth die wilden Sauen nie anders, als hochwürdig zu tituliren. Der Student lachte freilich, aber der Wald war ihm verleidet, denn beim geringsten Geräusch befürchtete er, den „zureichenden Grund“ in einem kampflustigen, heglianisch gesinnten Keiler zu entdecken und traurig und schwindsüchtig kehrte er nach Berlin in seine wissenschaftlichen böhmischen Wälder zurück, wo höchstens überhandnehmende philosophische Schweinerei den Schüler Kants erschrecken konnte.

In Gegenden, wo stets Jagd auf sie gemacht wird, sind die wilden Sauen so scheu, daß sie fliehen, sobald sie einen Menschen hören oder wittern; sie greifen nur an, wenn gereizt oder verwundet. Förster Daude stand große Angst aus, als er, in einer dunklen Nacht durch einen Hohlweg reitend, sich plötzlich mitten in einem Rudel wilder Sauen befand, die jedoch keine feindliche Notiz von ihm nahmen. Ein anderes Ding ist es mit angeschossenen Sauen; da ist wirklich Gefahr vorhanden, denn es gibt kein muthi-

geres Thier, als ein wildes Schwein, gleichviel Keiler oder Bache. Während meines Aufenthalts im Bodethal erlebte ich ein Beispiel.

Ich hatte gegen Abend eine Sau krank geschossen; fand viel Schweiß auf dem Anschuß, den ich verbrach und ging deshalb in das Dorf einen Schweißhund zu holen. Daude rieth mir, ein paar Stunden zu warten, damit die Sau kränker werde; es sei Mondschein und er wolle mir einen erfahrenen Jäger und Schweißhund mitgeben. — Als der Mond aufgegangen war, machten wir uns auf den Weg. Der Forstlaufer, nur mit der Büchse bewaffnet, hatte einen kleinen unansehnlichen Köter am Riemen, den ich niemals für einen guten Schweißhund gehalten haben würde; der jedoch berühmt in der ganzen Umgegend war, nicht nur wegen seiner guten Nase, sondern mehr noch wegen seines unübertrefflichen Muthes. Seine Haut war geflickt wie ein altes Felleisen, denn fast nach jeder Affaire mußte irgend ein Loch darin zugenäht werden. Der Forstlaufer lachte als ich ihn tadelte, daß er keinen Hirschfänger bei sich habe. Mit dem Hund und seiner Büchse, meinte er, brauche er keinen; er habe nie einen geführt.

Der Schweißhund zog am Riemen eifrig der Fährte nach und wir folgten über Berg und Thal. Die Sau hatte sich mehrmals niedergethan und schien sehr krank. Wir dachten, sie verendet zu finden, und da sie nach unserer Meinung in einem vor uns liegenden Dickicht stecken mußte, welches mühsam mit dem Hund am Riemen zu durchdringen war, so wurde dieser gelöst und ich ging auf die andere Seite, um vielleicht die Sau bei ihrem Rückzug anzutreffen. Plötzlich hörte ich den Hund Standlaut geben; dann war Alles still und es folgte weder Schuß noch irgend ein Laut des Hundes, doch bald darauf ein Jammergeschrei, das mich zu

größter Eile ermahnte. Dem Schreien um Hülfe nachgehend, kam ich auf eine lichte Stelle und wurde Zeuge eines Schauspiels, welches nichts weniger als spaßhaft erschien. Der arme Forstlaufer lag auf dem Bauche und schrie aus Leibeskräften, während die verwundete Sau auf ihm herumtrampelte und ihm buchstäblich die Fetzen vom Leibe riß. Der kleine tapfere Schweißhund hatte sich in einem ihrer Ohren festgebissen und wurde bei jedem Schlag mit dem Gebrech hin- und hergeschleudert. Nur mit Mühe gelang es mir, die wüthende Bache — zum Glück war es kein Keiler — auf dem niedergestreckten Jäger abzufangen, denn der wie ein Flederwisch hin- und herfliegende Hund war mir im Wege. Der Forstlaufer war über und über in Blut gebadet; allein glücklicherweise war es nur das der Sau. Der Hund hatte sogleich diese gepackt und den Jäger verhindert, von seiner Büchse Gebrauch zu machen. Während er eine glückliche Gelegenheit abpaßte, einen Schuß anzubringen, warf ihn die Sau um und er war nun darauf bedacht, seinen Kopf und Leib zu schützen, ihr sein Hintertheil preisgebend, welches für längere Zeit mit allen Farben des Regenbogens geschmückt war. Der Jäger trug nämlich ein Paar sehr starke hirschlederne Hosen, welche ihm bis unter die Arme gingen und die ihn gegen die Haken der ohnehin schon geschwächten Bache beschützten. Er empfing hier eine sehr eindringliche Lehre vom Nutzen des Hirschfängers und hinkte äußerst kleinlaut nach Hause, wo er noch obendrein ausgelacht wurde.

Des Abends gingen wir häufig auf den Anstand und stellten uns in das reife Getreide, weiße Hemden über den Kleidern und weiße baumwollene Nachtmützen auf dem Kopfe. Ich kannte jeden Schritt und Tritt so genau, daß ich mich selbst mitten in der Nacht überall zurecht fand, und manch-

mal stieg ich vom Hexentanzplatz ins Bodethal hinab, weil dies der kürzeste, obwohl ein sehr gefährlicher Weg war. Einst erschreckte mich aber ein Uhu, der dicht über meinem Kopfe ganz unerwartet sein fürchterliches Huhuhu hu—e! hören ließ, dermaßen, daß ich fast meinen Halt verloren hätte.

Der Sommer war außerordentlich warm und trocken: seit sechs Wochen war kein Regen gefallen und das Wasser in der Bode fast versiegt. Eines Nachts rief der alte Reckleben, mein Wirth, und machte mich auf den Feuerschein von der Roßtrappe her aufmerksam, wohin eine Menge Leute eilten, vom Oberförster aufgeboten. Es hieß, der ganze Forstort Winzenburg stehe in Flammen; ein glimmender Pfropfen der Kanone auf der Roßtrappe habe die trockene Haide entzündet. — Ich hatte noch niemals einen Waldbrand gesehen und durfte eine solche Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen.

Ich folgte den Leuten, die mit Eimern und Handwerkszeug den Weg zur Roßtrappe hinaufstiegen, während andere in das Thal eilten, da ich von der Höhe den besten Anblick des großen Feuerwerks zu haben hoffte. Ich fand oben den Oberförster und den Förster ziemlich rathlos, denn es fehlten alle Mittel des Feuers Herr zu werden. Da war kein Tropfen Wasser zum Löschen, denn selbst die tausend Fuß unter uns liegende Bode war fast ausgetrocknet und das dürre Gras und Haidekraut brannte wie Zunder. An ein Begrenzen des Feuers durch Gräben war gleichfalls nicht zu denken, denn überall stieß man sogleich auf den Felsen; es blieb also nichts übrig, als mit großen Baumzweigen bewaffnet die Flammen auszuschlagen, wenn sie aus dem Bodethal die bewachsenen Felsenschluchten hinaufliefen, und die Bäume zu fällen, welche in diesen Schluchten standen

und deren Wipfel dem dichter bewaldeten Thalkesselrande zu nahe waren.

Der Anblick von der Roßtrappe hinab auf die Teufelsbrücke war ein höchst merkwürdiger, wie er nur selten einem Menschen geboten wird und ihn zu beschreiben ist nicht leicht. Der Ausdruck Felsenkessel läßt sich recht eigentlich auf den Theil des Bodethals anwenden, in welchen man von der Roßtrappe hinunter blickt. Im Grunde desselben, eingeengt von mächtigen Felsen schäumt die Bode über unzählige Steinblöcke dahin. Ungefähr in der Mitte des Thals, wo eine ruhigere tiefe Stelle der Bode auch wirklich der Kessel genannt ist, und in welchem der Sage nach die vom Haupte der Pinzessin gefallene Krone liegt, nähern sich die Uferfelsen so sehr, daß man beide Seiten durch einen hinübergeworfenen Baumstamm verbinden konnte, welcher zum Gedächtniß neben der sichereren neuen Holzbrücke — der Teufelsbrücke — liegen blieb. Die Entfernung derselben von dem Bette der Bode ist nicht sehr bedeutend, aber nach beiden Seiten erheben sich die Wände des Thalkessels in soliden, vielfach zerklüfteten Felsenwänden, aus denen groteske Klippen gleich ungeheueren aufwärts zeigenden Fingern oder Nasen hervorragen. Nach der Richtung des Dorfes Treseburg zu ist das Thal anscheinend gänzlich durch eine ebensolche groteske Felsenwand geschlossen, über welche man, auf der gegenüberliegenden Roßtrappe stehend, die Spitze des Vater Brockens hinübergucken sieht. Die Roßtrappe selbst liegt auf dem Nacken eines Felsenhalses, der sich jener Felsenwand gegenüber ausstreckt und das Thal von der anderen Seite nach dem Dorfe Thale zu schließt. Auf der äußersten Spitze desselben ist ein hölzerner Pavillon errichtet, von dem man nach beiden Seiten hin einen herrlichen Blick auf die gründurchwachsenen zerrissenen Felsen unter und über sich hat.

Der größte Durchmesser dieses sich nach unten zu verengenden Felsenkessels mag etwa tausend Schritt sein. Die Feuchtigkeit, welche aus dem an den Felsenblöcken sich zerstäubenden Wasser der Bode beständig aufstieg, war natürlich der Vegetation günstig, und an den Ufern sowohl, als überall, wo sich in den Spalten und auf den Abstürzen Erde sammeln konnte, hatten sich Büsche und Bäume eingeklemmt und der Boden mit Haidekraut oder anderen Kräutern bedeckt. Letztere waren, wie bemerkt, trocken wie Zunder, denn nicht nur der Regen fehlte ihnen, sondern auch die Feuchtigkeit von der Bode, die nun nicht gegen die Felsen ihres Bettes zerstäubte, sondern spärlich und kaum sichtbar sich zwischen denselben hindurch schlich. Alles, was in diesem Thalkessel brennbar war, stand in hellen Flammen und der Schein derselben erleuchtete nicht nur jeden Punkt dieses Kessels mit der Klarheit eines Ballsaales, sondern bildete auch über demselben einen wenigstens ebenso umfangreichen Lichtdom, der durch die aufwirbelnden Rauchwolken die mannigfachsten Gestalten und Schattirungen annahm. Im Bette der Bode und an deren Rändern sah man geschäftige kleine Figuren hineilen, deren dunkele Gestalten sich scharf gegen den lichten Flammengrund abzeichneten. Ebenso sah man auf diesem Grunde hie und da die Gestalt von Männern, die an einem Seile schwebend, die Axt in der Hand, von Felsenvorsprüngen heruntergelassen wurden, um irgend einen gefährlichen Baum in das Thal zu stürzen. Es war dies ein mißliches Unternehmen, denn oft rannten wüthende Feuerschlangen plötzlich die Felswände entlang, die am Rande aufgestellten Vertheidiger mit glühendem Athem anhauchend und zurücktreibend. Hinter dem Weg nach dem obenerwähnten Pavillon waren mehrere tausend Schock Wasen (Reisigbündel) aufgehäuft, und es war von größter Wichtigkeit, sie

vor den Flammen zu schützen, denn geriethen sie in Brand, so war der auf der Hochebene stehende Wald verloren. Eine Menge Leute waren daher, mit Baumzweigen in den Händen, auf dem schmalen Wege aufgestellt, um sie zu vertheidigen und das hatte wenig Schwierigkeit, so lange nur einzelne der erwähnten Feuerschlangen aus dem Thal heraufzischten, was jedes Mal geschah, wenn das Feuer einen der mit langem Gras oder Haidekraut bewachsenen scharfen Grate erreichte, die sich die Felsenwand hinunterschlängelten; allein plötzlich war es, als ob sich all diese Fammenteufel zu einem gemeinsamen Angriffe entschlossen hätten. Mit der Behendigkeit von Tigerkatzen sprangen und rannten Feuerbündel und Feuerschlangen in Schaaren die Felsenwände hinan und haushohe Flammen leckten gierig über den Weg hinüber, so daß wir alle uns plötzlich auf die Erde werfen mußten, um sie über uns hinwegschießen zu lassen. Glücklicherweise fanden die Flammen nur spärliche Nahrung und das lange Gras loderte schnell hinweg. Nach solchem Angriff bot ein Felsenabhang einen eigenen Anblick. Hie und da irrte noch eine Flamme; hie und da glimmte noch eine Stelle; der Fels glich einer vielfensterigen Burg, in welcher man die Bewohner in der Nacht aufgestört hat und in der man verwirrt hin- und hereilt. Auf dem höchsten Vorsprunge eines solchen Felsens, der Teufelskanzel, stand in hellster Lichtglorie der Oberförster als eine groteske Erscheinung. Ueber der Uniform hatte er einen kattunenen Weibermantel, welcher der Roßtrappenwirthin gehörte, und auf dem Kopf eine weiße baumwollene Zipfelnachtmütze, unter welcher das rothbraune Gesicht seltsam hervorglänzte. Von diesem hohen Standpunkte herab ertheilte er mit lauter Stimme seine Befehle, welche von den neckenden Berggeistern in hundertfachem Echo wiederholt wurden. Durch den von erleuchteten

Rauchwolken durchwirbelten Lichtdom flatterten aus ihren Schlupfwinkeln aufgescheuchte Raubvögel mit klagendem Geschrei, erschreckt und angezogen durch die entsetzliche Erscheinung. — Einen zauberhaften Anblick gewährte es, wenn eine der in den Felsenspalten stehenden Fichten oder Tannen in Brand gerieth. Zuerst brannten die harzigen Spitzen der Zweige in weißer Flamme, und es war als ob sich die Berggeister einen riesigen Weihnachtsbaum angezündet hätten. Es dauerte ziemlich lange, bis die stärkeren Zweige und die Nadeln Feuer fingen, oder eine dicke rothe Flamme, mit schwarzem Rauch verbrämt, den Stamm umleckte.

Als die Gefahr dringend wurde, befahl der Oberförster einem Förster — demselben, welcher bei der Wildschweinsjagd den Stecher von seiner Büchse brach — nach dem Pavillon vorzugehen und von hier aus die Vertheidigungsanstalten zu leiten; da derselbe jedoch ein Hasenfuß war und befürchtete, von den Flammen abgeschnitten zu werden, so erbot ich mich, diesen Posten einzunehmen und dem Oberförster beizustehen. Unsere Bemühungen hatten denn auch den glücklichen Erfolg, das Feuer endlich im Bodekessel zu lokalisiren und der Oberförster verließ seine Feuerwarte. Er rief mir zu: „Wollen Sie eine Tasse Thee trinken?“ Zuerst hörte ich diese Worte aus seinem Munde, dann kamen sie mir nochmals ganz deutlich von dem gegenüberliegenden Hexentanzplatz zurück und dann jubelte und kicherte es im Thal: Thee trinken, Thee trinken! und alle Bergkobolde und Elfen murmelten und flüsterten die seltsame Mähr dem alten Brocken zu. Das Echo dort ist ganz wunderbar.

Ich folgte der Einladung des Oberförsters, denn die Nachtluft war da oben auf den Bergen sehr frisch. Eben im Begriff, mir eine Pfeife zu stopfen, sah ich auf einem nicht weit entfernten Felsen einen Hirsch und zwei Thiere,

die vorsichtig den gewohnten schmalen Pfad entlang schlichen und dann neugierig in das Thal hinunterschauten. Es ist den Jägern bekannt, daß Hirsche sich oft in die Nähe von brennenden Kohlenmeilern hinstellen, entweder angezogen durch die Wärme, oder aus Neugierde. — Ohne ein Wort zu sagen, langte ich nach meiner Büchse, welche ein kleiner Junge trug der hinter mir stand, und winkte den Andern mit der Hand. Ich legte an und feuerte auf den Hirsch, der hellbeleuchtet dastand. Ehe noch eben der Knall von dem Hexentanzplatz zurückkam, sahen wir den Hirsch hoch in die Luft springen und mit einem ungeheueren Satz in das Thal hinunterstürzen. Der Schuß, zu dem mich Jagdeifer verführte, that mir leid, denn der Hirsch war durch den Sturz auf den Felsen von einer Höhe von mehreren hundert Fuß fast gänzlich unbrauchbar geworden.

Der Brand hatte der Schönheit des Bodethals für diesen Sommer großen Abbruch gethan; allein die Roßtrappe blieb nach wie vor mein Lieblingsplatz. In der Nähe desselben hatte damals eine Frau ein kleines Haus, oder vielmehr Hütte, wo man Kaffee, Birkwasser und andere Erfrischungen haben konnte. Eine Merkwürdigkeit dieses Platzes war ein Zaunkönigpaar, welches mit den Menschen so vertraut war, daß es zwischen ihnen auf den Tischen umhersprang und sich sogar ohne besondere Mühe fangen ließ. Es war dies um so merkwürdiger, als der Zaunkönig sonst außerordentlich furchtsam ist und nicht selten vor Angst in einer Falle stirbt, wenn dieselbe nicht mit einem Versteck versehen ist, wohinein er schlüpfen kann.

Ueber meine Jagdvergnügungen versäumte ich jedoch meine literarischen Beschäftigungen nicht; im Gegentheil, sie wurden durch die einsamen Gänge in dem frischen Walde begünstigt. Ich begann ein Trauerspiel in Prosa: „die Gräfin

Digitized by Google

von Chatraubriant", wovon ich drei Acte fertig schrieb. Meine „Hunyaden" waren längst vollendet, und als ich sie — „auf Verlangen" der meist aus Frauen und Mädchen bestehenden Badegesellschaft vorlas, hatte ich die Genugthuung, ihnen allen Thränen zu entlocken. Bücher erhielt ich aus einer Leihbibliothek in Quedlinburg und lebte so ein recht angenehmes, einfaches Leben. Zu Zeiten waren auch Concerte in dem Gasthause der Blechhütte, die dicht am Fuße der Roßtrappe liegt, und wo alle Damen, eifrig strickend, anwesend waren.

In der Nähe von Thale war ein großer Fischteich, der in der Mitte eine mit dichtem Rohr bewachsene Insel hatte, auf welcher Tausende von Staaren ihre Nachtruhe hielten. Dieser Teich war deshalb besonders interessant, weil sich auf demselben oft mehrere Tage lang fremde Wasservögel aufhielten, welche ein ferner Sturm von Norden her verschlagen hatte. Ich schoß dort einen großen wilden Schwan mit der Büchse und auch einen Cormoran, den ich vorher noch nicht gesehen hatte, und der wahrscheinlich von der Elbe herkam, wo diese Vögel zu jener Zeit in solcher Menge erschienen, daß sie der Fischerei beträchtlichen Schaden zufügten.

Mein Jagdvergnügen in den königlichen Forsten ward sehr beschränkt durch die Anwesenheit des Forstraths Pfeil, des bekannten Forstschriftstellers, der alljährlich einige Wochen in einem einsamen Jagdhause zubrachte und täglich Pürschen ging. Er war sehr eitel auf sein gutes Schießen und feuerte nie auf einen Hirsch, wenn er nicht sicher einen Blattschuß anbringen konnte. Jeder Hirsch, der vom Jagdhause in das Dorf herab geschickt wurde, trug denn auch auf dem Blatt das Zeichen seines Erlegers. — Ich mußte mich also nun häufiger der niedern Jagd zuwenden, und sie hatte auch

ihre Annehmlichkeiten. Es gab dort, besonders in der Nähe des Stubenberges, zahlreiche Kaninchen, die in den Felsen ihre Baue hatten. Die Jagd gehörte dort dem Besitzer einer benachbarten Papiermühle, den ich deshalb nicht weniger gern besuchte, weil er sehr hübsche und liebenswürdige Töchter hatte. Ein kahler Berg, der durch eine kleine Wiese von einem kleinen Dickicht getrennt wurde, gewährte uns viel Vergnügen. Das Dickicht wurde abgetrieben und die Kaninchen kehrten eilig in ihre Baue zurück. Nun wurde irgend ein Bau ausgewählt und von ihm bis zum Dickicht eine Reihe von Schützen schußfertig aufgestellt. Dann wurden Frettchen in den Bau geschickt und bald flogen, wie aus der Pistole geschossen, die erschreckten Einwohner über die Wiese dem Dickicht zu, auf welchem Wege sie unser Feuer auszuhalten hatten. Es erfordert einige Geschicklichkeit, einen so schnell dahin rasenden kleinen Pelzhandschuh zu treffen. Waren alle Kaninchen aus ihren Bauen in das Dickicht getrieben, dann stiegen die Schützen auf eigens dazu eingerichtete in demselben stehende Bäume. Treiber jagten nun die Kaninchen hin und her, welche von oben herab leicht gesehen und erlegt wurden. Ich erinnre mich, daß wir — vier oder fünf Schützen — an einem Morgen auf diese Weise nicht weniger als ein hundert und zwei und dreißig Stück schossen.

Als die Hühnerjagd aufging, kamen Forstschüler von Neustadt-Eberswalde zum Besuch und wir hatten in den Wiesen sehr viel Vergnügen. Wir avancirten gewöhnlich in Linie, die Hunde vor uns, und da beständig Ketten aufstanden, so knallte es fortwährend. Zu eifrige Schützen, die immer über die Linie hinausbrachen, nahmen Daude und ich zwischen uns und bestraften sie dadurch, daß wir die vor ihnen aufstehenden Hühner herunterholten, wenn sie kaum ein paar Fuß über dem Grase waren.

Zu jener Zeit — und wahrscheinlich heute noch — bestand großer Neid zwischen den preußischen und braunschweigschen Jägern, deren Grenze bis nahe an das Gebiet von Thale heranreichte. Was die preußischen Jäger am meisten verdroß war, daß diese Grenze von den Braunschweigern eingehegt wurde, wodurch das Herüberwechseln des Wildes verhindert wurde. Man ärgerte sich daher gegenseitig, und wenn eine im Preußischen angeschossene Sau im Braunschweigischen ausgemacht wurde — man hatte das Recht der Folge —, so wurde stets das Eingeweide derselben um einen Baum gewickelt, zum Zeichen, daß ein Stück Wild den Nebenbuhlern vor der Nase weggeschnappt war.

Als die Treibjagden im Felde angingen, erhielt ich auch Einladungen von benachbarten Jagdbesitzern. Unter ihnen war für mich der interessanteste ein reicher Oberamtmann der eine große Braunschweigische Domäne gepachtet hatte. Er war ein alter jovialer Mann und großer Freund der Tafel. Denen, die zum erstenmal bei ihm waren, wurde stets ein dickes geschliffenes Weinglas hingesetzt, aus dem man nicht trinken konnte, ohne sich zu begießen, wenn man das Geheimniß nicht kannte. Es waren nämlich unter dem Rande überall Löcher eingeschliffen, die man nicht wohl entdecken konnte. Zum Schluß des Mahles erschien ein großer gläserner Stiefel, der ein paar Flaschen hielt und die Runde machte.

Im Speisezimmer des Oberamtmanns hing zwischen den Bildern von allerlei schönen Pferden das Portrait des Herzogs Wilhelm, den Viele, trotz aller Bundesbeschlüsse, einen Usurpator nannten. Der Oberst, welcher seine Ideen für die Restauration des Herzogs Karl keineswegs aufgegeben hatte und stets dafür intriguirte, hatte mir aufgetragen, mich nach der Stimmung der Einwohner jener Gegend zu

erkundigen und besonders unter den Förstern, Jägern und einflußreichen Landbesitzern. Ich hatte Nachricht davon erhalten, daß der Oberamtmann dem neuen Herzoge nichts weniger als geneigt sei, obwohl er ihn nicht selten zur Jagd bei sich sah. Dieser letztere Umstand hätte zur Ausführung gewisser Pläne sehr leicht benutzt werden können, allein sowohl der Oberst als der Herzog Karl schwatzten weit mehr als sie handelten und nebenbei war der Herzog, wie schon erwähnt, sehr geizig. Hätte er nach der Braunschweigschen sogenannten Revolution, als er wieder in sein Herzogthum einzudringen gedachte, einige Tausende unter die ihm ohnedies anhänglichen Jäger, Förster und Köhler der Harzgegend vertheilt, anstatt sie mit etwas Schnaps zu tractiren, hätte er sich an ihre Spitze gestellt und nur ein wenig männliche Entschlossenheit gezeigt, so würde ihm die Contrerevolution ohne alle Schwierigkeit gelungen sein.

Doch ich kehre wieder zu meinem alten Oberamtmann zurück. Einst nach Tische neckte ich ihn über das in seinem Speisezimmer aufgehängte Porträt des Herzogs Wilhelm. „Hm, er hängt da für spionirende Esel zwischen all dem Viehzeug," — antwortete er, und als ich ihn lachend „einen alten Karlisten" nannte und ihm erzählte, das ich den Herzog in Paris gesehen und gesprochen habe und daß derselbe den Gedanken der Rückkehr noch keinesweges aufgegeben habe, äußerte er einmal über das andere und in immer schnellerer Folge: „Närrischer Kerl! — närrischer Kerl!" nahm mich endlich geheimnißvoll bei der Hand und führte mich in ein anderes Stockwerk seines weitläufigen Hauses. Ohne ein Wort zu sagen, öffnete er eine Thür und wir traten in ein schönes Zimmer, an dessen Wand ein großes und schönes Porträt des Herzogs Karl hing. Ich respectirte die feierliche Stimmung des alten wackern Herrn, die mir, einem Herzog Karl

gegenüber, vielleicht sehr lächerlich erschienen sein würde, wenn ich nicht gehört gehabt hätte, daß der alte Oberamtmann durch Dankbarkeit an den Herzog gefesselt war, was ich der sehr großen Seltenheit wegen erwähne.

Es war schon spät im Herbst, als mir die Rückkehr des Obersten nach seinem Gute angezeigt wurde. Mit Bedauern verließ ich das schöne Bodethal, welches ich seit jener Zeit nicht wieder gesehen habe. Eine Novelle von mir in den Hausblättern, „Ilse," verdankt der Erinnerung an diesen Aufenthalt ihren Ursprung.

Drittes Capitel.

Reise nach Gotha. — Empfang am Hofe. — Die junge Herzogin. — Prinz Albert. — Hofgesellschaften. — Einfachheit. — Ein Günstling. — Wie man eine Hofcarriere macht. — Anerbieten des Herzogs. — Minister von Carlowitz. — Freundlichkeit des Herzogs und portugiesische Aussichten. — Abreise nach Dortmund. — Frankfurt. — Der Lohnbediente und der Vater des Königs von Portugal. — Wiedersehen. —

Bei meiner Rückkehr nach Hofahrtsheim fand ich die gewöhnliche Knauserei, aber eine doppelte Dosis Hoffahrt. Da man sich nach dem heitern Badeleben langweilte und ich mich wohl hütete, etwas Vernünftiges zu sagen, sondern eifrig bemühte, so viel Unsinn als möglich zu schwatzen und zu treiben, so wurde ich denn von der Frau vom Hause recht gnädig behandelt und sogar als eine Art Nothwendigkeit betrachtet, da man doch vor Jemand den frisch angesteckten Pfauenschwanz sein Rad schlagen lassen mußte. Die Waldsteins, die Clarys hatten die Schultzes grad wie ihres Gleichen behandelt, denn der angebackene Name Hofahrtsheim war der eines alten gräflichen Geschlechts, und hörte man den Obersten von seinen — obwohl ganz hübschen — Gütern reden, so mußte man glauben, daß er wenigstens einige „Herrschaften" besitze.

Für mich hatte der Oberst, wie man zu sagen pflegt, „große Rosinen im Sack". Das schriftliche Versprechen, welches er mir gegeben hatte, sah er indessen höchst ungern

in meinen Händen, und es war für einen alten, erfahrenen Mann nicht schwer, auf einen jungen Menschen zu wirken, dessen Charakter er so genau studirt hatte. Der Erfolg entsprach denn auch seinen Erwartungen. Ohne daß er ein directes Verlangen ausgesprochen hätte, überlieferte ich ihm das Papier, erklärend, daß ich dasselbe nicht gebrauche, sondern unbedingt seinen freundschaftlichen Absichten in Bezug auf mich traue. Ich wußte indessen sehr wohl, daß ich dem Obersten durch den Gebrauch des Papiers höchstens Unannehmlichkeiten bereiten, aber sonst nichts durch dasselbe erzielen konnte. Durch Trotzen auf ein Recht forderte ich den selbstwilligen Mann nur zum Widerstande heraus; zu einem Kampfe, dem ich damals noch durchaus nicht gewachsen war, weil ich ohne ihn gänzlich hülflos dastand; indem ich ihm aber unbedingtes Zutrauen zu schenken schien, schmeichelte ich seiner Eitelkeit und machte ihn geneigt, sein Wort zu halten. Sehr bald darauf hatte ich Grund, die Richtigkeit meiner Handlungsweise zu erkennen, denn als ich im Gespräch mit dem Obersten mich veranlaßt fühlte, ein auf sein ausdrückliches Versprechen begründetes Recht zu behaupten, gerieth er in Zorn und sagte: „Nun gut, ich habe es versprochen; aber ich will's nicht halten. Was denn?" —

Der Oberst veranlaßte mich, ein Buch zu schreiben, welches „Herzog Karl und die Revolution in Braunschweig" betitelt war. Ich stellte dasselbe eigentlich nur aus seinen Angaben zusammen und er sah das Manuscript unendlich oft durch, um hier und da Abänderungen zu machen. Wenn er also das Buch gegen mich stets als „mein" Buch bezeichnete, so hatte er gewissermaßen ein Recht dazu; ich schrieb indessen die Vorrede.

Zu jener Zeit war die Heirath zwischen dem Prinzen von Coburg-Kohary und der Königin von Portugal beschlos-

sen worden und Graf Lavradio, der portugiesische Gesandte, war in Gotha, wo große Festlichkeiten stattfanden. Um denselben beizuwohnen, beschloß die Familie von Hofahrtsheim nach Gotha zu gehen. Der Oberst schickte Frau und Tochter voraus; er blieb noch zurück, ich glaube, weil er gewisse Dinge noch nicht vom Herzog von Coburg erreicht hatte, die er erreichen wollte. Sein Bruder war einer der höchsten Personen am Coburger Hofe, und der Herzog schenkte demselben großes Vertrauen. Durch geschickte Benutzung dieses Bruders hoffte der Oberst seine zwei hauptsächlichsten Wünsche zu erlangen: den sächsischen Hausorden und die Erhebung zum General, denn er war mit seinem alten Rang als Oberst in die Dienste des Herzogs getreten, — natürlich ohne irgend welche Functionen und ohne irgend welchen Gehalt.

Es war im Winter 1836 — ich glaube im Januar — als wir den Damen nach Gotha folgten. Die Festlichkeiten waren vorüber, als wir ankamen; der künftige Gemahl der Königin von Portugal und Graf Lavradio waren bereits abgereist, aber am Hof und in der Stadt sprach man von nichts Anderem.

Nachdem ich den Hofmarschällen meine Visite gemacht hatte, erhielt ich durch den Hoffourier eine Einladung zu einer Abendgesellschaft im Schlosse. Der wohlgenährte Hoffourier überraschte mich durch eine ganz genaue Kenntniß meiner Privatverhältnisse und meiner freundlichen Beziehungen zu der Schwester des Herzogs, der Gräfin Mensdorf, welche in Böhmen gestorben war. Als ich mein Erstaunen über seine Wissenschaft ausdrückte, äußerte der Mann mit selbstgefälligem Lächeln: „Oh, da müßte ich ja nicht bei der Wiener geheimen Polizei angestellt gewesen sein!“ —

Dem Herzoge war ich schon in Mainz vorgestellt worden und derselbe hegte sehr freundliche Gesinnungen in Be-

zug auf mich. Am Tage nach einem Ball bei Graf Mensdorf, dem auch der Herzog beiwohnte, hatte seine Schwester zu mir gesagt: „Mein Bruder meinte gestern, Sie seien sein Liebling auf dem Ball.“ Die beiden jungen Prinzen hatte ich gleichfalls in Mainz gesehen und gesprochen; aber die junge Herzogin, die zweite Gemahlin des Herzogs, eine Prinzessin von Würtemberg, hatte ich noch nicht gesehen; ich wurde ihr an jenem Abend durch den dienstthuenden Kammerherrn vorgestellt. Sie empfing mich auf eine äußerst schmeichelhafte und liebenswürdige Weise, indem sie laut sagte, daß es alle Umstehenden hören konnten: „Sie sind kein Fremder hier; meine Schwägerin hat mir recht oft und viel von Ihnen erzählt.“ Die Herzogin war damals eine schöne, stattliche Dame mit angenehmem Gesicht, üppigen Formen und ganz wunderschönem Fuß. Sie kleidete sich sehr geschmackvoll und liebte den Tanz leidenschaftlich.

Ich ward auch der liebenswürdigen und bescheidenen Fürstin von Leiningen und andern Damen vorgestellt; ebenso dem Bruder der Herzogin und vielen Herren des Hofes, über deren Aufnahme ich in keiner Hinsicht zu klagen hatte. Mehrere der coburgischen Officiere, von denen die meisten zugleich als Kammer- oder Hofjunker fungirten, waren gleichfalls anwesend und ich ward bald bekannt mit ihnen. Die beiden Prinzen, die damals noch unter ihrem Erzieher, Rath Florschütz standen, waren sehr freundlich gegen mich, namentlich aber Prinz Albert, dessen Gesicht und Benehmen mich besonders anzogen. Die Gesellschaft fand in den Zimmern des letzten, excentrischen Herzogs von Gotha statt und diese enthielten manche seltsame und kostbare Dinge, die mir Prinz Albert erklärte. Ein Zimmer, in welchem der Herzog seine Partie machte, war sehr kostbar eingerichtet; es standen darin massiv silberne Stühle; der Prinz sagte mir, wieviel

die Ausschmückung dies kleinen Zimmers gekostet hatte; es war eine bedeutende Summe, deren Betrag ich aber vergessen habe. Was mir als besonders merkwürdig auffiel und meine Phantasie sehr rege machte, war ein sehr geschickt angelegtes Cabinet, von dessen Dasein ein Uneingeweihter keine Ahnung hatte. Es bildete die Hälfte eines Zimmers, von dem es durch eine Wand von dickem gefärbten Glas getrennt war, in der ein Spiegel stand, welcher sich auf den Druck wendete und als Thür diente. Eine andere Thür führte aus dem Cabinet auf den Corridor. Man konnte durch die gläserne Wand nicht in das Cabinet sehen; allein man sah von Innen Alles was vorüber ging. In demselben standen sehr einladende Divans, die zu Zeiten von Herrn benutzt wurden, welche der Gesellschaft entfliehen, sich aber doch nicht gänzlich entfernen wollten.

Der Ton, der in diesen Hofgesellschaften herrschte war nichts weniger als steif; es ging dort mit einer eleganten Ungenirtheit zu, welche nur durch die Gewohnheit, in solchen Kreisen sich zu bewegen, erworben werden kann, dann aber sehr behaglich und angenehm ist, während sie den Neuling in eine ganz unheimliche Stimmung versetzt. Ich habe sehr gescheidte Leute in solchen Gesellschaften gesehen, die vor Verlegenheit nicht wußten wie sie sich wenden und drehen sollten, obgleich sie in bürgerlichen Gesellschaften für Muster eines guten Benehmens galten. Andere, die nicht verlegen waren, ahmten die Ungenirtheit nach, ohne die Eleganz und machten den Eindruck eines Hippopotamos, das zu tanzen versucht.

An jenem Abende wurde getanzt. Die einzige Unannehmlichkeit war dabei für mich, daß ich einen ebenso guten Geschmack hatte wie die Prinzen, denn es geschah mir einigemal, daß ich die von mir engagirte Dame aufgeben mußte,

weil sie von einem der jungen Prinzen, oder dem Herzog von Würtemberg „befohlen“ worden war.

Der alte Herzog von Coburg galt für sehr genau, ja geizig, obwohl er ungeheuer reich war und immer neue Mittel aufzufinden wußte, sein Vermögen zu vermehren. Seine „verrufenen“ Sechskreuzerstücke sind noch nicht vergessen. Da der Herzog spät zu Mittag aß, gewöhnlich wenn er von einer Jagdpartie zurückehrte, so fühlte er selten das Bedürfniß eines Soupers; aber so leicht es den Hofleuten auch wurde, ihren Geist und Willen dem ihres Gebieters anzupassen, so wollte dies doch nicht ebenso gut mit ihren Magen gelingen, und wer zu einer Abendgesellschaft eingeladen war, mußte sich entweder durch ein spätes Diner vorbereiten, oder der Hoffnung vertrauen, den Gasthof zum Riesen noch nach Mitternacht offen zu finden. Nicht selten wurde das Hungergemurmel so laut, daß es nicht nur dem vielgeneckten Gothaischen Hofmarschall, sondern selbst dem Herzoge zu Ohren kam, der dann schnell ein kaltes Souper befahl, welches in ungefähr derselben Weise abgemacht wurde, wie ein Jagdfrühstück im Freien; der Mangel an Ceremonie dabei wurde dann höchstens durch den Mangel an Lebensmittel übertroffen.

Wenn nicht getanzt wurde, so setzte man sich zum Kartenspiel. Die jungen Herren spielten gewöhnlich ein Gesellschaftsspiel mit Karten und theilten sich in zwei Tische, deren jeder von einem der beiden Prinzen präsidirt wurde. Einst bei einer kleinern Theegesellschaft im Salon der Herzogin spielte ich allein mit Prinz Albert „schwarze Dame.“ Ich gewann fortwährend und der Prinz sagte, daß gegen solch Glück nicht aufzukommen sei; endlich schlug ich ihm vor, die Karten, die ich aufgenommen, mit ihm zu tauschen, allein er verlor dennoch und wollte nicht weiter spielen. Ich erin-

nerte ihn scherzend an den Glauben, daß Derjenige Glück in der Liebe habe, welcher im Spiel unglücklich sei. Ein sehr niedliches Hoffräulein sah erröthend in ihren Schooß und der alte Obermarschall drohte mir lächelnd mit dem Finger, denn er verstand besser was ich meinte. Schon zu jener Zeit war von einer Heirath des Prinzen mit der Königin von England die Rede, wenigstens hatte der Herzog darüber mit dem alten Obermarschall gesprochen, von dem es der Oberst gehört hatte und durch den ich einen Wink erhielt, zugleich mit dem Rath, mich dem Prinzen womöglich angenehm zu machen. — Der Prinz zog, um mir ungefähr sechs und dreißig Kreuzer zu bezahlen, eine kleine lederne Geldtasche mit Stahlbügel hervor, auf welcher mit Stahlperlen „souvenir" gestickt war. Die Börse war leer; der Prinz schüttelte sie lachend und sagte: „Ich habe den Schlüssel zu meiner Chatoulle verloren." Es hat mir immer viel Spaß gemacht, daß mir Prinz Albert noch zehn Silbergroschen schuldig ist. Man sagte mir, daß die Prinzen nicht mehr als dreihundert Gulden das Jahr als Taschengeld erhielten. Ihre Erziehung war überhaupt sehr einfach und vernünftig, und da sie Beide viele natürliche Anlagen besaßen, so ist es denn kein Wunder, daß sie Männer geworden sind, welche in der Gesellschaft eine Stellung einnehmen würden, selbst wenn sie keine Fürsten wären. Prinz Albert war damals ein sehr hübscher junger Mann, ruhig, freundlich und verbindlich. Der Erbprinz war dunkler, sein Gesicht nicht so regelmäßig, aber er war lebhafter, als Prinz Albert, ja, oft rasch in seinem Wesen, aber eben so freundlich, einfach und liebenswürdig.

Um einen kleinen Auftrag der Herzogin zu besorgen, mußte ich eines Vormittags zu den Prinzen gehen. Sie bewohnten mit ihrem Gouverneur einige Zimmer in dem ober-

sten Stock des Gothaischen Schlosses, von wo aus man eine schöne Aussicht auf die Stadt hatte. Ich mußte über einen geräumigen Boden, wo Theaterdecorationen gemalt wurden, und es dauerte lange, ehe ich einen Jäger fand, der mich anmeldete. Als ich in ein schmales Zimmer trat, von dem rechts und links offen stehende Thüren in andere führten, hörte ich Jemand sehr schön Klavier spielen und dann die Stimme des Erbprinzen, der aus dem einen Zimmer rief: „Du Albert, da ist Jemand.“ Die Musik verstummte; Prinz Albert erschien in Hemdsärmeln, zog aber schnell einen Rock an, als er mich sah und empfing mich sehr freundlich. Die Zimmer waren außerordentlich einfach eingerichtet; kurz, die Prinzen wurden in derselben Weise erzogen, wie irgend ein wohlhabender, vernünftiger Privatmann seine Söhne erziehen würde. War dies Folge der ökonomischen Neigungen des Herzogs, oder der Ueberlegung, das bleibt sich ziemlich gleich; die beiden Prinzen hatten den offenbarsten Gewinn davon. Beide waren sehr beliebt nicht nur am Hofe, sondern auch unter den Bürgern von Gotha.

Ich war oftmals zum Diner eingeladen, welches gewöhnlich sehr schnell abgemacht wurde, da der Herzog spät von der Jagd kam und das Schauspiel vor seinem Erscheinen im Theater nicht anfing. Diese Eile behagte den Hungrigen nicht besonders. Die Tafel war gut; aber die Hofherren klagten, daß der Hofmarschall ihnen solch schauderhaften Wein vorsetze. Auch Coburger Bier wurde in Gläsern herumpräsentirt. Ein- oder zweimal wurde ich auch zu einem herzoglichen Diner außerhalb der Stadt abgeholt, wo der Herzog verschiedene petites maisons hatte. Gewöhnlich waren dabei nur die Prinzen und die höchsten Hofchargen, aber keine Damen zugegen. Bei einem solchen Diner saß ich dem Herzog gegenüber. Ich erinnere mich desselben sehr wohl,

weil ich durch eine Aeußerung die ich machte, eine sehr peinliche Sensation hervor brachte. Als ich noch in Mainz fast täglich die Anlage besuchte und die Gräfin Mensdorf dort sah, lernte ich einen Herrn Häuser kennen, der sich Braunschweigscher Rittmeister nannte und zu dem Herzog Karl in besondern Beziehungen zu stehen angab. Da er nicht mehr im Dienst war, so kleidete er sich stets in Civil. Er war ein großer, sehr schöner Mann, im Styl des verstorbenen Herzogs von Coburg, und seine äußerliche Erscheinung, unterstützt durch eine einfache, ausgesucht feine Toilette, machte einen höchst günstigen Eindruck. Dieser Mann suchte meine Gesellschaft, spielte mit mir Billard und bat mich endlich, ihn der Prinzessin vorzustellen. Diese war froh, einige Unterhaltung zu haben und ich konnte seinen Wunsch erfüllen. Nachdem ich die Fürstin längere Zeit nicht gesehen hatte, sagte sie zu mir: „Der Rittmeister Häuser hat sechshundert Gulden von mir borgen wollen; ich habe nichts übrig und habe ihm nichts gegeben.“ Seitdem hatte ich nichts wieder von diesem Rittmeister gehört, als kurz vor meiner Ankunft in Gotha, aber von wem habe ich vergessen. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, bei Tafel diesen Namen im Gespräch zu erwähnen; allein kaum war es geschehen, als eine allgemeine betretene Stille eintrat. Der Name hatte auch des Herzogs Ohr getroffen; er fragte schnell: „Haben Sie vom Rittmeister Häuser gehört, — kennen Sie ihn?“ — Ich war ziemlich verlegen, da ich mir die Ursache dieses Eindrucks nicht zu erklären wußte und antwortete ausweichend; allein der Herzog fragte bestimmt und ich sagte: „Er ist in Amerika wegen Fälschung gehängt worden.“ Der Herzog verfärbte sich und selbst die Messer und Gabeln hörten auf zu klappern. Nach der Tafel erhielt ich die Lösung. Rittmeister Häuser war mit einer Empfehlung der Gräfin Mensdorf an den Coburger

Hof gekommen und hatte dem Herzoge so außerordentlich gefallen, daß er bald gleichsam sein Günstling wurde. Er begleitete den Herzog auf die Jagd und dieser behandelte ihn mit einer Auszeichnung und Vertraulichkeit, welches die ganze „Hofbagage“ außer sich brachte. Es war auch unerträglich, denn der neue Günstling war nicht einmal ein Edelmann! Was da kabalirt und intriguirt wurde, um dem plebejischen Eindringling ein Bein zu stellen, kann man sich denken und es war daher kein Wunder, daß der elegante Bürgerspitz von den adeligen Windhunden endlich vom Hof gehetzt wurde. Obwohl ich die nähern Umstände nicht weiß, so glaube ich doch, daß dies nicht ohne Widerstand von Seiten des Herzogs abging.

In damaliger Zeit war es noch nicht schwer an solchen kleinen Höfen „eine Carriere“ zu machen, wenn man einige nöthige Bedingungen erfüllte. Eine und die hauptsächlichste war, daß man Geld hatte, oder die Leute glauben machen konnte, daß es der Fall sei, ferner daß man von gutem Adel und angenehmem Aeußern war, sich anständig zu benehmen wußte und Französisch reden konnte. Kurz vor meiner Ankunft in Gotha war ein ehemaliger preußischer Landwehrlieutenant einer Schauspielerin dorthin nachgelaufen. Er besaß noch ein paar tausend Thaler und hatte Verstand genug den Plan zu fassen, sich vermittelst zweckmäßiger Anwendung derselben am Hofe eine Stellung zu machen. Geld war am Coburgschen Hofe ein seltener Artikel und mit einigen Tausenden konnte man ungeheuren Wind machen. Herr v. *** verstand dies sehr wohl. Da ihm seine Landwehrlieutenantsuniform nicht stattlich genug war, um damit Sonntags an der herzoglichen Tafel zu erscheinen, so erlaubte er sich ohne Umstände die Landstands-Uniform einer preußischen Provinz anzulegen, in der seine Familie Güter besaß, zu

der er aber nicht das allergeringste Recht hatte. Sein Plan gelang vollständig. Ich sah ihn später in einem guten Posten und ein paar stattliche Orden baumelten auf seine Brust herab. Als ich ihn lachend bewunderte und fragte, in welchem Krieg er diese Orden verdient habe, war er sehr verlegen und ich erfuhr, daß er sie von einer Reise als Trinkgeld mit heimgebracht habe. Hätte ich das Anerbieten der Gräfin Mensdorf angenommen, mich zum Kammerjunker zu machen, so wäre ich jetzt wahrscheinlich auch eine Hofexcellenz und trüge einen Bandladen auf dem Leibe.

Der Herzog wollte mich gern bei sich behalten; allein man konnte nicht darüber einig werden, in welcher Eigenschaft. Der Oberst schlug vor, durch mich die Coburgische Armee nach preußischem Muster umformen zu lassen, wodurch er all die alten und jungen Officiere beleidigte, die gar nicht umgeformt sein wollten und sie selbst gegen mich aufbrachte. Später haben sie sich dennoch in die Veränderung finden müssen.

Ich hatte viele Unterredungen mit dem Minister von Carlowitz, einem höchst wohlwollenden Manne und auch einige Privataudienzen bei dem Herzog, die indessen zu keinem Resultate führten. Der Herzog empfing gewöhnlich Morgens um neun Uhr, ehe er zur Jagd ging und war dann im Jagdrock und rothjuchtenen Wasserstiefeln. Er hatte eine gewinnende Weise zu reden, und seine ganze Erscheinung war sehr einnehmend. Er sprach meistens leise und neigte häufig freundlich den Kopf, wenn er mit Jemand redete. Als ich ihn zum letztenmal sah, schlug er mir vor, „bis sich etwas Besseres finde" als Officier in seinen Dienst zu treten. Durch den Bruder des Obersten wußte ich sehr wohl, was damit gemeint war, nämlich eine Stellung in der Nähe des Prinzen Albert, wenn derselbe die Königin von England

heirathen würde; allein so verlockend diese Aussicht auch erschien, so war die ganze Heirath doch eben nur noch ein Project und außerdem hatte mir der Oberst gesagt, daß der Herzog oft und leicht verspreche, aber selten sein Wort halte. Ferner wußte ich, daß der Herzog nicht die Gewalt hatte, mich meiner Anciennität nach anzustellen, und daß ich als jüngster Lieutenant hätte eintreten müssen. Es hätte in der That ein sehr einfältiges Ansehen gehabt, wenn ich in einer so unbedeutenden Armee jüngster Lieutenant geworden wäre, nachdem ich im preußischen Dienst in meinem Regiment schon vierzehn oder fünfzehn Officiere hinter mir hatte. Ich bat den Herzog, mich, ohne meine Anciennität zu bestimmen, als Lieutenant à la suite anzustellen — wie er einen schwedischen Major als Major à la suite angestellt hatte — allein er ging darauf nicht ein und ich lehnte das ganze Anerbieten bestimmt und lebhaft ab. „Ueberlegen Sie es sich," sagte der Herzog; allein ich antwortete ziemlich aufgeregt, daß bei solchem Anerbieten gar nichts zu überlegen sei. Einige Tage darauf ward ich zu dem Minister von Carlowitz beschieden. Dieser sagte mir, der Herzog, der abgereist sei, lasse sich mir empfehlen und mir sagen, daß er mich in Gotha als seinen Gast betrachtet habe, und ich meine Hôtel-Rechnung auf das Schloß zum Finanzrath Schnür schicken möge. Zugleich eröffnete mir der Minister, es sei die Absicht des Herzogs, mich seinem Neffen, dem Könige von Portugal, als Adjutant zu empfehlen, da Graf B., ein junger koburg'scher Officier, der dazu bestimmt war, nun nicht gehe. Sollte aber die Stelle vielleicht schon besetzt sein, so solle ich als Capitain in der portugiesischen Armee angestellt werden. Ich mußte meine Adresse bei dem Minister lassen, damit er mich von dem Erfolge benachrichtigen könne. — Graf B. hatte sich, als das lebensgroße Portrait der Königin in Gotha bei Hofe aus-

gestellt war, eine unehrerbietige Aeußerung entschlüpfen lassen, welche weiter getragen und sehr übel genommen wurde.

Es war sehr liebenswürdig von dem Herzog, mich als sein Gast zu betrachten, da er mich nicht eingeladen; allein da der Betrag meiner Rechnung mir von dem gleichfalls abgereisten Obersten eingehändigt worden war, so hielt ich es nicht mit einem Rechtlichkeitsgefühl für vereinbar, das Anerbieten des Herzogs anzunehmen. Als ich dies dem Finanzrath Schnür sagte, war er sehr erstaunt und rief: „Um des Himmels Willen nehmen Sie es an; denn es ist ein so seltener, fast unerhörter Fall, daß der Herzog etwas schenkt, und schlagen Sie es ab, so ist das ein Vorwand, daß er vollends gar nichts mehr giebt, außerdem möchte er es auch übel nehmen.“ Nun, es bedurfte keiner großen Ueberredung, denn der Oberst hatte mich sehr karg mit Geld versehen und ich erhielt für jeden Tag meiner Anwesenheit in Gotha einen Ducaten ausgezahlt, was vollkommen genug war, da ich meistens bei Hofe gegessen hatte.

Der Oberst schien der Ansicht, sich nun all seiner gegen mich übernommenen Verpflichtungen entledigt zu haben, da ich die brillante Stellung eines jüngsten koburgischen Lieutenants ausgeschlagen hatte. Von einer Rückkehr nach Hofahrtsheim war ebensowenig die Rede, wie von Auszahlung der geringen Summe monatlich, zu der er sich schriftlich verbunden hatte, und ich sah mich genöthigt, zu meinen Eltern nach Dortmund zu gehen, wohin mein Stiefvater als Director des Gymnasiums versetzt war.

Auf meiner Reise dorthin kam ich durch Frankfurt, und da man mir gesagt hatte, daß der Herzog von Coburg sogleich meinetwegen an seinen Bruder schreiben wolle, so hielt ich es für zweckmäßig, die Anwesenheit des letzteren in Frankfurt zu benutzen, mich ihm persönlich vorzustellen. Ich be-

gab mich daher in den russischen Hof, wo der Herzog von Coburg-Cohary logirte und bat seinen Adjutanten, mich anzumelden. Während ich in einem Saale schon eine ziemliche Weile gewartet hatte, sah ich einen Mann hindurchgehen, den ich seiner Kleidung und seinem Aussehen nach für einen Lohnbedienten hielt. Um ihn zu befragen, klopfte ich dem Manne auf die Schulter; derselbe drehte sich schnell um und an einer gewissen Familienähnlichkeit erkannte ich, daß ich den Herzog selbst vor mir hatte. Ziemlich verwirrt brachte ich mein Anliegen vor. Der Herzog hatte noch keinen Brief empfangen, und das war Alles, was er mir sagen konnte.

Was mich noch mehr wie die Anwesenheit des Herzogs interessirte, war indessen die meiner Geliebten, die von Paris zurückgekehrt war. Man hatte kein Mittel unversucht gelassen, sie von mir zu trennen und beinahe den Zweck durch die Vorstellung erreicht, daß sie durch ihr Festhalten meine ganze Laufbahn zerstöre. Ich sah sie indessen dreimal im Geheimen und fand Mittel, ihre Zweifel und Bedenken zu entfernen und sie zu bewegen, ihr Schicksal für immer an das meinige zu fesseln.

Glücklicher, als ich es lange gewesen war, verließ ich Frankfurt. Als ich in Mainz auf das Dampfschiff kam, fand ich mehrere Herren, die ich in Gotha kennen gelernt hatte, und welche dem jungen Prinzen nach Lissabon folgten. Als ich Major *** mein Verkennen des Herzogs im russischen Hof erzählte, lachte er sehr und gab zu, daß man ihm nach dem Rocke leicht für einen Lohnbedienten hätte halten können. Er schiene wenig auf Kleider zu geben, denn als sein Sohn nach Gotha gekommen sei, habe sich der regierende Herzog über den Schnitt seiner Kleidung förmlich entsetzt und ihn vierundzwanzig Stunden vor aller Welt versteckt gehalten, bis der Hofschneider anständige Kleider gemacht habe.

Viertes Capitel.

Dortmund. — Land und Leute. — Bier. — Die Tante Palpiti. — Louise. — Langenberg. — Literatur in Dortmund. — Briefe aus dem Monde. — Die Hunyaden gedruckt. — Hassan, ein dramatisches Märchen. — Drei Briefe von Sallet. — Trostlose Lage. — Ich beschließe, mein Glück zu versuchen — und gehe in die Welt.

Dortmund ist eine ehemalige freie Reichsstadt, die allmälig zu einem ziemlich unbedeutenden Landstädtchen herunter gesunken war. Große Gärten, angelegt an früher bebauten Stellen, zeigten vom Verfall der ehemaligen Blüthe. Seitdem hat die Stadt durch Anlage der Eisenbahn sich wieder gehoben. Sie war der Sitz eines Oberbergamts, eines Landgerichts und besaß ein Gymnasium, hatte aber damals keine Garnison. Das Beamtenthum war daher zahlreich vertreten und von gesellschaftlicher Wichtigkeit, obwohl auch der Bürgerstand sich eine ziemlich unabhängige, beinahe reichsstädtische Bedeutung erhalten hatte. Der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Verkehrs war das Casino, in dem Beamte und Philister zusammen kamen, ungeheuer viel rauchten und ungeheuer viel Dortmunder Bier consumirten, auf dessen Fabrication jeder Dortmunder stolz war. Mein Stiefvater pflegte zu sagen, man müsse sich erst den Geschmack verderben, um Geschmack daran zu finden. Das galt hauptsächlich von dem „Altbier,“ welches zwei Jahre alt sein

mußte, um die Stärke und denjenigen Grad der Säure zu erlangen, der einer Dortmunder Biergurgel behagte. Der Stolz der Stadt war aber der „Adam", Bier, welches zehn Jahre alt und in der That ein empfehlenswerthes Getränk ist, aber nicht wie Bier schmeckt und verrätherisch stark ist. Ein adamitischer Katzenjammer wurde als der jämmerlichste geschildert, der einem Adamssohn befallen könne. Als Friedrich Wilhelm IV. nach Dortmund kam und den großen Dortmunder Löwen besichtigte, von dem ich noch reden werde, wurde ihm in einem großen Pokal der flüssige Stolz Dortmunds präsentirt. „Was ist das?" fragte der König. „Das berühmte Dortmunder Bier," antwortete man mit Selbstgefühl. Es war ein sehr heißer Tag und der König durstig. „Ah, Bier? gerad Recht," sagte er und leerte den Becher bis auf den Grund. Die Glieder der Deputation sahen sich erstaunt und mit verbissenem Schmunzeln an; sie wußten, was folgen würde, aber nicht die ahnungslose Majestät.

Bier wird in der Dortmunder Landessprache übrigens nicht Bier, sondern Beir genannt; überhaupt erregte das dortige Deutsch meine Verwunderung und mein Lächeln nicht nur wegen der ungewöhnlichen Aussprache des ch, sondern auch wegen eigenthümlicher Redeformen. Als mich ein Dortmunder versicherte, daß er Schinken und Wurst an sich habe, hielt ich es für einen schlechten Witz; allein er wollte damit sagen, daß er beides in seinem Hause habe.

Die Dortmunder, wie ich sie kennen lernte, waren ein braves, ehrliches und freundliches Völkchen, das nur böse wurde, wenn man in irgend einer Weise dem lokalen Patriotismus zu nahe trat, was schon dadurch geschehen konnte, daß man das Altbier sauer fand. Die Hauptmerkwürdigkeit Dortmunds war und ist noch die „Vehm-Linde," ein uralter Baum mit ausgehöhltem und zerrissenem Stamm, vor

welchem ein steinerner Tisch steht, auf dem der kaiserliche Adler eingehauen ist. Der Freistuhl zu Dortmund war einer der berühmtesten in ganz Deutschland.

Im Casino hatten die Dortmunder einen Concertsaal erbaut, auf den sie sich nicht wenig einbildeten und in welchem im Winter sehr hübsche Liebhaberconcerte und manchmal auch Bälle gehalten wurden. Im Sommer amüsirten sich die Bürger mit Soldatenspielerei. Zu diesem Ende hatten sie eine Schützengesellschaft errichtet, deren Mitglieder hübsch uniformirt und bewaffnet waren, und welche sogar zwei Kanonen besaß. Befehlshaber dieses Corps war ein alter Uhrmacher, der den sehr passenden Namen Geck hatte und dem einige humoristische alte Bürger den Kopf verdrehten, indem sie ihn stets Herr General nannten und mit großer Ehrerbietung behandelten, die er für Ernst nahm. Verständige ärgerten sich über den Unsinn und behaupteten, der Uhrmacher-General würde weit klüger thun, wenn er sich mehr um den Tiktak, als um die Taktik bekümmere. Alle zwei Jahre wurde ein glänzendes Schützenfest gefeiert, bei dem nicht nur ein Schützenkönig, sondern auch eine Schützenkönigin, nebst Kammerherrn, Hofdamen u. s. w. ernannt wurden. Mehrere Tage lang ging es in der Stadt hoch her; es war der Dortmunder Carneval.

Mein Stiefvater war fett und faul geworden und fing an langweilig zu werden. Sein Amt als Director ließ ihm Zeit genug; allein er hatte alle wissenschaftlichen Arbeiten aufgegeben, ging dann und wann auf die Jagd, alle Abend ins Casino und bildete seine Neigung für Essen und Trinken immer mehr aus. Da man ihn in früheren Jahren für einen guten Gesellschafter gehalten hatte, so bildete er sich ein, es noch zu sein und ärgerte meine Mutter und mich dadurch, daß er sich in altmodischer Weise in Gesellschaften

zum Lustigmacher aufwarf und alte Geschichten erzählte, die längst im Meidinger standen und welche die Dortmunder bereits auswendig wußten. Er stand aber gut mit der Regierung; der Oberpräsident v. Vincke verfehlte nie, ihn zu besuchen, er wurde Censor und genoß so einiger Berücksichtigung trotz seiner langweiligen Geschichten und seiner pedantischen Einseitigkeit. Da mein Aufenthalt in Dortmund nur ein provisorischer sein sollte, so nahm er mich denn auch ziemlich freundlich auf und hatte Verstand genug, keine väterliche Autorität gegen mich geltend zu machen. Wir gingen zusammen auf die Jagd, kneipten zusammen und vertrugen uns ganz gut. Die Mutter war froh, mich bei sich zu haben, obwohl sie sich mit Recht Sorgen wegen meiner Zukunft machte.

Ganz in unserer Nähe in einem ehemaligen Kloster lebte die kinderlose Wittwe des früheren Directors; eine herzensgute alte Dame mit einem wissenschaftlichen Zuckerguß. Die alte „Tante Palpiti“ — so hatte ich sie getauft — war eine Freundin meiner Mutter und wir besuchten sie häufig. Durch sie wurde ich in die Familie eines wohlhabenden Kaufmanns eingeführt, dessen Garten an das Kloster stieß. Der alte Herr war sehr angenehm und besaß viel trockenen Humor; seine Söhne und Töchter waren gutmüthig und liebenswürdig und ich verlebte in dieser Familie viele frohe Stunden. Eine der Töchter, Louise, ein braungelocktes, blauäugiges, herziges Mädchen von achtzehn Jahren wurde meine specielle Freundin und wir gaben uns um so unbefangener den Annehmlichkeiten eines vertrauteren Umgangs hin, als sie die Braut eines Arztes und meine Verbindung ebenfalls bekannt war. Louise M. war der ächte Typus eines deutschen Mädchens: unbefangen, heiter, gefühlvoll und verständig. Sie war sehr wohl erzogen, versuchte sich selbst in Versen,

spielte hübsch Clavier und hatte eine sehr starke, ganz wunderschöne Altstimme. Manchmal am Abend auf der Treppe vor ihrem Hause stehend, amüsirte sie mich, auf meine Bitte, durch ein ihr eigenthümliches Kunststück. Sie schlug dreimal in die hohlen Hände, um den Flügelschlag nachzuahmen, den ein Hahn dem Krähen vorauszuschicken pflegt, und krähte so hell und laut, daß man es über die Stadt hörte, als ob irgend ein vorsündfluthlicher Hahn auferstanden sei, und alle Hähne Dortmunds antworteten nach der Reihe.

Wir besuchten zusammen ihren ältesten Bruder, der in dem Städtchen Langenberg verheirathet war und wo es mir sehr wohl gefiel. Die Gegend ist hübsch und die Leute, meistens Seidenweber und Färber, sind gastfrei, einfach und liebenswürdig.

Meine Munterkeit gewann mir überall gute Freunde, und auch dort, so daß ich im Winter abermals eingeladen wurde. Es lag Schnee und Louisens Bruder schlug vor, von Dortmund nach Langenberg im Schlitten zu fahren, was wir auch zu Stande brachten, obwohl wir dabei das Hintertheil des Schlittens einbüßten und einige Stunden in einer Schmiede halten mußten, bis der Schaden reparirt war. Ehe ich noch zurückkehren konnte, trat plötzlich Thauwetter ein, und da ich nothwendig zu einem Ball in Dortmund sein mußte, so beschloß ich, dorthin auf einem der Schlittenpferde zu reiten, während ein Knecht mit dem Geschirr auf dem anderen folgte. Die Ruhr ist bekannt als ein böses Wasser; wir fanden schon überall große Wasserflächen, in denen die Landstraße nur durch die hervorragenden Bäume angegeben war. Da erst einige Stunden vorher die Post denselben Weg gemacht hatte, so meinte ich, ihm ohne Gefahr folgen zu können; allein mitten in diesem See kam ich plötzlich an eine Stelle, wo der Strom den Weg durch-

brochen hatte und mit reißender Schnelle in einer Breite von zwanzig Schritten hindurchschoß. Als ich hindurchreiten wollte, schrie der Knecht, „daß er Weib und Kind habe" und nicht folgen wolle; ich ließ mich aber nicht abhalten, den Versuch zu wagen. Meine Thorheit wäre mir fast übel bekommen; ich sank bis unter die Arme in den rauschenden Strom und war froh, daß ich nach großer Mühe wieder das ruhigere Wasser erreichte. Wir hatten durch dasselbe eine gute Stunde zurückzureiten und schlugen dann einen Weg über die Berge ein, der uns an die Fähre der sehr angeschwollenen Ruhr brachte. Die Ueberfahrt dauerte zwei Stunden; es trat plötzlich wieder Frost ein, und als ich Abends in Dortmund vom Pferde stieg, steckte ich in einem Panzer von Eis. Ich legte mich gleich ins Bett, trank ein großes Glas heißen Grog und tanzte dann die ganze Nacht, was alle Folgen dieses naßkalten Rittes vollständig verhinderte.

In Dortmund existirten zwei Buchhandlungen, aber Hermann Krüger war Buchdrucker, Verleger, Sortiments-Buchhändler, Papier-, Siegellack-, Federn- u. s. w. Händler, kurz „Alles war bei ihm zu kriegen, Alles, was zu kriegen ist." Zugleich war er Drucker, Verleger und Redacteur des Dortmunder Wochenblattes, welches auf der einzigen, hölzernen Presse, die Dortmund besaß, unter großem Gequitsch und Gestöhn zur Welt gefördert wurde. Dieses Wochenblatt war so, wie die Regierung wünschte, daß alle Zeitungen sein möchten. Die Staatszeitung war des Herausgebers einziger fester Mitarbeiter; hatte aber irgend ein Dortmunder poetisches Gemüth einen Privatschmerz, so erlaubte ihm Herr Krüger gern, denselben in irgend einer Ecke des Wochenblattes mehr oder weniger rhythmisch auszuhauchen. Ein kecker Primaner, der sogar hin und wieder Prosa schrieb, mein Vater und „der

Zeitgeist" waren die einzigen Schriftsteller in Dortmund, zu denen sich noch später ein Bummelgenie gesellte, ein gewisser Hegemann, der allerlei Reisen in Italien gemacht und beschrieben hatte, die aber blos der Corrector las, und das war er selbst. „Der Zeitgeist" war ein lebhafter, gescheuter Mann, der sich zur Verwunderung der Dortmunder für die socialen Fragen interessirte und unter dem Titel „Der Zeitgeist und das Geld" eine Broschüre geschrieben hatte, welche ihm den Spitznamen erwarb. Dortmund lebte damals noch in aller Unschuld des beschränkten Unterthanenverstandes dahin.

Ich war auch ein Schriftsteller, aber in partibus; denn außer meinem Liede, wie Sallet sagte: „von der Auferstehung des Fleisches" und meinem gloriosen Opus „die Schwimmkunst" — war ich mir keines gedruckten Verbrechens bewußt. Alle Welt wußte aber, daß ich aufgehört hatte Lieutenant zu sein, um Schriftsteller zu werden, und man erwartete natürlich von mir, daß ich etwas schreibe. Ich beglückte also Herrn Krüger mit Aufsätzen für das Wochenblatt und erregte große Sensation mit Briefen aus dem Monde, die ein reisender Selenit aus Dortmund und über Dortmund in einem humoristischen Ton geschrieben hatte. Nun liebt eigentlich der Philister den Humor, aber nicht, wenn derselbe gegen ihn gerichtet ist, oder gegen sein „Vaterland" oder seine „Nation." Leute, die nichts „an sich" haben — um Dortmundisch zu reden — worauf sie stolz sein könnten, sind stolz auf ihr Vaterland oder ihr Volk, und je unbedeutender sie selbst sind, desto größer ist dieser „Nationalstolz" und ihre Empfindlichkeit gegen irgend welchen Tadel, sei er auch noch so scherzhaft ausgesprochen. Die größten Philister in dieser Hinsicht sind die Engländer, aber nach ihnen folgten unmittelbar die Dortmunder, wie sie im

letzten Decennium der Periode erschienen, welche der eisernen vorherging. —

Es herrscht in Dortmund eine schauderhafte Unsitte, die mich beinahe toll machte. Zu gewissen Zeiten des Jahres wird täglich Vormittags und Nachmittags eine ganze Stunde „gebeiert“; das heißt es wird vermittelst einer Thurmglocke ein schändlicher, nervenangreifender Lärm gemacht, den ein Junge hervorbringt, welcher auf einem Brett unterhalb der Glocke sitzt und fortwährend ungeheuer schnell mit einem hölzernen Hammer gegen die innere Seite schlägt. Diesen Gebrauch leitete der reisende Selenit, nach dem Namen beiern, von Beir (Bier) ab und behauptete, daß es ein Zeichen sei, welches die Dortmunder in die Bierhäuser rufe, wo sie als Pönitenz für irgend welche Sünden eine mehr oder minder große Anzahl Gläser Altbeir hinunterschlucken müßten. Dies verletzte die Dortmunder so sehr, daß zwei Ladenjünglinge die Ehre der alten freien Reichsstadt an mir zu rächen übernahmen. Sie paßten mir auf, als ich eines Nachts nach einem Ball in Begleitung von Louisens jüngstem Bruder nach Hause ging, und begannen ihren Angriff mit Steinwürfen; allein als wir ihnen zu Leibe gingen, rissen sie schleunigst aus; sie liefen aber nicht schnell genug, denn mein junger Begleiter holte einen von ihnen ein und „beierte“ mit einem Bambusrohr dermaßen auf dessen Rücken, daß er selbst in China nicht Prügel von besserer Qualität hätte erhalten können.

Krüger ließ sich auch willig finden, meine „Hunyaden“ zu drucken, ja er zahlte mir dafür sogar ein Honorar, das erste, welches ich empfing; es waren nur sechs Louisd'or, allein es war doch ein Anfang. Als das Buch meinem Stiefvater zur Censur vorgelegt wurde, sandte er es mit einer kurzen Notiz zurück: „Wegen der vielen unzüchtigen

Scenen und Ideen kann dem Buche das Imprimatur nicht ertheilt werden.“ Ich fiel aus den Wolken; denn nur in einer Scene zwischen einem lüsternen Mönch und einem hübschen leichtsinnigen Kammermädchen war eine einzige zweideutige Redensart, wie sie übrigens in unendlich vielen Lustspielen auf der Bühne vorkommen. Ich glaube, mein Stiefvater war etwas neidisch, denn das Stück war nicht übel, und er hatte sich vergebens bemüht, ein Trauerspiel zu Stande zu bringen. Ein Exemplar wurde indessen dennoch zur Kritik weggeschmuggelt und das Stück in den dramatischen Jahrbüchern recht günstig beurtheilt. Auch der Phönix brachte später Proben daraus.

Einst bei Tisch erzählte mir der Vater, daß ein Preis für das beste Lustspiel ausgeschrieben sei; ich glaube, es war von Stuttgart aus geschehen. Dies veranlaßte mich, mein Glück im Lustspiel zu versuchen. Ich wählte den Stoff aus den Mährchen der Tausend und einen Nacht und benannte das dramatische Mährchen „Hassan.“ Ich hatte nicht die Absicht, es einzusenden, sondern ließ es bei Krüger drucken und dedicirte es meinem Freunde Sallet, mit dem ich die Verbindung fortwährend unterhielt. Ich schalte, meiner Gewohnheit nach, seine in diese Zeit gehörigen Briefe hier ein.

„Verzeih, daß ich die ungeheure Grobheit begehe, das Packet nicht zu frankiren; aber ich habe, Gott straf' mir, jetzt kein Geld, und schreiben mußte ich doch baldmöglichst.

Lieber Wiersbitzky!

Nimm's nicht übel, wenn ich diesen Brief etwas kurz fasse; ich bin seit einigen Tagen unwohl, so daß mir das Schreiben sauer wird. Ueber Deine günstigen Aussichten freue ich mich, und wünsche Dir allen guten Erfolg, sowie daß, wenn Du erreichst, was Du hoffst, Du Dich doch

endlich durch Thätigkeit und festes Ergreifen eines bestimmten Lebensplans befriedigt und gefesselt fühlen mögest. In Deinem Charakter liegen zwei Dinge, nämlich:

1) überall Glück zu haben und immer durch die Welt zu kommen;

2) leicht ein anständiger Vagabund werden zu können. Das erste kommt Dir zu Gute und wird Dir gewiß auch jetzt helfen; gegen das zweite aber hast Du Dich mit aller Willenskraft zu stemmen, denn auch der nobelste Vagabund wird am Ende ein leerer, würdeloser Mensch. Darum halte fest, was Dir geboten wird. Dazu bringt Dich vielleicht, eher als alle meine humoristisch-moralischen Vorlesungen, die eindringliche, unwiderstehliche Stimme der Liebe. Sie ist für Dich ein heilsamer Vogelleim, der Dich festhält, daß Du Dir gefallen lassen wirst, als gesitteter, vernünftiger Mensch Dich in den Käfig der bürgerlichen Gesellschaft sperren zu lassen; anstatt daß Du sonst herumflattern würdest, bis Du entweder in kalter Witterung verhungertest, oder in einer Schlinge Dich zu Tode baumeltest. Bei der Gelegenheit hast Du auch wieder erfahren, daß es zwar sehr wohlfeil, aber auch sehr abgeschmackt ist, immerfort gegen die Treulosigkeit und sündhafte Schwäche der Weiber zu declamiren, und hoffentlich werden in Deinen späteren Dichtungen einmal andere weibliche Wesen vorkommen, als leichtfertige und verführte.

Was nun Deine Dichtungen anbetrifft, so bin ich nicht dazu gekommen, alle zu lesen, da mir Tausenderlei durch den Kopf geht. Ueber das vollendete Trauerspiel habe ich Dir früher schon meine Meinung gesagt.*) Ich habe es jetzt nicht wieder durchgelesen.

*) Ich las es Sallet in Berlin vor. Er lobte es über Verdienst und sagte ganz nachdenklich: „Was doch aus den Menschen werden kann!“

In der „Gräfin von Chateaubriant" spricht sich Talent aus, aber unreifes oder nicht mit Sorgfalt angewandtes. Es hat alles Gute und Ueble an sich, das den neueren französischen Trauerspielen in Prosa, die neben den andern geduldet werden, eigen ist. Gewandtheit in Führung einer unterhaltenden und spannenden Intrigue, und richtiges Treffen einzelner hervorstechender Momente. Dagegen aber oft unnatürliche Breite und Trägheit der Gespräche (lies hierüber als Muster des Bessern die Lessingschen Stücke), mehr descriptives, als plastisches Hinstellen der Charaktere, wodurch das Ganze an Leben und scharfer Klarheit verliert, und endlich, was das Schlimmste ist, Frivolität der Tendenz. Vielleicht hast Du Dich genau an die Quellen gehalten; aber sollte es auch wirklich wahr sein, daß Lautrec in einer Zeit, die zwar in Frankreich keine sehr ehrbare, aber doch eine höchst ritterliche war, der Entehrung seiner **Schwester** ruhig zugesehen, ja sie sogar befördert hat, so ist es doch auf alle Fälle unkünstlerisch *). Es ist weit eher denkbar und weniger anstößig, wenn ein Ehemann seine Frau ohne Scrupel Preis giebt, als ein Bruder, der für die Unbeflecktheit seiner Familie wachen muß, seine Schwester. Außerdem fehlt dem Ganzen der wahrhaft historische Hintergrund, er wird nur zur Hofintrigue. Ich würde aus einer solchen Zeit keinen Stoff wählen, wo der König Franz blos von der Seite des galanten Königs sich zeigen kann; ich würde das höchstens als Nebensache benutzen und ihn hauptsächlich als den ritterlich edeln, hochherzigen, rasch unternehmenden und wacker fechtenden Helden seiner Zeit behandeln, und Carl der Fünfte, der Schlaue, Langsame, ebenso an-

*) Ich entnahm dies Motiv aus einer spanischen Novelle, bin aber vollkommen der Meinung Sallets.

ständig als unverschämt Belügende und Betrügende müßte mir als Contrast mit in das Gemälde. Freilich liegt das Alles außerhalb Deines Stoffes; aber ich halte dafür, daß das Drama überhaupt noch in seiner Kindheit ist, so lange es nur die Leidenschaften und Intriguen Einzelner, ohne den großen Zusammenhang mit der Weltgeschichte, hinstellt. Das ächte Drama ist das historische; meine Autorität für diesen Satz sei Shakespeare.

Da Du einmal in jene Zeit gerathen bist, so sieh Dich, wenn Du einmal Muße hast, nach Quellen für das Leben Carls von Bourbon um. Sein Schicksal ist wahrhaft tragisch und er greift lebendig in die große Maschine der Geschichte seiner Zeit. Hier würdest Du Alles anbringen können und anbringen müssen, was ich verlange. Das Tragische bei Bourbon suche ich aber nicht etwa in seinem Tode vor Rom, obgleich dies ein großartiger Schlußpunkt seiner Laufbahn ist, sondern darin, daß er, ein Franzose, (und ein Franzose ist immer Patriot) durch Bedrückung und Mißhandlung dahin gebracht war, gegen seinen König, sein Volk und Vaterland zu fechten. Ueberhaupt, willst Du im Drama was leisten (und dazu hast Du am meisten Talent), so studire Geschichte! nicht blos Memoiren.

Deine Niobe *) wird dadurch ungenießbar und dem Menschen von métier sogar komisch, daß die Verse gar zu schauderhaft schlecht sind. Mensch! lies Dir's doch einmal unbefangen selbst vor, und urtheile, ob man so was den Leuten zeigen darf! Furchtbare Zusammenziehungen und Apostrophirungen, wo sie gar nicht statthaft sind, so wie gewaltsame Verstellungen und Verrenkungen der natürlichen Wortfolge stören fast bei jeder Zeile. Dazu kommt noch

*) Ein episches Gedicht, welches ich in Hofahrtsheim schrieb.

das unschickliche Uebergehen von rührenden und ernsthaften Stellen zu epigrammatischen und spöttelnden Wendungen. Das Zusammenbestehen des Tragischen und Komischen in Kunstwerken beruht auf tieferer Auffassung und wird durch eine weit künstlichere Procedur bewirkt, als durch bloßes Zusammenwerfen, durch dürre Addition. Dazu gehört das Verständniß der Logarithmen und höheren Gleichungen der Poesie. Lies nur nicht zu viel im Wieland, und nimm Dir ihn ja nicht als Muster. Seine Fehler triffst Du leicht, denn sie springen in die Augen, aber nach dem Blüthenflaum seiner Anmuth und der Schmetterlingsschwinge seines Witzes wirst Du vergebens haschen. Wie er auch sündigen möge, er thut es immer mit Geschick und Liebenswürdigkeit, aber in seinen Nachahmern hab' ich meist nur plumpen Cynismus gefunden. Auch er macht z. B. höchst liederliche Verse, so liederlich, wie sie nur ein Meister wagen darf, wenn die poetische Form nicht ganz auseinanderfallen soll; aber dennoch sind sie wohllautend, einschmeichelnd und natürlich leicht hinfließend.

Du könntest Manches lernen, wenn es Deine Zeit erlaubt und Du unsere besten kritischen Schriften läsest, und zwar namentlich Lessing's Laacoon, seine Hamburgische Dramaturgie, A. W. Schlegel's dramaturgische Vorlesungen und Tiek's dramaturgische Blätter. Alle diese Werke sind nicht philisterhaft breit und dick, sondern kurz, genial und glänzend geschrieben und doch so tief, daß Dir manches Talglicht namentlich über's Drama aufgehen würde. Aber wo sollst Du sie in Lissabon herkriegen? —

Von mir selber ist nichts Merkwürdiges zu sagen. Ich habe ein Bändchen Gedichte herausgegeben, neuerdings zu einem Frühlingsalmanach beigetragen, den unser hiesiger Berliner Dichterclub herausgiebt, und denke mich so nach und

nach in die literarische Welt einzuschwärzen. Vielleicht spricht die Welt einmal von mir, vielleicht auch nicht. Sonst treibe ich viel Englisch und nebenbei Geschichte, die nach und nach mein Hauptstudium werden soll. Dömming ist jetzt hier im Cadettencorps und ich komme viel mit ihm zusammen. Nun lebe recht wohl, und wenn Dir was Merkwürdiges begegnet, so schreibe mir's. Bis dahin möge es Dir wohl gehen!

Berlin, den 29. März 1836.

Dein Freund
Fr. v. Sallet.

Eure beiden Romanzen hätte der Redacteur des Phönix (der mein guter Freund ist) nicht genommen. Zwar nimmt er andere Gedichte auf, die um nichts besser sind, aber dann müssen wenigstens bekannte Namen darunter stehen. Danach muß sich ein Redacteur nun einmal richten. Beide Romanzen sind viel zu gedehnt, und dadurch mißlungen, obgleich aus dem Plan beider etwas hätte werden können. Der gegebene Anfang hat Euch auch Beide, wie es natürlich war, dazu verleitet, am Anhang etwas ganz Unpassendes, Ueberflüssiges und Prosaisches anzubringen. Denn was kann prosaischer sein, als daß ein guter Freund, der bei der ganzen Geschichte gar nichts weiter zu thun hat, sich von dem Helden einen Theil der Begebenheit oder der Situation vorerzählen läßt, die in der Romanze uns lebendig und gegenwärtig in Handlung, nicht durch wehklagende Erzählung, vorgeführt werden sollte. Denke an die berüchtigten Vertrauensscenen im altfranzösischen Drama. Aber in der Romanze macht sich so was noch komischer. Studire den Erlkönig von Göthe (obgleich er kurz ist, läßt sich doch viel über ihn denken), wenn Du recht gründlich wissen willst, was eine Romanze ist. Wenn ich hier immer dictatorisch gesprochen habe, so

bedenke, daß das nicht in meiner Arroganz, sondern nothwendig in der Sache selbst liegt. Denn die Kritik, so wie die Philosophie, darf niemals sagen: so möchte oder so könnte es sein, sondern immer: so ist es. Wenn sich beide auch oft irren, so müssen sie doch immer so thun, als ob Irrthum von ihrer Seite unmöglich wäre. Adieu!"

„Lieber Corvin!

Du hast mir in Deinem Briefe mancherlei Unrecht gethan. Es ist wahr, ich bin oft grob gegen Dich gewesen, aber so viel Psychologie wirst Du wohl los haben, daß man (ohne überhaupt notorischer Grobian zu sein) gegen gleichgültige Menschen nicht grob ist.

Für mein unfrankirtes Benehmen habe ich mich, glaub' ich, damals schon entschuldigt, und zwar damit, daß ich mich vis-à-vis du rien befand. Braucht Dir ein Second-Lieutenant die Aussage dieser Wahrheit zu beschwören? Von dem Portounterschied zwischen Manuscript und Büchern wußte ich wahrhaftig nichts und das: „ohne Werth" sollte wirklich kein boshafter Witz sein, sondern war lediglich für die Post berechnet.

Daß ich Dir Deine Dedication nicht übel nehmen würde, konntest Du Dir wohl denken, denn welcher junge Poet besäße nicht so viel Eitelkeit, um sich durch dergleichen höchlich geschmeichelt zu fühlen; aber abgesehen davon, glaube mir, daß ich diesen Beweis Deiner Neigung auch in besserem Sinne zu würdigen weiß. Ich danke Dir also herzlich dafür und freue mich darauf, das Büchlein zu bekommen.

Wenn Du nur gute Verse darin gemacht hast! Uebrigens werden sich alle Deine Sachen gedruckt viel besser machen; denn beim Lesen der Manuscripte bleibt man immer an den Häkchen Deiner Handschrift hängen (mit mir mag

Digitized by Google

Dir's auch so gehen), so daß man die Melodie nie rein herausfühlen kann.

Es freut mich überhaupt, daß Du etwas vor Dich bringst, nur muß ich meine alten Beschwörungen wiederholen: Lasse, wenigstens wissentlich, nichts Schlechtes drucken, um Deiner selbst und um der Sache willen.

Deine Niobe z. B. bitte ich Dich, nicht herauszugeben, denn die Form ist wahrhaftig zu unreif. Vielleicht wirst Du es selbst erkannt haben.

Bei Tragödien halte Dich ja nicht an Novellen. Du weißt, welchen Kunstwerth in der Regel dergleichen Fabrikate wie Pfefferrösel, Toni, Ben David rc. haben. Der Novellist steht meines Erachtens noch tief unter dem Dramatiker (namentlich der fashionable Bulwer, der in meinen Augen nichts ist, als eine große, glänzende Tagesfliege, deren Farbenschiller wohl nicht über zwei Jahrzehnte hinaus halten wird), also ist's verkehrt, wenn sich der Dramatiker an ihm hinaufarbeiten will. Befreunde Dich mit Geschichtsschreibern und zwar nicht mit glänzenden, raisonnirenden, sondern mit ernsten, treuherzigen und unbefangenen, mehr mit alten, als mit neuen. Das welthistorische Drama ist gewiß das glänzende Ziel, das jeder dramatische Dichter im Auge haben muß.

Uebrigens gratulire ich Dir zu Deiner literarischen Thatkraft, die mir jetzt leider ganz fehlt. Hin und wieder mach' ich ein kleines Gedicht, sonst nichts, und möchte vor Aerger darüber bersten. Sonst versuchte ich mich doch wenigstens in allen Feldern, jetzt, wo ich vielleicht das Vermögen und die Erkenntniß hätte, etwas Ganzes zu geben, fehlt mir der Impuls und die Stimmung. Uebrigens würde ich allerdings, wenn ich auch etwas hätte, um einen Ver-

leger verlegen sein. Denn die Kerls hier sind bei weitem nicht so unternehmungslustig, als Dein leichtsinniger Krüger zu sein scheint. Du hast mir deshalb einen sehr großen Gefallen gethan, mich auf ihn aufmerksam zu machen; nur kann ich leider vor der Hand keinen Gebrauch davon machen; denn eine Sammlung kleinerer Gedichte wird er wohl nicht haben wollen, da das der Schrecken aller Buchhändler ist. Sollte er jedoch hierzu einige Lust verspüren, so magst Du ihn unter der Hand darüber ausholen: ob und wie. Den Druck bezahl' ich aber auf keinen Fall, auch ohne Honorar geb' ich sie nicht; doch begnüge ich mich gern mit geringem Honorar, da ich noch unbekannt bin, und da es mir mehr um meine Stellung zum Buchhändler, als um das Geld selbst zu thun ist. Ich hätte, für den Fall, daß er Lust hat, wieder so viel neue Gedichte zusammen, um eine der ersten Sammlung ungefähr gleiche zu veranstalten. Dem Stoff nach würde sie vielseitiger, der Form nach vielleicht reifer ausfallen; im Ganzen aber, wie ich fürchte, weniger ansprechend, denn die schöne Periode der poetischen Kindheit ist bei mir vorbei. Du kannst den Mann dabei auf die im Berliner Conversationsblatt, im Berliner Modenspiegel, in Gerstorfs Repertorium und in den Blättern für literarische Unterhaltung über mich erschienenen Recensionen aufmerksam machen und mir nach Bequemlichkeit Bericht erstatten. Lieb wäre es mir allerdings, wenn ich so rasch hintereinander hervortreten könnte, aber ich glaube nicht, daß Krüger sich damit wird befassen wollen; also gieb Dir nicht zu viel unnütze Mühe und verdirb es mit ihm nicht um meinetwillen.

Daß aus Eurem Musenalmanach nichts werden würde, sagte mir ein gewisses dunkeles Vorgefühl. Es thut mir leid, doch kann ich die Gedichte, die dadurch wieder zu meiner Disposition stehen, vielleicht jetzt gerade brauchen.

Deine Anna*) wird hoffentlich gefallen und Dir einigen Ruf verschaffen. Ich müßte mich in meinem Urtheile täuschen; aber ich halte es wirklich für ein gutes Stück; obgleich Die, denen Du es sonst in Saarlouis vorgelesen hast, darüber schimpfen. Das ist jedoch noch kein gültiges Forum. Leider kann man aber auch die Aussprüche der meisten Recensenten nicht als competentes Urtheil gelten lassen und ohne Selbstbewußtsein wüßte man nicht, woran man ist.

Die von Dir erwähnte Ausgabe des Shakespeare kenne ich noch nicht.

Die Adresse an B..... ist: (Staune! was aus den Leuten werden kann) An den Königlichen Secondlieutenant Herrn Baron v. — (im xten Infanterie-Regiment) zu B. Ainsi finit cet avanturier imbecile, dépourvu de connaissances, de talent, d'esprit et même de bon sens. Er kann Gott danken, daß man ihn wieder genommen hat.

Wenn Du mir bald wieder schreibst und mir von Deinem Thun und Treiben Nachricht giebst, so wird es mich freuen. Den Stiefelbrief habe ich besorgt. Dömming läßt Dich grüßen.

Meine Wohnung ist: Kleine Hamburger Str. Nr. 4. Lebe wohl! Dein Freund

Berlin, den 19. October 1836. Fr. v. Sallet"

„Lieber Wiersbitzky!

Da Du den Lauf der Welt kennst, so erspar' ich mir eine lange entschuldigende Einleitung, daß ich erst jetzt schreibe. Deinen Hassan habe ich bekommen und danke Dir nochmals herzlich dafür. Du schreibst selbst, Du wolltest nichts damit, als den Leser auf ein paar Stunden amüsiren und diesen

---

*) Anna von Ronnow war der erste Titel der „Hunyaden."

Zweck hat das Werk bei mir redlich geleistet. Ich habe mich nicht nur sehr darüber amüsirt, sondern auch beim Lesen öfters auflachen müssen, und das Lachen ist immer eine gute Kritik für humoristische Dichtungen. Ich glaube auch, daß das Buch gelesen und abgesetzt werden wird, denn leichte, gefällige Speise weist das Publikum nicht zurück. Eins im Hassan hat mir sogar von höherer Bedeutung geschienen. Es ist die Gradation des Confuswerdens; wie sich der gesunde frische Geist anfangs sträubt und ritterlich aushält, bis er zuletzt, von immer erneuertem Unsinn überwältigt, doch bis zum Rande des Wahnsinns getrieben wird und sich durch nichts mehr zu helfen weiß, als toll herumzutanzen. Diese Entwicklung zeugt von Beobachtungsgabe und tiefem Blick. Kleinigkeiten sind ein wenig anstößig, z. B. die Abtrittscene, obgleich an sich sehr gut, würde sich im Gespräch besser machen, als durch den Druck fixirt. Am wehesten that mir, daß Hassan seine Mutter wiederholt prügelt. Es ist dies zwar durchaus motivirt, und weder unnatürlich, noch dem armen Hassan anzurechnen, aber die Sache an sich ist für ein deutsches, gemüthliches Herz zu gehässig und verletzt in diesem sonst leichten, humoristischen Gewebe. Du hättest ja die Nachbarn ihn packen lassen können, als er eben im Begriff steht, loszuschlagen. Dann wäre für die poetische Nothwendigkeit nichts verloren und die Pietät des Lesers geschont. Herzerquickend dagegen sind die Prügel, die Hassan seinem Wärter applicirt. Dabei muß jedes redliche Gemüth jauchzen.

Die Pfaffen hast Du vom Standpunkt des Hasses aus aufgefaßt und diese Triebfeder schadet einem humoristischen Werk immer. Du hast dabei in der Hitze ganz vergessen, Deine Schmähungen durch Handlungen des Iman, die der Leser vor sich sieht, gehörig zu motiviren und überhaupt

den Kerl mehr in den Plan des Ganzen zu verweben, was sehr leicht gewesen wäre, wenn Du nur daran gedacht hättest. Mit lachender Ironie hättest Du dem Pack von Pietisten weit treffendere und stärkere Hiebe beibringen können, als so, da Du selbst erbittert warst.

Uebrigens müßt Ihr in Dortmund entweder einen sehr simpeln, oder einen sehr liberalen Censor haben. Ich habe mich gewundert, manche Stelle ungestrichen zu sehen.*) —

Ueber Grabbes Hannibal bin ich nicht Deiner Ansicht. Ich halte ihn zwar für eine durchaus verfehlte Tragödie, denn sie geht von keiner erhebenden tragischen, sondern von einer vernichtenden sarcastischen Weltanschauung aus. Aber in seiner verkehrten Art ist das Ding großartig, es ist ein großer, bittrer Witz auf alles Edle und Hohe der Menschheit. Und es ist nicht gemacht; diesen epigrammatischen Zuckungen liegt wirklich ein tiefer, krampfhafter (freilich durchaus unpoetischer) Schmerz zum Grunde. Das fühlt man nicht bei den einzelnen Stellen, wohl aber durch den Totaleindruck, wenn man das Ding zweimal gelesen hat. Es ist ein ächtes Product unserer Zeit, freilich unserer Zeit in ihrer falschesten Richtung; darum aber wird es für die Literaturgeschichte von großer Wichtigkeit bleiben. —

Welthistorische Dramen empfehle ich nicht, damit man Geschichte daraus lerne. Im Gegentheil geh' ich von Deinem Satze aus: Die Geschichte des innern Menschen ist die Hauptaufgabe des Dramatikers. Aber welches Innere könnte bedeutsamer, interessanter, entwickelter, tiefer und vielseitiger sein, als das solcher Menschen, die in allen großartigen Hauptrichtungen eines ganzen Jahrhunderts, befördernd oder widerstrebend, betheiligt waren; die, alle Licht-

*) Mein Stiefvater hatte den Posten als Censor damals aufgegeben.

strahlen der Zeit oder wohl gar künftiger Jahrhunderte im Brennpunkt ihrer Seele vereinend, die Welt zu sich erhoben und mit sich fortrissen, oder im Kampfe mit ihr untergingen?

Ich sprach ausdrücklich vom welthistorischen, nicht vom historischen Drama; denn jede Winkelgeschichte dieses oder jenes Herzogthums hat diese höhere Bedeutung nicht. Aber Begebenheiten, die, vor Jahrhunderten geschehen, immer noch auf unsere ganze Denkungsart, unsere Bildung, unsere Staatsform den mächtigsten Einfluß üben, sind nicht nur ein äußerlich Geschehenes, sondern setzen gewaltige innere Triebfedern in der Menschenbrust, ja im Geist ganzer Nationen, voraus, die zu entwickeln und markig zu gestalten, wohl der würdigste Stoff für den Dramatiker sind. Komme mir nicht mit Beispielen, denn wir haben noch gar kein welthistorisches Drama, wie ich's meine. Alle unsere historischen Dramen sind zu familienmäßig, zu kleinstädtisch und spießbürgerlich geschrieben. Der große Shakespeare konnte der Zeit nach keines liefern, denn damals gab's keine enge Verbindung und Wechselwirkung der Völker, keine große Ansicht der Ursachen und Wirkungen durch alle Zeiten und Räume; es gab überhaupt noch keine Welt- sondern nur Particulargeschichte. In der Wissenschaft kommen wir nach und nach zur ersteren, aber die Kunst ist dahin noch nicht gefolgt.

Der Hamlet Sh. ist sonderbarer Weise ein prophetisch welthistorisches Werk, obgleich ohne eigentlich historischen Stoff. Denn was ist Hamlet anders, als unsere heutige modernste Zeit, mit all ihrer hohen, vielseitigen Bildung und Zerfallenheit mit sich selbst; mit all ihrer Gedankentiefe und -kühnheit und verächtlichen Impotenz im Handeln;

mit all ihrer tiefen Selbsterkenntniß, Selbstsecirung und Selbstverachtung; mit all ihrem Bewußtsein aller höchsten und tiefsten geistigen Kräfte und doch der lähmenden Ueberzeugung, diese Kräfte zu nichts Tüchtigem anwenden zu können; mit allem, in Barockheit endendem Streben nach geistreicher Originalität, mit all ihrer Keckheit und ihrem Kleinmuth ꝛc. ꝛc. Lies den Hamlet, und auf jeder Seite wird Dir eine glänzende Eigenschaft und eine Krankheit unserer jetzigen Zeit begegnen. —

Nun zu Buchhändlerangelegenheiten. Mehr Honorar als 1 Louis hatte ich nicht erwartet. Es ist dies das mindeste, was mit Anstand gezahlt werden, und das höchste, was ich unter den jetzigen Umständen forderen kann. Damit bin ich also einverstanden. Ich werde, je nachdem es gedruckt wird, 5 bis 6 Druckbogen liefern. Krüger mag dann 500 Exemplare abziehen und mir, wo möglich, 12 Freiexemplare gestatten. Daß die Sache noch einige Zeit dauern soll, hat ganz und gar nichts zu sagen, denn ich habe keine Eile. Aber Gewißheit möchte ich darüber haben, wenn sie Krüger geben kann.

Ich denke ihm übrigens, um handwerksmäßig zu sprechen, gute Arbeit zu liefern und wenn auch er das seinige zur raschen Verbreitung thut, d. h. elegante Ausstattung und schnelle Versendung an Buchhändler und Journalredactionen, so wird ihm die Unternehmung hoffentlich keinen Schaden bringen; denn ich lasse nicht alles drucken, was ich hinschmiere, sondern wähle aus. Dömming läßt Dich grüßen. Zu Deinen literarischen Arbeiten wünsche ich Dir mehr Gedeih'n, als mir. Lebe wohl!

Dein Freund F. v. Sallet."

Berlin den 25. November 1836.

„Lieber Wiersbitzky!

Wenn man viel Freunde und Bekannte in der Welt zerstreut wohnen hat, kann man leider nicht mit allen in fortwährender geistiger Verbindung bleiben; man würde sich sonst in Correspondenz zersplittern. Da ich oft meinen Aufenthalt gewechselt und überall Menschen gefunden habe, die mir werth sind und denen ich es bin, so empfinde ich dies oft und muß haushälterisch mit dem Briefschreiben sein. Aber auch das Schreiben nach längerer Unterbrechung hat sein eigenthümliches Interesse. Man kann dann über ganze Lebens- und Thätigkeitsperioden berichten, und so hoffe ich von Dir, als Antwort auf diesen, bald einen recht reichhaltigen und Fortschritt bezeichnenden Brief zu bekommen.

Dein Hassan hat alle amüsirt, die ihn gelesen haben. Selbst Dömming hat sein ernstes Gesicht dabei zum Lächeln erheitert und sich an der Lustigkeit des Buchs erfreut. Was Asmuth Poesie nennt, versteh' ich wohl. Uebersetzt heißt es: Rhetorischer Phrasenkram. Es ist Schade um Asmuth. Er ist nicht ohne Talent, aber ganz ohne Bildung und künstlerisches Bewußtsein. Allerdings ist Humor, ohne Redensarten, an und für sich Poesie, und dieser Hauch weht über dem Hassan. Aber die Form ist zu lose, zu wenig plastisch und aus einem Guß; und dieser Mangel an Meisterschaft hat an einzelnen Stellen einen prosaischen Anstrich. So z. B. in den Versen die vielen Hiatusse werde—ich, komme—ich. I hinter dem stummen e macht den Klang des ganzen Verses mager und unharmonisch. Du siehst aber, daß Du nur darauf zu achten brauchst, denn es ist nichts leichter, als das zu vermeiden. Den Vers

Die hies'gen Bengels kenne — ich zur G'nüge

hast Du mit Gewalt verdorben. Kenne ich ist Hiatus, G'nüge Härte.

Die hies'gen Bengels kenn' ich zur Genüge.

Da ist beides vermieden.

In der Prosa treten kleine, uncharakteristische Beiwörter zu oft hervor. Namentlich das; nun.

Wende Sorgfalt darauf, dann wird auch Deine Form heranreifen und sich männlicher, peremptorischer gestalten.

Dein guter Krüger scheint mir nicht genug für die Verbreitung seiner Bücher zu thun. Ich habe noch in keinem Blatt eine Anzeige des Hassan gelesen. Beiliegend erhältst Du eine aus dem Berliner Conversationsblatt, dessen Redacteur ein guter Freund von mir ist und dem ich Dein Buch zum Lesen gegeben habe. Du wirst vielleicht nicht befriedigt sein, denn jeder junge Schriftsteller erwartet gründliche, den Kern des Werks umfassende und seine Verzweigung verfolgende Beurtheilung. Statt dessen aber müssen wir uns bei unsern Erstlingswerken meist mit wenigen, flüchtigen Worten, die einer Annonce ähnlicher sehen, als einer Recension, begnügen. Mache Dich darauf auch in den übrigen Blättern gefaßt und denke nur daran, für Dich still fortzuschreiten; der Erfolg kommt schon, wenn man rüstig bleibt, durch wiederholte und sich steigernde Leistungen, nicht aber beim ersten Anlauf. Und das ist auch ein Glück, sonst würde manches Talent in Arroganz und Trägheit untergehen. Ich habe mich schon damit ausgesöhnt, so sehr ich nach Anerkennung schmachte. Aber ob ich auch in der Literatur noch so gut wie gar keine Stellung gewonnen habe, so vertrau' ich auf meinen Eifer und meine Kraft und werde nicht ungeduldig.

Seit ich Dir nicht schrieb, habe ich eine wichtige Arbeit vollendet. Ich habe nämlich mit meinem Bruder zusammen eine Auswahl aus Percy's Sammlung altenglischer Poesieen übersetzt. Es sind 500 bis 600 Druckseiten, enthaltend ächte

Volkslieder, kräftige, ursprüngliche Balladen und manches, wenn auch nicht ästhetisch, doch historisch höchst Merkwürdige. Die Sammlung ist für die Literatur gewiß von großem Interesse und meine Uebersetzung kann ich im Ganzen, mit richtiger Selbstschätzung, gelungen nennen; und dennoch zweifle ich, ob ich sobald einen Verleger dazu finden werde, der nämlich bezahlt. Denn umsonst geb' ich keinem Buchhändler mehr ein Manuscript.

Wegen meiner Gedichte könntest Du Krüger jetzt wohl wieder einmal fragen. Seine Presse wird hoffentlich nun frei sein, und mein Manuscript liegt bereit. Wenn er wirklich will, so wird er sich jetzt erklären können. Hat er die Courage verloren, so soll er es nur geradezu sagen. Es wäre mir sehr unlieb, verdenken aber könnte ich's ihm keineswegs, denn Gedichte herauszugeben, bleibt immer riskant. Will er sie nehmen, so schreibe mir doch, ob es erforderlich ist, einen förmlichen Contract aufzusetzen, oder ob sich die Sache ganz gemüthlich machen kann. Meine Bedingungen weißt Du, nur möchte ich die Liste derjenigen Redactionen hinzufügen, an die Exemplare zur Beurtheilung gesandt werden müssen, damit die Sache nicht wieder, wie meine erste Sammlung, ein Privatunternehmen bleibt.

Selbstständig produzirt habe ich seit lange gar nichts. In kurzer Zeit wird von unserem Verein der zweite Jahrgang unseres Almanachs herauskommen, der von mir viele Beiträge enthält, aber von früher her. Das Uebersetzen stumpft doch die Schöpfungskraft ab, und ich sehne mich recht nach einer neuen, frischpoetischen Periode. Für den Augenblick verzage ich fast daran; aber so ist mir's schon oft gegangen, und die fremde Macht in meinem Busen, die aus mir Klänge und Gedanken redet, an denen ich eigentlich ganz unschuldig bin, ist doch wieder erwacht. Drum hoff'

ich auch diesmal Erlösung für die verwunschenen Prinzen und Prinzessinnen von Gedichten, die noch in mir schlummern mögen.

Ich gehe viel mit Literaten um, was mir vielfältig Erheiterung, Anregung und Belehrung gewährt. Wärest Du lieber hier! Dein Gesichtskreis würde sich in vieler Beziehung erweitern. Berlin ist vielleicht die gebildetste Stadt der Welt und junge, aufstrebende Talente schleifen sich aneinander ab, tragen und heben sich. Dies geistige Wechselwirken wird mir in Trier fehlen (denn dies ist mein letztes Jahr) dagegen werde ich mich in der zauberisch schönen Gegend mehr in mir selbst sammeln, die gewonnenen Eindrücke still verarbeiten und hoffentlich ein frisches, thatkräftiges Aufleben des Gottes in mir erleben. Bis jetzt habe ich einen Quark geleistet, das Aechte muß noch kommen, sonst hol' der Teufel die Poetenschaft!

Lebe recht wohl und schreibe mir bald. Dömming grüßt Dich herzlich (das heißt wirklich; ich schreib's nicht etwa blos hin).

Dein Freund Friedrich von Sallet.
Der Lorbeerkranzdurstige."

Berlin den 27. Februar 1837.

Ich hatte vergeblich auf irgend eine Nachricht von Coburg gewartet und mußte endlich die Hoffnung aufgeben, die mir in Aussicht gestellte Anstellung in Lissabon zu erhalten, besonders da von dort sehr ungünstige Neuigkeiten einliefen. Die Deutschen, welche der junge Prinz mitgebracht hatte, erregten die Eifersucht der Portugiesen; es entstand ein Aufruhr, in Folge dessen die Deutschen entlassen werden mußten; ja es hieß sogar, daß der König geflüchtet sei.

Vom Obersten erhielt ich hin und wieder Briefe, allein er that nichts, mir über die Folgen des wichtigen Schrittes wegzuhelfen, den ich auf seine Veranlassung und im Vertrauen auf seine mir mündlich und schriftlich gegebenen Versprechungen gethan hatte. Seine Correspondenz lief hauptsächlich darauf hinaus, den Druck des Buches zu veranlassen, welches ich unter seinen Augen über Herzog Carl und die braunschweigsche Revolution geschrieben hatte. Zu diesem Ende sandte ich das Manuscript an A. Brockhaus in Leipzig, der es recht interessant fand, sich aber die Finger nicht damit verbrennen wollte.

Meinem Stiefvater begann meine Anwesenheit lästig zu werden; meine Hoffnungen auf Portugal waren gescheitert und der Oberst hatte mich im Stich gelassen; ich befand mich also in einer sehr trostlosen Lage und überlegte ernstlich die mir zu Gebote stehenden Mittel, eine einigermaßen sichere Stellung zu erringen. Damit sah es nun sehr windig aus; aber ich war stark im Hoffen und verzweifelte nicht.

Während des Winters hatte ich häufig in kleineren Kreisen Schauspiele vorgelesen, und da man mir sagte, daß ich ganz ausgezeichnet lese und ich es selbst glaubte, so kam mir der Gedanke, ob sich diese Fertigkeit nicht ausbeuten lasse. Ich hatte von Tick's Vorlesungen dieser Art gehört und hoffte, nach und nach einen ähnlichen Ruf in dieser Hinsicht zu erlangen. In Dortmund wollte ich damit nicht beginnen, sondern in Frankfurt a. M., wohin mich außerdem noch mein Herz zog.

Da ich sehr arm war, so lieh ich mir zehn Louisd'or von einem Freunde. Mit diesem Capital an Geld, einem bedeutenderen an Muth und einem noch weit größeren an Hoffnungen verließ ich vor Ostern 1837 Westphalen, um in Frankfurt a. M. ein neues Leben zu beginnen.

Fünftes Capitel.

Frankfurt. — Glückliches Omen. — Ein „Schlippche" von 1837. — Eduard Duller. — Mozartfeier in Darmstadt. — Sanguinische Hoffnungen. — Meine Vorlesung. — Erfolg. — Pläne. — Brief von Sallet. — Krankheit. — Besuch von Sallet. — Kissingen. — Coburg. — Meiningen. — Audienz beim Herzog. — Ludwig Bechstein. — Abenteuer mit der Frankfurter Polizei. — Der Preußische Gesandte. — Uebersiedlung nach Bockenheim. — Harte Zeit und Liebe. — Brief von Sallet.

Sonntag den fünfzehnten März achtzehnhundert und siebenunddreißig kam ich in Frankfurt an und stieg im Römischen Kaiser ab. Die Ungeduld, meine nun gerad ein Jahr entbehrte Geliebte zu sehen, trieb mich gleich nach meiner Ankunft hinaus, obwohl ich noch nicht wußte, wie mein Zweck zu erreichen sein würde. Gerad als ich, darüber nachdenkend, etwa dreißig Schritte gegangen war, durchfuhr mich ein freudiger Schreck, denn Helene und ihre Schwester, eben aus der Kirche kommend, standen vor mir. Ich betrachtete diese Begegnung als ein gutes Omen. — Der Vater durfte von meiner Anwesenheit nichts wissen und es wurden Pläne für unsere Zusammenkünfte verabredet. Die kleine Mina war natürlich auf unserer Seite, und auf ihren Vorschlag wurde noch eine dritte Person ins Vertrauen gezogen, der viel daran lag, Mina zu gefallen. Diese Person war natürlich ein junger Mann, — und was für einer!

Mina's Anbeter war ein Eingeborener von Frankfurt und zu seinem Bedauern der Sohn eines bescheidenen Bürgers. Wenn seine Mutter ihm ein Geständniß à la Lady Falconbridge gemacht und ihm die Gewißheit gegeben hätte, daß adeliges Blut in seinen Adern fließe, er würde ihr, glaub' ich, verziehen haben, denn er fühlte seinen Sinn hoch erhaben über die lederne Wirklichkeit des väterlichen Hauses.

„Karlche, das Schlippche von der Breitegass'" wurde von allen Laden- und Nähmädchen bewundert und von mancher heimlich angebetet. Das war kein Wunder und Jedem begreiflich, der ihn an einem schönen Sommertage die Zeil hinauf triumphiren sah. Sein Gesicht war angenehm, trug indessen mehr den Wechsel- als den Adelsstempel, denn die naseweise Nase und die vorstehenden, graublauen Augen guckten etwas zu neugierig suchend in die Welt hinein. Das zierliche Schnurrbärtchen aber und das schön gebrannte hellbraune Lockenhaar würden die Waagschaale wieder auf die Baronseite geneigt haben, wenn nicht die Figur und Toilette die Phantasie des staunenden Bewunderers abermals in die Irre geführt hätten.

Er war von mittlerer Größe; seine Gestalt war zierlich trotz der etwas plebejisch gewölbten Schultern und der zu kurzen Beine, deren Formation eher auf mögliche Abstammung von einem Löwe oder Herz, als von einem Löwenherz deuteten. Ein weißgrauer Seidenhut saß ein wenig auf dem linken Ohr; der schwarzsammetne Frack war mit weißer Seide gefüttert, mit weißen, metallenen façonnirten Knöpfen besetzt und mit sehr breiten, flach auf die Schultern fallenden Brustklappen versehen; die lyraförmig geschnittene Weste zeigte das blendend weiße, breitfaltige, blank geplättete Hemd beinahe bis an die Schultern; fein blaugestreifte weiße Sommerhosen, mit denen die seidene Halsbinde übereinstimmte,

fielen auf einen tadellosen Stiefel und die mit hellem Glacéhandschuh bekleidete Hand hielt zierlich zwischen zwei Fingern ein elegantes Stöckchen, mit welchem allerlei zierliche Evolutionen ausgeführt wurden. Die neugierigen Augen schauten lebhaft nach allen Seiten, und wenn sie ein kicherndes Opfer seiner Unwiderstehlichkeit erblickten, überflog ein für die Vorübergehenden bestimmtes Lächeln das Gesicht des breitegasser Herzenstürmers, und die Linke drehte selbstgefällig das kleine Bärtchen. All diese Liebenswürdigkeit war unverfälschtes Frankfurter Gewächs; denn Karlche hatte die Residenz des alten und neuen Bundes noch niemals verlassen, aber innerhalb dieser kleinen Welt hatte er Großes erlebt und gethan.

Die Schreibstube eines Kaufmanns ward ihm bald zu enge; es faßte ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht nach einem genußreicheren, poetischen Leben, nach Tricots und Schauspielerinnen, Versenkungen und Lorbeerkränzen. Sein Principal, der mit ihm sehr zufrieden war, mochte ihn einen Narren über den anderen schelten, — Karlche hatte sein Herz darauf gerichtet, Mitglied der so oft bewunderten Zauberwelt zu werden und ward Schauspieler. Da er sich ein Sümmchen gespart hatte, so fand sein Talent viel Anerkennung bei seinen neuen Genossen und Karlche berauschte sich in Hoffnung auf Erfolg.

Er seufzte manch wildes ihr Götter
Und brüllte manch zärtliches Ach,

sowohl auf der Bühne als hinter den Coulissen, wo manche seiner Träume bei erfahrenen Sängerinnen Wirklichkeit wurden, die seinen jugendlichen Styl noch mehr bewunderten, als seine Declamation.

Während er im Ankleidezimmer den Don Juan spielte, trat er auf der Bühne in bescheideneren Rollen wie in der des Schülers im Faust auf, die er mit Verstand und Ge-

schick spielte. Er wäre wahrscheinlich mit der Zeit ein guter Schauspieler geworden! aber ach;

Die Kunst ist lang
Und kurz ist unser Leben

und noch schneller als das Leben läuft das Geld davon. Kurz, eines schönen Morgens war „Karlche“ wieder im Comptoir auf dem Römerberg, denn W. R., sein Principal, war ein vernünftiger Mann, der den kleinen Theatersparren im Kopfe seines brauchbaren Commis übersah. Es war derselbe in der That ein leidlicher junger Mann, und wenn ich ihn auch in meiner gewohnten Weise à la Gavarni gezeichnet habe, so schließt das nicht aus, daß er mir recht gut gefiel, eben weil die Nüchternheit des steifen Kaufmanns bei ihm durch den rosigen Schimmer gemildert wurde, der ihm von seinem Anstreifen an den Theaterschminktopf geblieben war.

Mit seiner und der Schwester Hülfe sahen Helene und ich uns oftmals. Wie wir das anfingen und welchen Gefahren der Entdeckung wir entgingen, wie glücklich wir waren und wie uns der Himmel voll Geigen hing — will ich dem Leser nicht erzählen, da man seiner Phantasie auch etwas überlassen muß.

Ich war mit Eduard Duller, Sallet's Freund, in Correspondenz getreten. Duller war verheirathet und lebte damals in Darmstadt. Ich erhielt von ihm ein freundliches Brieschen, welches mich einlud, der Mozartfeier in Darmstadt beizuwohnen. Duller war wegen dieser Feier sehr beschäftigt und ich sah ihn nur wenig; allein er machte einen ganz angenehmen Eindruck auf mich. Das ist Alles, was ich von ihm sagen kann; denn so gut auch sonst mein Gedächtniß in Bezug auf merkwürdige Persönlichkeiten ist, die mir begegnen, so habe ich doch seltsamerweise von Duller fast keine Erinnerung.

Die Mozartfeier im Theater ging sehr schön und glänzend von Statten; aber die von mir in Darmstadt beabsichtigte Vorlesung des Faust kam nicht zu Stande, weil sie durch das Eintreten der Charwoche verhindert wurde.

Meine Versuche, das Manuscript über die braunschweigsche Revolution anzubringen, scheiterten an der Censur und damit die Hoffnung, meinen Finanzen durch das Honorar dafür aufzuhelfen. Der Oberst schrieb mir und verlangte, daß ich augenblicklich nach Hofarthsheim kommen solle, aus Gründen, die er einem Briefe nicht anvertrauen wolle. Da er kein Reisegeld beilegte und ich keine Lust hatte, seinen unbestimmten Plänen in Bezug auf die Restauration des Herzogs von Braunschweig als willenloses Werkzeug zu dienen, überdies sehr sanguinische Hoffnungen auf den Erfolg meiner dramatischen Vorlesungen hatte, so zog ich es vor, in Frankfurt zu bleiben.

Sanguinische Hoffnungen sind ein Fehler der Jugend und Unerfahrenheit; sie waren auch mein Fehler, der mich oft in mißliche Lagen brachte, indem ich solche Hoffnungen als baare Münze nahm und mich demgemäß einrichtete. Es ist freilich wahr, daß die üblen Folgen dieses Fehlers durch meine Fruchtbarkeit in neuen Plänen etwas gemildert wurden, da sich die Chancen auf Erfolg dadurch vermehrten; allein das verhinderte nicht, daß ich oft genug dadurch, wie man zu sagen pflegt, in die Tinte kam. Da mir, meiner Meinung nach, der Erfolg als Vorleser nicht fehlen könne, so hatte ich mich denn auch in den theuern Gasthof einquartirt und lebte, als ob dieser Erfolg schon errungen sei und noch darüber hinaus.

Ich versäumte nicht, nach meiner besten Wissenschaft für den Erfolg meiner Vorlesung zu wirken und machte einige Besuche bei hohen Personen, die ich noch von meinen Lieute-

nantsjahren her kannte. Der preußische Gesandte, Generallieutenant von Schöler, nahm mich sehr artig auf und unterstützte mich durch seinen Rath. Ich sandte eine Liste umher; allein finde in meinem Tagebuche aus jener Zeit unter dem neunzehnten März folgende kurze Bemerkung: „Der Lohnbediente, den ich wegen der Unterschriften abschickte, ist ein Esel, er brachte nicht eine.“ — Das veranlaßte mich jedoch nicht, meinen Plan aufzugeben, obwohl er meiner Geliebten außerordentlich zuwider war. Ich bestand um so hartnäckiger darauf, als ich nicht ohne großen Kampf alte Vorurtheile zu überwinden gehabt hatte, indem ich mich entschloß, in solcher Weise öffentlich aufzutreten. Ich gestehe, daß mich ein Frösteln überlief, als ich die Ankündigungszettel sah, auf denen mein Name figurirte. Ich hatte beabsichtigt, unter dem Namen Otto von der Weiden aufzutreten, unter welchem ich die Hunyaden und den Hassan geschrieben hatte; allein die Polizei machte Einwendungen und Corvin mußte den ins Deutsche übersetzten Wiersbitzki (v. d. Weiden) hinzugefügt werden. Der fashionable Saal im russischen Hof war nicht zu haben und ich mußte mich mit einem andern im „goldenen Roß,“ nun Hof von Holland, begnügen, obwohl man mir vorher sagte, daß die vornehme Welt dorthin nicht gehen werde.

Endlich brach der wichtige Tag an; es war Montag, der zwanzigste März. Der Saal war gewärmt und ererleuchtet und gemiethete Billeteurs waren bereit, die Einlaßkarten gegen halbe Kronen einzutauschen. Mein auf einer Erhöhung stehender Tisch, mit zwei Kerzen und dem üblichen Glas Zuckerwasser, war bereit und ich ebenfalls. Zuerst kam eine ganze Pensionsanstalt, deren Vorsteherinnen Freundinnen meiner Braut waren und denen ich ein Ueberfluß an Freibillets geschickt hatte. Außer diesen priviligirten Personen

kam noch — ein einziger Herr. Mit welcher Liebe betrachtete ich ihn trotz seiner rothen Haare! Nachdem ich so lange als nur irgend schicklich gewartet hatte, begann ich zu lesen. Man sagte, daß ich gut gelesen habe; aber als der einzige bezahlende Mann genug für sein Geld gehört zu haben meinte und sich in einer Pause hinweg schlich; als unsere Freundinnen es unbillig fanden, mich noch länger vor den leeren Bänken lesen zu lassen, — schloß ich die Vorlesung; mit welchen Gefühlen mag der Leser errathen. Die Seifenblase meiner Hoffnungen war nicht allein geplatzt, sondern vor meinen Augen erhoben sich an ihrer Stelle die Gespenster der Rechnungen für die Miethe des Saales und was daran hing, und die Champagnerschmerzen des römischen Kaisers! Meine Braut drückte mir schweigend die Hand, denn sie fühlte für meinen miserablen Zustand, und Thränen liefen über ihre Wangen.

Fruchtloses Bedauern war nicht meine Sache. Schlug man meinem Hoffnungsriesen einen Kopf ab, so waren am nächsten Morgen dafür zwei neue gewachsen. Der mahnende römische Kaiser wurde durch die Bürgschaft von Don Carlos beschwichtigt, das goldene Roß benahm sich wie ein vernünftiges Thier und ein ernster Brandbrief wurde an meinen nachlässigen Protector abgeschickt. Als ich schon am Erfolg desselben verzweifelte, erhielt ich von ihm einen Brief mit Geld, wovon mir nach Zahlung meiner Schulden auch kein Pfennig übrig blieb. Ich hatte aber goldene Hoffnungen und eine ganze Bank voll Lebensmuth.

Ich bezog nun ein Privatlogis, richtete mich häuslich ein und verfolgte meine literarischen Pläne. Die Gräfin von Chateaubriant wurde an Cotta abgeschickt, von dem ich sie zwar zurück, aber zugleich die Einladung erhielt, Correspondenzen für das Morgenblatt zu schreiben.

Die Hunyaden wurden an die tüchtige Schauspielerin Fräulein Lindner empfohlen, um durch sie die Aufführung des Stückes in Frankfurt zu bewirken. Außerdem arbeitete ich fleißig an einem in Dortmund begonnenen Buch, dessen Inhalt schon aus dem Titel hervorgeht: „Vernunft und Religion," worauf ich mir nicht wenig einbildete, welches ich aber später zerriß. Ein literarischer Plan jagte den andern. Sallets Winke waren an mir nicht weggeworfen. Ich fand in der Stadtbibliothek treffliche Quellen zur Geschichte des Connetable von Bourbon, die ich den Nachweisungen des alleruntersten Gehülfen in der Bibliothek verdankte, während der Oberbibliothekar unwissend wie ein Gothe war. Als ich achtzehn Jahre später wieder die Bibliothek besuchte und mich nach dem kleinen gescheidten Mann umsah, erkannte ich in ihm den neuen Oberbibliothekar; ein Beweis, daß sogar in Frankfurt manchmal das Verdienst belohnt wird.

Unter dem siebenten April finde ich in meinem Tagebuch folgende Stelle, die ihrer besondern Wichtigkeit wegen mit rother Tinte unterstrichen ist: „Heute hatte ich den Einfall ein Blatt für Jäger herauszugeben." Ein solches Blatt gab es noch nicht und ich fühlte mich vollkommen befähigt, dasselbe zu redigiren. Ich theilte meinen Plan dem Buchhändler David Sauerländer mit, bei welchem die Forst- und Jagdzeitung erschien, in der indessen das Jagddepartement nur äußerst dürftig vertreten war. Herr Sauerländer schien nicht abgeneigt, auf meinen Plan einzugehen und eine Jagdzeitung als Beiblatt der Forstzeitung erscheinen zu lassen; verwies mich aber an den Redacteur, Forstmeister Behlen in Aschaffenburg, mit dem ich mich sogleich in Verbindung setzte. Die Sache zog sich sehr in die Länge; aber sie leuchtete mir immer mehr ein, je länger ich darüber nachdachte.

Mit meinen Freunden von Asmuth und von Sallet stand ich in lebhaftem brieflichen Verkehr; ebenso mit Eduard Duller, dessen Briefe mir jedoch verloren gegangen sind. Von Sallet erhielt ich im Sommer den folgenden:

„Lieber Wiersbitzki!

Ich gratulire Dir herzlich dazu, daß Dir der Himmel voller Geigen hängt. Aber was soll ein Mensch, der im Leben wenig Hoffnung hat, dem die Kraft seines Innern versiegte und der noch dazu krank ist einem Andern, dem jeder neue Gedanke eine neue Hoffnung, einen neuen Plan für die Zukunft bringt, Erfreuliches schreiben? Dies diene Dir nur als Schlüssel, um es zu begreifen, warum mein Brief kurz und trocken ausfallen wird, denn vorjammern will ich Dir weiter nichts.

Du hast ein practisches Talent und einen Muth des Ergreifens, die mir beide ganz fehlen. Ich bin daher überzeugt, daß Alles, was Du leistest schnell zur öffenlichen Kenntniß und Anerkennung kommen wird, während bei mir vielleicht lange nach meinem Tode irgend ein Bücherwurm zufällig einmal auf ein verlaufenes Exemplar meiner Gedichte stößt und, darin blätternd, verwundert brummt: Unter dem Zeug ist doch manches hübsch! und selbiges dann in einer Literaturgeschichte bemerkt, die wieder kein Mensch liest.

Vor der Hand muß ich meine dichterische Laufbahn als geschlossen ansehn, denn wer gibt mir die Bürgschaft, daß ich mich nicht ausgedudelt habe? Es sieht ganz leer in mir aus. Seit mehr als einem halben Jahr habe ich nichts geliefert, als drei kleine unbedeutende Gedichte, eine außerordentlich grobe und eine spöttische Recension. Das Kritisiren könnte vielleicht meine Sache werden, wenn ich etwas Ordentliches gelernt hätte. Aber die Zahl unsrer frechen, unwissenden Kri-

tiker zu vermehren, wäre auch eine Sünde. Bleibe ich nun jetzt still stehen, so kann ich allerdings keinen Ruhm in Anspruch nehmen, denn Poeten wie ich giebts jetzt zu hunderten in Deutschland. Ich weiß nicht, was Dich verblendet hat, daß Du meinst, es sei jetzt leicht, hervorzuragen, weil nichts da wäre. Ich kenne keine reichere und blühendere Zeit der deutschen Literatur, als die jetzige, und grade jetzt ist es ungeheuer schwer, sich hervorzuthun, aus zwei Gründen, erstens, weil ungeheuer viel Schund geschrieben wird, der Alles erdrückt, und zweitens weil sehr viel Gutes geleistet wird. Uhland, Schwab, Rückert, Chamisso, Grün, und außer diesen etablirten Herren eine Menge anstrebender, talentvoller Geister. Auch im Dramatischen wird Gutes geschaffen, wir kennen es nur nicht. — Für den Thätigen, sich seiner Kraft Bewußten ist dies freilich nur ein Sporn und keine Abschreckung. So wirst auch Du Deinen Weg fortgehn, unbekümmert ob neben und vor Dir schon Andere laufen, und ich wünsche Dir Glück dazu. Für mich aber ist es weder abschreckend noch anspornend, da ich keine Producirfähigkeit habe. Von etwas Großem ist nun gar nicht die Rede, ich wäre schon froh, wenn ich gute Gedichte zum Vorschein bringen könnte. Daß Du so gar viele literarische Pläne im Kopf hast, gefällt mir eigentlich nicht. Hüte Dich ja, bis über die Grenze vorzudringen, wo jedes edle, gesinnungsvolle geistige Streben aufhört und das ganz gemeine Handwerk anfängt. Vier Louisdor Honorar sind freilich vollkommen genug, um jedes Gewissen zu übertäuben (sie würden auch meines) aber, ganz unter uns gesprochen: Correspondenzen zu schreiben, ist eigentlich doch schon ein wenig despectirlich. Glaube übrigens nicht, daß ich Dir's verdenke. Oeffentliche Schande ist ja nicht damit verbunden, und wenn das Publikum einmal dummes Zeug lesen will, warum soll man nicht für vieles Geld etwas weniges dummes Zeug

schreiben? Die Besten thun's, warum nicht Du? Nur laß diese Richtung nicht zu weit einreißen.

Arbeite nur fort im Dramatischen, und wenn Du etwas für's Lustspiel thun kannst, so wär' es das Beste. Die höchst traurige Fadaise unserer Lustspielliteratur ist wirklich herzergreifend. Wer ein etwas weiches Gemüth hätte und sich die Sache einmal recht ernstlich zu Herzen nähme, könnte wirklich Tage lang darüber weinen, und dies wäre die beste Recension über diesen Kram von Plattheiten und ernsthaften, vornehmthuenden Dummheiten, die wir Deutschen mit dem Namen **Lust**spiele belegen, ohne in ein Tollhaus gesteckt zu werden. Wir haben alle Augenblicke das Wort Humor und Ironie im Munde, ja diese Ausdrücke sind deutsche Erfindungen; aber wie gewöhnlich, wir erfinden die Benennungen und Cathegorien und andere Leute haben die Sache selbst. Ein Engländer hat mehr Humor in seinem H....... als ein Deutscher im ganzen Leibe. Deinen großen Plan vom vorigen Briefe wirst Du wohl schon von selbst aufgegeben haben. Verzeih, ich sah darin nichts Großes, sondern nur Verfehltes. Erstens ist es falsch, daß nur poetisches Gefühl und gesunde Vernunft zur Ausführung gehören. Es gehört außerdem dazu: eine umfassende Bühnenkenntniß, die genaue Beobachtung des Spiels vieler und großer Schauspieler und ein practischer Instinct, wie ihn nur ein Mann von métier erlangt. Vieles, was außer der Bühne (in Darstellung der Affecte ꝛc.) wahr und trefflich ist, taugt auf die Bühne gar nichts. So wie die Coulissen ganz anders gemalt sein müssen, als Landschaften, so ist das Spiel des Schauspielers ein ganz anderes, als der reine Abdruck der Natur ꝛc. — Außerdem gehört bei englischen (z. B. Shakespeares) Stücken das genauste Studium des Originals. — Ferner für wen ist das Werk? Schauspieler würden es verhöhnen und das

Publikum sich nicht dafür interessiren. — Doch über Alles das können wir mündlich reden, denn vor Mitte des nächsten Monats komme ich nach Frankfurt und kann da ein paar Stunden mit Dir zusammen sein. —

Ich quäle mich jetzt damit, den Percy anzubringen. Bis jetzt ist mir's noch nicht gelungen, doch haben meine Bemühungen auch erst begonnen. Berlin ennuyirt mich schon. Ueber das hiesige literarische Treiben kann ich Dir mündlich erzählen. Inzwischen wünsche ich Dir, daß alle Deine Geigen am Himmel nicht unterlassen fortzuspielen und daß Du aus schönen Augen Dir mögest Wonne saugen, welches ein sehr bequemer Reim für gefühlvolle Seelen ist. Lebe wohl! Dein Freund

Charlottenburg, den 11. Juni 1837. Fr. v. Sallet."

Dieser erste Aufenthalt in Frankfurt war eine harte Zeit, trotzdem daß er durch die Liebe und Hoffnungen verschönt wurde, denn mit beiden bezahlt man weder Miethe, noch Schuster, noch Schneider. Auf Empfehlung meines Freundes Don Carlos hatte ein leichtsinniges Individuum der letztern Gattung meinen äußeren Menschen dermaßen metamorphosirt, daß mich einst ein angetrunkener Student, an dem ich vorüberging „Patentschiffer" titulirte. Am andern Tage, als er nüchtern war, bat er um Verzeihung. Wie ich den Schneider bezahlen sollte, wußte ich nicht und ich lachte sehr, als ich träumte, daß ich ihm am Liebfrauenberge begegne und zu ihm sage: „Lieber Ziege, kommen Sie in einer Stunde zu mir, ich gehe eben auf den Römer, um das Geld zu holen." Der Traum ist nicht merkwürdig; aber wohl, daß er später buchstäblich eintraf, als mir eine Summe als Rest der Erbschaft meines verstorbenen Vaters zufiel, die ich nach langem Warten vom Römer abholte.

Der Mai begann traurig, denn ich ward krank. Ich litt an unerträglichen Schmerzen in der Leber, wo sich eine Verhärtung bildete. Der Arzt quälte mich innerhalb fünf Tagen mit sechzig Blutegeln und die Blutung mußte durch warme Kräuterumschläge erhalten werden. Ich ward zum erstenmal in meinem Leben ohnmächiig vor Blutverlust. Endlich hieß es, daß nur Kissingen mir helfen könne, und es bot sich eine Aussicht, diesen Badeort zu besuchen, als der Oberst mir schrieb, daß er mit seiner Familie dorthin gehen werde und mich zu sehen wünsche, da er allerlei wichtige Dinge mit mir zu besprechen habe.

Noch ehe ich diese Reise antrat, besuchte mich Sallet, wie er in seinem Briefe angekündigt hatte. Er blieb nur einige Stunden und ich stellte ihn meiner Geliebten in deren Hause vor, denn ich hatte mich mit dem Alten so weit ausgesöhnt, daß ich es besuchen durfte.

Ende Juli reiste ich nach Kissingen ab, wo der Oberst und Familie bereits eingetroffen waren. Ich ward kühl empfangen und was mir der Oberst zu sagen hatte lief auf nichts hinaus; er hoffte mich in Kissingen bei einem der dort anwesenden Prinzen anzubringen und stellte mich zu diesem Ende dem sehr liebenswürdigen und populären Herzog Max von Baiern vor. Dieser empfing und behandelte mich zwar mit großer Freundlichkeit; allein er hatte die Stelle als Gesellschaftscavalier schon einem Andern versprochen, der darauf wahrscheinlich bessere Ansprüche hatte als ich. Andere Versuche glückten nicht besser und der Oberst, dem sein Gewissen Vorwürfe machen mochte, fing an ungeduldig zu werden. Meine literarischen Hoffnungen behandelte er als Unsinn und sah nur Rettung, wenn ich wieder eine fürstliche Livree anzog. Ich mußte mich seinem Willen fügen und es ward beschlos-

sen, daß ich in Coburg und Meiningen mein Glück versuchen und über diese Städte nach Frankfurt zurückkehren solle.

Kissingen ist ein ganz hübscher Badeort, der zu jener Zeit sehr vornehm war; allein für Leute ohne Geld war er ziemlich langweilig. Des Morgens während der Brunnenzeit hatte man freilich keine Langeweile; allein von acht Uhr an bis zum Abend wußte man nicht, was man mit sich anfangen sollte. Ich ging zwar einigemal mit meinem Wirth, dem Bürgermeister, auf die Rehjagd; allein das war das einzige Vergnügen welches ich hatte. Ich trank Ragotzybrunnen und zwar mit großem Eifer; aber badete nicht, da mir die Bäder zu theuer waren. Das sehr angenehme Wasser wirkt sehr erheiternd. Hypochonder, die am ersten Tage einsam umherlaufen, rücken mit jedem Tage dem Gewühl um eine Allee näher, bis sie endlich mitten darin sind. Ich war nicht ganz drei Wochen dort, aber verließ Kissingen vollständig geheilt; die Leberhärtung war verschwunden und ich fühlte wie das Blut wieder circulirte.

Ich brachte eine angenehme Woche in Coburg zu; allein der Herzog war nicht anwesend und ich konnte nichts zur Erreichung meines Zweckes thun. Ich wurde hier mit Gustav von Heeringen bekannt, der Bibliothekar und Kammerherr und ein gern gelesener Schriftsteller war. Alle die ihn kannten hatten ihn lieb, und auch ich fühlte mich wohl in seiner Gesellschaft.

Von Coburg reiste ich nach Meiningen, um einen Versuch zu machen, in den Dienst des Herzogs zu treten. Ich hatte am Tage nach meiner Ankunft eine Audienz bei demselben und fand in ihm einen sehr liebenswürdigen, einfachen Herrn und begriff nach der kurzen Unterhaltung, warum er von seinen Unterthanen geliebt und verehrt wurde. Meine Bemühungen hatten abermals keinen Erfolg und ich war

froh darüber, denn ich hatte sie gegen meinen Willen und nur gemacht, weil ich es dem Obersten hatte versprechen müssen.

In Meiningen lernte ich Ludwig Bechstein kennen, der dort Bibliothekar und Hofrath war und dem ich als angehender Schriftsteller einen Besuch machte. Da er Mancherlei geschrieben hatte und sein Name oft mit dem seines „Onkels“ — dem er übrigens näher angehörte — verwechselt wurde, so hielt er sich für einen berühmten Mann und bat mich sehr ängstlich, nichts über ihn zu schreiben, woran meine Seele damals nicht dachte. Er war früher zum Apotheker bestimmt gewesen und das erklärte seine Liebhaberei für Chemie und in das Fach schlagende Spielereien, deren Spuren man in seinem Arbeitszimmer sah. Außerdem war auch noch von dem Sparren, den fast alle Apotheker im Kopfe haben, ein Splitter in dem seinigen zurückgeblieben. Er sammelte Curiositäten, besonders allerlei Porzellanscherben und andern Kram. Nicht uninteressant war seine Sammlung von Damenfächern, wovon er einen großen Kasten voll hatte. Ueber seine Verdienste als Antiquarius kann ich nicht urtheilen. Seine Handschrift ist die verzwickteste und närrischste, die mir noch vorgekommen ist und entsprach in der That seinem Charakter, der eine arabeskenartige Verschlingung von Apotheker, Dichter, Antiquar, Bummelbruder, Liberaler, Philister und Hofrath war. Da die hier begonnene Bekanntschaft bis ans Ende seines Lebens wenigstens locker unterhalten wurde, so werde ich noch später Gelegenheit finden, hin und wieder von Bechstein zu reden. Damals beschenkte er mich mit seinem lithographirten Portrait und wir bummelten umher und schwatzten und tranken, wozu das Schützenfest eine willkommene Veranlassung bot, und wo ich einem hübschen Ball im Schießhause beiwohnte.

Ich kehrte ziemlich niedergeschlagen nach Frankfurt zurück, denn meine Aussichten waren in der That nichts weniger als günstig. Meine Braut fand ich krank und mit ihrer Großmutter in Rödelheim, wohin ich natürlich alle Tage ging. Als ich eines Abends in meine Wohnung kam, fand ich die Aufforderung, am nächsten Morgen vor der Polizei zu erscheinen. Ich glaubte, es handle sich um eine Paß- oder Aufenthaltsangelegenheit und beschloß die Sache abzumachen, ehe ich zu meiner Braut ging, bei der ich zu essen versprochen hatte. Als ich auf den Römer kam, wurde ich vor den Polizeidirector Senator Müller geführt. Ein Lithograph in Saarlouis, der die Illustrationen für mein Schwimmbuch gefertigt hatte, wandte sich wegen Bezahlung an die Frankfurter Polizei, da er von meiner Anwesenheit in dieser Republik gehört hatte. Ich sagte dem Senator, ich habe geglaubt, daß diese kleine Schuld längst von dem Ertrage des Buchs bezahlt sei, worauf ich den Mann in Saarlouis angewiesen, und womit er sich einverstanden erklärt habe. Der Senator antwortete in einem durchaus nicht artigen Ton, „daß er kein Gesetz kenne, welches einen Gläubiger zwinge, sein Geld von einem Andern als dem Schuldner zu empfangen; die Sache gehöre übrigens nicht vor die Polizei, indessen, damit Frankfurter Bürger nicht zu Schaden kämen, würde es ihm sehr lieb sein, wenn ich meinen Aufenthalt so viel als möglich abkürze.“

Diese Sprache war auf keine Weise gerechtfertigt, und da ich noch nicht an Beamtenmanieren gewöhnt war, so nahm ich sie übel und antwortete: „Es ist mir nicht so viel an dem Aufenthalt gelegen, da ich Frankfurt doch bald verlassen haben würde.“

„Nun, so reisen Sie noch heute,“ rief der Senator ärgerlich; als ich aber ganz ruhig: „Recht gern“ antwortete,

schrie er wüthend: „Recht gern!! — Ich will Ihnen zeigen, wie man sich vor der Frankfurter Polizei zu benehmen hat!“ —

„Herr Senator, Sie waren zuerst gegen mich unartig.“

„„Unartig!! ich unartig!!!““ brüllte er und tanzte eine Wuth-Mazurka, — „„Gensdarm!““

„Machen Sie sich keine Ungelegenheiten Herr Senator, Sie wissen, ich bin preußischer Officier.“

„„Gensdarm! Arretiren Sie den Herrn Lieutenant!““

„Ich werde mich bei meinem Gesandten beschweren.“ Damit wurde ich abgeführt und nach der Constabler-Wache gebracht. Ich gab dem Gensdarmen, der mich begleitete, einen Gulden und bat ihn einige Schritte vor oder hinter mir zu gehen, wozu er gerne bereit war, so daß wir ohne Aufmerksamkeit zu erregen, an der Constabler-Wache anlangten. Hier wurden meine Taschen durchsucht und Alles, was darin war, weggenommen, darunter einige offene Briefe, die durchaus nicht für Andere bestimmt waren. Dann wurde ich in eine Zelle eingeschlossen, in welcher einer der politischen Gefangenen gesessen hatte, denen es vor nicht langer Zeit gelungen war zu entfliehen.

Die Scene auf der Polizei hatte mich eigentlich mehr amüsirt, als geärgert; allein in dies Gefängniß gesperrt, wurde ich wüthend und Rachepläne gegen den Senator schmiedend, rannte ich hastig meine Zelle auf und nieder. Ganz erschöpft warf ich mich endlich auf das Bett, auf dem eine abgeschabte, schmutzige wollene Decke lag. Der Anblick derselben erregte meine Aufmerksamkeit; ich sah genauer hin und entdeckte zu meinem Entsetzen, daß in jedem Fadenkreuz ein Floh stecke. Ich sprang schnell auf, donnerte gegen die Thür und ersuchte den Schließer, die lebendige Decke zu ent-

fernen, von der sich bereits zahlreiche Colonisten auf mir angesiedelt und ihre Arbeit begonnen hatten. Der Schließer fragte, ob ich zu Mittag essen wolle? — Da ich keine Lust hatte, mir mein Mittagessen aus dem Kaiser holen zu lassen, so war ich mit dem zufrieden, welches mir der Schließer aus seiner Küche brachte. Mein Besteck war sehr einfach; es bestand aus einem hölzernen Löffel; Gabel und Messer wurden mir nicht anvertraut und Fleisch und Brod erhielt ich geschnitten.

Am Nachmittag kam ein Polizeimensch in Civilkleidung, der sich höflich zu sein bemühte und mir sagte, „der Herr Senator lasse mich bitten, auf den Römer zu kommen.“ Ich ging also dorthin und wurde vor einen Assessor geführt, der mir eine lange Brühe von einem Protokoll vorlas, welches den Vorfall des Morgens ins Polizistische übersetzt enthielt; dann fragte er „was ich zu meiner Entschuldigung zu sagen habe“ und gab mir eine solche an die Hand, indem er äußerte, daß ich den Herrn Senator wohl nicht gekannt habe. Daß ich mich noch entschuldigen solle, schien mir sehr komisch und ich sprach das aus. Ich sagte, daß ich den Senator Müller sehr wohl gekannt habe und Alles, was ich thun könne und wolle sei: zu sagen, daß der Herr Senator nicht unartig, sondern sehr unhöflich gewesen sei. Der Assessor zuckte die Schultern und ging mit dem Bescheid zum Senator. Nach einer Weile kehrte er zurück und kündigte mir an, daß ich frei sei, aber Frankfurt noch heute verlassen müsse. —

„So,“ sagte ich, „das ist ein seltsames Verfahren. Sie sollen von mir hören.“ — Ich ließ meinen Paß nach Bockenheim visiren, welches kurhessische Städtchen nur eine Viertelstunde von Frankfurt gelegen ist, nahm dort eine Wohnung und schrieb sogleich an General von Schöler, dem ich

Digitized by Google

den Vorfall erzählte. Am Schluß sagte ich, „daß ich schon wissen werde, mir persönlich Genugthuung zu nehmen, es aber ihm überlasse, dem in mir verletzten preußischen Officier dieselbe zu verschaffen.“

Da mir nur der Aufenthalt in Frankfurt und nicht der Besuch der Stadt verweigert war, so ging ich wie gewöhnlich zum Essen in den römischen Kaiser und in meine alte Wohnung, obwohl ich in derselben nicht schlief. Meine Wirthin sagte mir, Gensdarmen hätten sich sehr angelegentlich nach mir erkundigt und gefragt, ob ich im Hause schliefe, und als ich in den Kaiser kam, fragte mich der Wirth, ob ich nicht lieber allein in einem Zimmer speisen wolle, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Ich erfuhr, daß ihn Gensdarmen gefragt hätten, ob ich ihm nicht Geld schuldig sei, daß er aber der Wahrheit gemäß gesagt habe, ich sei nichts schuldig als das laufende Abonnement und sich ernstlich jeden Mißbrauch seines Namens verbitte. — Diese hinterlistige Art und Weise ärgerte mich sehr, und da bereits mehrere Tage seit meinem Schreiben an den Gesandten vergangen waren, ohne daß ich von ihm hörte, so machte ich ihn mit der neuen Insulte bekannt und schrieb, daß ich von nun an bewaffnet gehen und den ersten Gensdarmen, der Hand an mich lege, niederschießen würde, da ich dies meinem Stande als Officier schuldig zu sein glaube.

Dieses Schreiben wirkte; der Gesandte antwortete, daß er es übernehmen werde, mir Genugthuung zu verschaffen; daß er dafür bürge, es solle mir nichts Unangenehmes begegnen, wenn ich Frankfurt besuche, und daß ich es ihm vorher anzeigen möge, wenn ich wieder in der Stadt wohnen wolle. Uebrigens würde es ihm angenehm sein, wenn ich ihn gelegentlich besuchen wolle. Einige Zeit darauf ging ich zu ihm.

General von Schöler sagte, daß ihm der Vorfall gar nicht unangenehm sei. Er habe „sogleich ein Verhör über den Herrn Senator halten lassen," und wenn auch die Aussage der Polizeizeugen nicht ganz mit der meinigen übereinstimme, so wisse er doch, was er davon zu denken habe. Er glaube nicht, daß der Senator gegen mich persönlich das Geringste habe, sondern daß er die erste beste Veranlassung ergriffen, einem preußischen Unterthan und besonders Officier unangenehm zu sein. Als die Gefangenen entflohen, seien nämlich dem Senator von Seiten des Bundes einige sehr unangenehme Noten zugekommen und er habe — nicht mit Unrecht — geglaubt, daß er dieselben hauptsächlich Preußen verdanke. — Der Senator wurde kurz darauf durch einen jüngeren Collegen von seinem Posten als Polizeidirector abgelöst, und als ich später den Gesandten sah, sagte er mir, er hoffe, daß ich mit dieser Genugthuung zufrieden sei.

Nun muß ich gestehen, daß mir später dieser Vorfall leid that, als ich hörte, daß Senator Müller ein sehr geachteter, beliebter und freisinniger Mann sei, dem der Glaube im Volk allerdings die Begünstigung der Flucht der politischen Gefangenen zuschrieb.

Ich nahm die Gelegenheit wahr, den Gesandten auf die rohe Willkür der Polizei aufmerksam zu machen, und ersuchte ihn, das Benehmen der Beamten gegen Reisende im Paßbüreau beobachten zu lassen, wo achtbare Leute nicht nur mit der brutalsten Grobheit behandelt, sondern oft förmlich thätlich mißhandelt würden, indem man sie hin- und herstieß. Er war ganz entrüstet und versprach, daß dem abgeholfen werden solle.

Bei der Untersuchung hatte man natürlich versucht, den Gesandten gegen mich einzunehmen. Zuerst hieß es denn, ich sei wegen schlechter Streiche gezwungen worden, meinen

Abschied zu nehmen. Die Cabinetsordre lautete allerdings verfänglich genug, denn es hieß, „der Lieutenant v. C. W. ist unter dem gesetzlichen Vorbehalt entlassen.“ Das konnte heißen, man behalte sich vor, mich einzustecken, wenn man meine Verbrechen genauer untersucht haben werde, meinte aber einfach, daß ich, im Fall meine Dienste erfordert werden sollten, wieder eintreten müsse. General Schöler räumte ein, daß die Erlasse oft seltsam kurz abgefaßt seien und äußerte sich mit einiger Empfindlichkeit, daß man ihm den schwarzen Adlerorden in Begleitung von nur zwei Zeilen zugeschickt habe. Ich sah mich durch seine Zweifel veranlaßt, meinen früheren Commandeur um ein Zeugniß zu bitten, daß ich ein guter Officier gewesen und nur auf mein dringendes Ansuchen der Abschied bewilligt worden sei, welches ich denn auch umgehend erhielt.

Man hatte dem Gesandten ferner hinterbracht, daß ich mit dem vom Bunde verfehmten Herzog Karl von Braunschweig in Verbindung gestanden habe oder noch stehe. Ich gestand ganz offen, daß ich gern in seine Dienste getreten sein würde, und als der Gesandte darüber sich zu entsetzen schien, erklärte ich ihm, wie es mit der Revolution in Braunschweig zusammenhing und bewieß, wie sehr sich der Bund in dieser Geschichte blamirt und gegen die von ihm stets aufrechtgehaltenen Principien gehandelt habe. — Der Gesandte entließ mich freundlich und versprach mir seinen ferneren Schutz. —

Ich blieb in Bockenheim, wo ich bei netten Leuten sehr wohlfeil ein Zimmer hatte. Meine Aussichten wurden jedoch immer trüber, denn es glückte mir nichts. Es hieß, daß der Landgraf von Hessen-Homburg einen Gouverneur für seinen Sohn suche. Nachdem ich mir von meinem früheren Regiment die schmeichelhaftesten Zeugnisse über meine Fähigkeiten

verschafft hatte, bewarb ich mich um die Stelle, die ich natürlich nicht erhielt. Meine Braut rieth mir, Unterricht zu geben und begriff nicht, daß mir der Entschluß dazu solche Ueberwindung kostete. Ich war nicht unverständig; allein die Macht alteingesogener Vorurtheile ist so groß, daß sie sich, selbst wenn die Stimme der Vernunft längst gesiegt hat, nicht sogleich abstreifen lassen. Ein Corvin und Schulmeister werden! Und doch hatte ich öffentlich vorlesen wollen. Da ich indessen versprochen hatte, zu einem Schulvorsteher hinzugehen, so that ich es; aber mit dem Gefühl, als sei ich im Begriff, irgend eine Nichtswürdigkeit zu begehen und wie froh war ich, als ich den Mann nicht zu Hause fand und von anderer Seite hörte, daß keine Stelle frei sei. — Ich schrieb an den russischen Gesandten, Herrn von Oubril, dem ich schon früher vorgestellt worden war und er ließ mich zu sich kommen. Glücklicherweise sprach ich damals nicht geläufig genug Französisch und entging der Wonne, Diener der russischen Regierung zu werden. — Herr von Nagler, der frühere Bundestagsgesandte und Generalpostmeister, der sich mir oftmals freundlich gezeigt hatte und mir wohlwollte, hatte mir, als ich ihn besuchte, davon abgerathen, bei der Post Dienste zu nehmen; ich würde, sagte er, ein Hundeleben haben, und wenn ich denn endlich nach langer Zeit und Quälerei avancirte, — dann sei es auch nichts. Bei den Thurn und Taxischen Posten, hörte ich, sei es nicht übel, und wenn man gut protegirt sei, könne man schnell avanciren. Ich hatte in Kissingen Herrn von D., den Vorsteher des ganzen Postwesens, kennen gelernt, und um meiner Sache noch sicherer zu sein, schrieb ich in meiner Unschuld an Herrn v. Nagler, um seine Empfehlung. Statt eines Briefes von ihm, erhielt ich eines Tages einen mysteriösen Besuch von dem alten Hofrath Kelchner, der bei der

preußischen Gesandtschaft das Factotum war. Er war beauftragt, mir die Antwort des Generalpostmeisters mündlich zu bringen, da sie derselbe keinem Briefe anvertrauen wolle. Sie lautete dahin, daß, wenn ich in der That auf eine Anstellung bei der Thurn und Taxischen Post reflectire, ich um keinen Preis sagen dürfe, daß Herr von Nagler mir wohlwolle, weil dies gerade die der gehofften entgegengesetzte Wirkung haben werde, indem die Thurn und Taxische Postverwaltung äußerst mißtrauisch sei und bereits glaube, daß Herr von Nagler Agenten selbst unter ihren eigenen Angestellten habe.

Wer zum Officier und mit den Ansprüchen eines solchen erzogen ist, findet sehr große Schwierigkeiten, wenn er eine andere Laufbahn einschlagen will. Damals waren diese Schwierigkeiten noch größer als heutzutage, wo sich durch Anlage von Eisenbahnen früheren Officieren manche Stellen öffneten, wozu ihre militärischen Gewohnheiten sie besonders geeignet machen. Ich fühlte sehr schmerzlich, daß ich doch eigentlich sehr wenig gelernt hatte und noch sehr viel studiren mußte, um als Schriftsteller Erfolg zu erringen. Ich war gern bereit, meine Kenntnisse zu vermehren; allein vorläufig mußte ich darauf denken, nebenbei erworbene Fertigkeiten zu benutzen, um mir eine kleine Einnahme zu verschaffen. Das war sehr dringend nöthig, wenn ich nicht verhungern wollte, und dazu hatte ich die beste Aussicht. An meinem fünfundzwanzigsten Geburtstage schrieb ich mit Chiffreschrift in mein Tagebuch: „Mein ganz Vermögen beträgt zwei Kreuzer!" — Da ich ein Wenig in Oel malte, so versuchte ich es, einige Tabaksdosen zu malen, die ich in Offenbach brennen ließ. Sie waren ganz hübsch für einen Dilletanten, konnten aber keineswegs den Vergleich aushalten mit den fabrikmäßig angefertigten Dosen dieser Art, die man so billig

kauft. Ich setzte denn auch keine einzige ab und lebte Spätherbst und Winter hindurch so elend, wie man nur leben kann. Da ich kein Geld hatte, Holz zu kaufen, so saß und malte oder schrieb ich im Kalten, bis mir die Finger steif waren und die Zähne klapperten. Zum Frühstück hatte ich eine Tasse Kaffee und ein Milchbrötchen, welches die Wirthin lieferte; allein das war Alles, was ich während mehrerer Monate genoß. Während andere Leute zum Mittagessen gingen, machte ich einen Spaziergang um die Stadt. Ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, mit welcher Begierde ich auf die kleinen Würstchen blickte, die von den Hökerweibern feil gehalten wurden und die ich nicht zu kaufen wagte, selbst wenn ich zufällig einige Kreuzer in der Tasche hatte. Daß ich dabei außerordentlich mager und blaß wurde, kann man sich denken und Jedermann glaubte, ich habe die Schwindsucht und beklagte meine arme Braut, die ebenfalls anfing zu kränkeln, da sie sich Kummer machte. Daß ich Hunger leiden könne, daran dachte Niemand; denn wenn ich zufällig zur Essenszeit in das Haus meines Schwiegervaters in spe kam und eingeladen wurde, lehnte ich stets ab, vorgebend, daß ich eben vom Essen komme, damit man nur ja nicht die Wahrheit muthmaße. Oftmals aber, wenn Niemand im Zimmer war, schlich ich mit Herzklopfen an den Schrank, schnitt ein tüchtig Stück Brod ab und steckte es in meine Tasche. Dieses Stück Brod wurde einst von meiner Braut entdeckt und meine Verlegenheit und mein Erröthen verriethen ihr die Wahrheit.

In solchen Lagen offenbart sich das Herz des Weibes. Wie die Wangen meiner Helene unter den thränenfeuchten Augen glühten, wie ihre Lippen eifrig Trost einsprachen, an den sie selbst nicht glaubte; wie ihre Hände zitterten vor Eifer zu helfen, sogleich zu helfen; wie sie ihr Recht dazu

vertheidigte; wie sie meinen verletzten Stolz besänftigte und meine Einwendungen hinwegschmeichelte; — ich werde es nie vergessen. Natürlich die Eltern und Niemand müsse wissen, daß es mir so schlecht gehe; es sei ja nur vorübergehend und unrecht, daß ich es ihr nicht gesagt; sie habe ein Recht, es zu wissen und mir zu helfen, unser Ziel zu erreichen, so viel immer in ihrer Macht sei. Ich hörte ihr mit Rührung zu und rüstig und ohne Klage ging sie ans Werk. Sie zeichnete sehr schön Stickmuster und beschloß, dergleichen Zeichnungen verkaufen zu lassen. Sie wurden schlecht genug bezahlt; allein sie war übermäßig fleißig und froh und stolz, mir beistehen zu können. Wir hatten verabredet, uns stets am Morgen an einer bestimmten Stelle zu treffen, wo man nicht der Betrachtung ausgesetzt war. Wie stolz und lebhaft sie daherschritt und wie ihre Augen vor Freude und Eifer glänzten, wenn sie mir ein Päckchen mit »creature's comfort,“ wie der Engländer sagt, oder ein kleines Fläschchen mit Wein und vielleicht einen verdienten Gulden einhändigte! — Wäre ich ein Snob, so würde ich diese und ähnliche Passagen aus meinem Buche streichen; da ich aber keiner bin und mir den Teufel daraus mache, was Snobs im Unterrock oder Frack von mir halten, so gestehe ich ohne alle Scheu, daß diese Erinnerungen zu den allerköstlichen meines Lebens gehören. —

Meine literarischen Versuche wurden nicht aufgegeben. Der Director des Theaters in Frankfurt fand meine Hunyaden recht gut und lobte besonders mehrere Monologe und Abgänge, als günstig für die Schauspieler; allein aufgeführt wurde das Stück dennoch nicht. Jemand setzte mir aber in den Kopf, daß ich leicht in Frankfurt Theaterdichter werden könne, und ich that mehrere Schritte in dieser Richtung, die aber wieder zu nichts führten.

Von Sallet erhielt ich am Anfange des nächsten Jahres einen Brief, mit welchem ich dieses Capitel schließen will.

„Lieber Corvin!

Du bist ein verrückter Kerl mit Deinem Kastengeist und Deinem veränderten Sallet. Wenn man unwohl war, auf eine unangenehme Weise weggejagt wurde und etzliche Tage und Nächte auf der Post gefahren ist, außerdem nicht einmal Zeit hat, aufzuthauen, wie soll man da aussehen und sich haben? Das Verhältniß zum Dichterclub denkst Du Dir viel zu eingefleischt. Ich hatte es bloß angeknüpft, um äußern Anlaß zum Poetisiren zu haben. Geistig habe ich mich immer sehr fern, und ich hoffe, drüber gehalten. Daß eine Vereinigung von einigen 20 Dichtern im Durchschnitt nur literarisches Lumpengesindel sein kann, diese große Wahrheit ist mir immer klar und gegenwärtig geblieben; auch ließen es meine Herren Collegen durch ihre oft sehr lamentablen Verse nicht dazu kommen, daß ich solches hätte vergessen können. Am besten werden Dich meine eigenen Verse davon überführen, in denen Du ja selbst keinen entnervenden Einfluß jener Vereinigung bemerkt hast. Recht lieb war mir's übrigens, fortzukommen, denn literarisch hat mir die Sache viel geschadet. Jetzt stehe ich allein, und hoffe so, mächtiger zu sein, als vorher. (Siehe Schillers Tell). Etwas davon könntest Du gespürt haben, wenn Du ein einigermaßen literarischer Mensch wärest und den Phönix läsest, wo Kritiken unter meinem Namen stehen. Auch in der Poesie bin ich nicht faul gewesen, sondern fleißig. Ich habe viel einzelne Gedichte gemacht, auch ein größeres Mährchen in poetischer Form, das lang genug zu einem stelbstständigen Werk, und wie ich glaube, bis jetzt mein Bestes ist. Aber was soll das Alles? Verse will ja kein Mensch drucken,

kaufen und lesen! Und mittelmäßige Novelchens schreiben — nein! da käme ich mir vor, wie ein kastrirter Mensch. Etwas habe ich aber dennoch zur Geburt gebracht. Nämlich: Funken. Trier bei C. Troschel, 38. Ein Broschürchen mit Epigrammen literarischen Inhalts. Ferner liegt hier schon gedruckt: Die wahnsinnige Flasche, heroisches Epos in zwei Sitzungen. Der confuse Hähnel hat einen Deckel dazu gezeichnet, auf den noch gewartet wird. Wenn's fertig ist, werde ich Dir ein Exemplar schicken, wenn Deine Existenz dann noch zu ermitteln ist. Es ist ein schnurriges Ding.

Sonst kann ich nichts los werden, auch nicht den Percy, obgleich ich mir Mühe genug gebe. Es ist wahrhaftig um zu verzweifeln und manchmal überwältigt mich die äußerste Muthlosigkeit und Verbittrung. Wäre ich einmal durchgedrungen und wäre ich einmal frei von leutnantamentalischen Knechtschaftsverhältnissen, dann würde ich viel fruchtbarer und unternehmender werden. Aber dahin werde ich es wohl schwerlich bringen und am Ende zu den jung verstorbenen Schriftstellern gehören, deren Biographie man auszugsweise mit einem Worte geben kann: Verkümmerung. Auch gut! Im schlimmsten Falle will ich heute schon abfahren, da ich dafür gesorgt habe, daß mein Name noch für einige Zeit dauern wird. Du kennst mich und weißt, daß dies nicht der Ausbruch läppischer Aufgeblasenheit ist. Auch fühle ich sehr wohl, daß ich bei weitem noch nicht genug geleistet habe, und daß die Verpflichtung zu höherem Wirken auf mir lastet. Ich will dem auch, soviel an mir ist, nachzukommen suchen; ich sagte nur: im schlimmsten Fall. —

Eben lese ich wieder in Deinem Briefe. Daß Dich die Stieglitziade beinahe zum Kotzen gebracht hat, freut mich unendlich. Du hast damit ganz genau mein eigenes Gefühl

über diese unästhetische Schmiererei, die in unserem Club mit Enthusiasmus bewundert wurde, ausgesprochen. Warum hörst Du aber nicht auf, über das Verfassen kleiner Gedichte zu raisonniren? Ein tüchtiger Lyriker zu sein, (deren wir in unserer Literatur nicht übermäßig viel haben) ist doch auch schon etwas. Ueberhaupt kann man sich nicht zu dem machen, was man gerade will. Dem ist Dies, Jenem was Anderes bescheert. Bei mir muß ich es nunmehr (da ich bald 26 Jahr zähle) als entschieden ansehen, daß ich zu größeren Schöpfungen nicht befähigt bin. Wie erfreulich mir Dein dramatischer Antrag wäre, wenn ich etwas dergleichen vorräthig oder die Kraft hätte, es zu schreiben, kannst Du Dir denken. Aber ich kann nicht; ebensowenig, als ich einen Roman schreiben könnte. Aergerlich genug ist mir's, denn die dramatische Poesie schwebte mir stets als das Ideal meiner Wirksamkeit vor. Aber es fehlt mir jetzt auch wirklich an Zeit. Ich werde geschoren wie der schlechteste Köter im heiligen römischen Reich; ich verkümmere. Die „lange Nase" besitze ich gar nicht mehr. Ich habe sie einmal Dullern geschickt, und weiß Gott, wo der sie gelassen hat. Es war auch nicht viel dran. Ein Lustspiel schrieb ich für mein Leben gern; aber, Gott! woher soll mir die Lustigkeit kommen? Nun sind zwar bekanntlich so ziemlich alle unsere deutschen Lustspiele ohne Lustigkeit geschrieben, aber Gott bewahre mich vor so einem traurigen Handwerk. Hätte ich den Lumpazi geschrieben, dann wollte ich froh sein!

Desto herzlicher wünsche ich Dir zu Deinen literarischen Fortschritten Glück! Nur zu und ehrlich geblieben, das währt am längsten, auch in der Literatur. Wenn Du kannst Theaterdichter werden, so greif zu. Zu was anderem taugst Du ja doch nichts. Daß Du von Deiner Helene gar nichts schreibst, hat mich befremdet. Sollte dieser Liebes-

handel etwa auch ein Ende erreicht haben, wie fast alle, nämlich ein lächerliches? das thäte mir sehr leid. Der Verlust ist unersetzlich; es ist einem das ganze Leben hindurch zu Muthe, als ob man einen verdorrten Blumenstrauß an der Brust trüge.

Lebewohl und schreibe mir bald wieder.

Dein
Fr. v. Sallet."

Trier, den 27. Januar 1838.

Digitized by Google

Sechstes Capitel.

Drei Wirthe. — W. R. — Die Zeitschrift „der Jäger." — Die Tischecke in der Stadt Ulm. — Die Maler. — Brief von Sallet. — Sein Besuch. — Erfolg des Jägers. — Alexander Fischer und sein Masaniello. — Letzter Brief von Friedrich von Sallet.

Ich habe mich immer heimlich gefreut, wenn es mir so recht schlecht ging, denn ich war vollkommen durchdrungen von der Wahrheit gewisser Sprüchwörter, die nicht entstanden sein würden, wenn ihnen nicht eben Wahrheit zum Grunde läge. „Auf Regen folgt Sonnenschein"; „wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten" sind zwei davon; zu ihnen kam zu meinem Trost noch ein drittes, welches ich dem alten Obersten verdankte und in welchem er das Geheimniß des Erfolges suchte: „Mit Geduld und Spucke, da fängt man die Mucke." Wen eine Fliege quält, der mache seine Fingerspitze am Munde naß, halte den Finger hin und die Fliege will sich am Ende darauf setzen und gefangen werden, — wenn man die Geduld nicht verliert. Ich verlor weder die Geduld noch den Muth, noch ließ ich es an „Spucke" fehlen, die Glücksmucken zu fangen, d. h. ich legte die Hände nicht in den Schoos.

Mein erster Wirth in Frankfurt, ein gesunder Mann von dreißig Jahren, war gestorben, während ich im Hause

wohnte; mein Wirth in Bockenheim, in demselben Alter als der erste, starb gleichfalls. Ich zog wieder nach Frankfurt, hatte aber kaum drei Monate in meinem Logis gewohnt, als mein Wirth, ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, ebenfalls starb. Ich war für zwei Tage nach Darmstadt gereist und verließ ihn ganz gesund; als ich zurückkehrte und hundert Schritt von meiner Wohnung war, die ich übrigens nicht sehen konnte, überfiel mich plötzlich der Gedanke: St. ist todt! — So war es. Dieses Zusammentreffen war jedenfalls sonderbar und ich hütete mich wohl, es zu erwähnen, als ich eine neue Wohnung bezog.

Ich übersetzte nun mit großem Eifer ein französisches Stück, welches in Paris großes Aufsehen machte und schickte es an die Direction des Hamburger Stadttheaters, von der ich aber weder eine Antwort noch das Stück zurückerhielt.

Mit der Herausgabe eines Blattes für Jäger wollte es auch nicht recht vorwärts gehen, denn Herr Sauerländer konnte sich nicht entschließen, und Forstrath Behlen, den ich in Aschaffenburg besuchte, eben so wenig. Die Idee eines solchen Blattes leuchtete mir aber so sehr ein, daß ich auf Mittel dachte, sie auf andere Weise auszuführen.

Mein Freund Don Carlos, der nun als Bewerber um die Schwester meiner Braut anerkannt war, hatte mir häufig von seinem Principal erzählt und auch, daß derselbe Jagdliebhaber sei. Dies brachte mich auf den Gedanken, W. R. für die Herausgabe einer solchen Zeitschrift zu interessiren, deren Erfolg mir nicht zweifelhaft schien, und ich schrieb an ihn.

W. R. war ein Mann, über den die Urtheile in Frankfurt äußerst verschieden lauteten; die Großhänse schimpften über ihn und suchten ihm etwas am Zeuge zu flicken, während der Mittelstand und der gemeine Mann ihn liebten und

achteten. Das war natürlich; W. R. war ein vernünftiger Mann und ein Liberaler, denn von Demokraten wußten wir damals noch nichts. Die Polen und andere „politische Märtyrer“ fanden nicht nur wortreiche Sympathie — untermischt mit ein Paar Kernflüchen — bei ihm, sondern auch sehr gütige, substantielle Unterstützung und Hülfe, ohne alle Rederei. W. R. wurde es nie müde zu geben und wenn ihm auch noch so oft mit Undank vergolten wurde. Er ließ junge Polen studieren, damit sie in den Stand gesetzt würden, eine ehrenvolle Laufbahn einzuschlagen, und wo es irgend galt, ein menschenfreundliches, oder gemeinnütziges Unternehmen zu unterstützen, oder einem der Hülfe würdigen Menschen aufzuhelfen, da war W. R. der Mann. — Obwohl Kaufmann, interessirte er sich doch für alle Gebiete der Künste und Wissenschaften; er wußte von Allem etwas und von Manchem viel; er hatte nicht allein sehr viel gesunden Menschenverstand — der seltener ist, als man meint — sondern er war ein Denker, der an keiner Erscheinung im Leben gedankenlos vorüberging, sondern von jeder eine Erfahrung oder Lehre in sich zurückbehielt. Seinen Freunden blieb er treuer als seinen Liebhabereien, die er oftmals wechselte. Bevor ich ihn kennen lernte, füllte er seine Mußestunden mit Musik und in allen Ecken standen musikalische Instrumente, die er fast alle spielte. Plötzlich wurde er die Musik müde; die Instrumente verschwanden und Niemand, der mit ihm umging, würde errathen haben, daß er überhaupt eines zu spielen verstände. Dieser Musikliebhaberei folgte die Schützen- und dann die Jagdliebhaberei. Statt der musikalischen Instrumente sah man nun überall Büchsen und Doppelflinten und fiel in seinem Zimmer fortwährend über irgend eine Juno oder Diana. — W. R. war kein Salonmann und liebte eine etwas derbe Sprache, obwohl er sich sehr artig

und gut auszudrücken und zu benehmen wußte. Es fehlte ihm nicht an Humor und noch weniger an Geschmack daran und eine lustige Geschichte lebte oft nur zu lange in seinem Ohr und Munde. — Sein Herz war brav, rein und treu; sein Gemüth zart und weich wie das eines Weibes; aber sein Wille der eines Mannes. Sein Leben war einfach, seine Sitten waren rein, seine Neigungen edel; mit einem Wort, er war einer der bravsten und besten Menschen, denen ich im Leben begegnete. Seine Fehler waren erträglich. Er war etwas rechthaberisch und selbst tyrannisch; aber letzteres mehr theoretisch und mit dem Munde als in der That. Er war und blieb unverheirathet, weil er zu bescheiden war und nicht glaubte, daß ihn ein Mädchen seiner selbst wegen lieben könne. Seine Figur war freilich nicht elegant, aber seine Erscheinung war Zutrauen einflößend, angenehm. Der starke Kopf war etwas viereckig und die Stirn massiv; die Erhöhung über den Augen stark, Mund und Augen trotz buschiger Brauen sanft, oft nachdenklich.

W. R. konnte Officiere nicht leiden; W. R. mochte Edelleute gar nicht leiden; W. R. haßte Preußen; da ich nun alle drei Eigenschaften in meiner Person vereinigte, so waren meine Chancen gering mit ihm; allein da ich für die ihm mißfälligen drei Unglücke nichts konnte und ihm persönlich gefiel, so endete unsere Unterredung besser, als ich erwarten durfte. W. R. hatte Zutrauen zu meinem Unternehmen und erklärte sich bereit, das zu seiner Ausführung nöthige Geld herzugeben.

Ich hatte damals sehr wenig Kenntniß von buchhändlerischen Geschäften; allein ich hatte andere Zeitschriften genugsam studirt und traute mir zu, die meinige interessant zu machen, was mir die Hauptsache zu sein schien. Durch

Behlen erhielt ich die Adressen verschiedener Mitarbeiter und schrieb einen ganzen Stoß von Briefen, welche W. R. auf besonderen Wegen abzusenden unternahm, da das Porto damals sehr theuer war. Mehrere Wochen vergingen, ohne daß ich eine Antwort erhalten hätte und ich wurde sehr unruhig darüber, als ich eines Tages in W. R's. Schlafzimmer kam und — den ganzen Stoß Briefe auf seinem Nachttische aufgethürmt fand, wohin er sie gelegt hatte — um sie nicht zu vergessen.

Die Zeit der Noth war nun vorüber und ich fing an, das Leben in Frankfurt angenehm zu finden, wozu die Gesellschaft, welche ich sah, nicht wenig beitrug. Ich aß damals in einem kleinen Gasthofe, die Stadt Ulm, wo ich die Bekanntschaft sehr angenehmer, junger Leute machte, unter denen viele Maler waren, deren Namen rühmlichst bekannt sind. Es waren da Alfred Rethel, Lasinski, A. Teichs, H. Rustige und Carl Trost. Außerdem kamen noch junge Gelehrte und Beamten dorthin und unsere Tischecke wurde bald bekannt in Frankfurt wegen der guten Laune, die dort herrschte, und der Witze und geistreichen Einfälle, die zu Tage gefördert wurden. Teichs und Trost wohnten mit mir in einem Hause; es wurden mancherlei Tollheiten getrieben. Abends saßen wir beisammen; ich las vor und die Maler componirten Bilder, deren Vorzüge und Fehler wir besprachen. Trost hatte großes Talent für Carricaturen und wußte mit ein paar Strichen die lächerlichste aber unverkennbarste Aehnlichkeit hervorzubringen. Ich habe noch mehrere Portraits unserer Tischgenossen in meinem Album und auch das Berthold Auerbach's, der um jene Zeit nach Frankfurt kam und in unsere Tischecke eingeführt wurde. Er hatte bereits den „Spinoza" geschrieben und arbeitete damals an seinem Roman „Dichter und Kaufmann."

Ich besuchte meine Freunde natürlich häufig in ihrem Atelier im Städel'schen Institut und sah sie mit großem Vergnügen an ihren schönen Werken beschäftigt. Rethel malte damals seinen Daniel in der Löwengrube; die Auffindung der Leiche Gustav Adolph's; Kaiser Max auf der Martinswand; Justitia, einen Mörder verfolgend; Kaiser Carl V. für den Römersaal u. s. w. — Er zeichnete mich auch als ergötzliche Carricatur lebensgroß mit Kohle an die Wand seines Ateliers.

Lasinski malte ein hübsches Bild aus dem Liede „Prinz Eugenius;" Teichs ein großes Gemälde, Kreuzfahrer, die Christensclaven befreien, und Rustige köstliche Genrebilder.

Klugsprechende Kunstmäcene langweilten oft die genialen Maler mit ihren hausbackenen Bemerkungen und besonders ärgerte sich Teichs über einen von ihnen, der nie aufhörte, die französischen Maler zu preisen. Als derselbe einst erzählte, daß einer dieser Maler oft mit seinem Finger male und die schönsten Effecte hervorbringe, sagte Rethel: „Das ist noch nichts, Teichs malt oft mit seinem großen Zeh." — Der Kunstverständige war nicht weniger erstaunt als Teichs, der übrigens augenblicklich ganz ernsthaft auf den Scherz einging. Er zog den Strumpf aus und es war sehr spaßhaft zu sehen, wie er sein langes Bein bewegte und im Vordergrunde seines Bildes mit dem großen Zeh malte.

Teichs war sehr zerstreut und Trost und Rustige plagten ihn fortwährend auf Grund dieser Eigenheit. Wenn er nach dem Essen die Hände auf dem Tisch hatte, steckte ihm Rustige, ohne daß er etwas davon gewahr wurde, sämmtliche Messer, Gabeln und Löffel hinein. Bemerkte er sie endlich und warf sie weg, dann dauerte es nicht eine Minute, bis er abermals die Hände voll hatte. Teichs war sehr gutmüthig und hatte viel trocknen Humor.

Einst machten Rethel, Teichs, Trost und ich eine Landpartie in das Lorsbacher Thal. Das war eine höchst lustige Partie. Teichs und Trost waren rein des Kuckucks und wo wir hinkamen, erregten wir das Erstaunen der Bewohner. Wir blieben die Nacht in Hofheim, tranken ziemlich viel von dem jungen Landwein und waren sehr munter, als wir uns in einem Zimmer so gut es ging einrichteten. Kaum war etwas Ruhe hergestellt und wir dachten, zu schlafen, als ein verrückter Einfall durch Teichs Kopf kam und er rief: „Trost, lang' mir mir mal den Corvin her!" Trost, ein großer, kräftiger, schöner junger Mann, der in Westindien geboren und sehr lebhaft war, schnellte sich wie ein Lachs von seiner Matratze an der Erde in die Höhe, um den verrückten Wunsch zu erfüllen. Das ging natürlich ohne Lachen nicht ab und wenn endlich wieder Alles still war, fing Teichs aufs Neue an: „Trost, lang' mir mal den Corvin her."

Erst gegen Morgen kamen wir zur Ruhe. Als ich erwachte, sah ich Teichs auf einen Arm gestützt mit dem Gesicht über seinen Stiefel hängen, den er in der rechten Hand hielt und für ein anderes Geschirr verkannte; Rethel saß auf seinem Lager und zeichnete ihn in sein Skizzenbuch, ohne daß er es nur gewahr wurde. Als Rethel fertig war, rief er vergnügt: „Ich habe mich acht Tage gequält, zu finden, wie ich den erschöpften, halbverhungerten Kaiser Max auf der Martinswand malen soll; nun hab' ich's." —

Zu Weihnachten bescheerten wir uns einen ungeheueren Christbaum und kleine scherzhafte Geschenke, welche von Gedichten begleitet sein mußten, und trieben unendlich viel humoristischen Unsinn, wie er unter genialen Leuten vorkommt und den Philister nun und nimmermehr begreifen können. — Es war das eine schöne anregende Zeit, deren ich mich immer mit der allergrößten Freude erinnere.

Im Frühjahr achtzehnhundert und achtunddreißig erhielt ich folgenden Brief von Sallet:

„Lieber Corvin!

Aus meinen raschen Briefbeantwortungen (die ganz gegen meine sonstige Gewohnheit sind) wirst Du schon merken, daß ich jetzt von einer gewissen unangenehmen Unruhe besessen bin. Dem kann auch nicht anders sein in einer solchen Zwischenperiode, wo man weder Fleisch noch Fisch ist, wo man beschlossen hat, sich in ein neues Leben hineinzuwerfen und doch am alten noch festklebt. Mein Abschiednehmen, obgleich bei mir fester, gereifter und unabänderlicher Entschluß, ist doch durch Rücksichten und Verpflichtungen, die ich nicht umgehen kann, noch unsicher. Mit meiner Mutter, die mich (was so selten ist) ganz versteht, bin ich völlig im Reinen. Aber ich habe eine Tante, die mich innig liebt und der ich viel zu danken habe, und mit der wird es noch einen harten Kampf setzen. Daß ich zum Theil von ihr abhänge, indem sie mich bisher unterstützt hat und nun ihre Unterstützung für die Folgezeit natürlich noch weniger entbehrlich sein wird, wäre das Geringste, und ich könnte das wohl fallen lassen. Aber sie hat mein Versprechen, daß ich ohne ihre Einwilligung den jetzt beschlossenen Schritt nicht thun wolle, und dies Versprechen will gehalten sein. Der Hauptzweck meiner Urlaubsreise ist nun, diese Tante für mich zu gewinnen. Du kannst Dir denken, welchen harten Stand ich dabei habe, denn mit Weibern zu streiten, deren innerste Natur es ist, keine Vernunft anzunehmen, gegen unsterbliche, abgeschmackte und niedrige Gemeinplätze zu Felde zu ziehen, die sich nur durch solche Gründe widerlegen lassen, die von dem Gegenpart wiederum durchaus nicht begriffen werden — das ist

ekelhaft und muß doch geschehen. Die meisten Frauen haben immer noch den Grundsatz:

Wenn das Geld im Kasten klingt,
Die Seele aus dem Fegfeuer springt.

und können einem Geist nicht nachfühlen, der äußerliches Glück als etwas ganz Gleichgültiges wegzuwerfen fähig ist, um seinem freien, auf Höheres gerichteten Streben zu genügen. —

Wenn es mir nun überhaupt sauer werden wird, durchzudringen, so kann ich es gewiß nur unter der Bedingung, künftig meinen Wohnsitz bei meinen Verwandten und in der Nähe dieser Tante zu wählen, und, nicht blos auf den Schriftsteller hin (was solchen Leuten mit: Tagedieb gleichbedeutend ist und bleibt) zu steuern, sondern einen festen Lebensplan, der auf ein bestimmtes Ziel geht, zu verfolgen.

Schon deshalb kann ich Deinen freundschaftlichen Vorschlag nicht annehmen; aber auch meine eigene Neigung weist mir genau denselben Weg. Ich gehe nach Breslau. Dort wohne ich bei meiner Mutter (also natürlich billiger, als es sonst möglich wäre) zusammen mit meinem Bruder, der Philologie studirt, und mit dem ich, wenn auch weniger gemüthlich, doch geistig förmlich zusammen und ineinander gewachsen bin, so daß hier das Geistige eine so innige und seltene Freundschaft bedingt, wie sie durch bloße Regungen des Herzens, wären sie noch so warm, nicht erzeugt werden könnte. Dazu kommt, daß wir uns Beide ergänzen. Er ist (obgleich 5 Jahre jünger als ich) in Sprachkenntnissen mir bei weitem überlegen, namentlich in den alten Sprachen, die ich durchaus nachholen muß, um die ganze Literatur klar zu überschauen. Dagegen habe ich mehr Zeit gehabt, mich in den neueren Literaturen (obwohl sie ihm, sowie diese Sprachen, auch nicht fremd sind) um-

zuthun, stecke selbst, mitspielend, schon tiefer in der Literatur, als er und habe von mancherlei gehört und gelesen, was seine strengeren Studien ihm weniger nahe gebracht haben. In Liebe für Kunst und Wissenschaft und in den Ansichten darüber sind wir Beide so vollkommen aus einem Guß, daß wir uns, in einer Art literarischer Spitzbubensprache, durch Andeutungen eine halbe Stunde lang über diese Gegenstände auf's lebhafteste und klarste unterhalten könnten, ohne daß ein Dritter, namentlich ein Laie, ein Wort von unserem Gespräch verstünde. Ich weiß nicht, ob Dir dies deutlich ist. — Wir Beiden würden dann gemeinschaftlich und gegenseitig durch Umgang, Gespräch und Unterweisung an unser Beider Fortentwicklung und Ausbildung arbeiten. — Zu dem kommt ein jüngerer Bruder, der auch gleiche Pfade betritt, ferner eine 16jährige Schwester, die es ihren Brüdern nachthut und schon jetzt die französische und englische Sprache so ziemlich in ihrer Gewalt hat. Dichterisches Sinnen und Schaffen haben alle vier Geschwister miteinander gemein. Du kannst Dir denken, daß sich's dabei verrückt und angenehm leben wird. Außerdem ist Breslau eine Universitätsstadt, was mir von großer Wichtigkeit ist. Ich habe nämlich eine durch eifriges Studium zu erlangende Professur im Auge, natürlich werde ich für keine andere Vorlesungen, als über Kunst- und literarische Gegenstände mich vorbereiten. Es kommt demnächst nichts Fremdartiges in mein Leben, ich folge nur der Richtung, die mein innerstes Streben von selbst einschlägt und erlange ich die Professur auch wirklich nie, so schadet das eben auch nichts, die Studien an und für sich sind Gewinn genug.

Aber ich höre schon wieder das Anathema: Philister! aus Deines Busens Höhle schallen. Darauf erwidere ich: O Philister, der Du selber bist, die Wissenschaft für

Philisterei zu halten und zu wähnen, daß sie ihre Schwestergöttin, die Kunst, verdrängen und beleidigen könne! Ja, es giebt Leute, die durch Studien, oder auch durch einen praktischen Beruf, vom Versemachen zurückgekommen sind, aber das waren wahrlich keine Dichter. Wenn Du mich nun wirklich für einen Dichter hältst, so kannst Du meiner Versicherung ruhig trauen, daß in mir die frische Quelle ewig sprudeln und die nickenden Blüthen an ihrem Rande ewig fortblühen werden, wenn ich auch nicht im Stande bin, den und den Tag auf Begehren einen Niagarafall mit obligatem Donnergeräusch sehen zu lassen.

Du schilderst mir Frankfurt als ein kleines Paris, wo es genügt, ein homme d'esprit zu sein, um durchzukommen. Das ist nun recht schön, nur bleibt zu bedenken, daß zum homme d'esprit, wie er im Buch steht, auch ein großer praktischer und geselliger Tact gehört, den ich nun einmal nicht habe und auch nie erlangen werde, weil ich ihn halb und halb aus Grundsatz nicht habe. Natürlich, wenn sich die Leute für einen interessiren, wollen sie auch was davon haben, man soll ihre Zirkel schmücken und beleben. Dazu aber hat ein Rhinozeros oder ein Nilpferd vollkommen so viel Talent, als ich. Uebrigens ist die Sache auch etwas verdächtig; sollte nicht mindestens eben so viel vornehme Eitelkeit und Mäcenatenaffectation im Spiel sein, als wahrhaftes Interesse für Kunst und Wissenschaft, das ich, nach meinen Erfahrungen, nur einer sehr kleinen Zahl Auserwählter zutrauen kann? Siehst Du, wenn ich so was auch nur leise bemerkte, würde ich mich sogleich, verletzt und voll Scham, in mein Schneckenhaus zurückziehen. Nein, ich tauge nicht für die Welt und am wenigsten für die vornehme.

So sind mir z. B. die von Damen besuchten Vorlesungen wahrhaft ekelhaft. Nicht etwa, weil ich das für unweiblich hielte; Gott bewahre! unsere Weiber sind leider in Dummheit, Urtheilslosigkeit und roher innerer Ungebildetheit (bei einiger ganz äußerlicher Tinctur) so tief versunken, daß jeder Versuch, sie daraus zu retten und sie einigermaßen zur Denkkraft geistig gebildeter Männer emporzuheben, nur erfreulich sein könnte. Aber ich weiß, daß die Sache ohne Ernst und Sinn nur aus Mode, Koquetterie und dummer Neugier getrieben wird. Da sitzen sie, lassen sich begaffen, affectiren Verständniß und gähnen inwendig so, daß es auch außen sichtbar wird (wie ein Kreis auf dem Wasser, wenn sich drunten was rührt). Was sie davon tragen, sind nicht verstandene, gediegene Gedanken, sondern ein paar halbverstandene Redensarten, mit denen sie beim nächsten Thee prunken. Ich meine natürlich nur die Mehrzahl, denn bei wenigen mag wirklich eine ernste Wißbegier zum Grunde liegen; aber im Allgemeinen leugne mir meine Meinung nicht ab, denn ich habe sie selbst sitzen und Dinge anhören gesehen, die sie unmöglich verstehen konnten.

Für Deine Anerbietungen wegen Verlag meiner Sachen danke ich Dir herzlich; gegenwärtig aber habe ich nicht die Absicht, etwas herauszugeben. Mein Mährchen wird schon gedruckt. Mit den Gedichten will ich wenigstens noch ein Jahr warten. Dann wird mein Name bekannter und ich kann daher mehr hoffen, sie vortheilhaft los zu werden; ferner wachsen sie an, so daß ich einigermaßen massenhaft damit auftrete. Zum Percy will mein Bruder, der ihn halb übersetzt hat, sich nicht mehr bekennen. Ich hebe daher meinen Theil daran am besten auf, bis ich die Gedichte herausgebe, und sonst habe ich vor der Hand nichts. Sollte ich viel-

leicht etwas Dramatisches schreiben, woran ich zweifle, dann würde ich mich an Dich wenden. — Der nächste Chamissosche Almanach wird eine Menge Gedichte von mir enthalten, über die sich die beiden Redacteure Chamisso und Gaudy außerordentlich gefreut haben. Auch in einem anderen zu erscheinenden Taschenbuch werde ich mit ziemlich vielen Gedichten figuriren. Das Alles muß ein wenig forthelfen. In zwei Jahren spätestens hoffe ich ganz durchgedrungen zu sein und die Leute zu zwingen, daß sie meinen Namen mit Achtung nennen.

Geradezu mit Noth werde ich in meinem künftigen Leben schwerlich zu kämpfen haben. Drei Jahre lang habe ich an der Pension einen Halt und in drei Jahren wollen wir schon weiter voran sein. Entbehrungen werde ich froh zu ertragen wissen, wenn ich sie als freier Mann ertrage.

Mit der „Flasche" habe ich mich geirrt. Troschel hat sie nicht an Sauerländer, sondern an seinen Commissionär in Frankfurt, ich weiß nicht, wie der Kerl heißt, geschickt; der wird die Sache vernachlässigen, obgleich ich Adresse und Wohnung eigenhändig darauf geschrieben habe. Aber daß Sauerländer keine „Funken" zugesandt erhalten haben will, ist mir ganz unbegreiflich, da sie jetzt schon wieder remittirt werden, also schon lange versandt sind.

Genau kann ich Dir meine Ankunft in Frankfurt noch nicht angeben; ich denke so zwischen dem 5. bis 10. Juni. Guten Morgen!

Trier den 21. April 1838.

Dein Freund F. v. Sallet."

Sallet kam um die von ihm angegebene Zeit und gab mir eine sehr schöne Ballade aus der Percy'schen Sammlung für die Probeblätter meiner Jagdzeitschrift. Das Ho-

norar, welches ich ihm dafür bezahlte, war, wie er sagte, das erste, welches er je empfangen hatte. — Als er von seiner Urlaubsreise zurückgekehrt war, auf der er seinen Zweck erreichte, und endlich den Abschied genommen hatte, blieb er auf seiner Durchreise nach Breslau einige Tage bei mir zum Besuch. Ich machte ihn mit meinen Freunden bekannt und führte ihn, als würdig dieser Ehre, in unsere Tischecke ein. Ich veranstaltete in meiner Wohnung einen erquicklichen Punsch und Sallet las uns eine Episode aus seinem „Holofernes" vor, nämlich die komische Oper von König Arthur. Mehrere Arien daraus sang er zu unserm großen Ergötzen nach der Composition eines Freundes in Trier, und besonders gefiel uns

Holt mir mein Schwert, Excalibar,
Und sattelt meinen Gaul,
Den Tod verdienet er fürwahr
Schon für sein loses Maul.

Sämmtliche anwesende Pinsel und Genossen, begeistert von Punsch, wiederholten das Lied mit Jubelgebrüll und unter Fersengestampf, so daß die nicht bekneipte Wirthin sich kreuzte und segnete und die Sängerin gegenüber unendlich bedauerte, nicht mit von der Partie zu sein. —

Meine Jagdzeitung hatte den Erfolg, welchen ich erwartete. Ich versandte mehrere tausend Exemplare der drei ersten Nummern gratis und erhielt in Folge davon eine so große Anzahl von Abonnenten, daß die Kosten der Zeitschrift schon in den ersten Monaten gedeckt waren. Vergeblich hatte ich von meinen Mitarbeitern eine Jägernovelle für meine Probenummern verlangt und mußte mich endlich entschließen, selbst eine zu schreiben. Das Spaßhafte an der Sache war, daß ich diese Novelle in den drei ersten Nummern begonnen hatte, ohne zu wissen, wie ich sie enden würde. Sie hieß

„der Wilddieb“ und gefiel allgemein. Ich beging den Fehler, das Blatt täglich erscheinen zu lassen und für den Sonntag noch ein Beiblatt auszugeben. Der Titel des Hauptblattes war „der Jäger“ und der des Beiblattes „der Sonntagsjäger“. Das war zu viel und es war vorauszusehen, daß sich der Stoff bald erschöpfen mußte. Ein Postsekretair, der ebenfalls in der Stadt Ulm aß, brachte mir fast jeden Mittag die im Laufe des Tages bei der Post neu eingelaufenen Bestellungen, und da das Blatt jährlich sechs Thaler kostete, so war jedes Hundert Abonnenten ein nicht zu verachtender Zuwachs.

Man rieth mir, das Blatt auch durch den Buchhandel zu verbreiten und ich gab es daher einem Leipziger Buchhändler in Commission, der mir von Alexander Fischer empfohlen worden war.

Alexander Fischer redigirte damals mit Ernst Willkomm die dramatischen Jahrbücher. Sie hatten ein Lustspiel von Asmuth: „Selim, der eitle Sultan“ aufgenommen, welches ich ihnen zugesandt hatte und wodurch ich mit Fischer in eine lebhafte Correspondenz gerieth. Er schickte mir ein von ihm verfaßtes Trauerspiel „Masaniello“ zu, in welchem er den Shakespeare übershakespearte und aus dem ich mir einige scheußliche Ungeheuerlichkeiten hinwegzustreichen erlaubte. Jemand, der ein derbes Mädel bewundert, äußerte dies, indem er sagte: „Was für eine feste Wamme das Mensch hat,“ und ein unangenehmer Lazarone, der Jemand bedrohet, schreit: „Ich renne Dir einen Pfahl in den Hintern, daß er Dir zum Halse wieder heraus kömmt.“ Da Fischer diese saftige Drohung nicht fahren lassen wollte, so schlug ich ihm vor, den Pfahl wenigstens zuerst in den Hals rennen zu lassen. — Ich schickte ihm dafür ein dramatisches Mährchen

„Midas", dessen Lieder ein Leipziger Musiker Namens Volkmann in Musik setzte.

Unter diesen Beschäftigungen schloß das Jahr 1838 weit heiterer, als ich es begonnen hatte, und als Don Carlos sich mit der jüngern Schwester meiner Braut verheirathete, beneideten wir ihn nicht zu sehr, da wir ihm bald nachzuahmen gedachten. Ich schließe dieses Kapitel wieder mit einem Briefe Sallets.

„Lieber Corvin!

Du bist selbst Schuld daran, wenn dieser Brief statt einer vernünftigen und freundlichen Mittheilung, eine trostlose Jeremiade wird. Ich hatte Dich dringend gebeten, mein Manuscript nur acht Tage lang zu behalten und mir es dann mit der Post nachzuschicken. Daß es etwas länger blieb, beunruhigte mich noch nicht, Du konntest es vielleicht vierzehn Tage behalten haben. Auch dieser Termin verstrich. Nun glaubte ich, Du hättest es vielleicht durch Buchhändlergelegenheit abgesandt und wartete mit Ungeduld. Jetzt aber sind etwa acht Wochen verstrichen, seit ich Frankfurt verließ und ich habe weder Manuscript noch Nachricht von Dir. Das ist mir völlig unbegreiflich und erfüllt mich mit der folterndsten Besorgniß, daß Dir das Manuscript auf irgend eine Weise verloren gegangen ist. Welch ein Verlust dies für mich wäre, das wirst Du nicht so lebhaft fühlen, wie ich, denn Du pikirst Dich nun einmal darauf, vom Beruf des Schriftstellers leichtfertige Ansichten zu haben; ich aber halte das werth und lieb, wohinein ich mein ganzes Denken gelegt habe, ja ich halte es am höchsten von allen Dingen. Ich könnte das Werk allenfalls wieder herstellen, da ich das furchtbar undeutlich geschriebene Concept noch habe, aber nur mit unsäglicher Mühe und viel schlechter, da mir alle beim

Abschreiben gemachten Verbesserungen und Ergänzungen natürlich nicht mehr im Gedächtniß sind.

Ich bitte Dich demnach dringendst, mir sogleich Nachricht zu geben; woran es eigentlich hängt. Solltest Du (was mir unglaublich ist) das Manuscript wirklich noch selbst in Händen haben, so sei so gut, es mir unmittelbar mit der Post zu schicken. Mit Buchhändlergelegenheiten ist es nichts, sie sind unendlich langsam, und sehr unsicher. Solltest Du es schon durch solche abgesandt haben, so betreibe doch die Sache brieflich und suche zu erkunden, wo es vielleicht liegt und modert, denn die Buchhändler sind im Stande, dergleichen ein Vierteljahr lang liegen zu lassen, ohne sich darum zu bekümmern. Ist es aber wirklich schon verloren (dadurch, daß Du es leichtsinnig verborgt hast; oder weiß Gott, wie), dann zögere keinen Augenblick, mich auch hiervon in Kenntniß zu setzen, damit ich wenigstens diese Angst los bin, die mich jetzt so einnimmt, daß ich kaum im Stande bin, etwas Vernünftiges zu lesen, zu sprechen oder zu denken. In das Unvermeidliche werde ich mich dann schon fügen, ja ich bin sofern schon darauf gefaßt, daß ich die Sache bereits verloren gebe. Auch werde ich Dir's nie nachtragen, wenn's auch durch Deine Schuld verloren sein sollte, sondern das Ganze als eine Schickung ansehen. So viel aber weiß ich, daß ich in meinem ganzen Leben nie mehr irgend Jemandem, er sei, wer er wolle, ein Manuscript borgen werde; ich müßte es denn in duplo besitzen.

Auf alle Fälle also, die Sache mag stehen, wie immer sie wolle, gieb mir sogleich Nachricht vom Thatbestand. So viel Zeit wirst Du wohl haben, und ich rechne auf Deine Freundschaft, die Du mir sonst immer so lebhaft gezeigt hast, daß Du mich nicht wirst zappeln lassen.

Du schändlicher Kerl! vielleicht hätte ich schon was Anderes, Größeres geschrieben, wenn ich nicht immer in Unruhe wegen des alten Sauerteigs gewesen wäre. Ich kann Dir deshalb nichts Anderes mittheilen, weil ich unfruchtbar, folglich unzufrieden mit mir selbst bin. Alles Andere im Leben ist mir ungeheuer Nebensache. —

Im „Jäger" habe ich Deine Novelle gelesen, und ich weiß nicht, was Du gegen sie hast. Sie ist anziehend und spannend bis zum Schluß und enthält Charaktere, namentlich den Hauptcharakter. Das Anknüpfen an politische Zeitverhältnisse fand ich sehr geschickt, namentlich ergötzte mich der naive Aerger Carls des Zehnten über die Lectüre des alten Wilddiebs. Daß sich der Alte mit dem Schwiegersohn bis zum Tode nicht versöhnt, ist recht und nothwendig, obgleich es manche gutmüthige Seele betrüben kann.

Schreibe Deinen Brief nicht so eilig und abgerissen, daß nicht auch Nachricht von Deinem Leben und Treiben darin gegeben wäre. Hast Du mehr Abonnenten bekommen und hoffst Du auf noch mehr, und arbeitest Du, neben dem Jäger, noch Anderes für Dich? Auch was die hoffnungsvolle junge Künstlerclique macht, möchte ich gern erfahren. Namentlich grüße Teichs und Trost freundlichst von mir, aber auch die entfernteren, Lasinsky, Rustige, den Postdreißigacker und bei wem Du es sonst noch für angemessen hältst, überhaupt die ganze Tischecke in corpore, wenn sie nämlich noch mit den alten Gesichtern decorirt ist. Ich habe mich unter Euch sehr wohl gefühlt und danke es Dir im Herzen, daß Du mich mit diesen Leuten bekannt gemacht hast. Wer weiß, wann und wo wir uns wieder einmal zusammenfinden.

Deiner Braut meinen ehrerbietigen Gruß!

Nun lebe mir wohl und froh, gedeihe und florire; vor Allem aber (um auf unsern Hammel zurückzukommen) schaffe

mir wo möglich mein Manuscript oder schreibe wenigstens, so bald Du irgend kannst!

Leipzig, den 20. Januar 1839.

Dein Freund Friedrich von Sallet.
Wohnhaft Ritterplatz Nr. 9.

NB. Du hast Deine Antwort nach Breslau zu adressiren. Ich werde in einigen Tagen wieder dort sein. Adieu."

Ich erhielt nach diesem noch einen Brief, in welchem Sallet mir ankündigt, daß er eine Zeitschrift herausgeben wolle und mich für dieselbe um eine Novelle bittet, „nicht schlechter als die im Jäger." Diesen Brief habe ich verschenkt. Es war der letzte, den ich von ihm erhielt; denn ich war in der Folge zu sehr mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt und mit der weitläufigen Correspondenz, welche mir aus der Redaction meiner Journale erwuchs, um den Briefwechsel mit Sallet zu pflegen. Grad als ich darnach verlangte, ihn wieder aufzunehmen, erhielt ich die unerwartete Nachricht von seinem Tode. Das aus der Erinnerung gezeichnete Portrait, welches „Sallets Leben und Wirken" vorgesetzt ist, ist ähnlich, obwohl ich ihn niemals mit einem solchen Barte sah. Ich besitze eine flüchtige Bleistiftzeichnung von ihm, welche Trost auf einem Blättchen machte, als wir Abends beisammen saßen, und auf dem Sallet selbst einen Hanswurst gezeichnet hatte. — Sallet war ein sehr tüchtiger Mensch und ich hoffe, die Leser werden mir die Veröffentlichung seiner Briefe danken.

Siebentes Capitel.

Die Gesellschaft Nr. 16. — Der alte Weidner. — Wieder einmal in Mainz. — Der Waldmensch vom Vogelsberg. — Der alte Dietzel. — Erste Reise nach Leipzig. — Gute Geschäfte. — Rückkehr. — Ich werde Frankfurter Bürger. — Das Römergelauf. — Auf der Kirchenbuchführung. — Warum ich nach Hanau ziehe. — Zweite Reise nach Leipzig. — Hochzeit. — Hanau. — Jagden. — Held. — Trübe Wolken. — Dritte Reise nach Leipzeig. — Veränderungen. — Ich ziehe von Hanau nach Leipzig. —

Die Verhältnisse in Frankfurt sind Künsten und Wissenschaften nicht günstig. Es herrscht da „Kurz Augsburg" und der Papierjud' ist König. Außerdem wirkt die deutsche Bundesnacht einschläfernd und bedrückend. Damals wurde ein Versuch gemacht Künsten und Wissenschaften aufzuhelfen, und das Städelsche Institut, dem der talentvolle Maler Ph. Veit vorstand, lockte manchen Künstler nach Frankfurt. Auch Schriftsteller versuchten es hin und wieder sich anzusiedeln; allein sie konnten damals auf jenem Boden nicht gedeihen. Die Vertreter der Journalistik standen im allergrößten Mißkredit, denn man kannte sie als bezahlte Werkzeuge der Regierungen, die nicht einmal einem Schauspieler oder Sänger Gerechtigkeit widerfahren ließen, wenn sie nicht dazu bestochen wurden; sehr häufig erhielten sie Prügel, die ihnen Jedermann gönnte. Außerdem waren Schriftsteller fortwährend von der Polizei überwacht und die Censur war abgeschmackt. Der damalige Censor strich einst im Jäger:

„Und sie gingen ebenso trockenen Fußes durch den Fluß, wie die alttestamentarischen Gentlemen durch das rothe Meer.“ Warum der Censor die Juden nicht als Gentlemen gelten lassen wollte sagte er nicht. Die Polizei stand ganz und gar unter dem Einfluß und Befehl der Gesandten; ihre Stellung geht schon daraus hervor, daß Herr von Schöler zu mir sagte: „Ich habe ein Verhör über den Herrn Senator halten lassen, —“ und dieser Senator war der Chef der Polizei! Die Gesandten liebten aber unabhängige Schriftsteller nicht in ihrer Nähe, da Mancherlei vorging, was keine zu nahe Betrachtung wünschenswerth machte. Da ich von dem Gesandten nachdrücklich beschützt worden war, so hatte sich meine Stellung zur Polizei sehr auffallend geändert. Als ich aufs Neue eine Aufenthaltskarte verlangte, erhielt ich sie unaufgefordert für eine sehr lange Zeit. Wenn ich auf dem Römer mit dem neuen Polizeidirector zu thun hatte, begleitete mich diese erhabene Person bis an die Thüre, was vielleicht Dankbarkeit war, denn mir verdankte er seinen Posten. Ja die Polizei wurde sogar ganz vertraulich, und eines Nachmittags erschien bei mir ein geheimer Polizeiagent mit einer Empfehlung vom Assessor, der mich um die Gefälligkeit ersuchen ließ, ihm doch sogleich heimlich Nachricht davon zu geben, wenn ein Mann unter einer der mir mitgetheilten sechs Namen zu mir kommen und mich nach einem Buch, betitelt „die sicilianische Weste“ fragen würde. Ich war sehr erstaunt über diese Zumuthung und ließ antworten, daß ich nicht zur geheimen Polizei gehöre und auch nicht die geringste Neigung zu diesem Geschäfte habe. Der angekündigte sicilianische „Westenmann“ kam nicht und ich habe nie erfahren, welche Bewandniß es mit dieser Person hatte.

Einige unter den Künstlern und Schriftstellern faßten die Idee, einen Vereinigungsort für die künstlerischen und

literarischen Elemente in Frankfurt zu schaffen und zu diesem Ende wurde ein Zimmer im Gasthof zum Schwan für gewisse Abende gemiethet. Die Vereinigung wurde nach der Nummer des Zimmers „Nr. 16“ genannt, um hochtönende Namen zu vermeiden. Ich war einigemal dort, blieb aber endlich auch weg, da ich immer nur eine sehr kleine Anzahl von Mitgliedern anwesend fand, wovon wenigstens ein Drittel Spione waren. Auch die Schauspieler waren eingeladen worden, an dieser Gesellschaft Theil zu nehmen, und ich machte in derselben die Bekanntschaft Weidners, der in Frankfurt für einen sehr großen Schauspieler galt. Mir gefiel er durchaus nicht und in zweien seiner Hauptrollen, als Lear und Mephisto, war er mir geradezu ein Gräuel. Als Lear hatte ich den alten Eßlair gesehen, welchen ich in dieser Rolle selbst Ludwig Devrient, Anschütz und Döring vorzog, und als Mephisto war Weidner sein Aeußeres durchaus entgegen. Man erzählte sich damals von Weidner viele Anekdoten. Er hatte die Eigenheit vieler Schauspieler, irgend eine seiner Rollen in seinem Hause fortzuspielen; vorzüglich gefiel ihm die des Philipp II. in Don Carlos, und in solchem Anfall behandelte er seine Frau und Kinder wie es einem Tyrannen zukam. Seine Unterhaltung war angenehm, und im nüchternen Zustande konnte man ihn ganz wohl leiden. Eines Abends in Nro. 16 sprach ein Mitredacteur des Journal de Francfort, ein Elsäßer, von der am Tage vorher stattgehabten Aufführung des Lear, und besonders von Herrn Meisinger, welcher den Narren sehr gut gespielt hätte. Der Literat äußerte seine Bewunderung sehr lebhaft, gebrauchte aber stets den Ausdruck „der Kerl,“ und da er sehr hastig sprach, so wiederholte er denselben häufiger als nöthig, was den ihm gegenübersitzenden Weidner unangenehm zu berühren schien. — Nach einiger Zeit erzählte Weidner eine lustige

Geschichte mit sehr viel Humor, und der Mitredacteur des im russischen Solde stehenden Journal de Francfort sagte zu Weidner: „In der That Herr Weidner, es ist zu bewundern, daß Sie bei Ihrem Alter sich noch immer solch frisches Herz erhalten.“ — Nun liebte Weidner Anspielungen auf sein Alter durchaus nicht, und bei dieser Anrede verfinsterte sich sein Gesicht, er stand auf, lehnte sich mit beiden Händen, vorn übergebeugt, auf den Tisch und rief ingrimmig: „Der Teufel ist alt: Sie Herr — Kerl Sie!“ — Wir brachen natürlich in ein Gelächter aus, in welches der erstaunte und verlegene Journalist mit einstimmte.

Meine Braut meinte, eine Erholung würde mir gut thun und veranlaßte mich, einen letzten Fastnachtsball im Theater in Mainz zu besuchen. Zu dem Ende nahm ich eine Maske von Frankfurt mit und wählte absichtlich eine solche, von der zahlreiche Exemplare auf dem Balle vorhanden sein mußten, nämlich die eines Harlekin, wovon ich mir viel Spaß versprach, da ich viele Frauen und Mädchen in Mainz kannte und meine Anwesenheit natürlich von keiner einzigen geahnt wurde. Bei solcher Gelegenheit führen aus der Fremdenloge in das mit der Bühne zu einem Saal vereinigte Parterre, zwei Treppen, wovon die eine als Eingang, die andere als Ausgang dient. Als Hanswurst meinte ich das Recht zu haben, durch den Ausgang hineinzugehen, allein einer der dortstehenden darmstädtischen Gensdarmen wies mich barsch zurück, worauf ich ihn meine Pritsche fühlen ließ und fragte, was er eigentlich für eine Maske vorstelle? — Als er mir sehr ärgerlich erklärte, daß er ein Gens'darm sei und gar nicht verkleidet, that ich, als ob ich ihm nicht glaube und behauptete, er sei ein Hanswurst in Uniform. Das nahm er ernstlich übel und streckte seine Hand nach mir aus; aber ich sprang über die Brüstung in das Parterre,

wo mich freundliche Hände auffingen, damit ich nicht auf die dazu gehörigen Köpfe springe.

Das Unglück wollte, daß ich der einzige Harlekin auf dem Balle war und die Folge, daß ein Menge „Mainzer Bube" sehr bald unbändige Lust fühlten, mir das Fell zu gerben, für muthmaßliche Unarten, die ich ihren Damen gesagt hatte. Sie mußten natürlich der Meinung sein, wenn sie dieselben einen Schrei ausstoßen hörten und dabei erröthen oder erblassen sahen, nachdem meine Hanswurstlichkeit ihnen etwas ins Ohr geflüstert hatte, was sie sich wohl hüteten zu wiederholen. Ich trieb mein Spiel mit großer Ausgelassenheit im Parterre und in den mit Zuschauern gefüllten Logen, wo ich große Neugierde und oft Entsetzen erregte, was mir in Folge meiner Kenntniß der chronique scandaleuse von Mainz nicht schwierig wurde. Als die Gefahr für meinen Rücken äußerst dringend wurde, erspähte ich einen Herrn meiner Bekanntschaft, in dessen Arm ich mich hing und dem ich mich zu erkennen gab. Er beruhigte die prügellustige „Bube" und ich erwarb ihre Gunst, als ich im Parterre meinen natürlichen Feind, einen Pantalon entdeckte, den ich zum Duell herausforderte. Es bildete sich schnell ein Kreis und allgemeiner Jubel brach aus, als ich den großen hölzernen Kochlöffel, mit dem mein Gegner bewaffnet war, mit meiner Pritsche aus seiner Hand bis in den zweiten Rang hinaufsandte und ihn selbst dann unbarmherzig mit lautschallenden Hieben bearbeitete, bis er entsetzt entfloh. Schon ziemlich ermüdet von dem Rasen, nahm ich eine anständige weibbliche Maske unter den Arm und im Saal umherschlendernd gewahrte ich unmaskirt Berthold Auerbach. Ich instruirte meine Begleiterin und Auerbach war höchlich erstaunt, als er sich von derselben folgendermaßen angeredet fand: „Guten Abend Dr. Auerbach. Was hast Du denn gestern im Mu-

seum von Frankfurt für Unsinn geschwatzt?“ Auerbach erkannte mich an meinem unter der Maske hervorstehenden Bart und zu meinem Spaß becomplimentirte er die mir gänzlich unbekannte Dame als meine Braut und freute sich unendlich ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. —

Als ich am andern Morgen nach Frankfurt zurückkehrte, war die Rheinbrücke wegen des Treibeises abgefahren und wir mußten in einem Nachen nach Castel übersetzen. Dort fand ich, in doppelte Röcke gepackt, meinen Platz auf dem Rücksitz des Eilwagens, zwischen zwei der dicksten Veteranen der Ranzengarde, — einem Schmied und einem Bäcker von Frankfurt, die jeder mit einem Dutzend Schoppen geheizt waren und wie Esse und Backofen glühten, so daß ich die drei Männer im feurigen Ofen um ihren kühlen Platz beneidete.

Als Redacteur des „Jägers“ machte ich Jagd auf jeden Grünrock, von dem ich mir irgend welche geschriebene oder erzählte Beiträge für meine Zeitschrift versprach und lernte manche curiose Kerle kennen. An einem warmen Sommernachmittage schritt ich möglichst eilig über den sonnigen Roßmarkt in Frankfurt der Mainlust entgegen, als ich hinter meinem Rücken dröhnende Schritte und ein Räuspern vernahm, welche mich schnell zum Stehenbleiben und Umsehen brachten. Ich meinte der Katharinenthurm habe mir eine dringende Mittheilung zu machen und renne hmhmmmend hinter mir her. Es war aber nicht der St. Katharinenthurm, sondern St. Christophorus, wie ihn die alten deutschen Maler darstellen, nur daß er einen grünen Jagdrock und statt des Jesuskindes auf der Schulter eine silberbeschlagene mächtige Meerschaumpfeife im Munde trug, die wie der Aetna dampfte. „Sagen Sie mir Mal,“ rief der grüne Christoph mit mächtiger Waldstimme, „ist das der Weg zur Mainlust?“

— Ich antwortete ihm, daß ich gleichfalls dort hingehe, und der riesige Heilige verkürzte seine Schritte. Ich kam mir in meinem ganzen Leben nicht so unbedeutend vor und förmlich verschüchtert wagte ich zu fragen: „Sie sind wohl ein Jäger?“ — „Ja,“ antwortete der grüne Riese mit einer Stimme, die man von Calais bis Dover gehört haben würde. Da ich mir von dieser Bekanntschaft Gewinn für den „Jäger“ versprach, so gab ich dem Waldmann ein Rendezvous auf der Mainlust, wohin ich kommen wolle, wenn ich ein Mainbad genommen haben würde. Das war geschehen ehe noch die Sonne untergegangen war, und als ich die Sensation bemerkte, welche mein neuer Freund unter der eleganten Welt in der Mainlust erregte, hielt ich es für rathsam, mich von ihm nicht vor eingebrochener Dunkelheit finden zu lassen. Er ging schnaubend und dazu dampfend umher, und die Ungeduld auf seinem Gesichte ging bereits in Zorn über, als ich es für räthlich hielt, ihm in den Weg zu laufen. „Na, wo stecken Sie denn in's Himmels Namen!“ rief er, die Musik übertönend. Der Wein, den ich kommen ließ, besänftigte seinen Zorn und öffnete sein Herz. Er hieß Henkel, — die Kanne hätt' ich sehen mögen, zu der er gehörte! — und war der Förster eines Grafen X Y Z., vom Vogelsberg. Bald waren wir mitten in Jagdgeschichten, die ich fast ebenso begierig verschlang wie er den Wein, vom dem eine der im Verhältniß zu ihm so lächerlich kleinen Flaschen nach der andern geleert wurde. Nachdem ich mich an das Erstaunen, welches wir erregten, gewöhnt hatte, fing ich an den Humor des grünen Riesen zu genießen, obwohl das mit Gefahr für meine Glieder verbunden war, denn bei jeder Pointe seiner immer lateinischer werdenden Waldgeschichten schlug er mit seiner tellergroßen Hand auf meinen Schenkel, daß es wie ein Büchsenschuß knallte. Bei der vierten Flasche lud er

mich zu sich in seine Waldheimath ein und malte mir mit Stolz sein behagliches Haus und sein junges Weib. Bei dem Gedanken an sie wurde der Enakssohn weich und rief mit zitterndem Donner: „Ich sage Ihnen, sie ein herrliches Instrument, — ein herrliches Instrument!“ — Er gestand mir endlich, daß er nicht der Förster sei, sondern unter demselben stehe; ein bischen Eitelkeit hatte ihn verführt, sich mir gegenüber den Titel beizulegen. Ich studirte dies Phänomen, wie ein Naturforscher das Gerippe eines vorsündfluthlichen Thieres und stellte zu diesem Ende allerlei nicht jagdliche Fragen. Er war nie im Theater gewesen, hatte aber, wie er sagte, ein Schauspiel geschrieben! Da das auch in mein Fach schlug, so war ich äußerst begierig Näheres davon zu erfahren; allein ich war nicht im Stande zu ergründen, was er eigentlich unter einem Schauspiel verstand, denn als er mir das seinige auseinandersetzte waren wir, oder vielmehr er, bei der fünften Flasche und der Stoff seines Stückes war mystisch metaphysisch. Es wurde Nacht und die Mainlust leer; allein der Durst des Waldmenschen war noch nicht gelöscht. Da er aber anfing langweilig zu werden und ich müde, so half ich dem Leeren der siebenten oder achten Flasche dadurch nach, daß ich sie unter den Tisch goß, wovon er nichts merkte. Als wir endlich der Stadt zugingen, erzählte er vertrauliche Geschichten, auf deren Schönheit er mich jedesmal dadurch aufmerksam machte, daß er mir mit dem Ellbogen einen „Stumper“ in die Seite gab, der mich etwa sechs Schritt seitwärts schleuderte. Er nahm gerührt Abschied und drückte mir meinen Ring in den Finger; aber dennoch hielt das durstige Waldungeheuer nicht Wort, denn ich erhielt niemals eine Zeile von ihm und hatte keine Gelegenheit in das Vogelsgebirge zu kommen, ihn zu besuchen und sein „Instrument“ zu besichtigen.

Unter meinen Mitarbeitern war ein königlich baierscher Förster, der nicht weit von Aschaffenburg seinen Sitz hatte; er hieß Dietzel und war ein erfahrener und wissenschaftlich gebildeter Jäger. Ein Verbrechen, welches er einst begangen hatte, war der Grund, daß er zu keiner höhern Stelle avancirte, sondern immer Förster blieb. Er hatte nämlich früher in München gewohnt, wo ein katholischer Geistlicher sich um das Seelenheil seiner Frau angelegentlicher bekümmerte, als dem Ehemann lieb war. Als Dietzel einstmals wieder den Pater in verdächtigem Gebet mit seiner Frau fand, lief ihm die Galle über; er ergriff die Hundepeitsche und prügelte den frommen Herrn zum Hause hinaus. Das war eine Sünde gegen den königlich baierischen Heiligengeist, die nie vergeben werden konnte. Mir gefiel der Mann, den ich mir als einen feurigen Nimrod mit mächtigem Schnurrbart vorstellte, und ich beschloß, ihn in Kleinwallstatt zu besuchen. Vollständig zur Jagd gerüstet erschien ich eines Tages in seinem Hause, hörte aber, daß er auf einer großen Treibjagd sei, die auf seinem Revier gehalten werde. Ich ließ mich dorthin führen, obwohl ein wenig besorgt, von den Schützen für einen Sonntagsjäger gehalten zu werden, denn zufällig hatte ich an dem Tage ganz neue lange Jagdstiefeln, eine nagelneue Jagdtasche, ebensolchen Schrotbeutel und sogar eine ganz neue Flinte, aus der ich noch keinen Schuß gethan und die ich zur Probe von dem Gewehrhändler mitgenommen hatte. Ich erreichte die Jagd als grade ein Treiben im Gange war, und nahm meinen Platz zwischen zwei bebrillten Aschaffenburger Sonntagsjägern, die absichtlich sehr weit auseinandergestellt waren, um den Hasen wenigstens ein Loch zur Flucht offen zu lassen. Aus Artigkeit schoß ich niemals früher als bis meine beiden Nachbarn gefehlt hatten; allein trotzdem fehlte ich keinen Hasen, denn meine neue Flinte schoß ganz

ausgezeichnet. Die Treiber kamen näher und endlich hörte ich des Försters Stimme: „Wer ums Himmels Willen ist das nur, der die Hasen da so umlegt!“ Ich ging Dietzel entgegen. Blücher und Wellington trafen sich auf dem Schlachtfelde, jeder von ihnen war erstaunt über das Aussehen des andern. Dietzel hatte geglaubt, ich sei ein alter Mann und ich fand statt des bärtigen, kräftigen Försters einen alten Professor der Philosophie. Er war ziemlich groß und hager; sein längliches, völlig bartloses Gesicht war das eines Gelehrten; er trug ein feines Hemd mit Jabot und der lange etwas faltige Hals war durch kein Halstuch eingeengt, obgleich es Winter war. Dazu trug er einen bis zur halben Wade reichenden grauen Rock und weder Jagdtasche noch Pulverhorn, ja nicht einmal eine Flinte; mit dem Allen und einem Feldstuhl folgte ihm sein Lieblingstreiber. Dietzel ist ein geachteter Jagdschriftsteller. Er hatte in spätern Jahren das Unglück zu erblinden.

Später war ich oftmals bei ihm zur Jagd, auf der mich die große Menge der Treiber in Erstaunen setzte, bis ich denn hörte, daß der Treiberdienst ein Frohndienst sei. Ich nahm einst meinen Freund W. R. mit, den ich Dietzel als den „Herrn Bankier R.“ aus Frankfurt vorstellte, ihm einen Wink gebend, daß R. sich gern Herr Bankier nennen lasse, was dem guten R. ein Greuel war. Es ist nämlich Sitte in Baiern, die Leute nicht bei ihrem Namen, sondern nach ihren Beschäftigungen zu nennen, und einem Norddeutschen erscheint „Herr Fabrikant, Herr Kaufmann“ höchst komisch, obgleich er gegen Beamtentitel wie Frau Zollbeseherin, Frau Nachgeherin oder Herr Leibvorreiter nichts einzuwenden hat. Wenn also Dietzel W. R. seinen Stand anwieß, unterließ er nie mit lauter Stimme zu rufen: „Herr Bankier R., wenns gefällig ist!“ —

wobei R. immer roth wurde und ächt frankfurtisch „daß Dich das Unglück!“ in seinen Bart murmelte und mir Lachendem mit der Faust drohte.

Bei einem Essen nach der Jagd bei Dietzel kam man auf die Politik zu reden und die zahlreich vertretenen Baiern ereiferten sich über Preußen, wobei sie alle Vorwürfe an mich adressirten und sich geberdeten, als seien sie Alle sehr empört über mein Preußenthum. Lachend sagte ich endlich: „Aber meine Herren, was geht denn das mich an? Sie thun ja wirklich, als ob es ein Verbrechen sei, ein Preuße zu sein.“ — „Nun,“ nahm der höchste Beamte des Bezirks das Wort, „ein Verbrechen ist es grade nicht, — aber schön ist es auch nicht!“ — Alle brachen in ein schallendes Gelächter aus und ich mit.

Meine Jagdzeitschrift hatte einen so guten Erfolg, daß mir daraus eine jährliche Einnahme von circa achtzehnhundert Thalern erwuchs. Ich hatte noch zwei andere Journalpläne, wofür ich mir in Leipzig Buchhändler suchen wollte. Zu diesem Ende und um auch mit den Commissionär des Jägers ins Reine zu kommen, ging ich im Mai 1839 nach Leipzig.

So bald ich angekommen war, suchte ich Alexander Fischer auf, den ich neugierig war kennen zu lernen. Er war der Sohn eines Apothekers in Petersburg und hielt sich Studirens halber schon seit mehreren Jahren in Leipzig auf, allein was er eigentlich studirte, wissen die Götter; er hatte nichts Rechtes gelernt und längst aufgehört die Vorlesungen der Professoren zu besuchen, wenn er es überhaupt jemals gethan. Studenten, die nicht studirten, waren in Leipzig sehr häufig; ja ich kannte dort einen jüdischen Makler, der dreißig Jahre lang als Student in Leipzig gelebt und seine Handelsgeschäfte betrieben hatte. — Fischer war

Schriftsteller, aber auch in partibus, wie ich in Saarlouis; er hatte noch nichts Eigenes geschrieben (der Masaniello wurde erst später gedruckt), wohl aber einige Stücke von Shakespeare und zwar recht gut übersetzt, was um so wunderbarer war, da er wenig oder gar kein Englisch verstand. Er kannte aber alle existirende deutsche Uebersetzungen, hatte Alles gelesen, was über dieselben geschrieben war und brachte auf diese Weise etwas recht Gutes zu Stande. Daß er die eine zeitlang bestehenden dramatischen Jahrbücher in Gemeinschaft mit Ernst Willkomm herausgab, habe ich schon gesagt.

Fischer war etwa in meinem Alter, von mittler Größe, ziemlich untersetzter Gestalt, blondem Haar und hatte ein frischfarbiges, aber doch nicht gesund aussehendes, weder hübsch noch häßliches, doch leidliches Gesicht. Er war ein „recht guter Kerl", dem weiter nichts fehlte, als Energie und Geld. Dabei war es nicht so ganz richtig in seinem Kopfe, wenigstens hatte er einen kleinen Sparren. Er war sehr mißtrauisch und fürchtete beständig, daß andere Literaten nur darauf lauerten, ihm seine Bücherstoffe wegzustehlen. Pläne hatte er stets in Menge, allein sie kamen selten, wenn je, zur Ausführung, da sie meistens nichts werth waren. Mir vertraute er, daß er ein Trauerspiel Nausikaa schreiben wolle. Die Heldin sollte sich nach der Abreise des Odysseus umbringen; allein er konnte nicht einig werden, auf welche Art, da ihm keine originell genug schien. Mich amüsirte die ernsthafte Weise, mit welcher er die Sache behandelte und ich schlug ihm vor, daß sie sich mit Kohlendampf ersticken, oder an ihrem Strumpfbande aufhängen solle. Endlich entschied er sich für das Aufhängen an ihrem Gürtel, allein das sollte geschehen — „na, rathen Sie Mal wie?" — Ich rieth allerlei Merkwürdiges aber nicht das Rechte; „nein, unter

einem Baume soll sie sich **sitzend** an einem niedrigen Aste aufhängen. Aber jetzt — sagen Sie kein Wort davon, sonst schnappt mir einer von den Kerlen die Idee weg; seien Sie ja ruhig jetzt, da kommt Dr. Jäger."

August Jäger — bekannter unter dem Namen Graf Schlump — war der Verfasser von „der Deutsche in Paris," „der Deutsche in London" und ähnlicher Bücher. Er war über die Jünglingsjahre hinaus und sah aus, wie ein durch den Dienst verbrauchter preußischer Premierlieutenant. Er war eher klein als groß, untersetzt, mit Haar von unbestimmtem Blond und blondem Schnurrbart. Er hatte eine zeitlang in der Fremdenlegion gedient und konnte lügen, daß sich die Balken bogen. Er war auch ein „guter Kerl," lebte wie er grade konnte und war ein ganz guter Gesellschafter. Da er Fischer häufig neckte, so hielt ihn dieser für seinen Feind und behauptete, daß er seinen Pudel nur deshalb „Fisch" genannt habe, um ihn zu ärgern. Als ich Fischer erst näher kannte, sah ich, daß er ein armer unglücklicher Mensch war, der es in seinem Leben niemals zu etwas bringen würde. Einst sagte ich zu ihm: „Fischer, thun Sie mir einen Gefallen: schießen Sie sich todt." — Er antwortete ganz ernsthaft: „Jetzt noch nicht, aber in zwei Jahren." — Zwei Jahre darauf schoß er sich wirklich in Chemnitz todt.

Meine hippologische Zeitschrift „der Marstall" nahm Johann Friedrich Hartknoch in Verlag. Es sollten davon monatlich ein Heft von sechs Bogen erscheinen, und ein bekannter hyppologischer Schriftsteller, Major von Tennecker in Dresden, den ich aufforderte, mein Mitredacteur zu sein, erklärte sich dazu bereit. Er verlangte als Honorar nicht mehr, als — vier Thaler für den Druckbogen und war sehr gerührt darüber, daß ich erklärte, er müsse doch wenigstens einen Louisd'or annehmen. Er hatte mehr als siebenzig

Pferdebücher geschrieben, von denen manche schon damals sieben Auflagen erlebt hatten; die Verleger waren dabei reich geworden, was kein Wunder, wenn sie ihm, wie Friedrich Vogt in Ilmenau, nicht mehr als zwei oder drei Thaler Honorar bezahlten! — Ich fuhr nach Dresden — zum ersten Mal auf der Eisenbahn! — um Tennecker zu besuchen; allein er war so krank, daß er mich nicht annehmen konnte und ich habe ihn niemals gesehen.

Meine Geschäfte wurden allem Anscheine nach sehr günstig beendigt, denn ich verließ Leipzig mit dreitausend fünfhundert Gulden in der Tasche, wovon gegen tausend Gulden in Louisd'or baar in meiner Börse waren. Glücklich „wie ein König“ kehrte ich nach Frankfurt zurück, wo unterdessen alle Vorbereitungen zu meinem Bürgerwerden getroffen worden waren. Auf den Rath des Hofraths Kelchner hatte ich nämlich beschlossen, mein preußisches Unterthanenrecht aufzugeben und in Frankfurt Bürger zu werden, was, wie der Hofrath sagte, nicht allein sehr vortheilhaft sei, sondern auch meine Heirath erleichtere, die sonst noch viele Weitläuftigkeiten verursachen würde.

Das Bürgerrecht war damals in Frankfurt sehr schwierig zu erlangen; allein die Sache war ganz leicht, wenn man — eine Frankfurter Bürgerstochter heirathete, oder wie man sich dort ausdrückte, „auf einer Frankfurter Bürgerstochter Bürger wurde.“ Ein Bekannter von mir, der unverheirathet war, konnte nur Bürger werden unter der Extrabedingung, daß er mehrere tausend Gulden bezahlen wolle, wenn er eine Fremde heirathe, was später in der That der Fall war.

Es war eine Art Fluch in Frankfurt: „I, daß Du das Römergelauf' kriegst!“ Ich sollte auch kennen lernen, was das „Römergelauf'“ zu einem Uebel wie „die Kränk“

oder die Pest mache. Die Langweiligkeit des damaligen Geschäftsganges übertraf in Frankfurt die in irgend einem anderen Staate, und man verzweifelte förmlich am Leben über all die Zögerungen und kleinlichen Förmlichkeiten, denen Jeder unterworfen war, wenn er irgend etwas mit dem Römer zu thun hatte. Da ich weder Kaufmann noch Capitalist war, so konnte ich nur als „Literatus“ Bürger werden, und zwar gegen Abgabe von fünf Procent meines Vermögens, dessen Minimum wenigstens fünfhundert Gulden betragen mußte; außerdem hatte man noch eine Menge anderer Kosten zu bezahlen, wie sich das von selbst verstand. Damit noch nicht zufrieden, verlangte man auch noch eine Caution von ein- oder zweitausend Gulden und endlich sollte ich noch in die Bürgerwehr eintreten, wogegen ich lebhaft protestirte, mich auf das Gesetz berufend, daß ein Jeder, der in einer anderen deutschen Armee Officier gewesen, von dieser Verpflichtung frei sei. Man belehrte mich jedoch, daß ich nicht als Officier, sondern als Literatus Bürger werde, jenes Gesetz also auf mich keine Anwendung finden könne. Ich wurde daher als Gemeiner dem Weißbuschbataillon zugetheilt, zu welchem auch Don Carlos gehörte, der mir die Uniform lieh, in welcher ich endlich den Bürgereid leistete. Ich hatte damals noch alle Vorurtheile eines preußischen Officiers gegen Bürgerwehren und es kostete mich die größte Ueberwindung, die Gemeinen-Uniform anzuziehen. Mein Hauptmann, ein Aepfelweinwirth, freute sich, „endlich einmal einen Officier in seine Compagnie zu bekommen, der etwas verstünde,“ allein ich erklärte ihm, daß ich, um der Soldatenspielerei zu entgehen, nach Hanau ziehen würde, wo ich denn auch eine Wohnung gemiethet und eingerichtet hatte. Der Bürgereid wurde auf dem Römer vor dem Bürgermeister geleistet, und als ich nach Abmachung dieses

Geschäfts den Saal verließ, hatte ich die ausgestreckten Hände der lächerlich aufgeputzten Schweizer und Hellebardierer mit Trinkgeldern zu füllen. Jedermann erwartete und nahm Trinkgelder in Frankfurt, und wer nicht gut schmierte, kam nicht vorwärts. Mein Aufgebot in der Kirche verzögerte sich außerordentlich lange durch allerlei kleine Schwierigkeiten, die mir von Seiten der Kirchenbuchführung in den Weg gelegt wurden. Als ich mich gegen einen Frankfurter darüber beklagte, der das Terrina kannte, lachte er und rieth mir, wenn ich dem Kirchenbuchführer, ich weiß nicht welche Kosten bezahle, ein paar Kronenthaler mehr hinzulegen, was meine Angelegenheit wunderbar beschleunigen werde. Ich erröthete bei dem Gedanken, einen anständigen und dabei gut bezahlten Beamten zu bestechen; allein überwand endlich meine thörichten Scrupel und fand die Sache genau, wie mein Freund sagte. Der Kirchenbuchführer überzählte das Geld, entdeckte den Ueberschuß, erröthete gar nicht, sondern lächelte sehr freundlich und die Sache war beendigt. Ich wurde gefragt, welcher Religion ich angehöre? — Ich antwortete, daß ich ein Christ sei. — „Ja, aber zu welcher Confession gehören Sie?" — „Ich bin evangelisch." — „Ja, das giebt es hier nicht." — „Nun dann schreiben Sie, was Sie wollen." — „Also Lutheraner." — „Gut." — Jungfer Helene Benedicta Cardini und der Literatus Otto Julius Bernhard von Corvin-Wiersbitzki aus Gumbinnen wurden aufgeboten, als meine Entlassung aus dem preußischen Unterthanenverbande anlangte. Gerade zu dieser Zeit erhielt ich eine Nachricht von Leipzig, welche meine Vermählung abermals hinausschob. Die Wechsel, welche der Buchhändler in Leipzig ausgestellt hatte, wurden nicht bezahlt, und überdies hatte ich in meiner damaligen Unkenntniß der Geschäfte auf Verlangen des Druckers des Jägers, anstatt dieses

Buchhändlers andere Wechsel acceptirt, für deren Deckung ich sehr besorgt wurde, als ich hörte, daß mein Buchhändler in Leipzig sehr schlecht stünde. Diese Umstände machten Mitte August eine abermalige Reise nach Leipzig nöthig, wo es mir gelang, meine Geldangelegenheiten so ziemlich zu ordnen und wo ich auch über das Erscheinen „des Marstalls" ins Reine kam, der mit dem October beginnen sollte.

Endlich, endlich waren alle Schwierigkeiten und Hindernisse überwunden, welche meiner Verheirathung im Wege standen und dieselbe auf den 28. September 1839 festgesetzt. Es war in der That hohe Zeit, denn alle diese Verzögerungen und Gemüthsbewegungen hatten ihren Einfluß auf die Gesundheit meiner Braut nicht verfehlt, welche anfing zu kränkeln und mager zu werden, während sie sonst immer ein blühendes und kräftiges Mädchen gewesen war. Endlich nach fast siebenjährigem treuem Ausharren sollte das Ziel erreicht werden.

Die Trauung fand in der St. Katharinenkirche Statt und wurde von dem Pfarrer Rehbock vollzogen. Meine Braut war so verständig, nicht in die gebräuchlichen Thränen auszubrechen; im Gegentheil, sie verbarg ihre Freude und ihr Glück nicht, sondern nickte, als ich sie zum Altar führte, ihren anwesenden Freundinnen ganz heiter und unbefangen zu. Nach der Trauung fuhren wir in Begleitung einer Gesellschaft von Verwandten und Freunden nach dem zwischen Frankfurt und Hanau liegenden schönen Dorfe Bergen, wo wir im Garten eines Gasthauses im Freien zu Mittag aßen und bis spät Abends zusammen blieben. Dann fuhr ich mit meiner Frau nach Hanau in die Wohnung, die schon seit mehreren Monaten für uns bereit war und in welcher ich schon längere Zeit gewohnt und die Einbildungskraft der Hanauer beschäftigt hatte, die nicht wußten, was sie aus mir

machen sollten. Ich erschien ihnen ziemlich mysteriös; ich nahm ein Haus, erschien dort zu Zeiten mit einer fremden Gesellschaft von Herren und Damen, verschwand wieder für mehrere Wochen gänzlich und hatte keine anderen Bekannten als einen polnischen Grafen, der in Hanau geheirathet hatte und, obwohl Flüchtling, dort geduldet wurde. Man wurde also daüber einig, daß ich ein russischer Spion sei.

Hanau ist ein sehr angenehmes, lebhaftes Städtchen, dessen Einwohner sich von jeher durch ihren heiteren Sinn und ihren Liberalismus auszeichneten, der sie indessen bei der kurhessischen Regierung nicht eben beliebt machte. Alle Menschen, die ich dort kennen lernte, waren sehr zuvorkommend und liebenswürdig, und ich würde sehr gern dort geblieben sein, wenn die Umstände es gestattet hätten. Selbst die Officiere lebten dort in freundlichem Verkehr mit der Bürgerschaft und wir wurden mit einigen Majors bekannt, deren ganze Art und Weise mich sehr günstig für die kurhessischen Officiere einnahm. Die Polizeiherrschaft war jedoch nach altkurhessischem Zuschnitt, obwohl der Mann, der damals an der Spitze der Hanauer Polizei stand, ein billiger Mann zu sein schien und nicht gerade unbeliebt war.

Als mich meine Schwäger von Frankfurt eines Sonntags besuchten, gingen sie vor Tisch aus, um die Musik bei der Parade zu hören; allein sehr bald kamen zwei von ihnen bestürzt zurück, mir erzählend, daß der älteste Bruder meiner Frau arretirt worden sei. Er hatte eine Cigarre geraucht, und als ihm eine Schildwacht barsch zurief: „Cigarre weg!“ hatte der Frankfurter Republikaner nicht verstanden, was der Mann wolle, und da er denselben freundlich anlachte, so fühlte sich der Soldat beleidigt und arretirte ihn. Da der Polizei-Director gerade nicht in der Stadt war, so mußte mein Schwager bis spät am Nachmittag im Gefängniß sitzen,

wo es mir endlich gelang, seine Freilassung gegen Stellung einer Caution zu bewirken.

Es lebte damals in Hanau ein Geheimer Finanzrath Deines, ein außerordentlich reicher Mann, der ein großer Jagdliebhaber war und welchem fast alle umliegenden Jagden gehörten, zu deren Beaufsichtigung er nicht weniger als zwölf Jagdaufseher hielt. Ich machte seine Bekanntschaft und wohnte sehr vielen höchst angenehmen Jagden bei, die durch die heitere Jagdgesellschaft und dann auch durch die große Verschiedenheit der Wildsorten sehr interessant wurden. Ich erinnere mich, daß bei einer Jagd zwölf starke Rehböcke, eine wilde Katze, ein Auerhahn, mehrere Füchse, Fasanen, Schnepfen, Hühner, Hasen und Kaninchen, alle in großer Zahl, geschossen wurden. Die Gegend war ganz außerordentlich günstig für Schnepfen, und einst im Frühjahr wurden an einem Vormittage von fünf Schützen nicht weniger als einige sechszig geschossen! Mein gewöhnlicher Jagdgefährte war der schon erwähnte polnische Graf K., mit dem ich überhaupt viel zusammen war und der mich mit manchen Familien in der Umgegend von Hanau bekannt machte, auf deren Besitzungen wir jagen durften.

Von Held hatte ich seit Jahren keine Nachricht erhalten, als er eines Tages in mein Zimmer trat. „Wußtest Du wirklich nicht, daß ich in Hanau war?“ rief er mit etwas theatralischer Stimme. Ich hatte es in der That erst kurz vorher zufällig erfahren, da ich mich um die Anwesenheit einer herumziehenden Schauspielertruppe nicht im Geringsten bekümmert hatte. Was ich von Helds Schicksalen und Thun gelegentlich von Saarlouis gehört, hatte mich eben nicht besonders verlockt, ihn aufzusuchen und meiner jungen Frau vorzustellen.

Seitdem Held seinen Abschied genommen, war er mit verschiedenen Schauspielergesellschaften bald hier und bald dort gewesen, in jeder Spuren seiner Anwesenheit zurücklassend, denn er schwelgte in Schauspielerinnen. In Cöln, sagt man, ruinirte er das ganze Schauspiel und der Director raufte sich die Haare darüber aus, daß er drei Damen auf einmal zu zeitweiliger Zurückgezogenheit zwang. Doch, ich will nicht Held's Lebensgeschichte schreiben; einen Theil seiner Abenteuer hat er selbst sehr ergötzlich in den „Irrfahrten eines Komödianten“ geschildert.

Obwohl ich mich nicht sehr beeifert haben würde, Held aufzusuchen, so war er mir doch willkommen, als er kam. Er sah sehr heruntergekommen aus und ich mußte immer lächeln, wenn er redete, denn er hatte sich die Art und Weise der Komödianten angewöhnt. Mit theatralischer Kopfbewegung sah er sich in meinem Zimmer um und sagte dann, als ob es zu einer seiner Rollen gehöre: „Es scheint Dir ja sehr wohl zu gehen!“ — Mein erstes Befremden war bald überwunden; ich erinnerte mich wieder alter Zeiten und der manchen heitern Stunden, die wir zusammen zugebracht hatten. Held war als Regisseur der Schauspielergesellschaft nach Hanau gekommen. Der Director, der die Leute engagirt hatte, hielt ihnen nicht Wort und alle befanden sich in großer Noth, daher allgemeine Unzufriedenheit, die zur Rebellion geneigt machte. Held stellte sich an die Spitze der Verschwörung und es wurde beschlossen, daß sämmtliche Schauspieler sich kurz vor einer Aufführung weigern sollten, zu spielen, daß dann Held vortreten und dem Publikum die Missethaten des Directors und die Lage der armen Kunstjünger vorstellen solle. Die Catastrophe war auf einen Abend festgesetzt, für welchen „Carl XII. in Stralsund“ angekündigt war. Kurz vor der Aufführung fiel aber den Schauspielern

der Muth, sie kleideten sich, gegen die Abrede, für ihre Rollen an, mit Ausnahme Held's, der Carl XII. spielen sollte. Als der Vorhang aufging, trat Held auf die Bühne und begann seine Anklage; aber seine Rede wurde ihm kurz abgeschnitten durch zwei unerwartete Mitspieler, welche aus den Coulissen hervortraten, — zwei Gensdarmen, die ihn ins Gefängniß führten. Nachdem man ihn dort nach althergebrachter Manier behandelt und, anstatt den Beschwerden Gehör zu geben, den letzten Pfennig abgepreßt hatte, ließ man ihn los und er ging zu Fuß nach Frankfurt, da er gehört, daß ich dort lebe. In jener Stadt erfuhr er zu seinem Erstaunen meine Anwesenheit in Hanau und hatte wohl Ursache, sich zu wundern, daß ich nichts von dem Vorfall im Theater gehört hatte, der einiges Aufsehen machte; aber es war wirklich so.

Am anderen Tage besuchte mich Don Carlos und seine Frau und ich hatte Held ebenfalls eingeladen. Don Carlos war in seinem Element und bald bewog ich ihn und Held ein Pröbchen ihrer Schauspielerkunst zum Besten zu geben.

Der arme Held war so „auf den Hund" gewesen und so verkümmert, daß es mir leid und wohl that, zu sehen, wie er an einem ordentlichen Tisch und in freundlicher, wohlmeinender Gesellschaft sich wohl und behaglich fühlte und ich möchte sagen, wieder entfaltete. Da er in Hanau nicht bleiben konnte, so gab ich ihm einen Empfehlungsbrief an Oberst von Schultze, der nun in Coburg wohnte, General geworden war und den ersehnten Orden erhalten hatte. Ja schon bei der Heirath des Herzogs von Orleans mit der Mecklenburgischen Prinzessin, hatte man ihn als Gratulationsgesandten nach Mecklenburg geschickt, wo man ihn mit einer goldenen Dose mit Brillanten beschenkte. Später hörte ich

denn auch, daß meine Empfehlung den erwarteten Erfolg gehabt hatte.

Die Wolken, die schon vor meiner Hochzeit anfingen, sich zusammen zu ziehen, drohten im Januar 1840 meinen Ehehimmel anthaltend zu verfinstern. Der Buchhändler, dem ich auf Fischers Rath und Empfehlung meine Zeitschrift „der Jäger" anvertraut hatte, gerieth in immer größere Schwierigkeiten und die Zahlung der von ihm acceptirten Wechsel wurde äußerst zweifelhaft. Er hatte mich davon zu überzeugen gewußt, daß es für den ganzen Betrieb des Blattes weit vortheilhafter sei, wenn dasselbe in Leipzig anstatt in Frankfurt gedruckt werde und ich hatte diese Aenderung getroffen. Seit vielen Wochen hatte ich aber keine Nummer des Jägers erhalten und entdeckte, daß das Blatt seit längerer Zeit gar nicht gedruckt worden war! Mit trüben Ahnungen reiste ich nach Leipzig ab. Als ich dort ankam, fand ich, daß mein Journal bei einem reichen Buchdrucker versetzt war, den man dafür kannte, daß er sich fallender Buchhändler bemächtigte, um ihre oft guten Verlagsartikel für Spottpreise an sich zu reißen. Mein Buchhändler pfiff auf dem letzten Loche, und drängte ich ihn, so war er bankerott. Ich versuchte daher die Sache zu arrangiren und es gelang mir, Alles zur Zufriedenheit zu ordnen. Die Contracte waren eines Freitags Abend zur Unterschrift fertig, allein da Freitag ein Unglückstag war und wir am anderen Morgen doch noch einmal zusammen kommen mußten, so verschob ich die Unterzeichnung auf den nächsten Tag. Am Morgen desselben wurde mein Buchhändler aus dem Bette geholt und arretirt, wegen eines Wechsels von achthundert Thalern, den er seinem Advocaten verschwiegen hatte. Das änderte den ganzen Stand der Dinge und verhinderte die Vollziehung der Contracte. Ich verlor dadurch bedeutende

Summen und gerieth in um so größere Verlegenheit, als ich es für nothwendig hielt, die fehlenden Monate des Jägers auf eigene Kosten nachdrucken zu lassen, anstatt ihn für ein Vierteljahr zu sistiren, was gar keinen Anstand gehabt haben würde. Endlich gelang es mir, mit einem sehr tüchtigen, jungen Buchhändler, Herrn Bernhard Tauchnitz, ein Abkommen zu treffen und er übernahm den Verlag meines Blattes.

Durch die vorhergehenden Vorfälle belehrt, sah ich ein, daß ich meine literarischen Geschäfte von Hanau aus nicht würde betreiben können und beschloß, nach Leipzig zu ziehen, vorher aber mit meiner Frau den General in Hofahrtsheim zu besuchen, der uns eingeladen hatte, einige Monate bei ihm zuzubringen. Im Frühjahr verkaufte ich von meinen Sachen was beschwerlich war mitzunehmen und ließ das Andere verpackt bei einem Spediteur. So endete die erste kurze Phase meines Ehelebens. Nach Ostern reisten wir nach Hofahrtsheim ab.

Achtes Capitel.

Reise. — Magdeburg. — „Manquirt." — Adelige Hungerleiderei. — Die Burg. — Hofahrtsfutter. — Jagd. — Fatale Reise. — Vor und in Potsdam. — Das Cadettenhaus. — Die Pfaueninsel. — Die gestohlene Börse. — Berlin. — Ankunft in Leipzig. — In Krottendorf. — Die verfluchten Complimente. — Mein Nestor. — Hundegeschichten. — Otto Baumann. — Meine neue Wohnung. — Fromme Hausgenossen. — Ein Schriftstellervampyr. — Friedrich Fleischer. — Der niederländische Freiheitskrieg. — Holländische Uebersetzung. — Wieder ein Traum.

Zum ersten Mal mit meiner jungen Frau zu reisen, war ein großes Vergnügen, wenn wir auch nicht mit Extrapost fuhren, sondern den Eilwagen benutzten, da Eisenbahnen zu jener Zeit noch eine Seltenheit in Deutschland waren. In Magdeburg wohnte damals ein Vetter von mir, der Bruder meiner liebsten Cousine, der Stiftsdame, welcher nun zum Obersten avancirt war und eins der in jener Festung liegenden Regimenter befehligte. Da er und seine Frau die ersten Mitglieder meiner Familie waren, denen ich meine Frau vorstellte, so freute es mich besonders, sie so herzlich aufgenommen zu sehen. Meine Cousine besorgte derselben ein nettes, gewandtes Kammermädchen und wir reisten vergnügt nach Hofahrtsheim. Wir fanden den General allein, denn Frau und Tochter waren noch nicht angekommen, was uns einigermaßen in Verlegenheit setzte. Der General empfing uns aber herzlich und schien Gefallen an meiner Frau zu finden. Die Generalin aber fand sich veranlaßt,

uns fühlen zu lassen, daß wir entsetzlich „manquirt" hatten. Wir hatten es versäumt, ihre Einladung abzuwarten, woran ich in der That nicht gedacht hatte, da ich wußte, daß ihr Mann Herr im Hause war und ich annahm und annehmen mußte, sie sei mit der Einladung einverstanden. Sie brachte eine Frau v. K. mit ihrer kleinen Tochter mit, die gleichfalls den Sommer über auf dem Lande bleiben wollten.

In Hofahrtsheim waren allerlei Veränderungen vorgegangen. Obgleich der General sich Haus und Garten vorbehalten, so waren doch seine Güter verpachtet. Er hatte sich einen jungen hübschen Jäger angeschafft, dem Allerlei versprochen worden war, was man nicht zu halten gedachte, und auch einen Koch, der niemals etwas zu kochen hatte. Da man jetzt alle Lebensmittel dem Pachter bezahlen mußte, so war die Generalin — die wie gesagt eine gute Hausfrau sein wollte — äußerst genau. Es herrschte eine förmliche Hungersnoth im Hause und meine Frau konnte sich nicht enthalten, mich heimlich lächelnd anzusehen, wenn sie an meinen gesegneten Appetit dachte, dem es eine Kleinigkeit gewesen wäre, mit dem für sieben Personen aufgetragenen Diner fertig zu werden, mit dessen Resten sich noch die Dienstleute begnügen mußten. Die einheimischen waren die Hungerleiderei bereits gewohnt; aber das Mädchen meiner Frau, deren Anwesenheit der Generalin ein beständiger Aerger war, klagte bitterlich und wußte in ihrer Verzweiflung nichts Besseres zu thun, als den hübschen Jäger in sich verliebt zu machen, der bei Tisch aufwartete und die beste Gelegenheit hatte, nicht nur das Herz, sondern auch den Magen seiner Geliebten zufrieden zu stellen. Solche Begünstigung erweckte aber den Neid der Andern und bald wurde das zarte Herz- und Magenverhältniß der Generalin verrathen, und wir mußten uns in der That dazu entschließen, das

Digitized by Google

arme Mädchen nach Magdeburg zurück zu schicken. Nichts ahnend von den Veränderungen in Hofahrtsheim hatte ich nicht allein meinen Hühnerhund mitgebracht, meinen trefflichen Nestor, einen schwarzen, langhaarigen Setter, sondern war noch bereitwillig auf den Vorschlag meines Vetters, des Obersten, eingegangen, seinen fetten Admiral mitzunehmen, dem etwas Bewegung und Landluft sehr gut thun würden. Bewegung und Landluft gönnte man den Hunden in Hofahrtsheim, aber das war auch Alles was sie dort erhielten, und ich gab sie bei dem Pächter in Kost. Den beiden famosen Bullenbeißern auf dem Gute, die der General dem Pächter nicht überließ, wurde es so gut nicht. Sie magerten zu Skeletten ab und des Nachts, wo sie losgelassen waren, durchstreiften sie das Dorf und brachen in die Bauernhäuser ein, um nur irgend etwas Eßbares zu finden. Das Schlimmste war, daß man nicht einmal etwas zu Essen kaufen konnte und uns der Ausweg nicht einfiel, den Frau v. K. einschlug, um sich vor dem Hunger zu retten. Sie fuhr hin und wieder nach der Stadt und kaufte einen Schinken und Wein und Rum, welchen letztern sie übrigens, wie sie sagte, nur zum Waschen brauchte, womit sie bei verschlossener Thür sich und ihr Töchterchen erfrischte. Da wir uns auf einen längern Aufenthalt eingerichtet hatten und auch, ohne den General zu beleidigen, nicht wohl abreisen konnten, so mußten wir schon aushalten, so unbehaglich die Hungerleiderei und Unart der Generalin uns auch den Aufenthalt machte. Da der Geiz derselben sich nicht nur auf den Haushalt, sondern auch auf ihre Garderobe erstreckte, so erregte die frische Toilette meiner Frau ebenfalls ihr Mißfallen und sie versäumte keine Gelegenheit, ihrer Empfindlichkeit Luft zu machen.

Der General hatte in der benachbarten, am Strome liegenden Stadt die alte Burg gekauft, von welcher sie den

Namen führte und ebenfalls den Berg, auf dem sie lag und einiges Land, welches als Garten angelegt war. Auf der Stelle der alten Burg hatte er ein verrücktes, lumpiges Gebäude erbaut, welches er seine Burg nannte. Während unserer Anwesenheit sollte dies Häuschen eingeweiht werden und wir fuhren zu diesem Ende am Nachmittage des festlichen Tages hinaus. Die Bewohner des kleinen Städtchens hatten sogar eine Ehrenpforte gebaut und der General und seine Frau wurden durch eine Deputation der guten Leute empfangen. Beide kamen sich sehr groß und vornehm vor; es war eine ausgezeichnet lächerliche Affaire.

Daß wir unter diesen Umständen nicht sehr nach der Gesellschaft der Generalin verlangten, war begreiflich und wir versuchten uns so gut als möglich anderweitig zu unterhalten. Das war nicht schwer, da wir unsere eigene Gesellschaft noch nicht müde waren und es im Sommer überall auf dem Lande hübsch ist, selbst in der „Hundetürkei.“ Wir gingen spazieren in den Wald, wo ich den Füchsen nachstellte, die dort zahlreich waren und vielen Schaden thaten. Zu dem Ende nahm ich stets mein Gewehr und beide Hunde mit und meine Frau erhielt dabei auch ihre Rolle. Während ich mich mit Nestor unter dem Winde vor einem Dickicht aufstellte, ging sie mit Admiral am Riemen auf die andere Seite und löste den Hund, wenn ich pfiff. Auch gruben wir eines Morgens zwei Fuchsbaue auf und fingen zehn ziemlich ausgewachsene Füchse, die aber das Mitleid meiner Frau erregten und die sie gern gerettet hätte. Bei der Gelegenheit würgte ein fremder, unartiger Hühnerhund ein junges Rehkitzchen, auf dessen jämmerliches Klagen meine Frau hinzueilte, doch zu spät, um es zu retten. Als sie das arme, verendende Thierchen, selbst wehklagend, auf ihren Armen hielt, stand die arme Mutter, trotz aller Hunde und

Jäger, ganz in der Nähe und schaute mit wehmüthigen Blicken auf ihr gemordetes Kind. Der General, der kein Jäger war und dem es Freude machte, seinen Wald freundlich belebt zu sehen, duldete nicht, daß selbst ein Rehbock geschossen wurde und sogar, wenn das ein Grenznachbar auf eigenem Gebiete that, nahm es der General als eine persönliche Beleidigung.

Häufig waren wir auch in der trefflichen Familie des alten Majors, deren Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit die Unliebenswürdigkeit und Unfreundlichkeit der Hofahrtsheimer vergessen machte. Auch benachbarte Edelleute wurden besucht oder kamen zum Besuch. Ja einst gab sogar die Generalin ein Diner, wobei es hoch hergehen und der Koch seine Kunst zeigen sollte, denn es galt „dicke zu thun". Der Koch hatte auch all' seine Kunst nöthig, denn die Generalin strich ihm von den von ihm verlangten Materialien fast die Hälfte.

Als die Familie die Absicht äußerte, die „Burg" zu beziehen, wo, wie wir wußten, kein Platz für uns war, beschlossen wir und Frau v. K. mit ihrer Tochter, nach Berlin abzureisen, von wo wir nach Leipzig gehen wollten. Wir mietheten Wagen und Pferde von dem Pachter und verließen Hofahrtsheim ohne besonderes Bedauern. Schon im Wagen sitzend erhielt ich noch eine Summe in Gold von meinem pünktlichen Johann Fr. Hartknoch in Leipzig, obwohl ich ihm geschrieben hatte, daß er mir kein Geld schicken möge. In einem vortrefflichen Gasthofe in Brandenburg blieben wir die Nacht, um uns einmal wieder ordentlich satt zu essen. Am andern Tage war das Wetter hübsch, und als wir nach Baumgartenbrück kamen, gefielen die Ufer der Havel meiner Frau so wohl, daß wir dort anzuhalten und zu frühstücken beschlossen. Mein Nestor, der sich am Tag vorher

verlaufen und um uns wiederzufinden gewiß viele Meilen gemacht hatte, war steif wie ein Sägebock und ich mußte ihn auf den Bock zum Kutscher setzen, der ein dummer Bauernjunge aus Hofahrtsheim war. Zwischen Baumgartenbrück und Potsdam, ungefähr um Mittag, ließ das Töchterchen der Frau v. K. ein Taschentuch aus dem Fenster des ganz bedeckten Wagens fallen. Ich stieg aus, um es aufzuheben, und ehe ich wieder einstieg, warf ich einen Blick nach dem Gepäck, welches hinten befestigt war. Die sonderbare Stellung einer Hutschachtel erregte meine Aufmerksamkeit; ich sah genauer hin; ein lederner Koffer fehlte und die drei andern waren im Begriff, ebenfalls zu fallen, denn der sie zusammen haltende Strick hing abgeschnitten herab. Als in Baumgartenbrück ein leichter Schauer kam, hatte der Kutscher das Gepäck anders arrangirt, und da wir das Ziel unserer Reise, Potsdam, vor Augen hatten, so hielt er es nicht für nöthig, die Kette wieder anzulegen und das Befestigen mit einem Stricke für hinreichend. Wäre mein Hund, wie gewöhnlich, hinter dem Wagen gelaufen, so würde man einen solchen Diebstahl auf offener Landstraße, an hellem Mittag, nicht gewagt haben; aber es war auf derselben so einsam wie in der Wüste Sahara und mein Auge konnte nicht einmal einen Menschen erspähen. Ohne den glücklichen Zufall mit dem Taschentuche, oder wenn derselbe eine Minute später stattgefunden hätte, würde das ganze Gepäck verloren gegangen sein. Ein Aufsuchen der Diebe wäre fruchtlos gewesen, da sich zu beiden Seiten der Straße Wald ausdehnte. In Potsdam angekommen, machte ich sogleich Anzeige bei der Polizei und versprach eine Belohnung; aber es waren nur zwei Gensdarmen in der Stadt und davon war der eine grade abwesend, der andere lahm, so daß die Nachsuchung erst am andern Tage stattfinden konnte. Man

brachte mir auch glücklich meinen Koffer, allein oben aufgeschnitten und ausgeweidet. Der Verlust war sehr fatal, denn da der Koffer grade der letzte war, der gepackt wurde, so enthielt er die allernöthigsten Dinge und all' meine Papiere und Briefe der letzten drei Monate.

Gerade am Tage unserer Abreise war Friedrich Wilhelm III. gestorben. Da er ein guter Mann gewesen war und viel Unglück gehabt hatte, so vergaß man darüber seine Mängel als König und er war im Lande sehr geliebt.

Nicht nur der Hof und die Beamten, sondern selbst Privatpersonen legten Trauer um ihn an, und meine Frau hielt es für zweckmäßig, einige Tage in Potsdam zu bleiben, sich gleichfalls mit Trauerkleidern zu versehen, um mit ihren farbigen Anzügen nicht in meiner Familie in Berlin anzustoßen.

Im Cadettenhaus zu Potsdam hatte ich drei sehr glückliche Jahre verlebt und verweilte gern in jener Stadt, um meiner Frau die Tummelplätze meiner Kinderjahre zu zeigen. Wir besuchten das Cadettenhaus, in welchem einer der liebsten meiner früheren Regimentskameraden als Premierlieutenant angestellt war. Es war gerade Essenszeit und wir gingen in den Speisesaal, wo mein früherer Secondelieutenant, nun Hauptmann von Salviati, den Dienst hatte. Dreizehn Jahre waren verflossen, seit ich ihn nicht gesehen, allein es war mir, als habe ich ihn erst vor einer Woche verlassen, und ich glaube, ich würde sehr erschrocken gewesen sein, wenn er mir Stubenarrest und Cariren dictirt hätte. Wir versuchten hergebrachter Weise das Essen und die kleinen Schlingel machten die hergebrachten Witze über die Besucher, wie ich an ihren lachenden Augen sah und auch den hergebrachten Lärm bei Tisch, sodaß meine Frau Kopfweh davon bekam und mich fortzugehen nöthigte. Der Versammlungssaal war nun in

eine Kirche verwandelt, die der verstorbene Regimentsarzt Baumann mit kirchlichen Gemälden geziert hatte. Der Hof schien mir kleiner und schattiger, denn die Bäume waren groß geworden, und besonders die Pappeln, von denen ich eine verunglückte noch als Keule benutzt hatte. Die Akazien, hinter denen ich mein erstes Duell gefochten hatte, und die wir Cadetten manchmal von dem überwuchernden Unkraut befreien mußten, wozu der gute Oberst von Steinwehr eine Anzahl vom Hofe wegpreßte, hatten nun dicke Stämme. Im Garten sah es auch anders aus. Die Gärten der Cadetten waren verlegt und um mehr als die Hälfte in ihrer Größe reducirt, was es erleichterte, sie in Ordnung zu halten. Beim Durchwandeln dieser mir so bekannten und mich doch so fremd anblickenden Plätze überkam mich ein ganz eigenthümlich wehmüthiges Gefühl, und ich fühlte mich förmlich erleichtert, als ich die Anstalt hinter mir hatte.

Ich ging während der Paradezeit auf den Schloßplatz und begrüßte unter den Gardeofficieren manchen alten Freund. Einer meiner Stubenkameraden sagte: „Also Du bist nicht Dütchendreher geworden, wie ich gehört habe?“ — und ich fragte dagegen: „Woher hast Du denn die Stanislaus, die Dir da auf der Uniform sitzt?,“ indem ich auf den Stanislausorden zeigte. „Ach,“ sagte er, „den hab' ich bekommen, weil ich beim Besuch des Kaisers von Rußland die Wache hatte.“

Auch mein kraushaariger Freund, den ich einst mit meinem Butterbrod pomadisirte, und von dem ich einen leichten Säbelhieb unter dem Auge erhielt, war in Potsdam, und andere Freunde, mit denen wir eine Gondelfahrt nach der Pfaueninsel machten, dem Lieblingsaufenthalt Friedrich Wilhelms III. Es war dort eine Menagerie und meine Frau verliebte sich in den Löwen, zu dem sie gar zu gern

in den Käfig gegangen wäre, wenn man es gestattet hätte. So mußte sie sich damit begnügen, sein Fell zu streichen und die Mähne zu krabbeln, was ihm sehr wohlzugefallen schien, und wodurch er zeigte, daß er in diesem Stück ein ebenso vernünftiges Thier war, wie ich selbst.

Von einigen meiner Freunde begleitet, gingen wir nach dem Eisenbahnhof, um nach Potsdam zu fahren. Die Damen mit den Officieren gingen voraus auf das Dach des Hauses, von wo man eine schöne Aussicht auf die Stadt hatte, während ich mit dem Gepäck beschäftigt war und einige Groschen Ueberfracht bezahlte. Im Begriff, dem Träger Regenschirme und Stock zu reichen, steckte ich die in der Hand gehaltene Börse für einen Augenblick in die Seitentasche meines Jagdrockes. Als ich sie wieder hervorziehen wollte, um dem Portier eine Kleinigkeit zu geben, — war sie verschwunden! „Die hat gewiß der verfluchte Junge gestohlen, der hier herumlungerte; er ist schon einmal wegen Diebstahl eingesperrt worden,“ sagte einer der Bahndiener. „Warum leiden Sie,“ antwortete ich, „daß solche Jungen hier umherlungern?“ Die Börse war eben verschwunden, denn es fiel Niemand ein, dem Jungen nachzusetzen; sie enthielt alles Geld, das ich besaß, und außerdem eine werthvolle antike Camöe, einen Minervakopf, die mir der General geschenkt hatte, und die ich in Berlin fassen lassen wollte. Der Verlust war mir um so ärgerlicher, weil meine Frau mich gewarnt hatte, nicht all mein Geld in die Börse zu stecken, sondern ihr, was ich nicht zur Reise brauche, zu geben, da ihre Tasche sicherer sei. Damals glaubte ich aber, noch viel gescheuter zu sein als meine Frau und es gehörten zwanzig Jahre dazu, mich davon zu überzeugen, daß ich, ihrem Rathe folgend, noch manche tausend Thaler in meiner Tasche behalten haben würde, die andere „Jungen, die schon

gestohlen hatten," daraus wegeskamotirten. Sehr verblüfft stieg ich in den Waggon und wurde förmlich wüthend, als ich das abgeschmackte Glockenspiel von der Garnisonkirche mir nachrufen hörte:

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab u. s. w.

Es ist gar nicht zu verwundern, daß den Leuten in Potsdam Treue und Redlichkeit förmlich ein Greuel ist.

Zum Glück war wegen der Trauer in Berlin nicht von Vergnügungen die Rede und das harmonirte mit dem Zustand meiner Kasse, die nur aus ein paar Thalern bestand, die meine Frau zufällig in ihrer Tasche hatte und dem Gelde, was ich auf der Reise für Frau von K. ausgelegt.

Meine gute alte Tante von Armin empfing uns wie eine Mutter; meine Frau gewann bald ihr Herz und sie fand, daß dieselbe ein Corvin'sches Gesicht habe und in der That hatte sie seltsamer Weise dieselben Augen, Brauen und Nase wie die Tante, ja sogar besondere kleine Eigenthümlichkeiten wiederholten sich in beiden Gesichtern. — Meinem Nestor, der es nicht wagen durfte, in eins der Zimmer in Hofahrtsheim seinen Fuß zu setzen, war gestattet, auf dem weichsten Teppich der Tante zu liegen und er wurde mit aller Rücksicht und Zärtlichkeit behandelt, die ein verständiger Hühnerhund nur irgend beanspruchen kann. Sehr zufrieden mit der herzlichen Aufnahme, welche meine Frau bei allen Mitgliedern meiner Familie gefunden hatte, was die sonst unangenehmen Eindrücke dieser fatalen Reise milderte, reisten wir mit dem Eilwagen nach Leipzig ab, in welchem auch Nestor einen Platz und duldsame Mitreisende fand.

Ich hatte den neuen Verleger des „Jägers" gebeten, für uns vorläufig ein Paar Zimmer vor der Stadt zu miethen, da wir gern im Freien wohnen wollten, und er hatte dieselben

im Hause eines seiner Commis genommen, welcher in Krottendorf wohnte. Das war mir zu weit von der Stadt und außerdem waren die zwei Zimmer ebener Erde feucht, unfreundlich und ärmlich. Als ich meine Frau hineinführte, erschien ihr dieser Aufenthalt so traurig, daß sie sich hinsetzte und weinte. Ich war sehr aufgebracht darüber, daß man uns solch elende Wohnung gemiethet hatte und wollte gleich wieder ausziehen; allein die Leute, der Buchhändlergehülfe nebst Mutter und Frau, die er mit seinem kleinen Gehalt ernährte, waren so himmlisch gute, durch und durch brave Menschen, daß meine Frau es nicht über das Herz bringen konnte, sie zu kränken, und wir blieben bis spät in den Herbst. Manchmal kam auch eine Tante aus Dresden, eine alte Jungfer, zum Besuch, die mich durch ihre ceremoniöse Höflichkeit beinahe wahnsinnig machte. Wenn sie mir begegnete, machte sie stets einen circumstantiellen Knix, als werde sie bei Hofe vorgestellt und bestand darauf, mich „gnädiger Herr“ zu nennen. Als ich einst auf die Jagd gehen und eilig bei ihr vorbei durch die Thür schlüpfen wollte, versperrte sie mir dieselbe durch ihre platzraubende Höflichkeit, so daß ich mit dem Pulverhorn hängen blieb und eine Schraube desselben abriß. „Das kommt Alles von den verfluchten Complimenten!“ rief ich in meinem Aerger, und Fräulein Lindner stand da wie ein zur Salzsäule gewordener Knix und ergelbte.

Als ich eines Nachmittages zu meinem Verleger kam, und meine Frau auch in der Stadt war, hörte ich, daß meine Wirthin dagewesen sei und in großer Angst erzählt, daß mein Nestor Schaum vor dem Munde habe, durch die Fensterscheiben in den Garten gesprungen und wahrscheinlich toll sei. Ich fuhr sogleich in meine Wohnung und hörte das Nähere, und daß der Hund Milch getrunken und nun

ruhig sei. Ich hatte seit einigen Tagen bemerkt, daß der Hund hustete, und daß auch seine Nase nicht so scharf war wie gewöhnlich, ja daß er sogar ohne Notiz bei Wachteln vorüberging, die dicht vor ihm über dem Winde lagen. Nach einer scharfen Hetze an einem heißen Tage war er in sehr kaltes Wasser gegangen und hatte sich, da wir gerade ausruhten, ruhig hingelegt und so durch und durch erkältet. Diese Erkältung brachte nun die Zufälle hervor, die ich zum Besten von Lieblingshunden und deren Besitzern und Besitzerinnen hier näher beschreiben will, hoffend, daß dadurch mancher Hund gerettet und manches Herzeleid erspart wird.

Zuerst fing der Hund leise an zu stöhnen, dann setzte er sich, als ob er etwas erwarte und begann die Kinnbacken zu bewegen, so daß ihm bald weißer Schaum vor dem Maule stand. Plötzlich fiel der Hund nieder, bewegte heftig seine Beine in Convulsionen, dann zog er den Körper krumm zusammen, die Beine streckten sich starr weg und das Maul war weit aufgesperrt. War das vorüber, dann stand der Hund taumelnd auf und winselte leise; er hörte nicht auf seinen Namen, sondern rannte ins Freie, immer hin und zurück in gleichmäßigem Trabe, die Ruthe steif weggestreckt. Nach einer Weile erholte sich der Hund dann, trank und legte sich zum Schlafen. Wir wachten die ganze Nacht, und am Morgen setzten meine Frau, ich und Nestor uns in einen Wagen und fuhren zum Rathsthierarzt auf die Scharfrichterei. Der Bruder desselben, ein besonders geschickter Thierarzt und nachher Hausarzt meiner vierbeinigen Familie, hatte später das große Unglück, wasserschen zu sterben, weil er, als er einen tollen Hund secirte, eine kleine Verletzung an seinem Finger unbeachtet gelassen hatte. Dieser Mann zuckte die Achseln und meinte, es würde das Beste sein, den Hund todtzuschlagen, wogegen ich mich aber auf das aller

lebhafteste wehrte und ihm den Hund anempfahl, als sei derselbe ein kostbares Rennpferd. Das arme Thier hatte an manchem Tage fünfzehnmal diese Krämpfe, bis sie endlich den angewendeten Mitteln wichen. Als ich ihn nach vierzehn Tagen besuchte, kannte er mich noch nicht und nagte, wie ein wildes Thier, an einem rohen Pferdeziemer, wovon er seine Kräfte wieder gewinnen sollte. Man hatte ihm ein Haarseil am den Hals gezogen, und als der Hund im Rücken so schwach wurde, daß er nicht stehen konnte, wurde er mit Wein gebadet und mit allerlei Spirituosen gewaschen. Endlich nach mehreren Wochen wurde er einer armen Frau zur Pflege gegeben, die ihn auf ihrem Sopha schlafen ließ und die Treppe hinauf- und hinuntertrug, um ihn in die Sonne zu legen. Als der Hund stark genug war, nahm ich ihn wieder nach Hause und öffnete alle Morgen seine zugeklebten Augen und Nase durch Waschen mit lauem Wasser; kurz, mein treuer Jagdgenosse wurde gepflegt, als sei er ein uns lieber Mensch und ich hatte denn auch die Freude, ihn wieder ganz gesund werden zu sehen und noch lange Jahre zu haben.

Meine Frau theilte glücklicherweise diese Liebe zu den Thieren, und ihre Abenteuer, als sie einen Lieblingshund vom Tode retten wollte, sind förmlich romantisch. Der Senat in Frankfurt ließ zu gewissen Zeiten alle frei laufenden Hunde einfangen; da die Leute aber immer nur eine Kleinigkeit zu bezahlen hatten, um die Hunde wieder zu bekommen, so beschloß der Senat durchzugreifen und befahl, daß alle in der verbotenen Zeit umherlaufenden und eingefangenen Hunde auf der Scharfrichterei todtgeschlagen werden sollten. Einst waren an einem Tage eine große Menge Hunde eingefangen worden, die am andern Morgen ihre Hinrichtung erwarteten; am Abend wurde deren Zahl noch durch einen Pudel ver-

mehrt, dem sein armer Herr, ein armer Italiener, händeringend und lautweinend folgte. Er war in die Stadt gekommen und da er nicht lesen konnte, so wußte er nichts von der grausamen Verordnung; sein harmlos neben ihm laufender Pudel, sein ganzes Vermögen, sein Erhalter und Ernährer, war gefangen und sollte umgebracht werden. Hund ist Hund sagten Schinder und Bürgermeister, sei er Professor oder Schooshund. Das war sehr hart, denn der Italiener hatte Jahre damit zugebracht, dem klugen Pudel tausend Künste zu lehren, die überall auf Messen und Märkten bewundert und reichlich belohnt wurden. — Es war tief in der Nacht, als der Italiener in seine Herberge ging, sich niederlegte und schlaflos umherwälzte. Plötzlich hörte er vor der Thür das bekannte, freudige Bellen seines Hundes und viele andere Leute wurden ebenso erfreut, — Dank dem gelehrten Pudel. Der Stall, in welchem die zum Tode verurtheilten Hunde gesperrt waren, konnte nicht verschlossen werden und die Thür hatte nur eine gewöhnliche Klinke. Als es dem gelehrten Pudel langweilig wurde, den verzagten, mit ihm gefangenen Schönen den Hof zu machen und er außerdem Appetit verspürte, so hatte er Lust nach Hause, das heißt zu seinem Herrn zu gehen, und da ihn die Thür daran verhinderte, so versuchte er sie auf die ihm gelehrte Weise zu öffnen. — Ganz Frankfurt freute sich und lachte und Bürgermeister und Schinder wurden nur noch durstiger nach Hundeblut. Die Strenge wurde verdoppelt und bleiches Entsetzen faßte die Familie meines Schwiegervaters, als der ehrliche Birba, ein weißer Bologneser, der Liebling meiner Frau, gefangen und in die Todtenkammer geführt wurde. Es lag nicht in dem Mädchen, das ich mir zur Lebensgefährtin ausgewählt hatte, das Leben irgend eines lieben Wesens und sei es selbst ein Hund, so ohne Weiteres auf-

zugeben und nur mit feigen Thränen zu beklagen, so lange das Leben und mit demselben noch eine Möglichkeit vorhanden war, dasselbe durch energisches Handeln zu retten. Ohne ein Wort zu sagen kleidet Helene sich an, geht allein auf den Römer und begehrt und erhält eine Audienz bei dem regierenden Bürgermeister. Der große Mann ist äußerst erstaunt, daß er wegen des Lebens eines kleinen Hundes incommodirt wird und äußert sich durchaus absprechend über Hunde im Allgemeinen, über solche, die in den Hundstagen frei umherlaufen besonders und über den p. p. Birba ins ganz besondere; die Republik müsse zu Grund gehen, wenn Birba am Leben bleibe; daher müsse Birba sterben. q. e. d. Der liebe Advokat im Unterrock bittet; — umsonst! sie weint, — der steinerne Bürgermeister lacht. Nun reißt die weibliche Geduld! — „Ja, solche Nichtswürdigkeit und Ungerechtigkeit könne nur in Frankfurt geschehen und nur Frankfurter könnten sie erdulden!" — „„Birba stirbt!!"" — „Das wollen mir sehen, er stirbt nicht!" — Ab. Der Hecht ist doch zu blau. — Im Sturmschritt, zu Dr. Hoffmann. Er ist zwar Titularscharfrichter, hat aber nie absichtlich ein menschliches Wesen vom Leben zum Tode befördert aber Viele gerettet, denn er ist ein geschickter Arzt und ein guter alter Mann. — „Lieb' Kind, ich kann und darf den Hund nicht retten." — Großes Thränengeriesel. — „Gebe Gott, daß Sie niemals um etwas Theureres als um einen Schooshund zu weinen haben; — adieu!" — Nun aber ist doch alle Hoffnung aus? — O nein, nicht für ein braves Herz. Bang steht das bescheidene Mädchen mit sich kämpfend da; lange ringt sie mit ihrer weiblichen Scheu und dem volksthümlichen Vorurtheil gegen „Schinderknechte," deren gesellschaftliche Stellung früher viele Grade unter Null und selbst noch ein paar unter dem der Schauspieler stand. Treue Liebe siegt; mit

festem Schritt tritt sie in das Zimmer mitten unter die Knechte, die sie mit Erstaunen ansehen und bescheiden ihre Bitte anhören; denn — Dank sei es der alle Schichten unseres Volkes durchdringenden Herzensbildung — selbst deutsche Schinderknechte würden es für roh halten, ein Mädchen unter solchen Umständen durch Wort oder Geberde zu verletzen; ja sie lachten nicht einmal, wie der Herr Bürgermeister es gethan. Die Leute sehen sich nur mißtrauisch einander an und schütteln die Köpfe, aber einer von ihnen, der sich unbemerkt von den andern hinausschleicht, macht dem Mädchen ein Zeichen. Als sie das Zimmer verläßt späht sie umher; der Mann steht an einem Ort, wo man ihn nicht sehen kann; sie giebt ihm ein paar Kronenthaler und läßt mehr hoffen und der Knecht verspricht, sein Möglichstes zu thun, denn die Hunde sollten erst am Abend erschlagen werden. — Es ist Abend; aber kein Birba! — Es wird finster; doch der Schmerz braucht kein Licht; man weint im Finstern. „Ach," heißt es, „jetzt ist wohl der arme Birba schon todt!" — „Bau, bau!" antwortete er für sich selbst vor der Thür und jubelnd stürzt Alles hinaus. — Mir gings später einmal ähnlich wie Birba, aber so wurde ich doch nicht geküßt! —

Als ich bei dem General in Hofahrtsheim war, trat eines Morgens der Inspector mit dem Gewehr in der Hand ins Zimmer und fragte, ob er den Schäferhund erschießen dürfe, der toll sei. Auf meine Frage erfuhr ich, daß derselbe sämmtliche Hunde des Gutes gebissen habe, jo sogar die Hündinnen, daß er aber jetzt von seinem Herrn an einem Strick gehalten werde. Mir war in Saarlouis, auf Befehl des Commandanten, ein schöner Hühnerhund erschossen worden, der auch unschuldig für toll galt, weil der die gewöhnliche Hundekrankheit hatte; Aehnliches konnte hier auch der Fall sein und es war wichtig, die Wahrheit zu ergründen,

da im Fall der Hundswuth sämmtliche Hunde hätten getödtet werden müssen. Der Schäferhund wurde sorgfältig eingesperrt und beobachtet. Er fraß und trank, starb aber nach drei Tagen. Die andern Hunde wurden alle an der Kette gehalten und erhielten Medicin von einem erfahrenen Schäfer; aber zwei Hündinnen verschwanden und wurden nie wieder gesehen. Durch Untersuchung fand man, daß der Schäferhund von einer Kuh gefressen hatte, welche am Milzbrand gestorben war, der zu jener Zeit unter dem Vieh herrschte und in einem benachbarten Forst gegen zwölfhundert Stück Dammwild tödtete. —

Der Besitzer der Joh. Fried. Hartknoch'schen Buchhandlung, die schon fast über hundert Jahr bestand, war und ist noch O. Baumann. Als der selige Hartknoch den Weg aller Knochen ging, hinterließ er außer seiner sehr geachteten Verlags-Buchhandlung, versehen mit manchem tüchtigen Geisteskinde, eine ebenso geachtete, aber nicht so alte Wittwe ohne Kinder, welche, um das Verlags- und Ehestandsgeschäft fortzusetzen, sich mit dem gleichfalls hinterlassenen jungen Buchhändlergehülfen verheirathete. Beide Geschäfte gingen gut, und wenn der selige Hartknoch vor seinem Nachfolger vielleicht den Vorzug als Verleger verdient haben mochte, so brachte O. Baumann den etwaigen Unterschied dadurch ins Gleichgewicht, daß er ein wirksamerer Ehemann war und das Haus mit selbstverfaßten Verlagsartikeln füllte. Als ich ihn kennen lernte, war er ein rothbäckiger, munterer, junger Mann, der keine Prätensionen machte, gern ein Glas Bier oder Wein trank, ohne des Guten zu viel zu thun, und der sich für unerlaubt ehrlich hielt. Da er noch lebt, Stadtverordneter und Mitglied des Polizeiausschusses ist, so will ich ihn nicht mehr loben, damit ich nicht in den Verdacht komme, als thue ich das aus politischen Rücksichten. Er zahlte immer lieber

Kassenanweisungen als Gold, und dieses lieber als harte Thaler, aber beide ungern, obwohl pünktlich, ja lieber voraus, damit er die Angst los war; auch kam es ihm auf einen Louisd'or weniger nicht an, wenn er ihn nur zu fünf Thaler zwanzig Silbergroschen anbrachte. Bei mir lernte er das Wechselrecht und ich verkaufte manche seiner Autographen an Liebhaber wie Hammer und Schmitt oder Becker und Comp., ja lebte ganz comfortabel von diesem Handel. Mit einem Wort, O. Baumann war ein solides, fideles Haus und wir vertrugen uns vortrefflich und unsere Frauen thaten dasselbe.

Baumann wohnte vor dem Floßthor in Leipzig, nicht weit von der Insel Buen Retiro, und veranlaßte uns eine halbe Etage ganz in seiner Nähe zu nehmen; es waren nur zwei Häuser zwischen den unsrigen. Bis unsere Möbeln von Hanau ankamen halfen B.'s aus und das neue Nest wurde nach und nach eingerichtet. Bald breiteten wir uns über die ganze Etage aus, welche Maler und Tapezierer so schön als möglich schmückten, und sechs in einander gehende Zimmer, wobei zwei große vierfenstrige Eckzimmer, nebst sonstigem Zubehör, bildeten eine sehr hübsche und comfortable Wohnung, wozu auch ein Gärtchen gehörte.

Unter uns im Parterre wohnte ein kleiner frommer Glaser mit seiner Frau, einer großen, starkknochigen, lutherischen Würtembergerin, die, das Gesangbuch in der Hand, kochte und mit lauter Stimme Gott lobte, während sie ihre Suppe rührte. Sie hatte eine tiefe Bärenstimme und ihr zuzuhören war amüsant. Sie war eine strenge Mutter und erzog ihre Kinder nach der guten alten Sitte, mit Prügel und Gebet und ihr Küchengesang wurde alle Augenblicke durch dumpf heraufklingende Scheltworte, oder den Schall von Puffen — natürlich stets Kopfnüsse — unterbrochen.

„Herr, gieb mir Sanftmuth und Güte“ sang sie dann wieder und ich denke, sie hatte alle Ursache deshalb zum Herrn zu schreien. Der liebe Gott mußte viel Singen von diesen Leuten aushalten und wir mit ihm. Schon zu unanständig früher Morgenstunde hörten wir unten in ausgezeichnetem Tact Meister, Meisterin, Gesellen und Kinder zusammen singen: „Großer Gott Dich loben wir,“ und freudig ging's dann an die Arbeit. Es waren gute, brave Leute und keine Heuchler, aber hätten sie etwas stiller fromm sein können, wäre mir's lieb gewesen. Ich glaube, Meister und Meisterin nahmen das Gesangbuch mit ins Bett. Alle Kinder dieses Paares sangen denn auch noch ehe sie sprechen konnten und hatten Stimmen, durchdringend wie Dachmarder. Stundenlang konnte ein kleiner Stöpsel von einem Jungen, mit seinem scharf aufgezöpften Schwesterchen, meinem Fenster gegenüber am Floßholz stehen und nach allen möglichen Melodien, aber im Tact, das Einmaleins singen!

Meine Journale hatten einen guten Fortgang; obwohl beide einen ziemlichen Stoß erlitten, der „Jäger“ durch die Unordnung, in welche er durch den Bankerott seines ersten Verlegers gekommen war und der „Marstall“ durch den Tod des Majors von Tenneker. Dieser hatte ein hippologisches Taschenbuch bei Voigt in Weimar herausgegeben und ich wurde bald durch einen Antrag von Voigt überrascht, dasselbe fortzusetzen. Herr Voigt schrieb mir, daß er den Mitarbeitern drei Thaler für den Bogen bezahle und dem Redacteur, „damit für denselben doch auch etwas abfalle“ einen Ducaten anrechne, so daß also derselbe von dem Druckbogen das Agio, ungefähr sechs Silbergroschen hatte! Ich antwortete auf solchen schamlosen Antrag höflicher als es derselbe verdiente und erklärte mich bereit, die Redaction gegen zwei Louisd'or Honorar per Bogen übernehmen zu

wollen. Das lehnte Herr Voigt ab, indem er mit tiefem Mitleid bemerkte, daß ich noch auf schlechtem Wege und es sehr zu beklagen, daß ich so viele Louisd'or verlange, als er Thaler zu geben gewohnt sei und mir prophezeihete, daß ich von meiner Thorheit noch zurückkommen werde. Bei solchem Verfahren eines Verlegers war es denn kein Wunder, daß derselbe ungeheuer reich wurde, während Tenneker und andere, die ihn reich machten, in solchem Elend starben, daß sie nicht einmal die Kosten für ihr Begräbniß hinterließen. Ein Schriftsteller Namens Thon, der für Voigt ein Handelslexikon oder ähnliches Werk schrieb, war in gleicher Lage und erhielt gar nur zwei Thaler für sechszehn Druckseiten.

Die Arbeiten für meine Journale und Correspondenzen für das Morgenblatt und andere Zeitschriften, füllten weder meine Zeit vollständig aus, noch waren sie geeignet, meinen Namen in der literarischen Welt so bekannt zu machen, wie ich es wünschte. Geschichte war immer mein Lieblingsstudium gewesen und ich kam mit V. überein, eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges zu schreiben. Wir hatten die Angelegenheit durchgesprochen und eines Abends bis nach zwölf Uhr die Kosten hin und her berechnet; wir trennten uns, um am andern Tage die Sache zu beendigen. Als ich zu ihm in sein Geschäft kam, legte mir V. das erste Heft eines Werkes vom Professor Flathe: „Gustav Adolph und der dreißigjährige Krieg" vor, welches so eben von B. G. Teubner herausgegeben worden war. Dies war der Grund, weshalb sich mein Unternehmen zerschlug. Ich hatte nun aber einmal Lust zu einem großen historischen Werk, und da ich während meiner Studien zum dreißigjährigen Krieg mich tief in die große niederländische Revolution versenkt hatte und der Gegenstand mich mächtiger und mächtiger anzog, so beschloß ich, eine Geschichte des „niederländischen Freiheitskrieges" zu schrei-

ben. Ein selbstständiges Werk dieser Art existirte damals noch nicht, weder in Deutschland noch in einem andern Lande. Schiller hatte es bekanntlich begonnen, war aber nicht über den Anfang hinweggekommen. Freilich existirte eine Fortsetzung von Kurz, die in mancher Hinsicht recht verdienstlich ist, besonders in Rücksicht auf die Kriegsgeschichte, aber doch sehr viel zu wünschen übrig läßt, da dem Verfasser zu wenige Quellenwerke zu Gebote standen und er hauptsächlich nur dem Strada folgte. B. hatte kein Vertrauen zu dem Unternehmen und ich machte deshalb Herrn Friedrich Fleischer den Antrag.

Friedrich Fleischer wurde mir als der „gröbste Kerl" in Leipzig bezeichnet; allein ich fand ihn höflicher als seinen Ruf. Er war ein großer hagerer Mann mit einem Rock von Anno neunzehn und sah aus wie ein Ifflandscher Biedermann. Er schien in seinem ganzen Leben nicht gelacht zu haben, und hatte eine Kuh das Unglück ihm zu begegnen, so bin ich versichert, daß sie ihr ganzes Leben lang nichts als saure Milch gab. Er wurde für so weise gehalten, daß man ihn zum Stadtrath machte, wozu man in jener ernsthaften Zeit nur ernsthafte Leute wählte. In Parenthese will ich nur bemerken, daß ein ernsthaftes Wesen nicht immer auf innern Gehalt deutet, ja ich habe im Gegentheil gefunden, daß die geistreichsten und klügsten Menschen meistens heiter sind und flache Tröpfe ihre Leere sehr häufig durch ein ernsthaftes äußeres Wesen zu maskiren suchen. Wer es nicht wagen darf gelegentlich etwas närrisch zu sein, fühlt gewöhnlich im Innersten seines Herzens, daß er ein Narr ist und fürchtet, daß man ihn ausfinde. Doch wieder auf besagten Hammel oder vielmehr Fleischer zu kommen, so wage ich „in meines Nichts durchbohrendem Gefühle" kein Urtheil über den Barometerstand seiner Weisheit und erzähle nur Facta. Er war

nicht abgeneigt, mein Geschichtswerk in Verlag zu nehmen, nachdem ich ihm meinen Plan dazu vorgelegt und er von einem, von mir geschriebenem Probekapitel höchlich befriedigt worden war. Er brachte es bei dem bewilligten Honorar hoch in Anrechnung, daß es kein kleiner Gewinn sei, den Namen seiner Firma auf einem Buch von mir zu sehen. Im November 1840 schlossen wir den Contract, vorläufig für zwei Bände des Werks, welches sechs umfassen sollte.

Ich begann meine Arbeit mit großer Gewissenhaftigkeit und eben so großer Umständlichkeit. Die Einleitung, die ich schrieb, ein kurzer Abriß der Geschichte der Niederlande bis auf Philipp II., der zugleich eine geographische Beschreibung des Landes im Jahr 1560 enthielt, füllte allein einen Band, der ganz nützlich, aber nicht besonders unterhaltend zu lesen ist. Um also dem Hauptwerke nicht zu schaden, wurde dieser Band als ein besonderes Werk herausgegeben. — Herr Fleischer bestand darauf, das Werk in „Schillerformat“ zu drucken, das heißt in Duodez, was mir für ein historisches Buch durchaus unpassend schien. Als ich diese Meinung gegen den Buchhändler-Stadtrath äußerte, entgegnete er mir, „daß das sein Fach sei und er das besser verstehen müsse als ich.“ Zugleich bat mich Fleischer, die Angaben der Quellen wegzulassen, da diese Notizen bei den kurzen Duodezseiten sich schlecht ausnähmen, und ich folgte ihm darin zu meinem eigenen und Anderer Bedauern. Als ich Fleischer ersuchte, Freiexemplare zur Kritik an die Redactionen der einflußreichsten und gelesensten Journale zu schicken, gab er mir zur Antwort, „daß er den Handel der Redacteure mit Büchern nicht begünstigen wolle,“ und als ich mich beklagte, daß er gar keine Ankündigungen in die Zeitungen setzen lasse, erwiederte er: „Anzeigen kosten nur Geld und helfen nichts; das Buch ist an alle Buchhändler versendet worden und meine Firma bekannt genug.“

Unter solchen Umständen war es denn nicht zu verwundern, daß nach Vollendung der beiden ersten Bände, die durch scheußliche Porträts verunziert wurden, nur etwa ein hundert fünfzig Exemplare abgesetzt worden waren. Daran war auch zum Theil das Mißtrauen schuld, welches zu jener Zeit im Publikum gegen band- oder lieferungsweise erscheinende Werke herrschte, da gewissenlose Buchhändler mitten in derselben aufhörten und den Abnehmern ein nutzloses, unvollendetes Buch auf dem Halse ließen. Herr Fleischer fand sich also veranlaßt, mir anzukündigen, daß er das Werk nur fortsetzen könne, wenn ich auf das Honorar verzichte, dabei ziemlich unartig ausdrückend, daß der mangelhafte Inhalt nothwendig an dem geringen Absatz des Buches schuld sei. So sehr mich dieser Brief auch kränkte, so hielt ich es doch für möglich, daß Herr Fleischer Recht haben könne und indem ich das Ansinnen, ohne Honorar zu arbeiten, ablehnte, sagte ich zugleich, daß ich seine Meinung in Bezug auf den Gehalt des Werkes beklage, aber in der That geleistet habe, was meine Kräfte mir irgend gestattet hätten. Dieses Ende meines Werkes betrübte mich sehr, denn es raubte mir den Muth und flößte mir große Zweifel über meine Fähigkeiten ein, die ich nicht eben zu sehr geneigt war zu überschätzen. Ich war daher recht freudig durch den Brief des Komponisten Verhulst, eines Holländers, der sich in Leipzig aufhielt, überrascht, in welchem er mir mittheilte, daß mein Werk in das Holländische übersetzt worden sei. Bald darauf erhielt ich auch ein sehr schmeichelhaftes Schreiben des Herrn M. H. Binger in Amsterdam, begleitet von dem ersten Bande der Uebersetzung, die trefflich ausgestattet und mit meisterhaften Porträts geziert war. Mein Buch hatte in Holland große Theilnahme erregt und Herr Binger war veranlaßt worden, es übersetzen zu lassen. Obwohl belletri-

stische Werke von sehr fraglichem Werth leicht durch eine Uebersetzung in die holländische Sprache geehrt wurden, so war dies doch keineswegs der Fall mit wissenschaftlichen und besonders nicht mit historischen Werken, welche die holländische Geschichte behandeln. Die Holländer haben selbst sehr tüchtige Geschichtsschreiber und üben in diesem Zweig der Literatur eine sehr scharfe Kritik; die Uebersetzung meines Werkes war mir daher sehr werthvoll und schmeichelhaft, da sie mir den Beweis gab, daß meine Arbeit von den Kennern nicht für gehaltlos geachtet wurde wie von Herrn Fleischer.

Der holländische Verleger war sehr betreten über die Hiobspost, die ich ihm schrieb und adressirte einen Brief an Herrn Fleischer, der sehr gerechte, aber etwas derbe Vorwürfe enthielt, den ich aber nicht abzugeben beschloß — er war offen in den meinigen gelegt — da ich mich zu sehr für Herrn Fleischer schämte. Der Holländer, der ein Unterbrechen des Werkes für einen Betrug an dem Publikum ansah, kam mit mir dahin überein, daß ich unter denselben Bedingungen, die ich Fleischer bewilligt, das Werk für ihn vollenden solle. Demgemäß sandte ich stets mein Manuscript nach Amsterdam, wo es ins Holländische übersetzt wurde und vollständig in sechs anständigen Bänden erschienen ist und sich einer sehr günstigen Aufnahme und Kritik zu erfreuen hatte. Eine große Leipziger Buchhandlung war Willens, das Werk Deutsch zu drucken; allein das wurde dadurch unmöglich gemacht, daß Fleischer für das Verlagsrecht der beiden ersten Bände eine Summe verlangte, die dem neuen Verleger deshalb zu groß schien, weil er die Vorräthe Fleischers zu Maculatur machen wollte, da das „Schillerformat" durchaus abgeschmackt erschien. So kam es also, daß das Werk nur allein in holländischer Sprache vollständig erschienen ist. — Zu gleicher Zeit mit meinem Buch erschien die Fortsetzung des Schiller-

schen Abfalls der Niederlande von Duller, die aber als geschichtliches Werk ohne besondern Werth ist.

Schon im Laufe des ersten Bandes sah ich ein, daß ich meine Sprachkenntnisse vermehren und Holländisch lernen müsse, was ich that, um die in dieser Sprache geschriebenen Quellenwerke zu lesen, besonders die Werke von Pieter Bor, Corn. Hooft und Meteren. Das zu jener Zeit herauskommende Werk von Herrn Groen van Prinsterer, „Correspondance inédite de la maison Nassau Orange" leistete mir die allerwesentlichsten Dienste.

Zur Zeit als ich über die Mittel nachdachte, meine Einnahmen zu vermehren, etwa Ende 1840, hatte ich einen erzählenswerthen Traum. — Ich stand mitten in einem Teich. Auf dem Grunde desselben lagen viele Thaler und dazwischen hie und da Goldstücke. Während ich diese Goldstücke ganz vergnüglich aus dem nicht tiefen, klaren Wasser auffammelte, war ich ein wenig unzufrieden und getäuscht darüber, daß nicht mehr Louisd'or zwischen den Thalern wären. Als ich mich dem Ufer näherte zog ich unter demselben mit Widerwillen ganze Bündel Kupfergeld hervor. Was der Traum bedeutete und wie er sich buchstäblich erfüllte, werde ich in einem späteren Capitel zeigen.

Neuntes Capitel.

Leipzig vor zwanzig Jahren. — Zwei Hotels. — Das Rosenthal und der Regenmacher Kintschy. — Studenten. — Buchhändler. — Anecdote von Hamburg geborgt. — Die Wahlverwandtschaften. — Der Schriftstellerverein. — Fr. Gerstäcker. — H. Laube. — Iduna Laube. — Der Starost. — Laube's Famulus. — Der gefälligste Ehemann. — Der Schauspieler Döring. — „Noch ein bischen Sotje." — Dr. Kuranda. — Saphir. — Charlotte von Hagen. — E. Maria Oettinger. — C. Herloßsohn. — A. Glaßbrenner. — A. Weil. — Moritz Hartmann. — G. Herwegh. — Hoffmann von Fallersleben. — Dr. Wiehl. — „Deutschlands Zopf wird immer kleiner." — Carl Beck. — Jul. Kaufmann. — Dr. Halthaus. — Prof. Biedermann. — Sasse. — Der Marinerath Jordan. — G. Kühne. — R. Blum. — Dr. Wuttke. — O. Marbach. — Dr. Dietzmann. — Dr. Bernhardi. — Dr. Schiff. — J. Chownitz. — Herr Hofrath Singer und der Herzog von Gotha. — Dr. Crocus oder die Kunst ohne Geld zu leben. — Theater.

Vor zwanzig Jahren herrschten in Leipzig ein sehr angenehmer Ton und reges geistiges und geselliges Leben und Streben; jetzt, sagt man mir, sei die Stadt ledern geworden und mir hat sie ebenfalls so geschienen, als ich sie vor zwei Jahren wieder einmal besuchte.

Obwohl ich sieben Jahre in Leipzig wohnte, ja sogar dort Bürger und endlich gar Buchhändler wurde, so betrachtete ich mich doch niemals in dieser Stadt zu Hause; ich kam mir immer wie ein Meßfremder vor. In Bezug auf Sachsen ging es mir noch schlimmer, denn so lange ich in Leipzig lebte, ist es mir auch nicht eine Minute eingefallen, daß man mich für einen Sachsen halten könne, das heißt, ich meine für einen Unterthan des in Dresden residirenden Königs,

den ich in meinem Leben nicht gesehen hatte und der mir eben so fremd war, wie der Kaiser von China.

Von den politischen Verhältnissen Sachsens wußte ich weit weniger, als von denen irgend eines anderen Landes in Deutschland, weil sie aufgehört hatten, mich zu interessiren, als ich einsah, daß die Uebel, an denen das kleine unnatürliche Königreich krankte, durch lokale Mittel incurabel waren, aber von selbst verschwinden mußten, wenn der übrige deutsche Körper genas. Die Leipziger selbst, obwohl Vollblutsachsen in ethnographischer Hinsicht, dachten ebenfalls nicht übermäßig viel an ihr politisches königliches Sachsenthum; ihre Hauptinteressen lagen jenseits der Grenzen ihres kleinen Königreichs; da sie überall hätten Abgaben bezahlen müssen, so war es ihnen ziemlich gleichgültig, wohin sie dieselben bezahlten. Zwischen den Einwohnern Leipzigs und denen Dresdens herrschte eine unendlich große Verschiedenheit und selbst die Regierung äußerte sich beiden Städten gegenüber verschieden. In keiner Stadt Deutschlands war man größeren Polizeiplackereien ausgesetzt, als in Dresden, während die Polizei in Leipzig sich weniger unangenehm machte, als in irgend einer anderen deutschen Stadt. Die Regierung wußte sehr wohl, daß Leipzig in Bezug auf die Revenüen, welche es brachte, mehr werth sei, als das ganze übrige Sachsen, und daß ein großer Theil dieser Einnahme von den zahllosen Fremden abhing, die man also anzuziehen, anstatt abzuschrecken trachten mußte.

Die Messen machten Leipzig zum Mittelpunkt des deutschen Handels, ein Vorzug, der von anderen Städten genug beneidet wurde, deren Lage sie weit geeigneter zu solcher Stellung machte. Alles das mußte die Regierung aus Geldrücksichten in Betracht ziehen und durch die Finger sehen. Aehnliche Rücksichten walteten in Bezug auf Universität und

Buchhandel, die beide einen gewissen Grad von Freiheit zu ihrer Existenz durchaus nöthig hatten. In Nachbarländern hatte man dergleichen Rücksichten nicht, ja in einem derselben verweigerte man die Concession zur Anlage einer Druckerei, weil der Hof nicht gedruckt sein wollte. Diese, obwohl, wie wir sehen werden, sehr zahme und bescheidene Freiheit lockte eine Menge Leute nach Leipzig, welche die Regierung gern entfernt haben würde, wenn das ohne Verletzung wichtiger Interessen hätte geschehen können, und dann hatten die ausgewiesenen Schriftsteller auch gar kein Schamgefühl, sondern machten gewöhnlich einen solchen Mordspektakel, daß bei solcher Gelegenheit noch andere Motten im Regierungsactenschrank aufgestäubt wurden, die man gern in Ruhe gelassen haben würde. Die sächsische Regierung hatte für sich selbst indessen am wenigsten zu fürchten, denn entweder hielten es die meisten Schriftsteller, die nach Leipzig kamen, für nutzlos oder nicht der Mühe werth, sie anzugreifen, oder verfuhren nach dem Princip des Fuchses, welcher in der Nähe seines Baues nicht raubt; aber desto mehr hatte die sächsische Regierung sich gegen die Ansinnen fremder Regierungen zu wehren, die jede, ihnen durch einen in Leipzig wohnenden Schriftsteller oder durch ein in Leipzig erschienenes Blatt oder Buch zugefügte oft imaginäre Beleidigung auf das Nachdrücklichste bestraft wissen wollte. Spione von Wien, Berlin und anderen Orten waren fortwährend in Leipzig, um aufzuspüren, ob nicht irgend ein mißliebiges Werk unter der Presse sei und dessen Erscheinen zu verhindern.

Für einen großen Theil des Jahres gehörte Leipzig nicht den Leipzigern, sondern den Fremden, welche die drei Messen besuchten — von der Wollmesse gar nicht zu reden — und deren Zahl sich seit Erbauung der Eisenbahnen bis in das Ungeheuerliche vermehrte. Dann waren in der

Nacht die Häuser bis unter das Dach mit Schlafenden gefüllt und ein Jeder, der in der inneren Stadt eine Wohnung gemiethet hatte, mußte während der Messen einige Zimmer hergeben, wenn er es nicht vorzog, dem Wirth eine ganz fabelhafte Miethe zu bezahlen. Diese Fremden waren natürlich meistens Kaufleute aus aller Herren Länder, welche die Leipziger Messe als ihre Jubelzeit betrachteten, in welcher sie von der Controlle ihrer Weiber und Nachbarn befreit und sehr geneigt waren, über die Stränge zu schlagen und sich von den mancherlei ihnen in den Weg gelegten Versuchungen verführen zu lassen. Losgelassene Philister sind aber selten angenehme Hausgenossen, da sie ihr Freudenwild laut jagen, oder zu Deutsch: einen Heidenlärm machen müssen, wenn sie vergnügt sein wollen. Ich war daher sehr froh, daß ich eine Wohnung vor dem Thore und nicht in der „Meßlage" hatte; wenn ich Lust darnach fühlte, „mich in die Welt zu wagen," brauchte ich nur eine Viertelstunde zu gehen und war mitten im Tempel des Jupiter Mammon. Da ich aber in die Mysterien des Brühl und der Tuchhalle nicht eingeweiht bin und mir die Mühe sparen will, aus irgend einem gewiß irgend wo existirenden Buch abzuschreiben, welches jedem Leser ebenso zugänglich ist, als mir, so verzichte ich auf die Wonne, gelehrt über einen Gegenstand zu reden, von dem ich nichts verstehe und steuere nach Aeckerlein's oder Auerbach's Keller, oder beobachte das Treiben im Hotel de Bavière und im Hotel de Pologne.

Bemerkungen über Hotels gehören nach meiner Meinung zu den allernützlichsten in einem Buche, da sie einerseits praktischen Nutzen haben und andererseits den Geist befriedigen, wenigstens Derer, die schon in dem Hotel gewesen sind. Waren sie dort zufrieden, so trinken sie den guten Wein nochmals, denken, wenn es die Frau nicht sieht, an das

hübsche, gefällige Stubenmädchen und loben den Verfasser als einen gerechten Menschen, der sich auf Wein, Stubenmädchen u. s. w. versteht und besonders weil er ebenderselben Meinung ist, als sie selbst; was man ja hauptsächlich an einem Schriftsteller bewundert. Macht man aber einen Gastwirth herunter, in dessen Hotel man bis in die tiefsten Tiefen des Herzens, Magens und Geldbeutels gekränkt wurde, dann fühlt der Leser, dem dasselbe begegnete, die Gerechtigkeit noch weit stärker, denn Rache ist süß, und ich habe gefunden, daß kein Ingrimm dem gleich kommt, welcher sich in dem Herzen eines Reisenden gegen einen Gastwirth concentrirt, in dessen Haus er schlecht bedient und geprellt wurde. Welche allgemeine Genugthuung erregt es nicht, wenn das Schicksal verfügt, daß ein Bädecker oder ein Reisender von Murray, oder ein anderer Spion des Comforts, unerkannt in solchen Gasthof geräth. Ich wusch einst einem solchen Gastwirth, der mir eine Vergnügungsreise verdarb, den Kopf mit einer Lauge, die eben so scharf war, wie sein Wein, und wenn ich auch als „Gastwirthslästerer“ von dem Leipziger Gericht zu vierzehn Tage Gefängniß verurtheilt wurde, die man indessen in Silbergroschen zu wechseln erlaubte, so hatte ich doch die Genugthuung, daß mir der zahlreiche Chor der Geprellten zujauchzte und mein Artikel Gras auf der Schwelle des „Ankers“ hervorbrachte.

Wer kennt nicht Wilhelm Redslob, den Wirth des Hotel de Bavière in Leipzig? — Einen besseren, gefälligeren Wirth gab es nicht und ihn zu sehen und sein Walten zu beobachten, war schon das Geld werth, welches man ihm bezahlte. Er war ein kleiner Mann mit einem runden Kopf, der einer Kehreule glich, der beständig einen Frack trug und ein freundliches Lächeln auf den Lippen hatte, wenn er nicht gerade leichtsinnigen Kellnern imponiren wollte. Welchem

Meßfahrer jener Zeit ist das Dioskuren-Paar Großberger und Kühl im Hotel de Pologne nicht freundlich im Gedächtniß? Tausende speißten zur Meßzeit täglich in jedem dieser Gasthöfe und Jeder fühlte sich befriedigt. Diese beiden Hotels waren die Brennpunkte des Leipziger Meßlebens und scheinen es noch zu sein, denn als ich vor Kurzem in Leipzig war, konnte ich in keinem von beiden ein Plätzchen finden.

Die Schaubuden breiteten sich damals auf dem Roßmarkt aus und den ganzen Tag über hörte man von dort her das Bummen der großen Trommel und die charakteristische Stimme der Schaumänner. Es war ein tolles, lustiges Treiben während der Messe in Leipzig, wie man es nirgends anders in Deutschland sehen konnte. Zur gewöhnlichen Zeit war es in der Stadt freilich viel stiller, aber es war niemals todt und die Straßen Dresdens erscheinen dagegen, wie die eines Kirchhofes. Was Leipzig besonders ziert und angenehm macht, sind die Promenaden, welche die Stadt umgeben und sich in dieselbe hineinziehen; die Nähe des Rosenthals und fernerer, obwohl auch noch immer naher Vergnügungsorte, wie Gohlis, die beiden Kuchengärten, Stötteritz, Konnewitz, Schleusig, Lindenau und anderer.

Im Rosenthal, einer Parkanlage, in der aber auch nicht eine einzige Rose zu finden, war Herr Kintschy, der Besitzer des Schweizerhäuschens, König des Vergnügens. Seine Concerte waren berühmt und viel besucht, obwohl wegen ihrer nassen Unterbrechungen berüchtigt. Kintschy mußte es offenbar auf irgend eine Weise mit Jupiter pluvius verdorben haben, denn er stand bei demselben in notorischer Ungnade. War Dürre im Land, so bedurfte es keiner Regenprocessionen, um diesem trockenen Zustande ein Ende zu machen. Kintschy brauchte nur ein Concert anzukündigen und die Schleusen des Himmels öffneten sich. Es war

daher nicht zu verwundern, daß er mit demselben in Feindschaft lebte und nicht in die Höhe sehen konnte, ohne ein ingrimmiges Gesicht zu schneiden. War der Himmel blau, dann ärgerte er sich, daß er kein Concert gab, und gab er ein Concert, so ärgerte er sich, daß der Himmel nicht blau war. Einst, erzählte man sich in Leipzig, hatte es Kintschy abermals gewagt, ein Concert anzukündigen, denn der Barometer stand hoch und es war gar keine Aussicht auf Regen. Kintschy machte also große Vorbereitungen und Torten in Masse. Als er aber eine Stunde vor Anfang des Concerts mit einer Schüssel voll frischgebackener Kuchen über den freien mit Bänken besetzten Platz vor seinem Schweizerhäuschen ging, blieb er wie versteinert stehen, denn ein Tropfen fiel auf seine Nase. Entsetzt sah er auf und richtig, all sein Beten hatte nichts geholfen, über ihm stand ein gemüthlicher Landregen. Verzweiflung faßte den unglücklichsten aller Schweizerbäcker und vorwurfsvoll und wüthend gen Himmel sehend, schnellte er die Schüssel mit den Kuchen in die Luft und brüllte: „Da! — friß selbst!“ —

Ich war in Bezug auf Gesellschaften zu sehr verwöhnt worden, als daß ich mich in denjenigen, wie sie in Handelsstädten zu finden sind, hätte wohl fühlen sollen. In der wirklich vornehmen Gesellschaft bewegt man sich durchaus ungenirt und leicht, aber nach gewissen Regeln, die sich nicht erlernen lassen, sondern die gewissermaßen von Innen heraus entstehen und so zur Natur geworden sein müssen, daß man sie ebenso, gleichsam unbewußt, befolgt, wie ein Virtuos die Noten vom Blatte spielt. Wer diesen Regeln nachzuahmen trachtet, wird vielleicht lernen, sich in solchen Kreisen ohne Anstoß zu benehmen, aber es wird lange dauern, ehe er sich darin wohlfühlt. Das ceremoniöse, stattliche Wesen, welches bei manchen feierlichen Gelegenheiten in solchen Gesellschaften angenommen

wird, ist nur eine Ausnahme; aber gerade auf diese Ausnahme piquiren sich diejenigen Leute, welche der vornehmen Gesellschaft nachahmen wollen, und das macht sie so langweilig, unerquicklich und oft lächerlich. Am Rhein haben sich die Mittelklasse und selbst die Finanzaristocratie von dieser Narrheit so ziemlich emancipirt; die Leute wagen es dort auf ihre Art heiter zu sein und jeder verständige Mensch, selbst aus der höchsten Gesellschaft, wird sich in solchen Kreisen wohl fühlen, wenn er auch hin und wieder auf eine Form stößt, die in seinen Cirkeln nicht gebräuchlich ist. In Städten und Ländern, wo man Gelegenheit hat, schnell reich zu werden, wozu nicht immer Verstand oder Bildung erforderlich, sind die Gesellschaften besonders unangenehm, lächerlich und unerquicklich; denn dort rücken, kraft ihres Reichthums, oft Leute in die höhere Klasse, die kaum Bildung genug haben, in einer Bedientenstube mit Anstand zu figuriren und deren Aufgeblasenheit und Gelddünkel sie besonders unangenehm für jeden Mann von Geschmack macht. Die Frauen solcher Leute sind vorzüglich unausstehlich und ich vermeide Gesellschaften auf das Sorgfältigste, wo Kurz Augsburg oder Mark Banko dominiren.

Der wohlhabende Mittelstand in Leipzig war frei von der Narrheit des Vornehmthuns und machte es nicht zum Gegenstand seines Ehrgeizes, sich durch langweilige, steife Gesellschaft zu ruiniren, um nur vornehm zu erscheinen, wie das in England durchweg Sitte ist. Diese Leute aus dem Mittelstand in Leipzig waren ein heiteres, gutmüthiges Volk, welches mit Weib und Kind die öffentlichen Gärten besuchte und Abends, nach vollbrachter Arbeit, gern ein paar Stunden in der Kneipe zubrachte. Große, prachtvoll geschmückte Säle machten dort kein Glück; den meisten Zulauf hatten kleine, oft sehr schmutzige Lokale, wenn nur das Bier gut

war und es an Schweinsknöchelchen, Wiener Würstchen mit Meerrettig, Sauerkraut mit Leberklößen, Käsekuchen und andere dergleichen Leipziger Delicatessen nicht fehlte. Zu jener Zeit war ein Bierlokal, bei Noak in der Hainstraße, besonders berühmt und wurde von allen neugierigen Reisenden und Literaturfreunden besucht; denn hier versammelten sich gewöhnlich zwischen elf und ein Uhr Vormittags die literarischen Tagesberühmtheiten, deren Namen in jedem Meßkatalog zu finden waren, ihr „Töpfchen" Baierisch, Saliser, Lütschener oder Waldschlößchen zu trinken. Es war da nur ein mäßig großes, sehr schmutziges Zimmer, dessen obere Hälfte oft dermaßen mit Tabacksdampf gefüllt war, daß man nicht durch die dichte Wolke hindurchsehen konnte, kurz, es herrschte dort die ächte Leipziger Favorit-Atmosphäre und auftauchende Nebenbuhler hatten viel Mühe und Beharrlichkeit nöthig, ehe sie auf Stammgäste rechnen konnten.

Der Student machte sich nicht sehr bemerkbar in Leipzig, weder durch Extravaganz noch in Kleidung oder Benehmen; nur selten hörte man von Studentenstreiche. Eine zeitlang grassirte der „Gänsemarsch." Begegneten drei oder vier Studenten irgend einer mißliebigen Person, so folgten sie derselben, einer hinter dem anderen gehend, nach. Wer dieser Procession begegnete, schloß sich an, so daß der Gefoppte manchmal ein sehr zahlreiches Gefolge hatte, über dessen Betragen er sich eigentlich nicht beschweren konnte, da Niemand ihn mit Worten, oder sonst beleidigte. Die Polizei mischte sich aber doch endlich hinein und machte dem Unfug ein Ende.

Was die Stellung der Schriftsteller in Leipzig anbetrifft, so kann ich eben nicht sagen, daß sie im Allgemeinen dort in großer Achtung standen, noch daß sie dieselbe verdienten. Leipzig war damals noch mehr als jetzt der Mittel-

punkt des deutschen Buchhandels, wohin alle Buchhändler des Landes zur Messe ihre Abgeordneten zur Abrechnung schickten und wo jeder deutsche Verleger seinen Commissionär unter den angesessenen Buchhändlern hatte, deren es über dreihundert in Leipzig gab. Diese Commissionen warfen einen bestimmten Gewinn ab, ohne daß sie sehr viel Mühe oder irgend ein Risico verursachten; aus diesem Grunde strebten die größten und solidesten Buchhändler darnach, recht viele Committenten zu haben und manche hatten die Commission von hundert Buchhandlungen und mehr. Ein Leipziger Verleger war sein eigener Commissionär und daher gab es sehr viele in dieser Stadt, was Schriftsteller aus ganz Deutschland anlockte.

Wer sich einbildet, originelle Gedanken oder eine fruchtbare Phantasie zu haben und es versteht, die Productionen seines Geistes in verständlicher Weise schriftlich darzustellen, der hält sich natürlich für einen Schriftsteller, und es ist begreiflich, daß es deren in unendlicher Anzahl giebt. Was mich zunächst veranlaßte, Schriftsteller zu werden, veranlaßt auch andere zu dem Schritt; Viele fühlen sich berufen, aber nur Wenige sind auserwählt! Manches große Talent geht zu Grunde, weil ihm das nützliche Talent abgeht, seine Fähigkeiten geltend zu machen, während mittelmäßigere, aber praktische Schriftsteller weit bessere Chancen auf Erfolg haben. Es gehört schon Talent dazu, das Talent zu erkennen, und oft hängt es von einem bloßen Zufall ab, ob die Blüthe eines Dichters sich entfaltet, oder schon in der Knospe durch Verkennung geknickt wird. Anastasius Grün schickte seine ersten Gedichte — Schutt, oder die Spaziergänge eines Wiener Poeten — an Campe nach Hamburg. Nun sind allerdings unter tausend Gedichten, die gemacht werden, selten zwei, die etwas taugen, und es ist erklärlich und be-

greiflich, wenn „praktische“ Buchhändler ein Vorurtheil dagegen haben. Campe blätterte in dem Manuscript, zuckte die Achseln und legte es bei Seite; allein nach einiger Zeit daran gemahnt, bat er einen literarischen Freund, doch einmal zu sehen, was an dem Zeug sei. Es war spät Abends, der Doctor las die Gedichte sogleich, und als er fertig war, lief er in die Schauenburger Straße; es war zwei Uhr Nachts, ganz Hamburg schnarchte und Campe ebenfalls; sein Haus war natürlich verschlossen, aber der Doctor hatte eine wichtige Mittheilung zu machen und brüllte aus Leibeskräften vor dem Hause: „Campe! Campe!“ — Der Alte meinte Anfangs, es sei sein Gewissen, welches schreie; da er jedoch nicht abergläubisch war, so schüttelte er diese höchst unwahrscheinliche Idee unwillig ab und ermunterte sich. „Campe! Campe!“ brüllte es von der Straße herauf. Mit der baumwollenen weißen Nachtmütze auf dem Kopf eilte der Gerufene bestürzt an's Fenster: „„Was ist los? Brennt's?““ — „Campe, Campe!“ — „„Nun in Kuckuck's Namen, was ist denn los?““ — „Gott, Gott, Campe, was bist Du für ein Esel!“ — „„Was!?““ — „Nein, solch ein Rindvieh, solch ein Büffel!“ — „„Aber warum denn?““ — „Warum! Das alte Kameel fragt noch! Nun, weil Du die Gedichte nicht schon vor einem halben Jahr gedruckt hast.“ —

Ein Freund von mir hatte von einem Verleger stets alle Manuscripte, die er ihm überschickte, zurück erhalten; endlich bewog er den Buchhändler, daß er sich zwei Kapitel seines neuen Romans vorlesen ließ und derselbe harrte mit musterhafter Geduld aus. Als mein Freund geendet hatte, sagte der Verleger mit wirklichem Bedauern: „Da Sie mein Urtheil durchaus und aufrichtig hören wollen, so muß ich Ihnen sagen, daß ich selten etwas Langweiligeres gehört habe, — nehmen Sie mir das nicht übel, — allein wen in des Him-

mels Namen soll all' das Zeug unterhalten, oder interessiren?" — Lachend stand mein Freund auf und sagte: „Das müssen Sie Göthe fragen, denn die beiden Kapitel, die ich Ihnen vorlas, sind aus seinen Wahlverwandtschaften und ich wollte nur sehen, ob dem Zurückschicken meiner Manuscripte Mangel an Talent oder Mangel an Urtheil zum Grunde läge." — Nun muß ich freilich gestehen, ich bin auch der Meinung, daß Göthe für die „Wahlverwandtschaften" jetzt keinen Verleger finden würde, und wenn er dieselben als unbekannter Schultze Cotta selbst präsentirte. —

In Leipzig gab es Schriftsteller von allen Sorten und Nüancen; reich war aber durch seine Schriftstellerei kein einziger, obwohl arm gar mancher. Es war dies nicht allein die Schuld solcher Verleger, welche den Druckbogen Original mit zwei, drei Thalern und Uebersetzung mit einem Thaler vier Groschen bezahlten; sondern mehr noch des armseligen, gesetzlosen weil willkürlichen Zustandes, unter welchem die Presse seufzte, und der zahllosen Gewaltthätigkeiten und Plackereien, welchen Schriftsteller und Verleger stets unterworfen waren. Selbst wenn sie sich auf das strengste an die Gesetze hielten und nichts druckten, als was die Censur passirte, also von der Regierung als erlaubt gestempelt war, so waren sie doch noch keineswegs sicher, daß ihr Buch oder Journal nicht verboten oder confiscirt wurde, wodurch oft bedeutende Kapitalien verloren gingen. Auch war der Absatz in der That nicht so groß, als man es bei der Menge der Einwohner Deutschlands und ihrer Bildung hätte erwarten können, und von diesem Absatz hängt natürlich stets auch der Gewinn des Schriftstellers ab. Wer aber mag immer Bücher oder Zeitungen lesen, von deren Inhalt man voraus weiß, daß sie mit „hochobrigkeitlicher" Erlaubniß gedruckt

sind, besonders wenn man den Geist dieser Regierungen als despotisch kennt. —

Am besten standen sich diejenigen Schriftsteller, welche entweder eine Anstellung bei der Universität, oder die Redaction eines Journals hatten, welches ihnen wenigstens eine vor Mangel schützende feste Einnahme sicherte und endlich einige, die praktisch genug waren, sich von reichen Frauen heirathen zu lassen, wovon wir einige Beispiele hatten. Wer sich von dem Ertrag von Originalwerken, Uebersetzen oder Beiträgen zu Journalen allein ernähren mußte, dem geschah es oft, daß er am Hungertuche nagte, besonders wenn er kein Bier vertragen konnte und es für nöthig hielt, seinen Genius mit Bordeaux zu tränken.

Als ich nach Leipzig kam, war, wie gesagt, die Elite der belletristischen Schriftsteller bei Noak zu finden; allein es machte sich bald das Bedürfniß eines andern Vereinigungspunktes fühlbar. Vierzehn von uns traten zusammen und stifteten den Literaten-Verein, der alle Schriftsteller Deutschlands verbinden sollte. Der Zweck dieses Vereins war ein sehr löblicher. Er sollte erstlich dazu dienen, die Schriftsteller mit einander bekannt zu machen und außerdem sollten in ihm die Rechte und Verhältnisse der Schriftsteller dem Publikum, den Verlegern und der Regierung gegenüber berathen und allerlei Streitigkeiten entschieden werden; ferner sollten durch ihn die Mittel gefunden werden, nothleidende Schriftsteller zu unterstützen. Die Idee fand Anklang bei den Schriftstellern aller Fächer, allein wenig Beifall bei der Regierung, die den Verein so vieler gescheuter Leute mit großer Besorgniß bewachte. Der Verein versammelte sich wöchentlich ein Mal; es wurde ein Präsident gewählt und die Verhandlungen fanden in parlamentarischer Weise, obwohl ohne viel Förmlichkeiten, statt. Manche wichtige Fra-

gen wurden abgehandelt und manche Petitionen an die Regierung geschickt und es ist nicht zu läugnen, daß der Verein im Ganzen eine segensreiche Wirkung auf die Fortentwickelung der Preßverhältnisse ausübte. Freilich entstanden bald Spaltungen und es kam oft zu stürmischen Debatten, die manchmal bittere Feindschaften veranlaßten. Die Publicisten und Belletristen, wie überhaupt die Verfechter der Fortschrittspartei bekamen im Verein die Oberhand; es wurden oft Ideen ausgesprochen, welche die von der Regierung abhängigen Mitglieder erschreckten und veranlaßten, den Besuch des Vereins aufzugeben, wenn sie auch nicht grade aus demselben austraten.

Obwohl ich mit allen Mitgliedern des Vereins bekannt war, so stand ich doch nur mit einer verhältnißmäßig kleinen Zahl in näherem Verkehr, mit welchen mich entweder Neigung, oder zufällige Umstände mehr zusammen brachten. Mein nächster Nachbar unter ihnen war Friedrich Gerstäcker, der etwa hundertfünfzig Schritt von mir in Schimmels Gut wohnte, zu welchem die Insel Buen Retiro gehörte. Er hatte in einem Parterrezimmer seine Hängematte aufgehängt und ebenfalls sein ledernes amerikanisches Jagdhemd nebst ebensolchen Hosen, Moccassins und Bärenmesser. Er hatte damals noch nichts geschrieben, als zwei kleine Bändchen, die bei Arnold in Dresden erschienen waren, und fühlte sich natürlich geschmeichelt, als ich das Publikum mit ihm durch sein Portrait bekannt machte, welches einem meiner Jagdtaschenbücher als Titelstahlstich dient. Es stellt Gerstäcker in ganzer Figur in seinem Jagdanzug vor, neben ihm liegt ein erlegter Hirsch. Der Stich war von einem Oelgemälde kopirt, welches ein Sohn des berühmten Componisten Weber gemalt hatte. Gerstäcker war, wie er in seinen Schriften erscheint, und da sein Portrait oft genug herausgegeben ist,

so brauche ich ihn nicht zu beschreiben und kann mich damit begnügen zu sagen, daß wir bald Freunde wurden und häufig beisammen waren. Er war meiner Frau und mir ein stets willkommener Gast; denn abgesehen davon, daß er ein durchaus tüchtiger, braver Mensch ist, hat er auch viel Humor und ist voller Geschichten und Anecdoten aus seinem Wanderleben in den Urwäldern Amerika's, was ihn zu einem sehr unterhaltenden Gesellschafter macht. Dabei ist er gradaus und ohne Complimente, aber nichts weniger als lärmend oder täppisch, sondern angenehm in seinem Benehmen. Wir gingen oft zusammen auf die Jagd, oder trafen uns auf der Insel, wo er seine Geschicklichkeit im Rudern zeigte. Sein einziger Fehler war, daß er weder rauchte noch Wein trank.

Ebenfalls in meiner Nähe wohnte Heinrich Laube. Als ein Mitglied des jungen Deutschlands, wozu Heine, Laube, G. Kühne und Wienbarg gezählt wurden, war er mir schon früher, namentlich durch seine Reisenovellen bekannt und ich natürlich begierig, ihn persönlich kennen zu lernen. Er hatte eine junge Wittwe geheirathet, die ihm außer einem kleinen Sohn auch ein hübsches Vermögen mitbrachte. Die Verbindung war in jeder Beziehung eine glückliche. Laube war mittler Größe, war hübsch gewachsen und sein Gesicht erschien mir sehr angenehm, obwohl er oft als häßlich ausgeschrieen und caricirt wurde. Es ist wahr, seine Nase hätte etwas größer sein können, aber er hatte eine schöne Stirn, sehr angenehmen Mund und treuherzige, kluge, blaue Augen. Sein dunkles Haar trug er kurz geschnitten und ließ den Bart ganz wachsen, was ihm in Verbindung mit seiner etwas gelblichen Farbe einen kräftigen, männlichen Ausdruck gab. Manchen mißfiel sein kurzes, bestimmtes Wesen, mir gefiel es. Wir vertrugen uns sehr wohl und ich erinnere

mich nicht eines einzigen Disputes mit ihm, obwohl wir fortwährend uns gegenseitig besuchten und ich während der Jagdzeit fast alle Woche ein- oder zweimal den Tag mit ihm auf der Jagd zubrachte. — Er fühlte sich in den gewöhnlichen bürgerlichen Gesellschaftskreisen nicht befriedigt und wurde allmählig von der aristokratischen Atmosphäre berückt, in welche er durch die Bekanntschaft mit dem Fürsten Pückler — dem berühmten Verstorbenen — gerieth. Diese Bekanntschaft hatte einen sehr entscheidenden Einfluß auf Laube und ich merkte es wohl, wie sich, je länger dieselbe dauerte, seine Ansichten immer mehr und mehr auf die Seite des alten Deutschlands neigten. Robert Blum war ihm gradezu ein Gräuel; er betrachtete ihn als die Personification des widerwärtigsten Jacobinismus.

Iduna Laube war die Tochter des Appellationsrathes Buddeus und früher an einen Doctor Hänel verheirathet, der in Folge eines Steinwurfes, den er bei einem Tumult erhielt, das Leben verlor. Ihr Gesicht war nicht regelmäßig schön, aber höchst angenehm und beim Lächeln mit Grübchen auf den Wangen geziert. Sie war graciös und comme il faut in allen ihren Bewegungen, immer heiter und freundlich und hatte für Jeden ein verbindliches Wort. Dabei war sie verständig und gebildet, nahm Theil an den Unterhaltungen der Männer und wußte sich sehr angenehm auszudrücken. Ihr Betragen war einfach und natürlich, mit einem kleinen Anflug von Coquetterie, der ihr allerliebst stand, und den ihr selbst die Frauen verziehen, welche sie nicht weniger bewunderten als wir Männer. Mit diesen Vorzügen verband sie noch die, eine gute Mutter, — sie hatte damals einen Sohn von Laube — verständige Hausfrau und sehr liebenswürdige Wirthin zu sein. Auch war sie — bald hätt' ichs vergessen! eine ganz gute Jägerin, und wenn sie gele-

gentlich mit uns auf die Jagd ging, schoß sie ihren Hasen eben so gut wie ihr Mann.

Laube's gaben oftmals Gesellschaften, die sehr angenehm, und wo stets durchreisende Schriftsteller oder Künstler zu finden waren. Als er Dramatiker wurde, lud er nach Vollendung jedes Stücks eine auserlesene Gesellschaft ein, der er dasselbe aus dem Manuscript vorlas. Ich hörte von ihm: Der Hauptmann von der Nachtwache, Monaldeschi, die Bernsteinhexe — die bei uns keinen Beifall fand. — Roccocco, Struensee und die Karlsschüler.

Unter den nicht literarischen Besuchern Laube's war ein alter Freund, den er unter dem Namen „der Starost" in seinen Reisenovellen aufgeführt und verewigt hat. Der Starost war vor dreißig Jahren mit langem Kaftan, langen Judenlocken und dem Sack über der Schulter von Brody nach Leipzig gekommen und seitdem in dieser Stadt geblieben. Hier erwarb er sich durch Fleiß und Betriebsamkeit ein hübsches Vermögen, das jährlich zunahm, und da er hauptsächlich nur während der Messen zu thun hatte, so ließ ihm sein Geschäft Zeit, an seine wissenschaftliche Ausbildung zu denken, wozu er den Trieb in sich fühlte. Er ließ sich als Student immatriculiren, besuchte die Vorlesungen, studirte zu Hause, las unendlich viel, lernte Französisch u. s. w. und erwarb auf diese Weise, wenn auch keine große Gelehrsamkeit, so doch Bildung genug, um an den Erzeugnissen der Literatur Freude und Genuß zu finden. Dabei hatte er die Neigung, den eleganten Lebemann zu spielen, und der Starost, der ein hartnäckiger Junggesell blieb, war seiner Zeit ein Don Juan. Als ich ihn kennen lernte, war an seiner Galanterie mehr Geschrei, als Wolle; sein Scheitel fing an kahl, und sein Bauch dick zu werden; aber er spielte noch immer gern den Galanten, und die Damen konnten mit

ihm machen, was sie wollten, ohne daß er verdrossen wurde. Lernte man ihn näher kennen, so fand man in ihm einen sehr braven Mann, der das Herz auf der rechten Stelle hatte, obwohl es ein sehr furchtsames Judenherz war. Er war sehr erkenntlich für kleine Freundlichkeiten und galt es, einem Freund einen ernstlichen Dienst zu leisten, so half er nicht nur mit Rath, sondern auch mit der That. Er war in Leipzig eine bekannte Stadtfigur und außer der Messe in der Gesellschaft der Literaten, während der Messe aber auf dem Brühl zu finden.

Ein entsetzlicher Schrecken fuhr dem Starosten in die Beine und machte ihn um zehn Jahre älter. Er hatte nämlich sein Geld zum Theil in einer Druckerei angelegt, in welcher eine, der österreichischen Regierung mißliebige, Schrift gedruckt wurde. Obwohl der Starost daran so unschuldig war, wie ein neugebornes Kind, so fand sich doch die österreichische Regierung veranlaßt, sich an ihn zu halten, da sie dem Leipziger Buchhändler und Drucker nicht zu Leibe konnte. Der Starost erhielt also eines Tages die Mittheilung von Seiten der österreichischen Regierung, daß seine Anwesenheit in seiner Heimathsstadt Brody dringend gewünscht werde, daß die k. k. österr. Regierung einen so ausgezeichneten Unterthan nicht länger entbehren wolle. Der Starost sah sich schon auf dem Spielberg und beunruhigte sich wirklich so sehr, daß er ganz elend wurde. Endlich nach vieler Angst und Mühe nahm ein kleiner Nachbarstaat ihn unter seinen Schutz, und er zog von Leipzig weg, wohin er nur während der Messen zurückkehrte.

Laube's Famulus — böse Zungen nannten ihn seinen Kalinsky — war Dr. * * *, der Redacteur einer wenig verbreiteten belletristischen Zeitschrift. Er war damals ein großer, hübscher, blonder Mann mit einer Hinneigung zum

Fettwerden und das Novellenschreiben wurde ihm herzlich sauer. Er zog eine gut besetzte Tafel bei Weitem seinem Schreibtische vor, und ich mochte ihn auch lieber an ersterem; nicht nur deshalb, weil es eine Freude war, ihn genießen zu sehen, sondern auch, weil er ein vorzüglicherer Tischgesellschafter, als Schriftsteller war. Sein Erzählertalent war unübertrefflich und selbst wenn er eine alte Geschichte wiederholte, hörte ich sie immer gern. Er erreichte diese Wirkung nicht durch Buffonerie, sondern mehr durch eine ruhige Drolligkeit, die er indessen niemals auf dem Papier festhalten konnte. Die Leute in Leipzig mochten ihn nicht besonders und sprachen geringschätzig von ihm, obwohl ich eigentlich keinen Grund dafür sah; ich vertrug mich stets sehr gut mit ihm, und wir waren, was man so in der Gesellschaft gemeinhin gute Freunde nennt.

Frau Dr. *** war ein zartes, hübsches, blondes Weibchen, welches so unschuldig aussah, wie es einem Pfarrerstöchterchen zukam. Da ihr Mann sich aber mehr aus einer guten Schüssel oder einem guten Glas Wein, als aus den Weibern machte, und ein gerade noch dreimal so mäßiger Ehemann war als der Vater von Tristram Shandy, — so sagte die böse Welt, daß die kleine Frau sich auf andere Weise für diese Entbehrungen entschädige. Dr. *** war ein Philosoph in dieser Hinsicht und gar nicht begierig, streng gegen seine Frau zu sein; allein es giebt immer hochmoralische Klatschgevattern, welche solche Duldungsphilosophie weder am Manne, noch an der Frau leiden können und den Leuten das Taschentuch von den Augen reißen, selbst wenn sie es absichtlich vor das Gesicht halten. Solche moralische Taschentuchreißer fanden sich denn auch in diesem Fall, und der arme *** wurde endlich gezwungen, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Da er aber auf dieselbe nicht im

Geringsten böse und überhaupt ein gutmüthiger Mensch, außerdem das sächsische Gesetz in Bezug auf criminal conversation ganz außerordentlich streng war, so bequemte er sich zu einem Arrangement, welches seinem Herzen wirklich alle Ehre machte. Er verließ seine Frau, und diese klagte auf Scheidung wegen böslicher Verlassung. Die Scheidung wurde bewilligt und der Doctor zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt, die er auch geduldig absaß. Hätte er geklagt und seiner Frau criminal conversation bewiesen, so würde sie außerordentlich hart bestraft worden sein. Der Marschall von Sachsen wurde noch wegen Ehebruch zum Tode verurtheilt und fand einst bei Tische unter seinem Couvert die von seinem Vater, König August, unterzeichnete Begnadigung.

Dr. * * * gefiel es, sich für einen der Hauptrepräsentanten der deutschen Literatur in Leipzig zu halten und hielt sich daher gewissermaßen verpflichtet, durchreisenden Schriftstellern und Künstlern die Honneurs zu machen. So sah ich bei ihm den Verfasser der Griseldis, Halm, der einige Tage in Leipzig war. Er war ein angenehmer Mann, so viel ich mich erinnere; allein seine äußere Erscheinung verkündete wenig von seinem poetischen Talent. Auch den Schauspieler Döring, den ich schon von Mainz her kannte, fand ich einst bei dem Doctor. Seine Unterhaltung war sehr amüsant und seine Erzählungen waren höchst komisch, wenn er sie durch sein dramatisches Talent illustrirte.

Aus Mainz erzählte Döring eine Anecdote, von der ich nur wünschte, daß die Leser dieselbe von ihm hören könnten.

Er aß einst bei dem Schauspieldirector August Haake und in Gesellschaft von dessen Frau und Schwiegermutter. Während Haake ein Stück Rindfleisch auf seinen Teller legte, war er mit Döring in einer interessanten Unterhaltung be-

griffen. „Lieber Haake willst Du nicht etwas Sotse?“ unterbrach ihn die Schwiegermutter. „„Nein, ich danke,““ rief derselbe zerstreut, ohne sich in seiner Rede unterbrechen zu lassen. — „Aber lieber Haake, Du mußt doch etwas Sotse nehmen!“ — „„Nein, ich danke.““ — Die Unterhaltung geht fort, und die sorgsame Schwiegermutter schüttelt den Kopf. Endlich nach einer Pause: „Aber lieber Haake, Du kannst doch wahrhaftig das Fleisch nicht ohne Sotse essen!“ — „„Nein, nein, nein! ich will keine!““ „Nur ein bischen Sotse!“ — „„Laß mich mit der verfluchten Sauce zufrieden, ich mag keine!““ — Die Unterhaltung wird interessanter; die Schwiegermutter schüttelt heftiger; sie ergreift die Sauciere, und als Haake in der Hitze des Gesprächs seinen Teller unbewacht läßt, überfluthet sie denselben und ruft: „Ein bischen Sotse mußt Du wirklich nehmen.“ — Haake springt wüthend auf und wünscht alle Schwiegermütter in die Höllensotse. —

Bei Dr. *** lernte ich auch Dr. Kuranda kennen, den damaligen Redacteur der Grenzboten, einen gescheuten, liebenswürdigen Mann, der mich in seinem Aeußern an einen Abbé der alten Zeit erinnerte. Er war klein und zierlich gebaut — kleidete sich mit großer Sorgfalt, trug ein Jabot und ging außerordentlich gerade. Sein geistreiches Gesicht hatte einen französischen Typus und Eduard Maria Oettinger — von dem Dr. *** behauptete, daß er selbst „bonus“ (nämlich jud) sei — nannte ihn stets den Rabbi Kuranda. Auf mich machte er einen sehr vortheilhaften Eindruck. Ich hörte ihn einmal zur Clavierbegleitung ein humoristisches Lied singen, in welchem folgender Vers vorkam:

Ein Knötel schaut den andern an,
Wie er nur so sieden kann,

welches ich die österreichische Nationalhymne nannte. Während der Revolution habe ich oft an Kuranda und diesen Vers gedacht, wenn Philisterknötel über den in uns siedenden Enthusiasmus verwundert waren.

Ebenfalls bei Dr. *** lernte ich Saphir kennen, der sogar bei ihm ein Zimmer hatte. Ich möchte nur wissen, weshalb Humoristen oft solch unangenehme und zänkische Menschen sind! Saphir war ganz unausstehlich, sowohl in seinem Aeußeren als in seinem Benehmen. Er war ziemlich groß, hatte ein schauderhaftes Plattnasengesicht und dabei rothe Haare, so daß ich mich nie erwehren konnte, bei seinem Anblick an Zodick, den Blutzapfer, in Spindler's „Juden" zu denken. Er schien auf dies Gesicht indessen besonders eitel und verschönerte es durch eine lockige Perrücke, wovon er stets mehrere Exemplare auf der Reise bei sich hatte. Er war mit Allem unzufrieden, brummte und zankte beständig und es gehörte wirklich eine große Selbstüberwindung dazu, ihm nicht eine Tracht Prügel zu geben, wie er sie übrigens oft genug in seinem Leben genossen hat. Er prahlte gern mit seinen vornehmen Bekanntschaften in Wien und erzählte, wie im Vorbeigehen, kleine Geschichten, nur um zu zeigen, auf welchem vertraulichen Fuß er mit einigen der größten Edelleute stehe. Einst führte er eine Unterredung mit Graf Sàndor an, die derselbe in folgender Weise begann: „Sag' einmal, Saphir, hast Du nicht gehört" u. s. w. — — „Wie," rief ich mit angenommenen Erstaunen, „Sie dulden, daß der Graf Sie wie einen Bedienten anredet?" — Er sah mich groß an, aber hielt es für gut, nichts auf den Stich zu erwiedern.

Er kam nach Leipzig, um dort einige seiner „Academien" zu halten und wir versprachen ihm unsere Unterstützung, wenn er den Ertrag von einer derselben für unseren Unter-

stützungsfond bestimmen wolle, wozu er sich auch bereit erklärte. Ich gab mir sehr große Mühe in dieser Angelegenheit, fand aber ganz ungewöhnliche Unlust unter den Künstlern, Saphir in irgend einer Weise gefällig zu sein. Als ich eine sehr liebenswürdige Sängerin, Fräulein Krüger — sie trat von der Bühne und heirathete einen sächsischen Edelmann — besuchte und um ihre Mitwirkung bat, die mir freundlich zugesagt wurde, kam ihre Mutter schnell in das Zimmer und rief: „Aber bitte, Herr von Corvin, sagen Sie Herrn Saphir ganz ausdrücklich, daß meine Tochter es nur Ihnen zu Gefallen thut und durchaus nicht ihm, denn er hat von uns sehr viele Freundlichkeit empfangen und sich auf die abscheulichste, undankbarste Weise benommen." — Die zu seinen Gunsten veranstaltete „Akademie" entsprach seinen Erwartungen nicht und da er die Menge der Anwesenden überschätzt hatte, so schrie er giftig: „Ich bin bestohlen, schändlich bestohlen!" —

Ganz anders benahm sich bei einer ähnlichen Gelegenheit Charlotte von Hagen, welche Gastrollen in Leipzig gab und auch zum Besten unseres Unterstützungsfonds in einem Saale des Gewandhauses auftrat. Bei dem Souper im Hotel de Pologne, welches wir ihr nach der Vorstellung gaben, machte ich ihre Bekanntschaft und unsere verschiedenen dabei anwesenden Ehehälften fingen an, ernsthaft zu werden, als sie sahen, welche Bewunderung wir ihr zollten. Es mußte ihr aber Jemand vom Literatenverein in Leipzig die Honneurs machen und ich übernahm die Verpflichtung sehr gern. Sie brachte einige Abende bei uns zu, deren ich mich noch mit vielem Vergnügen erinnere.

Fräulein von Hagen konnte damals nicht mehr jung sein, allein sie war noch immer schön und eine wirklich reizende Erscheinung, als sie bei dem Concert im Gewandhause

im vollen Schmuck, funkelnd von Brillanten wie eine Königin und mit einem Jelängerjelieberkranz im Haar auftrat. — Liebenswürdig war sie stets, aber jeden Tag spielte sie eine andere Rolle. — Wir gefielen einander gut und wenn sie mir ihre Hand reichte und „Guten Tag mein Freund“ sagte, so hätte man fast glauben sollen, sie meine es wirklich. Sie erzählte manche Anecdote aus ihrem Künstlerleben, von denen sie freilich die interessantesten verschwieg. Ich wünschte wohl, sie hätte ihre Memoiren geschrieben, denn ich zweifle keinen Augenblick, daß ihre Erinnerungen reicher und jedenfalls pikanter als die meinigen sein würden, denn sie war mit allen Potentaten und hohen Personen Europas oft in sehr vertraute Berührung gekommen. — An Petersburg schien sie mit besonderem Vergnügen zu denken und ich vermuthe, daß ein Theil ihrer Brillanten von dort herstammt. Ein russischer Fürst, der Diamantgruben im Ural besaß, gab sich viel Mühe, ihr in mittelmäßigem Französisch Artigkeiten zu sagen. Lachend unterbrach sie seine nicht besonders fließenden Erklärungen, indem sie rief: „Durchlaucht, ich werde Sie weit besser verstehen, wenn Sie mir das was Sie sagen wollen, in Diamanten ausdrücken,“ und in der That übersandte ihr der galante Fürst am anderen Tage einen Brillantschmuck. — Sogar der eiserne Czaar scheint ihr gehuldigt zu haben; wenigstens trat er einmal in ihr Ankleidezimmer, als sie noch im allerersten Stadium ihrer Toilette und genöthigt war, sich unter dem Tisch zu verbergen. Er scheint aber geblieben und den nächsten Abend wieder gekommen zu sein, denn er erzählte ihr lachend, daß man ihm seinen Mantel gestohlen, den er vor der Thür abgeworfen hätte.

Wenn Fräulein von Hagen ihre Rollen lernte, pflegte sie auf Stühlen und Tischen umherzuklettern; ja manchmal saß sie, ehe sie sich dessen versah, auf irgend einem Schrank;

so erzählte sie wenigstens. — Sie war, wie bekannt, im Lustspiel unübertrefflich und ich bewunderte sie wie keine andere Schauspielerin; aber sie selbst war weit stolzer auf ihre Leistungen im Trauerspiel und konnte ganz böse werden, wenn ich ihr rieth, sie solle nur im Lustspiel auftreten; darin stehe sie einzig da.

Sie war sogar in der „Stumme" als „Fenella" aufgetreten, und als ich sie deshalb tadelte, rief sie ungeduldig: „Nun, Sie sollen mich als Gretchen im Faust sehen."

Es war ein schöner Sommertag und das Theater bereits gefüllt, als ich sie aus dem Hotel de Pologne abholte. Als wir auf die Promenade kamen, sagte sie: „Ich möchte heute lieber über den Stock springen, als auftreten. Wissen Sie was, wir wollen spazieren gehen." — „Aber es ist keine Zeit mehr," antwortete ich, „das Stück hat schon angefangen." — „Das ist's eben, was mich reizt! Wie köstlich, sie da Alle sitzen zu sehen, und — kein Gretchen! — Das Erstaunen im Haus und die Confusion auf der Bühne, während wir hier in aller Seelenruhe den schönen Abend genießen. — Manchmal kann ich dieser Neigung kaum widerstehen, und als ich einst in München auftreten sollte und das Stück angegangen war, hatte ich mich in einer Tonne versteckt und es dauerte lange, bis sie mich fanden. — Kommen Sie, wir gehen spazieren." — Da man bei einer solchen capriciösen und verwöhnten Künstlerin nicht sicher sein konnte, ob sie nicht wirklich einen solchen dummen Streich beabsichtige und ernstlicher Widerspruch sie nur bestärkt haben würde, so rief ich: „Aber um des Himmels Willen bedenken Sie doch meinen Ruf!" — Sie sah mich mit einem unbeschreiblich komischen Blick an und sagte: „Das ist auch wahr! Kommen Sie, ich fühle mich jetzt ganz deutsche Jungfer." —

Das Haus war sehr voll. Fräulein von Hagen spielte ganz vortrefflich; aber ihr Spiel ergriff mich nicht; man — wenigstens ich — merkte die Kunst, während ihre Lustspielrollen stets den Eindruck der Natürlichkeit machten. Sie wurde mit Beifall überschüttet, aber ich zog unsere Unzelmann als „Gretchen" vor, vielleicht weil ich bei dieser nicht hin und wieder den jungen Voltaire sagen hörte: „Ich glaube, das kommt vom Champagner," sondern mehr gewohnt war, sie in tragischen Rollen zu sehen. Uebrigens mochte ich auch Mad. Rettig als Gretchen nicht so gern, als Fräulein Unzelmann, welche eine mehr sittsame, jungfräuliche Erscheinung war. — Am Hotel hob ich Fräulein von Hagen aus dem Wagen und führte sie die Treppe hinauf. Sie that, als sei sie bis zum Sterben erschöpft. Endlich nahe ihrer Thür fragte sie leise: „Nun, wie habe ich Ihnen gefallen?" — „Ganz vortrefflich," rief ich, „aber ich habe doch Recht." — Wüthend riß sie sich von meinem Arm los, rannte in ihr Zimmer, schlug heftig die Thür zu, drehte den Schlüssel um und war für den Abend nicht mehr sichtbar.

Als ich einige Jahre später nach Berlin kam, besuchte ich sie. Sie wohnte unter den Linden, und wenn man sich dem Eingang zu ihren Zimmern näherte, stutzte man und glaubte, sich zu irgend einem Militär verirrt zu haben, denn die dort angebrachte Drapperie war an zwei mittelalterlichen Hellebarden befestigt. Im Zimmer fehlte es gleichfalls nicht an Waffen. Man erzählte, sie lasse sich von jedem ihrer Liebhaber einen — Dolch schenken; aber jedenfalls hatte sie mehr Liebhaber gehabt, als in ihrem Zimmer Dolche ausgestellt und in Form einer Sonne an der Wand angebracht waren. Es war ein langer Dolch unter ihnen, den der Herzog von Alba getragen haben sollte und ein kleiner mit goldenem Griff und Scheide, reich mit Edelsteinen besetzt,

der zwanzigtausend Francs — aber nicht Fräulein von Hagen — gekostet hatte.

Als ich ins Zimmer trat und sie mir die Hand reichte, rief sie: „Wir sind alt geworden, mein Freund!“ — „Wir?“ antwortete ich und sie lachte. Ich fand bei ihr den von Herrn von Küstner warm poussirten, fetten Schauspieler Hendrichs und Herrn Owen, ihren späteren Gatten.

Ich nannte vorhin Eduard Maria Oettinger, der damals in Leipzig den „Charivari“ herausgab, ein Blatt, welches mehr seines Namens, als seines Inhaltes wegen gehalten wurde. Oettinger hielt sich für den ersten Humoristen der Welt; allein ich konnte an seinem Humor keinen Gefallen finden, denn derselbe quoll nicht aus dem Innern, sondern war künstlich erzeugt; ich merkte beim Lesen von Oettingers Sachen stets, daß ich zum Lachen gekitzelt werden sollte und so wurde der Zweck verfehlt. Er lachte über seine Einfälle selbst am meisten und hatte den größten Genuß daran; seine Frau glaubte an ihn, wie an einen Gott; er hatte, sich selbst ausgenommen, keinen größeren Bewunderer. Einst als mehrere Schriftsteller beisammen saßen, sagte einer derselben zu ihm: „Es hat doch Jeder von uns etwas geschrieben, womit er nicht zufrieden ist, was er gern ungedruckt wünschte; sag' einmal Oettinger, welches von Deinen vielen Büchern hältst Du für das mangelhafteste?“ — „Ich?“ antwortete Oettinger sehr erstaunt, „ich habe nur gute Sachen geschrieben; meine Bücher sind alle ausgezeichnet.“ —

Für einen Einfall, den er für witzig hielt, riskirte Oettinger seine Seele und was mehr sagen wollte, eine Tracht Schläge. Er griff Jedermann an und war mitunter sehr boshaft in seinen Witzen; obwohl Bosheit nicht eigentlich in seinem Charakter lag. Gegen wen er einmal eine Antipathie hatte, an dem hing er wie eine Klette. Laube pflegte zu

sagen: „Dieser Mensch lebt von mir,“ und Heller ließ er niemals los. Mir kam er immer vor, wie ein naseweiser Pinscher, der des Morgens auf die Straße gelassen wird. Alles bellt er an ohne Grund; jeden Hund fragt er nach dem Paß; in alle Winkel steckt er seine Nase und alle Ecksteine ätzt er an. Oettinger hatte denn auch Feinde in Menge, wie das bei einem Witzmacher von Profession nicht anders möglich war. Trotz all dem war er ein sehr gutmüthiger, herzlicher Mensch, zärtlicher Gatte und Vater und exemplarisch fleißig. Er hatte in seinem Leben eine ungeheuere Menge zusammengeschrieben und ganze Bibliotheken durchgelesen, um Stoffe für seine Arbeiten aufzustöbern; aus wenig bekannten Büchern stahl er mit der edelsten Dreistigkeit, was ihm irgend paßte. Hätte Oettinger bei diesem ungeheueren Fleiß und dem Forschertalent, welches er besaß, sich nicht darauf verbissen, ein humoristischer Schriftsteller sein zu wollen, sondern sich ernstlich auf eine Wissenschaft geworfen, wie Archäologie, Numismatik, Bibliographie u. s. w., er würde nicht nur einen bedeutenderen Namen, sondern auch eine einträgliche Stellung gewonnen haben. Was er in der Bibliographie, neben seiner Tänzerei auf dem Wortseil, geleistet, rechtfertigt diese Meinung vollkommen; eines seiner bibliographischen Werke ist überall zu finden und wird von den Bibliothekaren hoch geschätzt. — Ich vertrug mich immer gut mit Oettinger, und wenn er auch nicht in mein Haus kam, — wo er stets Feinde gefunden haben würde — so standen wir doch all die Jahre hindurch auf freundschaftlichem Fuß. Wenn ich ihn auch nicht so sehr bewunderte, wie er es selbst that, so schätzte ich ihn doch keineswegs gering, weder als Schriftsteller noch als Mensch.

Oettinger hatte das Aeußere eines Humoristen; er war klein und schwächlich, hatte ein gelbliches, etwas orientalisches

Gesicht, ein wenig vorstehende Zähne und trug sein schwarzes Haar geschoren wie eine Schuhbürste, oder à la galérien.

Oettinger versuchte sich auch als Lustspieldichter; aber sein Stück wurde mit Jubel ausgepfiffen, was auch Robert Heller begegnete, der indessen klug genug war, auf seinem Hausschlüssel pfeifend, selbst den Ton anzugeben. Oettinger's vollkommenes, starkes Bewußtsein von seiner eigenen Vortrefflichkeit und der Dummheit des Publikums stumpfte indessen den Stachel dieser Demüthigungen ab.

Ein Liebling Aller in Leipzig war C. Herloßsohn, der nun todt ist, aber dessen hübsche Romane noch nicht vergessen sind und um den Großberger und Kühl, die damaligen Wirthe des Hotel de Pologne, wahrscheinlich noch heute weinen. Herloßsohn war ein Böhme, hatte sich aber schon seit vielen Jahren in Leipzig angesiedelt, wo er die Zeitschrift „der Komet" redigirte. Er war klein, untersetzt und wie es mir schien, ein wenig verwachsen; wenigstens war es mit einer seiner Hüften nicht ganz richtig. Er war blond, ohne besondere Ursache eitel auf sein Haar und hatte ein gutmüthiges, leicht von Pockennarben gezeichnetes Gesicht. „Sein Leben war ein stilles Wandern, von einer Kneipe zu der andern." Bier konnte er nicht vertragen; aber wo Bachus regierte, sah man auch Herloßsohns, von einem Wehmuthsschatten überflogenes Gesicht über einem vollen Glase Bordeaux hängen; denn anderen Wein trank er nicht. Je mehr er trank, desto wehmüthiger wurde er und desto krampfhafter fühlte seine Hand nach einer befreundeten Nachbarshand, die er in schnellen, kurzen Absätzen leicht zu drücken pflegte. Er sprach meist leise und mit einer etwas belegten Stimme, lachte nie laut, sondern war stillvergnügt und all seine Reden durchwehte ein ruhiger Humor. Er mußte schon ziemlich alt sein; allein er machte nicht diesen

Eindruck. Er war unverheirathet und so lange ich ihn kannte, hatte er keine andere Geliebte, als die langhalsige Bordelleserin, die er aber bis zum delirium tremens liebte, wovon er jedoch auf der Kaltwasserheilanstalt genas. Da er äußerst gutherzig war und keinen Menschen kränkte, so hatte er denn nur einen Feind und der war er selbst. Daß man ihn im Hospital sterben ließ, ist eine Schande; aber seine Freunde in Leipzig entschuldigten sich damit, daß sie erst nach seinem Tode von seiner Krankheit gehört hätten.

Ein anderer Humorist, der gelegentlich nach Leipzig kam, war A. Glaßbrenner, der Vater des Eckensteher Nante und vieler Berliner Charaktere. Er war ein nicht großer, blonder noch ziemlich junger Mann von angenehmem Aeußeren. Er hatte eine Schauspielerin Peroni geheirathet, die als Mad. Peroni-Glaßbrenner in Schwerin engagirt war und welche hin und wieder Gastrollen in Leipzig gab. Ich hatte nie gewußt, daß Glaßbrenner auch Dichter sei und war daher sehr überrascht, als er bei mir seinen Reineke Fuchs einer kleinen Gesellschaft aus dem Manuscript vorlas. Ich war so entzückt von den poetischen Schönheiten und der scharfen Satyre dieses Gedichtes, daß ich mich lebhaft dafür interessirte, dasselbe bei einem Verleger und zu einem guten Preise anzubringen. Er entsetzte sich zuerst, als ich ihm rieth, es nicht unter tausend Thaler Gold herzugeben; aber folgte meinem Rath und erhielt dieselben von Herrn Lork. Das war damals ein sehr bedeutendes Honorar, besonders da man Verbot und Confiscation des Reineke Fuchs erwarten konnte, die denn auch nicht auf sich warten ließen. Im Allgemeinen war Glaßbrenner in Gesellschaft amüsant und angenehm; wenn ihm aber etwas nicht recht war, dann wurde er so unausstehlich, daß es Einem in den Fingern juckte. Er, seine Frau, meine Frau und ich reisten einst zu-

sammen im Eilwagen nach Frankfurt. Wir hatten uns von der Gesellschaft des witzigen Schriftstellers viel Vergnügen versprochen; aber niemals sind wir mehr angeführt worden. Es war entsetzlich warm und Glaßbrenner, obwohl er den Rock ausgezogen, das Halstuch abgebunden und die Hemdknöpfe an Hals und Armen aufgeknöpft und die Füße zur offenen Thür hinaus gehängt hatte, wollte zerfließen und gnutterte und nergelte während der ganzen Reise; ja als sich für eine kurze Strecke ein ziemlich dicker commis voyageur als fünfte Person zwischen uns schob, wurde Glaßbrenner so unartig, daß es zwischen den schwitzenden Parteien beinahe zu Thätlichkeiten gekommen wäre und wir Alle durchaus verstimmt wurden.

Einstmals besuchte uns auch Alexander W e i l aus Paris, ein kleiner gescheuter „Bonus," der die amerikanische Gewohnheit hatte fortwährend zu spucken, aber dessen Erzählungen höchst amüsant waren. Er war im Elsaß geboren und schrieb sowohl in deutscher als französischer Sprache. Seine „Elsäßer Dorfgeschichten," welche lange vor Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten erschienen, sind ein sehr gutes Buch, unterhaltend und voller Leben und Wahrheit. Damals hatte er eine etwas seltsame Geschichte des Bauernkrieges geschrieben und beschäftigte sich eifrig mit socialistischen Fragen. — Einige Vorfälle aus seinem Leben erzählte er mit großem Humor und besonders amüsirte mich die Geschichte seines ersten Handels, des Kaufs oder Verkaufs einer Kuh, den er als kleiner Junge bewerkstelligte. Da als Knabe er eine hübsche Stimme hatte, so gebrauchte ihn Herr von Rothschild in Frankfurt als Sänger in der Synagoge. Als Weil später einmal eine Summe als Honorar zu erhalten hatte, ließ er sich für dieselbe einen Wechsel auf Rothschild geben, um demselben zu zeigen, daß man nicht allein durch den

Schacher Geld verdienen könne. Rothschild äußerte sich denn auch anerkennend und legte ihm fünfzig Gulden über den Betrag des Wechsels hin; aber Weil fühlte sich in seiner Würde als Schriftsteller verletzt und schob zu des Börsenkönigs Erstaunen das Geschenk zurück. Ueberhaupt hatte Weil einen ganz unisraelitischen Zorn gegen die Rothschilds und hat, glaub' ich, auch oftmals gegen sie, nicht persönlich, aber gegen ihre Stellung in der Finanzwelt und ihr Verhältniß zur Gesellschaft überhaupt geschrieben. Weil lebte in Paris, wurde Mitarbeiter am Charivari und an der Democratie pacifique und scheint seitdem kein deutsches Buch veröffentlicht zu haben. Ich traf ihn später in Paris, wo er eine Frau geheirathet hatte, die einen einträglichen Putzmacherladen hatte. „Es ist demüthigend," sagte Weil, „meine Frau verdient in einem Tage mehr durch ihre Putzmacherei, als ich in einem ganzen Monat durch mein Geschreibsel." Das sagte er, als ich ihm die Zeilen seiner Artikel zählen half. Die Revolution hatte ihn außerordentlich verschüchtert, und endlich höre ich, daß er fromm geworden ist.

Unter den Zugvögeln, die hin und wieder Leipzig besuchten, muß ich noch einige nennen, von denen manche schon einen bedeutenden Ruf hatten, oder ihn später erwarben. Einer von ihnen war Moritz Hartmann. Er wurde uns bekannt als der Dichter einer Gedichtsammlung: „Kelch und Schwert." Noch mehr als diese Gedichte fand in Leipzig seine liebenswürdige Persönlichkeit Beifall, besonders bei den Damen. Er hatte einen sehr schönen Kopf, der mir indessen für seinen Körper etwas zu groß zu sein schien.

Auch Georg Herwegh besuchte uns und wurde mit großem Enthusiasmus aufgenommen. Er war ein hübscher Mann mit unheimlichen dunkeln Augen, etwas linkisch und verlegen in seinem Wesen. Wir gaben ihm ein großes Abend-

essen im Hotel de Pologne, wobei er mit Lorbeer gekrönt wurde und uns sein damals neuestes Gedicht: „Die Lerche ist's“ u. s. w. vortrug, welches großen Beifall fand. An einem andern Abend wurde ein „Commers“ in der Bierstube des Hotels de Pologne gehalten, bei welcher Gelegenheit ein lästiger, kleiner Improvisator, Names Bärman, den armen Herwegh beinahe in ein Mauseloch hineinängstigte, indem er, die Guitarre in der Hand, ihm überall in den Weg trat und ihn mit schlechter Stimme und mehr oder minder verrückten Versen fortwährend ansang. Auch mit Herwegh traf ich später in Paris zusammen und werde viel von ihm reden müssen.

Es ist nicht möglich, alle mehr oder minder berühmten durchreisende Schriftsteller zu erwähnen, die ich im Literaturverein kennen lernte und erwähne nur solche, mit denen ich in nähere Berührung kam. Unter ihnen war Hoffmann von Fallersleben. Ich hatte gehört, daß er in Leipzig sei, und als ich in der Promenade vor dem Petersthor einem Manne in einem grünen Flaus begegnete, ging ich auf ihn zu, redete ihn als Hoffmann an und lud ihn zum Abend zu mir ein, da ich eben frisch angekommene Austern bestellt hatte. Sein Werth als Dichter und Mann der Wissenschaft ist bekannt und — seine Person auch so ziemlich; denn es gab eine Zeit, wo er genöthigt war, das Leben eines fahrenden Sängers zu führen. Er machte mir den Eindruck eines tüchtigen, liebenswürdigen Menschen, der nebenbei das hübsche Talent hatte, eine Zechgesellschaft in froher Laune zu halten. Wir brachten zusammen einen sehr hübschen Abend bei mir zu, und wenn meine Frau endlich gezwungen wurde aus unserem Kreise zu entfliehen, so geschah es nur, weil die Hähne schon anfingen zu krähen und weil sie in dem Tabaksdampf zu ersticken fürchtete. Später sah ich Hoffmann von

Fallersleben noch oftmals in Bierlokalen, wo alle Anwesende jubelnd einfielen, wenn er eins seiner politischen Lieder anstimmte. Ich höre ihn noch immer intoniren:

Mit hoch obrigkeitlicher Erlaubniß sollen
Wir für die Freiheit sein. (bis)
Die Obrigkeit hat alle Mal, ja, ja, das Best' im Sinn ꝛc.

welches nach der bekannten Melodie aus Czaar und Zimmermann ging.

Ich machte ebenfalls die Bekanntschaft eines Herrn Wiehl, weiß aber nicht ob er Ludwig hieß und derjenige ist, der in manchen Städten „Akademien“ à la Saphir gab. Es brachte ihn Jemand zum Mittagessen mit, wozu ich eine kleine Gesellschaft eingeladen hatte. Als er meiner Frau und mir vorgestellt wurde, überreichte er uns ein Blatt, auf welchem ein Gedicht von ihm abgedruckt war. Er trug davon stets ein Packet in der Tasche und vertheilte die Blätter, in der Weise, wie es in London mit Ankündigungen geschieht, die man nichts ahnenden Vorübergehenden oft plötzlich in die Hand steckt. Mich erinnerte das an den „Naturdichter“ Hiller und seine geplatzte Schote. Das Gedicht des Doctors war aber ein politisches Lied und wurde von ihm ganz ausgezeichnet schön gefunden. Leider habe ich es vergessen; einige Stellen daraus, die mir noch im Gedächtniß sind, will ich aber den Lesern nicht vorenthalten.

— „Deutschland's Zopf wird immer kleiner;
Doch es braucht noch viele Seife,
Bis es wird geleckter, reiner.“

Wir bewunderten natürlich das Gedicht ungeheuer und gaben uns viele Mühe, den Dichter zu veranlassen, dasselbe im Theater in einem Zwischenact vorzutragen, wozu wir die Erlaubniß des Directors auszuwirken versprachen, auch im Tageblatt müsse er es nothwendig abdrucken lassen, — kurz,

die ganze Gesellschaft ging mit dem ernsthaftesten Humor auf die Sache ein, so daß der Dichter ganz entzückt war. Nach Tische setzte sich eine Herzoglich Dessauische Kammersängerin ans Clavier und ich bat sie, das Lied zu singen und ihm eine passende Melodie zu geben. Das muntere Mädchen erfüllte meinen Wunsch in so komischer Weise, daß wir unser Lachen, der gerührte Dichter seine Thränen, kaum unterdrücken konnten; als sie aber an den Vers mit der vielen Seife kam und diese mit allen möglichen Rouladen und Trillern parfümirte und grotesk verzierte, erstickten wir das ausbrechende Lachen durch ungeheuern Applaus. —

Unter den Schriftstellern, mit denen ich nur oberflächlich bekannt war, hauptsächlich durch den Literatenverein, erwähne ich nur einige flüchtig. Carl Beck, der Dichter der gepanzerten Sonette, war ein kleiner, unansehnlicher junger Mann, der sehr puhstenmäßig aussah und lederbesetzte Hosen trug. Mit ihm sah ich häufig Dr. Julius Kaufmann, der hübsche Novellen geschrieben hatte; einen klugen, bescheidenen, liebenswürdigen jungen Mann, den ich viele Jahre später in London wieder fand, wo er mit Max Schlesinger zusammen die lithographische Correspondenz redigirte.

Dr. Halthaus, war ein langer hagerer Schullehrer, der sich die Schwindsucht andocirt hatte, an welcher er auch starb. Er schrieb eine Weltgeschichte in drei Bänden, und da er mir dringend empfahl, dieselbe zu lesen, so that ich ihm den Gefallen. Er hatte eine höchst seltsame Art Geschichte zu schreiben; indem er nach Kürze strebte, wurde es undeutlich und brachte oft wider Willen sehr komische Effecte hervor, die seinen Jungens gewiß nicht entgangen sein werden. Einer solcher Stellen erinnere ich mich noch. Indem er von dem Fall des Tarquinius redet und die Römer in einiger Entfernung von Rom im Lager sind, sagt er: „Sie stritten

über die Vorzüge ihrer Frauen. Bei dem nächtlichen Ritt trug Lucretia den Preis davon." — Das heißt denn doch, den Tacitus noch übertacitussen! — Er beschäftigte sich viel mit einer Geschichte der punischen Kriege und wollte ganz neue Entdeckungen gemacht haben; allein nachdem ich den ersten Theil seiner Weltgeschichte gelesen hatte, fühlte ich kein Verlangen nach mehr.

Professor Biedermann, ein hübscher junger Mann, versuchte es, eine politische Zeitschrift „der Herold" bei Georg Wigand zur Blüthe zu bringen, womit es ihm jedoch unter den damaligen Preßverhältnissen nicht gelingen wollte. Biedermann war immer sehr ruhig und gleichmäßig in seinem Leben; ich glaube nicht, daß der ganze Lauf desselben jemals von einer Leidenschaft bewegt worden ist. Diesen Charakter der Gleichmäßigkeit trugen auch alle seine Reden, die durchaus nicht inhaltsleer, aber entsetzlich ermüdend waren. Seine Rede floß geläufig, „wie Röhrwasser," monoton plätschernd dahin, und es war schwer bis zu deren Ende die Augen offen zu behalten.

Sasse war unser Flügelmann; er war in Leipzig der größte, oder vielmehr der längste Schriftsteller. Er schwärmte für die deutsche Flotte, und zum Dank dafür wurde er in einer Caricatur als Mastbaum eines deutschen Schiffes auf Rädern dargestellt, welches von preußischen Musketieren durch den märkischen Sand fortbewegt wird.

Die deutsche Flotte bringt mich auf den letzten Splitter derselben, den Marinerath Wilhelm Jordan, der damals auch in Leipzig, oder vielmehr bei Leipzig, in Lindenau wohnte. Er war ein großer, schlanker, schöner, junger Mann von lebhaftem und sehr einnehmendem Wesen, der aber wegen seiner Arroganz und Eitelkeit den Männern weit

weniger gefiel als den Frauen, die er hauptsächlich durch seine Rede gewann. Er sprach sehr geläufig und lebhaft, und was dieser Rede an Tiefe abging, versuchte er mit Erfolg durch Wortgefunkel zu ersetzen oder zu verbergen. Jordan hatte ohne Zweifel bedeutendes Talent; allein er überschätzte es unmäßig. Er gab damals eine Zeitschrift bei Wigand heraus, welche er „die begriffene Welt“ nannte und einen Band Dichtungen unter dem Titel „Schaum,“ — die manches schöne Gedicht enthielten. Obwohl ich Jordans zur Schau getragenen Vorzüge sehr wohl erkannte und ihnen volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, so stießen mich doch unsichtbare Hände von seinem innern Menschen zurück; er war mir nicht zuwider, ja ich war nicht einmal durch sein arrogantes Wesen verletzt, aber er ließ mich so durchaus kalt und ich fühlte, daß die Grundtöne unseres Charakters nicht nur nicht zusammenstimmten, sondern durchaus dissonirten. — Bei einem Buchhändlerdiner, im Hotel de Prusse, brachte Jordan einen Toast aus, dessen Inhalt sich in der Kürze mit den Worten ausdrücken läßt: „Hilf Dir selber, und jammere nicht thatlos um Gottes Hülfe.“ Der liebe Gott hat sich ganz andere Redensarten gnädigst gefallen lassen; aber die Regierung von Gottes Gnaden verurtheilte Jordan als „Gotteslästerer“ zu sechs Wochen Gefängniß. Es war aber auch höchst undankbar grad von einem Pfarrerssohn, dem lieben Gott so öffentlich ein Mißtrauensvotum zu geben! — Seit diesem Vorfall war Jordan ein „Märtyrer“ und wurde aus Sachsen fortgemaßregelt. Er ließ Weib und Kind einstweilen in Lindenau und beide erst nachkommen, als er in Bremen ein sicheres Asyl gefunden hatte. Dort muß Jordan das Seeweesen studirt haben, denn bei unsern nautischen Excursionen auf Schimmels Teich erschien er mir noch entsetzlich grün in dieser Hinsicht.

Digitized by Google

Jordan kam häufig von Lindenau herüber uns zu besuchen, und ich wurde manchmal von meiner Frau gescholten, daß ich nicht herzlicher sei gegen einen so talentvollen Mann, der sich so gern reden hörte, wovon sie mit profitirte, und der so schön sprach. Gerstäcker war eben solch ein dummer Kerl wie ich und machte sich auch nicht viel aus Jordan. — Seitdem habe ich ihn nicht wieder gesprochen; aber einmal gesehen. — Es war 1855 im Spätherbst in Frankfurt; ich war eben aus dem Bruchsaler Zellengefängniß gekommen, in welchem ich sechs Jahre gesessen hatte. Ich sah nicht eben blühend aus, sondern im Gegentheil sehr, sehr blaß; aber ich war sehr glücklich und stolz, und als ich am Main, zwischen der Bibliothek und der Brücke, dem Herr Marinerath begegnete, — that er mir leid, aufrichtig leid, als er verlegen seitwärts sah und an mir vorüber ging.

Es war mir nicht erfreulich von Jordan zu reden, denn die Erinnerung an ihn erregt mich unangenehm; ich kann nicht jubeln, wenn ein talentvoller Mann fehlt, sondern es bewegt mich schmerzlich.

Ich habe noch nicht von Gustav Kühne geredet. Das junge Deutschland in Leipzig war klug; auch Kühne heirathete ein schönes, liebenswürdiges und reiches Mädchen. Seitdem übereilte er sich nicht im Produciren und begnügte sich mit der Redaction der „Zeitung für die elegante Welt," die aber auch Laube eine zeitlang hatte. Ich weiß nicht wie das zusammenhing. Kühne war ein ganz angenehmer Mann, der begreiflicherweise viel zu Hause blieb und ich sah ihn nur im Literatenverein, gelegentlich bei Laube's und bei großen Festessen, wo er immer unter den Rednern war und stets mit emporgestreckter Hand rief: „Seid einig! seid einig!" was freilich der liberalen Partei nicht oft genug gesagt werden konnte. —

Robert Blum's Bekanntschaft machte ich ebenfalls im Literatenverein, obwohl ich ihn von Ansehn längst kannte, da er als Theatersecretär an der Theaterkasse saß. Sein Aeußeres war nicht einnehmend; seine ganze äußere Erscheinung durchaus gewöhnlich; er sah aus wie ein Maurergesell. Im Literatenverein und bei öffentlichen Gelegenheiten hörte ich ihn oftmals reden; doch konnte ich mich mit der Manier seiner damaligen Reden nicht befreunden. Er sprach wie ein Nachmittagsprediger und dadurch schadete er dem Eindruck seiner Reden, welche, anders vorgetragen, eine weit stärkere Wirkung hervorgebracht haben würden. Er vermochte es, eine Stunde lang zu sprechen, ohne die Miene zu verziehen, und ich konnte damals nicht einig darüber werden, wessen Manier einschläfernder auf mich wirkte, Blum's oder Biedermann's. Später hörte ich, daß Blum mehr Leben in seine Reden brachte und dadurch mehr hinriß; was er sagte war immer gut. Wir standen auf freundlichem Fuß, ohne jedoch in vertrautere gesellschaftliche Berührung zu kommen. Er redigirte die Vaterlandsblätter, oder war wenigstens ihr Hauptmitarbeiter, und beschäftigte sich hauptsächlich mit sächsischen und Leipziger Stadt-Angelegenheiten, denen ich aus schon angeführten Gründen kein Interesse abgewinnen konnte.

Dr. Wuttke wurde von Manchen eine „kleine giftige Kröte" genannt, weil er klein und lebhaft war und recht scharf sein konnte, welche Schärfe noch durch den kurzen Ton seiner Rede verstärkt wurde. Er hatte fortwährend Krakehl; aber so viel ich weiß, vertheidigte er nie eine ungerechte oder unvernünftige Sache. Er war klein und schlank, hatte ein aufgewecktes Disputir-Gesicht, dunkles, ziemlich rebellisches Haar, welches immer von der Stirn gestrichen werden mußte, biß sich die Nägel und trug daher gern Brillantringe. Er war ein gesinnungsvoller, tüchtiger Mann, der einen bedeu-

tenden größern Aufwand von Talent nöthig hatte durchzudringen, als der Fall gewesen sein würde, wenn er ruhig, einen Fuß länger und einen halben Centner schwerer gewesen wäre. — Dr. Wuttke sowohl wie manche andere Personen, die ich nenne, haben sich in und nach der Revolutionszeit ausgezeichnet; da ich aber von 1848 an theils anderweitig beschäftigt, theils lebendig begraben, theils im Exil war, so sind in meiner Kenntniß in Bezug auf Ereignisse und Personen Lücken, weshalb ich es für zweckmäßig halte, von diesen Personen nur zu sagen, was ich aus eigener Anschauung weiß. —

Ernst Willkomm war ein großer, rothblondhaariger hübscher Pfarrerssohn, mit angenehmem Gesicht, der stets einen glatten Rock und blank gebürsteten Hut trug. Er war sehr wohl gelitten, hatte in seiner Erscheinung einen leisen Candidaten-Anstrich, lebte still und ordentlich und war daher auch geachtet. Als ich die Correspondenzen für das Morgenblatt aufgab, weil der Redacteur stets Veränderungen anbrachte, die mir nicht gefielen, trat Willkomm an meine Stelle. —

Professor Oswald Marbach lernte ich schon durch Fischer kennen, als ich Leipzig von Frankfurt aus besuchte. Er war ein hübscher, sanfter, liebenswürdiger Mann, der kleine Gedichte herausgab und dem wir viele Uebersetzungen poetischer Werke aus dem Griechischen und auch aus dem Altdeutschen verdanken. Er übersetzte das Niebelungen-Lied, Tristan und Isolde 2c. Endlich wurde er Professor und Censor und der Verkehr mit Leuten, die bei der Regierung nicht besonders angeschrieben standen, hörte auf.

Ein lieber Freund von mir war Dr. A. Dietzmann, wohlbekannt als Redacteur der Modezeitung u. s. w. und wegen seiner trefflichen Uebersetzungen aus dem Englischen

und Französischen und zahlreicher eigner Werke. Dietzmann beschämte uns Alle durch seinen ungeheuern Fleiß; er bedeckte jeden Tag Bogen um Bogen mit seiner kleinen mir fast unleserlichen Handschrift und fand dabei noch Zeit, alle Bücher und Journale durchzustöbern. Er war ein förmliches Conversationslexikon und immer freundlich bereit, sich aufschlagen zu lassen; dabei ein lieber, braver, herzensguter Kerl, der, glaub' ich, keinen einzigen Feind hatte. Er war verheirathet und hatte Familie und wir standen jahrelang in dem freundschaftlichsten Verkehr. Eine lange Zeit hindurch brachten wir wechselweise die Sonntage bei einander zu.

In Leipzig lebten auch eine Menge Leute, die „Doctor" genannt wurden und sich zu den Schriftstellern zählten, von denen aber weder ich noch sonst Jemand etwas zu lesen bekommen konnte. Einer derselben war Dr. Bernhardi, bekannt als „Tieck's Neffe", der Bibliothekar in Meuselwitz gewesen war, sehr gelehrt aussah und Ueberfluß an Geldmangel und guten Vorsätzen denselben zu vermindern hatte, aber diese nie ausführen konnte. Hatte er ein Werk vor, dann legte er das Papier zurecht und paginirte ungefähr tausend Seiten; aber das war auch Alles, was von dem Werke fertig wurde.

Häufig in seiner Gesellschaft zu finden war Dr. Schiff, der Verfasser von „Gevatter Tod," der an demselben Ueberfluß krankte wie sein Freund Bernhardi, aber doch hin und wieder über das Paginiren hinaus kam. Schiff war ein höchstorigineller Mensch. Er war mittler Größe, hager, mit scharfen Zügen, hellblauen, neugierigen Augen und etwas gelockten, gutmüthig-rothen Haaren. Er trug, wenn sie nicht versetzt waren, hohe Wasserstiefeln und einen alten Mantel mit einem rothen Kragen von gekräuselter Wolle und sah aus wie ein Pferdejude oder Landfleischer. — Einst traf ich ihn im Hotel de Baviere, vor sich ein anständiges Abendessen

und eine Flasche Wein. Ich schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Schiff, was ist los?“ — Mit vergnügtem Gesicht sagte er mir, er habe Geld, er habe eine kleine Erbschaft gemacht und um mir einen Okularbeweis von solch unglaublicher Mähr zu geben — denn Schiff und Geld waren vollkommen heterogene Begriffe — öffnete er seine Weste und holte ein Päckchen mit Kassenanweisungen hervor, welches er auf der Brust trug. Ich freute mich natürlich und setzte mich in seine Nähe. Nach einer Pause sagte er: „Ich habe mich gestern verheirathet.“ — Das klang fast noch unglaublicher als sein Geldhaben. „Mit wem,“ rief ich erstaunt, „und wo ist denn Ihre Frau?“ — „Ach — sie ist mir heute wieder davon gelaufen,“ sagte Schiff, und kaute gleichgültig weiter. — Die Sache war indessen genau, wie er mir erzählte. —

Unter den Literaten, die eine zeitlang in Leipzig ihr Unwesen trieben, war ein gewisser Julian Chownitz der allerunverschämteste. Er hieß eigentlich Chowanek oder ähnlich, war früher Fähndrich in der österreichischen Armee gewesen, hatte aber seinen Abschied bekommen. Dieser junge, roh aussehende Mensch trat mit einer ganz unerhörten Keckheit und Grobheit auf, so daß sich manche ruhige und ordentliche Schriftsteller dadurch imponiren ließen, und sogar seinen Sudel-Roman lobten, der unter dem Titel: „Eugen Neuland“ erschien. — Julian Chownitz wurde deutsch-katholisch; aber später trat er wieder zur römischen Kirche über und wurde zu einer Kirchenfeierlichkeit in Ulm ausersehen, wo der Bischof dem in die Heerde zurückgekehrten Schaf öffentlich den Bruderkuß gab.

Ein Lump ähnlicher Art, der sich lange Zeit in Leipzig mausig machte, war Herr Dr., oder vielmehr Herr Hofrath Singer. Woher dieser Mensch kam, wußte man nicht;

es hieß, er sei aus Baden und beziehe von dorther eine kleine Einnahme. Später erfuhr ich, daß er in Frankfurt am Main oder Bockenheim gelebt, dort wegen Schulden eingesteckt und von den Freimaurern befreit worden sei. Er schien seine Freimaurerei mit Erfolg auszubeuten, denn er war stets anständig gekleidet, man sah ihn hin und wieder in Gasthöfen und obwohl er sich für einen Schriftsteller ausgab, so las man doch nie Gedrucktes von ihm. Er war mittler Größe, erschien aber klein, da er ziemlich stark war. Sein Kopf und Gesicht waren rund, sein Haar schwarz, seine Gesichtsfarbe gelb, seine Augen klein, braun und scharf, seine Züge gewöhnlich, aber aufgeweckt; er hatte keinen Bart und auf seinen Beinen war er sehr wacklig. Er sah aus, wie ein weltliches Mitglied des Jesuitenordens. Als er nach Leipzig kam, drängte er sich an mich, doch ließ ich ihn mir nicht zu nahe kommen. Im Literatenverein, in welchen er sich hineingeschmuggelt hatte, führte er das große Wort. Er war ein unverbesserlicher Zänker, so daß er bald Vielen unangenehm wurde. Durch seine große Unverschämtheit übertäubte er stets die verwunderte Frage Einzelner, wer dieser Mensch sei und was er gethan, das ihn zu so keckem Auftreten berechtige. Endlich wurden wir alle durch seine Ernennung zum Hofrath überrascht, wozu ihn der seltsame Fürst Reuß, Heinrich der 72ste, ernannte. Nun fing der Philister an, den Herrn Hofrath zu beachten und in dem neu eingerichteten Lesemuseum, wo er sich gleich eingenistet hatte, nahm er die Backen sehr voll und legte die in den Zeitungen enthaltenen Offenbarungen aus. Dieser Schwindler hatte beschlossen, eine Carrière zu machen, und es würde ihm vielleicht gelungen sein, seine Pläne auszuführen, wenn das Schicksal es nicht so gefügt hätte, daß ich zu ihrer Zerstörung helfen mußte.

Bei einer Veranlassung, von der ich später reden werde, reiste ich nach Gotha, wo ich schon früher einmal auf der Durchreise einen Tag geblieben, von dem alten Herzog zur Tafel geladen war, die alten Bekanntschaften erneuerte und auch der Erbprinz zeigte, daß er sich meiner freundlich erinnere. Prinz Albert war grade in London und allerlei befriedigende Berichte über sein Benehmen am dortigen Hofe wurden in Gotha umhergeflüstert. Als ich nun abermals nach Gotha kam, war der alte Herzog todt und der junge regierende empfing mich sehr freundlich. Ich wurde durch die Anwesenheit des jüngsten Grafen Mensdorf, Arthur, höchst angenehm überrascht, der zu einem über sechs Fuß langen jungen Mann aufgewachsen und die ehrlichste, liebenswürdigste Treuherzigkeit selbst war. Am Tage nach meiner Ankunft wurde ich zu einem Hofballe eingeladen. Man wartete auf die Erbgroßherzogin von Weimar, die es etwas genau mit der Etikette nahm, und um sie zu empfangen, waren der Herzog und Graf Mensdorf in einem Zimmer nahe dem Eingang und unterhielten sich mit mir. „Apropos," sagte der Herzog, „Sie wohnen ja in Leipzig; kennen Sie vielleicht einen gewissen Singer?" — „„Gewiß, Hoheit, den kenn' ich."" — „Was ist das für ein Mensch? — Er ist förmlich meine bête noire; er persecutirt mich schon seit Monaten mit Briefen und endlich ist er mir in Coburg gar auf die Stube gerückt. Der Mensch hat eine erstaunliche Suade!" — „„Aber, Hoheit, was will er nur?"" — „Was er will? — Den Geheimraths-Titel und meine Empfehlung an den König von Frankreich, daß er ihm den Ehrenlegionorden gebe." — Ich war nicht wenig erstaunt und amüsirt und rief: „„Den Ehrenlegionorden? — aber wie begründet er denn seine Ansprüche?"" — „Er will dafür schreiben," fuhr der Herzog fort; „ich habe ihm eine

Aufgabe gegeben*), aber er kann nichts Rechtes. Da hat er sich nun an meine Frau gewendet, die so gutmüthig ist, beschwört sie ihm beizustehen, zwei Liebende glücklich zu machen, — er wolle heirathen — der Mensch schreibt ganz merkwürdige Briefe; in einem unterzeichnete er sich als Ritter der Ehrenlegion in spe." — Ich lachte sehr, denn der Gedanke an Singer als schmachtender Liebhaber war mir zu komisch. Ich hörte später, daß er Hoffnung gehabt hatte, ein rothhaariges, nicht mehr junges, aber reiches Mädchen zu bekommen, und um deren Eitelkeit zu schmeicheln, wollte er den Orden und den Titel als Legations-Rath — nicht Geheimrath; der Herzog hatte sich versprochen. —

Ich antwortete dem Herzoge, daß ich weit davon entfernt sei, dem Glück irgend eines ordentlichen Menschen etwas in den Weg legen zu wollen; da er mich aber um meine Meinung frage, so halte ich es für meine Pflicht, ihm dieselbe ehrlich zu sagen: „Singer, Hoheit, ist ein Lump." — Der Herzog, der sehr lebhaft ist, wandte sich gegen eine junge Dame mit einem höchst lieben Gesichte, die durch unsere Unterhaltung und Lachen angezogen schien, und rief: „Alexandrine, Alexandrine! — Siehst Du, Herr von Corvin sagt, der Singer ist ein Lump." — Die Dame war die Herzogin, der mich der Herzog nun vorstellte. Graf Mensdorf sagte mit seiner gemüthlich ruhigen Stimme: „Ich hab's gleich gedacht, daß er ein Lump ist." —

Ich sagte dem Herzog, daß mich die Geschichte mehr als er denken könne amüsire und fragte, ob er vielleicht wünsche, daß ich sie geheim halte. „Nein, nein, im Gegen-

*) Es war ein Entwurf zur Vereinigung der Verfassung von Gotha und Coburg.

theil," rief er, „es ist mir im Gegentheil recht lieb, wenn solche Menschen erfahren, daß für sie bei mir nichts zu holen ist." — Am andern Tage erzählte mir Graf Mensdorf, Singer habe zum Herzoge gesagt, als derselbe ihn fragte, was er denn für die nachgesuchten Begünstigungen thun wolle: „Ich will gegen die liberale Presse schreiben," und als der Herzog erwiderte, daß er durchaus gar nicht den Wunsch habe, gegen die liberale Presse aufzutreten, habe Singer gesagt: „Nun, so will ich für dieselbe schreiben." —

Diese ganze Unterredung schrieb ich meiner Frau nach Leipzig. Grade als sie den Brief empfing, war Gerstäcker bei ihr, der einen ganz speciellen Zorn gegen Singer hatte; der Inhalt des Briefes war also Wasser auf seine Mühle und er ging sogleich in das Museum, wo er sicher war, den Herrn Hofrath zu finden. Richtig, da saß er wieder am Ende des grünen Tisches, äußerst lebhaft perorirend. Gerstäcker trat unbemerkt hinter ihn, klopfte ihm dann auf die Schulter und sagte mit seiner sarkastischen Stimme: „Na, ereifern Sie sich nur nicht so sehr, Herr Ritter der Ehrenlegion in spe." — Wenn eine Bombe vor ihm niedergeschlagen wäre, hätte der Herr Hofrath nicht mehr erschrecken können. Wie dieser, von ihm in einem Brief an die Herzogin gebrauchte Ausdruck in das Museum nach Leipzig kam, war ihm ganz unerklärlich, bis Gerstäcker meinen Brief vorlas. Singer wüthete, legte eine schriftliche Erklärung offen im Museum auf, in welcher ich begeifert wurde, schrieb nach Gotha an den Herzog und die Herzogin, und als er seine Briefe uneröffnet zurückbekam, an den Minister Herrn von Stein, wie dieser mir später erzählte; — aber Alles umsonst, Singer wurde nicht Legationsrath und der Herzog empfahl ihn nicht bei Louis Philipp. Als ich im Gefängniß in Bruchsal war, meldete mir Gerstäcker Singer's Tod.

Ich erzählte die Geschichte ausführlich, um zu zeigen, wie manche Leute zu Titel und Orden kommen.

Ich kann nicht alle Schriftsteller erwähnen, mit denen ich in Leipzig in Berührung kam und schließe meine Literaten-Bilder-Gallerie mit dem Portrait eines großen Genies, welcher der Held eines sehr amüsanten Romanes werden würde, wenn Dickens oder Thackeray das Glück hätten, genau mit ihm bekannt zu sein. Jeder, der zu jener Zeit in Leipzig lebte, kennt den Namen dieses seltenen Talents und ich selbst habe zu seiner Verherrlichung im Morgenblatt beigetragen; allein das ist lange her und — ich habe Gründe, den Namen nicht zu nennen; erstlich weil ich sein Genie aufrichtig bewundere und zweitens weil er jetzt in einer Position sein mag, wo die Erinnerung an Jugendgeschichten ihm ebenso unangenehm sein könnte, wie mancher jungen Frau in Mainz, der ich auf dem Maskenball einzelne Jugendschwachheiten in die Ohren flüsterte. Ich will ihn also Dr. Crocus nennen, unter welchem Pseudonym ihn kein Mensch erkennen wird, besonders da er bei seinem eminenten Talent jetzt sicherlich irgendwo Geheimer Rath, Ritter verschiedener Orden und Mitglied aller möglichen gelehrten Gesellschaften ist. Eins weiß ich sicher, daß ich ihn schon in sehr früher Zeit als Mitglied einer archäologischen Gesellschaft in einem Blatte erwähnt fand, in welchem man einen seiner Vorträge über mittelalterliche Baukunst höchlich belobte.

Dr. Crocus war ein junger, nicht unangenehmer Mann mit einem beschäftigt aussehenden Gelehrtengesicht. Er trug natürlich eine Brille und hohe Vatermörder und kleidete sich anständig und zutraueneinflößend. Es ging ihm wie dem Mädchen aus der Fremde, „man wußte nicht, woher er kam,“ wenigstens konnte man seine Spur nicht weiter als bis Dresden verfolgen, wo er mit einem Geniestreich debü-

tirte. Er kündigte an, daß er nach einer ganz neuen Weise die — Fechtkunst lehren wolle. Ich bitte seine Bekannten, nicht zu glauben, daß ich diejenige Fechtkunst meine, die der Doctor in so eminenter Weise in Leipzig practicirte und deren niedere Branchen von den Handwerksburschen cultivirt wurden, — nein, ich meine die brutale Fechtkunst mit dem Rappier. Dr. Crocus erhielt eine Menge Schüler, die natürlich bei der ersten Lection vorausbezahlen mußten. Der Doctor erntete ehrlich den Lohn für diese erste Stunde. Er erschien mit einem Fechtmeisterküraß und ermuthigte seine Schüler, tapfer und nach ihrem besten Wissen auf ihn einzuhauen, was denn auch mit großer Gewissenhaftigkeit und gutem Willen geschah. Dadurch lernte er die Talente der Schüler kennen, — und das gehörte zu seiner neuen Manier. Da aber der Doctor die alte gar nicht kannte und sich auf das Pariren gar nicht verstand, so meinte er in der ersten Stunde genug Hiebe für das bezahlte Geld empfangen zu haben und verschwand vor der zweiten, natürlich mit dem Schmerzensgelde.

Er stieg im Hotel Bavière in Leipzig ab und lebte da auf einem sehr anständigen Fuße. Als Freund Redslob seine Bescheidenheit überwand und etwas von Bezahlung stammelte, langte der Doctor ein mäßig großes Packet — Kassenanweisungen? — o nein, einen weit kostbareren Inhalt hervor und sagte mit der ihm eigenthümlichen wichtig-bescheidenen Manier: „Mein lieber Herr Redslob, ich befinde mich im Augenblick ohne Geld, aber ich habe hier ein kostbares, von mir verfaßtes Manuscript, welches ich Ihnen als Pfand überlassen will &c." Redslob wußte, daß Manuscripte manchmal sehr werthvoll sind, und da der Doctor aussah und redete, als fließe nur Gold aus seiner Feder, so empfing er das kostbare Deposit mit gebührender Ehrfurcht, besonders, da

er glaubte, das Manuscript sei doch besser als nichts. Von diesem Manuscript besaß übrigens Dr. Crocus verschiedene Abschriften und verschiedene Gastwirthe in verschiedenen Städten hatten bereits die Bekanntschaft desselben gemacht. Als Redslob über den Werth des Manuscriptes aufgeklärt wurde, lachte er, und da er ein sehr anständiger Mann war, und Dr. Crocus bei Tisch ganz angenehm zu reden wußte, so gestattete er ihm einen Platz an der Table d'Hote selbst ohne Bezahlung. Ich war lange des Doctors Tischnachbar und hörte, daß er ein Taschenbuch bei sich trage, in welchem mit Bleistift geschrieben stehe: „Ich befinde mich augenblicklich in einer sehr großen Verlegenheit, und Sie werden mich ganz außerordentlich verbinden, wenn Sie mir zehn Thaler leihen wollen." Diese Brieftasche pflegte er gelegentlich hervorzuziehen, anscheinend etwas hineinzuschreiben und Jemand zu präsentiren, zu dem er das doppelte Zutrauen gefaßt, daß er Geld und die Neigung habe, sich davon zu trennen. An dem täglich weicher werdenden Ton des Doctors merkte ich lange vorher, daß die erwartete Crisis nahe und richtig, eines Mittags wurde mir die Brieftasche vor die Nase gehalten. Ohne ein Wort zu erwidern, zog ich meine Brieftasche hervor, öffnete sie und zeigte ihm folgende mit Tinte geschriebenen Worte: „Mein lieber Dr. Crocus, es thut mir unendlich leid, daß ich in diesem Augenblick nicht zehn Thaler übrig habe."

Der Doctor fand bald einen productiveren Tischnachbar, einen Fremden, der von einer Eisenbahngesellschaft nach Leipzig geschickt war, um sich über Eisenbahnverhältnisse zu erkundigen. Es gab zu jener Zeit in Deutschland noch keine anderen Bahnen als die zwischen Potsdam und Berlin, Leipzig und Dresden und Nürnberg und Fürth. Der Doctor, der über Alles zu reden wußte, ließ sich bald mit dem Fremden

in ein Gespräch ein, und als derselbe mit großem Lobe von einigen trefflichen Aufsätzen redete, die er über Eisenbahnen in der Augsburger Allgemeinen gelesen habe, verbeugte sich Dr. Crocus mit künstlichem Erröthen — er konnte künstlich erröthen — und stammelte: „Oh ich bitte, ich bitte!" — „„Wie, — so habe ich wohl die Ehre, mit dem Herrn Verfasser zu reden!"" rief der unschuldige Fremde mit angenehmem Erschrecken. — Natürlich; viele Complimente und — schleunige Empfehlung des Doctors, der gleich hinlief, um die gelobten Aufsätze zu lesen. — Das Ende von der Sache war, daß die werthvolle Hülfe des Doctors gesichert wurde, und daß ihm der Abgesandte der Eisenbahngesellschaft dafür täglich zwei oder drei Thaler zahlte. Diesen angenehmen Zustand wußte der Doctor für sechs Wochen zu unterhalten, nach welcher Zeit dem Fremden die Augen auf- und übergingen.

Dr. Crocus hatte zahlreiche Bekanntschaften unter den reichen Studenten, denen er sich auf diese oder jene Weise unentbehrlich zu machen suchte. Da die jungen Leute von Wechseln und Geldgeschäften gar nichts verstanden, so übernahm es Dr. Crocus, ihre Wechsel für sie einzukassiren. Hatte er das Geld in Kassenanweisungen erhalten, dann wechselte er bei einem andern Bankier Gold dafür ein, das er wieder bei einem dritten in Silber umsetzte, welches Experiment mehrmals wiederholt wurde. Die Studenten wollten die Nützlichkeit dieser Finanzoperationen um so weniger einsehen, als sie bemerkten, daß dadurch ihr Geld nicht vermehrt, sondern stets vermindert wurde; allein der Doctor belehrte sie, indem er sagte, daß man dadurch mit den Bankiers in Verbindung käme und durch das Zeigen bedeutender Summen Credit gewinne. Als er nach längerer Zeit diesen Zweck erreicht zu haben meinte, ging er eines Tages zu

Hammer und Schmidt, sagte, daß er durch Ausbleiben von Rimessen in Verlegenheit gerathen sei, und bitte, ihm fünfzig Thaler auf einen, von ihm selbst auf vier Wochen ausgestellten, Wechsel zu leihen. „Recht gern, Herr Doctor,“ sagte der Bankier freundlich, „das kann Jedem passiren,“ und Crocus schlich vergnügt mit dem Gelde ab wie der Fuchs vom Hühnerhof. — Zur Verfallzeit wurde der Wechsel pünktlich bezahlt. Einige Zeit verstrich und Dr. Crocus, lenkte seine Schritte abermals zu dem leichtsinnigen Bankier. „Ich habe ein sehr viel versprechendes literarisches Unternehmen vor,“ sagte er, „wozu ich einhundertfünfzig Thaler brauche, und da wir einmal in Geschäftsverbindung getreten sind, so bitte ich Sie, mir diese Summe abermals auf einen Wechsel vorzustrecken.“ — „„Nein, mein lieber Herr Doctor,““ sagte der Bankier mit ernsthafter Stimme, „„Sie haben mich einmal angeführt, aber zum zweitenmal soll Ihnen das nicht gelingen.““ — „Wieso? habe ich nicht den Wechsel auf den Tag bezahlt?“ rief der Doctor in tugendhaftem Erstaunen. „„Eben dadurch haben Sie mich angeführt und — ich empfehle mich Ihnen.““ Er hatte kein Glück mit Hammer und Schmidt und versuchte es mit dem reichen Seidenhändler Schletter, welcher Leipzig seine schöne Gemäldegallerie hinterlassen hat. Einst stand der Doctor mit Kennermienen vor einem neuen Gemälde, als Herr Schletter anwesend war. Der Doctor wechselte oft seine Stellung, machte allerlei Geberden des Entzückens, und als sich Herr Schletter näherte, brach er in bewundernde Worte aus, welche eine bedeutende Kunstkennerschaft zu verrathen schienen. Herr Schletter war sehr erfreut, eine so interessante Bekanntschaft zu machen und dieselbe ward so intim, daß man Beide endlich Arm in Arm um die Promenade gehen sah, zum Erstaunen aller Leute. Eines Morgens erhielt Herr Schletter einen sehr

geschickten Brief, in welchem er von dem Doctor um ein Anlehen von fünfhundert Thaler gebeten wird, welches ihn zu einem literarischen Unternehmen in Stand setzten solle. Man ist geneigt, die Bitte zu bewilligen, als ein Freund eintritt, der davon gehört, daß Schletter und Crocus Arm in Arm auf der Promenade gewesen. Dieser Freund schildert Crocus; Schletter schreibt sogleich an denselben und sagt, daß er kein Geld zu verleihen habe, ihm aber einliegenden Fünfzigthalerschein unter der Bedingung sende, daß er ihn nie wieder grüße.

Ueber diese fünfhundert Thaler, die Crocus brauchte, kam er nicht hinaus. Er schrieb an den Herzog von Dessau, der ein sehr guter Mann war. Der Brief war eine meisterhafte Composition, denn er rührte und überzeugte den Herzog, der seinem Bankier in Leipzig Auftrag gab, dem Dr. Crocus fünfhundert Thaler auszuzahlen und Herrn von Berenhorst bat, gelegentlich, wenn er nach Leipzig komme, über diesen verdienstvollen Mann Erkundigungen einzuziehen, um zu sehen, wie man ihm sonst helfen könne. — Dr. Crocussens Pech aber wollte, daß Hammer und Schmidt des Herzogs Bankiers in Leipzig waren, und da sie bereits mit dem Herrn Doctor „in Geschäftsverbindung gestanden hatten," so beeilten sie sich nicht, den Doctor von seinem Glück in Kenntniß zu setzen, eine Contreordre erwartend. Endlich konnten sie die Auszahlung nicht länger aufschieben und schrieben an den Doctor, daß für ihn fünfhundert Thaler bereit lägen, aber

Zwischen Lipp' und Kelchesrand
Schwebt der finstern Mächte Hand!

Kaum war der Brief abgesandt, so erschien Herr von Berenhorst. „Apropos," sagte er zu dem Bankier, „kennen Sie einen gewissen Dr. Crocus?" — Als der Unglückliche auf

den Flügeln der Freude hammer- und schmidtwärts eilte, — war es zu spät.

Bezahlen schien dem Doctor gegen die Natur; er vermied es mit der größten Gewissenhaftigkeit, wo er immer konnte und die natürliche Folge davon war, daß er gelegentlich mit der Polizei in Contact kam und vor den höchsten Beamten citirt wurde. Dr. Crocus hatte seine Waffen in der Tasche, einen Bissen, der selbst den Cerberus beschwichtigt haben würde, die Nummer einer gelesenen Zeitung, in welcher die Leipziger Polizei, und besonders der Beamte, vor dem er stand, höchlich gelobt wurden; diesen Artikel hatte er geschrieben, konnte man hart gegen ihn sein?" — Der Polizeiherr, der ein sehr guter Mann war, bedauert, daß ein so talentvoller Mensch sich fortwährend in solcher gedrückten Lage befinde, findet es besonders traurig, daß er den Schneidermeister X. nicht bezahlt, dem er über fünfzig Thaler schuldig sei. Dr. Crocus hält eine seiner ciceronischen Reden, und der Polizeiherr fühlt „ein menschliches Rühren" und unglaublich, aber wahr, händigt dem Doctor fünzig Thaler oder mehr ein, den Schneider zu bezahlen. — Nach einigen Tagen begegnet der menschenfreundliche Beamte dem Schneider auf der Straße. „Nun," redet er ihn an, „Sie haben wohl auch eine unerwartete Freude gehabt?" — „„Ich, Herr? — ich? seh ich aus wie Freude in diesen schlechten Zeiten, wo kein Mensch bezahlt?"" — „Nun, es hat Sie doch Jemand bezahlt, von dem Sie es nicht erwarteten." — „„Von dem ich es nicht erwarte? ich erwarte immer, — aber wer —?"" — „Dr. Crocus!" — Der Doctor hatte nicht bezahlt, wurde schleunigst citirt und mit sehr begreiflichem Stirnrunzeln empfangen; allein er fand abermals Mittel, die Polizei zu besänftigen und — den Herrn zu bewegen, nun den Schneider wirklich zu bezahlen.

Wollte ich alle Heldenthaten dieser Art melden, müßte ich ein eigenes Buch über den Doctor schreiben, und ich will nur noch eine Anekdote von ihm erzählen. — Crocus pflegte seinen Kaffee in einer Conditorei in der Tuchhalle zu trinken; da er aber niemals bezahlte, sondern sich immer so plötzlich hinwegbegab, daß der Kellner nicht Zeit hatte, Muth zu fassen, ihn zu mahnen, so fand derselbe sich veranlaßt, seinen Herrn davon in Kenntniß zu setzen. Als daher der nichtsahnende Crocus seinen Kaffee und die Zeitung vor sich hatte, stellte sich der Wirth an die Thür, als ob er eben nichts Besseres zu thun habe. Als der Kellner aus dem Zimmer ging, ergriff Crocus in geräuschloser Eile seinen Hut und war im Begriff, sich durch die Thür zu schlängeln, als der Wirth ihm entgegentrat und mit großer Höflichkeit sagte: „Herr Doctor, Sie erzeigen mir zwar die Ehre, alle Tage bei mir Kaffee zu trinken; aber — Sie bezahlen nie." — Der Doctor sah den Kaffeewirth mit Entrüstung an und rief: „„Wozu wäre denn das auch nöthig?!"" — Ehe der verblüffte Wirth die Antwort auf diese überraschende Frage gefunden hatte, war der Doctor auf der Straße und trank von nun an seinen Kaffee an Orten, wo man ihn nicht mit impertinenten Bemerkungen behelligte. —

Dr. Crocus war ein Mann von wirklich bedeutenden Talenten und unter Anderem ein trefflicher Clavierspieler und glücklicher Componist. Später speculirte er in Demokratie — nicht in Leipzig — hätte aber beinahe sein Leben darüber eingebüßt, denn einst lauerten ihm einige Elende auf, durchbohrten ihn mit mehreren Degenstichen und ließen ihn für todt auf dem Platze.

Das Theater in Leipzig war nach Director Ringelhart von Dr. Schmidt übernommen worden, der sich viel Mühe gab. Regisseur war der tüchtige Schauspieler Marr.

Schmidt engagirte mehrere talentvolle junge Leute, die sich schnell und erfreulich entwickelten. Besonders gilt dies von den Herren Wagner und Richter und unter den Sängern von Herrn Kindermann. Herr Wagner lernte viel von der trefflichen Schauspielerin Unzelmann, die später nach Berlin kam. Obwohl man sich erst an ihr Organ gewöhnen mußte, so vergaß man doch bald den kleinen Mangel über ihr vortreffliches Spiel. Als Königin in Laubes Struensee war sie entzückend. Herr Kindermann, ein trefflicher Baritonist, der Anfangs spielte, als habe er einen Ladestock verschluckt, wurde von Madame Dessoir, einer ebenfalls guten Schauspielerin, geschmeidig gemacht. Das nützlichste Mitglied des Theaters und ein großer Liebling des Publikums war aber Fräulein Günther, später Madame Günther-Bachmann. Eine bessere Soubrette konnte man nicht wohl finden, und sie war gleich vortrefflich in Oper und Schauspiel. —

Zehntes Capitel.

Held. — Die schwarze Marotte. — Die Locomotive. — Schriftstellerleiden. — Gefängniß. — In Schkeuditz. — Die Tricots der Lola Montez und der König von Preußen. — Der Majestätsbeleidiger auf der Citadelle in Magdeburg. — Verpuppung und Entwicklung. — Verbindungen mit Herzog Carl von Braunschweig. — Herr von Andlau. — Briefe. — Des Herzogs neuer Kammerherr. — Prinz Louis Napoleon und der Herzog. — Mr. Smith. — Literarische Unternehmungen. — Historische Denkmale des Christlichen Fanatismus. — Verbindung mit Held zur Herausgabe der „Illustrirten Weltgeschichte."

Als ich einst an einem sonnigen Frühlingstage in die Stadt ging, sah ich mitten auf dem Fahrweg der Grimmaschen Straße zwei höchst auffallende Gestalten; einen Herrn mit einer Dame am Arm. Der Herr war vom Halse bis zu den Zehen hernieder in einen weiten, etwas theatralisch drappirten schwarzen Mantel gehüllt und auf dem Kopfe hatte er eine schwarze, baretartige Mütze ohne Schirm. Er sah aus, wie ein Mörder oder Verschworener in einem Melodrama. Die Dame war jung und von außerordentlich auffallender Schönheit. Sie trug einen schwarzen Crepphut und ein schwarzes Sammetkleid ohne Shawl. Es waren Held und seine junge, zweite Frau. —

Held hatte die Bühne verlassen. Er ahmte einst als „Richard Wanderer" die Manier Emil Devrients, wahrscheinlich ohne Glück, nach, denn er wurde „ohne Beifall aufgenommen," wie er sagte; allein ich fürchte, er wurde

etwas ausgelacht. Dieser Vorfall bewog ihn, die Bühne zu verlassen und sich gänzlich der Schriftstellerei zu widmen. Er hatte außer seinen sehr amüsanten „Irrfahrten eines Komödianten“ zwei Dramen: „Liebe“ und „Freundschaft“ geschrieben, welche sehr originell sind und voll von Geist, deren Aufführung er aber nicht durchsetzen konnte. Dann schrieb er ein patriotisches Singspiel, welches in seiner Art recht gut war, und ein kleines biographisches Werkchen „Preußens Helden,“ welches er Mittel fand, durch die ganze Armee zu verbreiten. Dies letzte Büchelchen brachte ihm einen Gewinn von dreitausend Thalern und er — kaufte ein Haus in Erfurt, wo er sich schon seit einiger Zeit aufhielt.

Früher hatte sich Held wenig um öffentliche Angelegenheiten bekümmert und seine politischen Ansichten waren die eines sehr royalistischen preußischen Lieutenants. Als er aber etwas mit der Welt bekannt wurde und in allerlei Conflicte gerieth, sah er bald, daß etwas faul sei im Staate Dänemark. Von den empörenden Unordnungen, Mißbräuchen und Unterdrückungen, die überall von den Beamten ausgeübt wurden, konnte, so meinte er: „Se. Majestät unser allergnädigster König und Herr“ nichts wissen. Held hielt es für Unterthanenpflicht, dem Könige die Augen zu öffnen und that dies durch zahlreiche Schreiben an den König, die zu seinem Erstaunen nicht nur nichts halfen, sondern endlich gar zur Folge hatten, daß Se. Majestät sich in Zukunft die Briefe des p. p. Held verbat. — Was diesen damals ganz besonders ärgerte, war der Censor, ein Major a. D., der nicht nach irgend einem Gesetz, sondern ganz willkürlich strich; was nicht mit seiner Ansicht übereinstimmte, war censurwidrig. Held fühlte sich also veranlaßt, an den Oberpräsidenten, Herrn von Flottwell, zu schreiben, ihm die Unfähigkeit dieses Censors zu denunciren und — sich selbst zum Censor anzu-

bieten, „da er die zu diesem Amte nöthigen Kenntnisse und liberalen Gesinnungen besitze." Er erklärte sich bereit, sich einem Examen unterwerfen zu wollen. Dieses Anerbieten war kein Scherz, sondern aufrichtiger, nüchterner Ernst. Herr von Flottwell fand sich aber durchaus nicht veranlaßt, auf das Anerbieten des p. p. Held einzugehen, worüber derselbe höchst naiv erstaunte. Er verkaufte sein Haus, schüttelte den Staub von seinen Füßen und kam nach Leipzig. Damals hatte er die schwarze Marotte, denn irgend eine mußte er stets haben; selbst sein kleines Kind trug schwarz und das Dienstmädchen ebenfalls; es war, als ob die Familie über den Tod des gesunden Menschenverstandes trauere. Im Hause trug Madame Held über dem schwarzen Kleid eine bis zum Knie reichende rothe Tunika, die ihr reizend verrückt stand. Extreme berühren sich. Die geistreichsten Leute zeichnen sich durch irgend welche Excentricitäten aus, welche hausbackene Menschen sehr schnell zu dem Urtheil führt, daß sie Narren sind. Held ist ein sehr geistreicher Mann von eminenten Gaben und äußerst scharfem Verstande und hatte sehr viele Sonderbarkeiten, die mich manchmal ärgerten, aber weit öfter noch amüsirten. — Unsere alte Bekanntschaft wurde auf's Neue angeknüpft und wuchs bald wieder zu vertrauter Freundschaft, die dadurch noch mehr befestigt wurde, daß die beiden Frauen Gefallen aneinander fanden. Bald veranlaßten wir Held's, den oberen Stock in unserem Hause zu miethen und es begannen dadurch für uns Alle einige Jahre des regsten, fruchtbringendsten geistigen Verkehrs und des erfrischendsten gesellschaftlichen Zusammenlebens.

Held hatte noch einiges Geld disponibel und beschloß, es zu einem literarischen Unternehmen anzuwenden, von welchem er sich großen Erfolg versprach. Er wollte nämlich einen „Allgemeinen Anzeiger" für Deutschland gründen, den

er denn auch bald begann. Die Anzeigen wollten aber nicht so schnell kommen und Held füllte den leeren Raum durch kurze Notizen über die politischen Ereignisse der letzten Woche. Als ich diese kurzen Notizen las, war ich auf das Angenehmste überrascht; sie erschienen mir so pikant, treffend und neu, daß ich Held dringend rieth, die Anzeigen Nebensache sein zu lassen und diese politischen Artikel weiter auszudehnen. Meine eifrige Bewunderung flößte ihm Zutrauen ein und es entstand die berühmte „Locomotive," ein kleines Blättchen, welches in der kurzen Zeit seines Bestehens mehr für die Sache des Fortschritts und der Freiheit gewirkt hat, als irgend eine große Zeitung. Sie war in Deutschland das erste wohlfeile politische Blatt; sie kostete nur einen Thaler jährlich und erschien wöchentlich einmal, einen oder anderthalb Bogen stark. — Held war durch den schnellen Erfolg überrascht; ich nicht im Allergeringsten, und als er mir mit Freude ankündigte, daß er bereits dreitausend Abonnenten bei der Post habe, prophezeihte ich ihm zwanzigtausend Abonnenten, worüber er lachte. Ich machte eine Wette mit ihm, daß er so viele Abnehmer bekommen werde und machte mir für diesen Fall zweitausend Thaler jährlich von der Einnahme aus, wofür ich aber gar nichts zu thun verbunden sein wolle. Held willigte lachend ein. — Die Zahl der Abonnenten wuchs in erstaunlicher Progression; bald kamen sie täglich hundertweise und nach einigen Monaten stiegen sie auf fünfzehntausend; im folgenden Vierteljahre würde die von mir verkündete Zahl ohne allen Zweifel da gewesen und vielleicht bis zum dreifachen gestiegen sein, trotz aller Censur, wenn nicht die Regierung das Blatt für zu gefährlich erachtet und durch einen bloßen Befehl unterdrückt hätte, nachdem es kaum ein halbes Jahr bestanden hatte. — Kein Wunder, daß die Regierungen sich entsetzten, denn solch ein Erfolg

war noch gar nicht dagewesen und mit den Waffen des Witzes und der Ironie waren ihre ehrwürdigen Mängel und Thorheiten noch nicht angegriffen worden. Die Locomotive electrisirte Städtchen und Dörfer, in denen sonst nicht ein halbes Dutzend Personen sich um die Zeitungen kümmerten. Am Tage der Ankunft des kleinen Blattes wurde das Postamt von einer eifrigen Menge belagert, und damit alle auf einmal den Inhalt kennen lernten, so wurde dasselbe im Wirthshause, oder im Freien vorgelesen und der Vorleser oft durch Jubel oder Gelächter unterbrochen.

Das meiste in der Locomotive schrieb Held selbst; die eingesendeten Beiträge waren nur selten zu gebrauchen, denn sie waren meistens zu breit; das epigrammatische der Held-schen kleinen Artikel war ebenso schwer nachzuahmen, wie die eiserne Logik seiner längeren Aufsätze. Die Politik war Held ein ganz neues Feld, das ihm beinahe ebenso fremd war, wie einem Kinde; er hatte sich daher an keine traditionellen Auffassungen gewöhnt und sein Lieutenants-Royalismus zerschmolz vor dem ersten scharfen Blick, mit welchem er denselben zu prüfen wagte. Ueberall machte Held neue Entdeckungen, und da er die Sache stets von einer Seite betrachtete, die man noch niemals angesehen hatte, so waren seine Bemerkungen so überraschend treffend. Man kann zehn Jahre in einem Zimmer wohnen und eine sehr irrthümliche Ansicht über seinen eigenen Tisch haben, die in einem Augenblick durch Jemand als irrthümlich umgestoßen wird — dem es einfällt, unter den Tisch zu kriechen, um ihn von dieser Seite zu untersuchen. —

Was den verschiedenen Regierungen ganz besonders an der Locomotive mißfiel, war ihre Wohlfeilheit. Zwei und einen halben Silbergroschen monatlich kann Jeder erschwingen

und dies war der Hauptgrund der strengen Maßregeln, die gegen dies Blättchen ergriffen wurden. Der Censor in Leipzig, damals Professor Bülau, hatte einen schweren Stand, denn oft ganz unschuldig scheinende Artikel hatten einen verborgenen Stachel, der dem vielgeplagten Manne entging. Wenn wir des Abends die politischen Ereignisse besprachen und ihre Essenz filtrirten, dachten wir auch daran, unsere Einfälle durch die Censur zu bringen. Zu diesem Ende wurden allerlei Listen ersonnen. Ich will nur ein Beispiel anführen. Prutz war aus Weimar ausgewiesen worden. Dies Factum wurde mit dem Bemerken erzählt, daß diese Maßregeln weniger dem Willen des Großherzogs, als dem Einfluß der Großherzogin, die bekanntlich eine russische Prinzeß, zuzuschreiben sei. — Nun folgte ein ziemlich langer fulminanter Artikel gegen Preußen und diesem eine Wirthschaftsregel: „Wenn man Schaafleder vor dem Verderben bewahren will, muß man Juchten daneben legen.“ — Bülau erhielt einen „Bürstenabzug“ zur Correctur und strich, wie vorherzusehen, mit Wuth den Artikel gegen Preußen. Dadurch kamen die Notiz über Prutz und die Wirthschaftsregel dicht zusammen und letztere bildete gleichsam die Moral der Geschichte. Das verursachte viel Gelächter, da der damalige Großherzog nicht eben wegen seiner Klugheit berühmt war.

In Leipzig herrschten zu jener Zeit in der Verwaltung noch höchst patriarchalische Gebräuche. In anderen Ländern, zum Beispiel in Preußen, wird man durch ein Schreiben auf die Polizei citirt, in welchem der Grund der Citation angegeben ist. Das geschah in Leipzig nicht; ein Polizeidiener erschien in solchem Fall und hinterließ die mündliche Einladung, zu der und der Zeit zu dem und dem Actuar zu kommen. Held hatte einen sehr regen Verkehr mit dem Actuar Kittler, der Preßsachen unter sich hatte.

Diese Visiten, welche gewöhnlich durch Polizeigardinen-Predigten ausgefüllt wurden, kamen so häufig vor, daß sie zum täglichen Brod gehörten und es war unter uns kaum mehr die Rede davon. Preußen wurde aber immer zudringlicher und die Gardinenpredigten wurden immer eindringlicher. Eines Tages aß ich im Hotel de Pologne und wunderte mich über Held's Ausbleiben, für den ich einen Platz aufgehoben hatte. Statt seiner kam ein Billet an mich, mit Bleistift geschrieben, welches die überraschende Nachricht enthielt, daß er arretirt sei, man aber endlich gestattet habe, daß er gegen eine baare Caution von fünfhundert Thalern freigelassen werden solle und mich bat, diese schleunigst herbeizuschaffen. Ich ging also zu meinem Nachbar O. W. und bat ihn, seine Chatoulle zu öffnen, da die meinige solche Summen nicht enthalte. O. W. verblich beinahe des blassen Todes; so plötzlich fünfhundert Thaler zu zahlen, schien gegen alle Buchhändlernatur; allein ich öffnete die Schleusen meiner Beredtsamkeit und O. W. wußte, daß er verloren war. Da er die Sache mit einem Staatsschuldschein abmachen konnte, der ihm nicht so viel Herzeleid als Gold verursachte, so händigte er mir ohne besonderes Sträuben das Papier ein, welches ich sogleich bei dem Bankier gegen Kassenanweisungen umsetzte, die ich auf die Polizei brachte. Das hatte man wahrscheinlich nicht erwartet; ich legte mit freundlichstem Gesicht meine Kassenscheine hin, war aber sehr erstaunt, als man sie verächtlich zurückschob, denn es waren — preußische! Ich mußte sie in der That gegen königlich sächsische umwechseln und Held wurde befreit.

Der Verkehr mit Actuar Kittler wurde aber immer lebhafter und auch ich wurde mit hineingezogen. Im Erzgebirge war ein conservativer Bergbeamter zum Deputirten gewählt, während man gern den tüchtigen, liberalen Gegen-

candidaten gehabt hätte. Es war damals gerade der verworrene Zustand des Bergwesens viel besprochen worden und man hoffte, Aufschlüsse darüber in der Kammer zu hören. Der Bergbeamte war ein Lebemann und renommirter Zecher. Als ich in der Locomotive von seiner Erwählung sprach, sagte ich: „Nun haben wir doch endlich Hoffnung, über die Bergbauangelegenheiten die Wahrheit zu erfahren, denn wenn das uralte Sprichwort: in vino veritas nicht lügt, so muß sie Herr V. längst gefunden haben.“ — Da der Stich traf, so wurde der Mann wüthend und klagte und ich wurde zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt, „weil ich an den Fähigkeiten und dem guten Willen eines Landesdeputirten gezweifelt hätte!“ — Ich möchte wohl wissen, was ein Engländer zu dem Urtheil gesagt haben würde, und doch hatten beide Länder, England und Sachsen, eine constitutionelle Verfassung! Das Spaßhafteste war, daß sechs oder acht Wochen später dieser empfindliche Deputirte mit sechstausend Thalern davonlief, die er dem Minister von W. abgeschwindelt hatte. —

Die Urtheilssprüche in damaliger Zeit lauteten aber oftmals noch seltsamer. Nach besonders lebhaftem Verkehr mit Kittler, verkündete mir Held, daß er wahrscheinlich zum Gefängniß verurtheilt werden würde. Als er mir den verbrecherischen Artikel zeigte, rief ich lachend: „Ei Du dummer Kerl, den Artikel hast Du ja gar nicht geschrieben, den hab' ich geschrieben.“ — Unsere Ideen und Art sie auszudrücken, stimmten damals so sehr überein, daß Held wirklich glaubte, er habe den Artikel verfaßt. Ich schrieb ihn, als ich während einer Abwesenheit Held's das Blatt redigirte. Ich redete von dem Vorschlag, die Dienstzeit der österreichischen Soldaten von vierzehn Jahren auf acht Jahre herabzusetzen, und daß sich dagegen der Commandeur der Artillerie empöre,

indem er behaupte, in acht Jahren könnten die Leute nicht lernen, was sie zu ihrem Dienst nöthig hatten. „Das muß in der That ein potenzirter Oesterreicher sein," rief ich aus, „der in acht Jahren nicht lernt, was er zum gemeinen Artilleristen nöthig hat. — Wie grausam ist diese lange Dienstzeit; denn wer einmal vierzehn Jahre unter dem besiegelten Haßling gestanden hat, ist dann zu weiter nichts gut, als eben zum österreichischen Unterthan." — Ich sandte eine feierliche und untersiegelte Erklärung ein, daß Held den Artikel nicht geschrieben habe, das half nichts, er als Redacteur wurde „wegen Beleidigung eines deutschen Volksstammes" zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt, die er denn auch richtig in der preußischen Stadt Schkeuditz — der von Gott verlassenen — absitzen mußte.

Irgend Jemand theilt die Menschheit in zwei Klassen: solche, die schon gesessen haben und solche, die noch nicht gesessen haben. Für beide Classen wird es daher vielleicht interessant sein, zu erfahren, wie man zu jener vormärzlichen Zeit saß. Es klang fürchterlich märtyrerisch, daß Held seine Artikel vom „Gefängniß in Schkeuditz" datirte und seine Briefe hatten einen förmlichen Anachoretengeruch. Herz und Gesicht voll Mitgefühl — er saß ja für mich! — besuchte ich ihn. Das Gefängniß lag im Amtsgebäude ebener Erde und bestand in einem großen, nicht eben schlecht möblirten Zimmer, dessen Fenster indessen verdüstert waren. Am Fußboden befand sich ein starker eiserner Ring, um widerspenstige Gefangene anzuketten. Es war höchst schauerlich. Held saß feierlich an seinem mit Papieren überfüllten Schreibtisch und erschien mir höchst ehrwürdig. Rauchen durfte er und wir steckten wehmüthig unsere Cigarren an. Endlich schlug er — einen Spaziergang vor. Ich dachte an einen ummauerten Hof und war sehr erstaunt, als er mit mir

ungehindert auf die Straße ging. Er kehrte aber um, indem er rief: „Ich will doch den Schlüssel von meinem Gefängniß abziehen, damit mir Niemand in meinen Papieren kramt."

Es war Winter und als wir — das heißt unsere Frauen und ich — Held wieder besuchten, lag Schnee und das Wetter war schön; wir beschlossen also eine Schlittenpartie nach Lütschena, auf der uns Held zu Pferde begleitete. Es war sehr hübsch, besonders für einen Gefangenen. — Um die Einförmigkeit seines Lebens zu unterbrechen, verabredeten wir für einen Sonntag ein flottes Diner in seinem Gefängniß. Die beiden Marr, Vater und Sohn, Herloßsohn und ich fanden uns zu gehöriger Zeit ein und mit uns kam eine Kiste mit Wein. Als der Tisch gedeckt war, erschien vor dem Amthause ein klingelnder Schlitten, in dem rauchend unser — Diner saß, welches im Bahnhofshotel bereitet worden war. Es schmeckte uns ganz vortrefflich und das Diner war sehr heiter. An Toasten fehlte es nicht und manchem Fürsten müssen die Ohren geklungen haben. — Einmal erwiederte Held sogar unsere Visite in Leipzig! — Die armen Beamten, von denen manche kein gutes Gewissen haben mochten, fürchteten Held wie den Teufel und wahrscheinlich noch mehr. —

Als der Boden in Leipzig für Held zu heiß wurde, nahm er eine Wohnung in Stötteritz, welches nicht unter der Gerichtsbarkeit der Stadt steht. Er war aber dort den Leuten zu nahe und eines Sonnabends erhielten wir die Nachricht, daß Held arretirt werden solle. Da dies ohne Mitwirkung der Stötteritzer Behörde nicht ausgeführt werden und die Notiz an dieselbe vor Montag nicht einlaufen konnte, so begab ich mich früh am Morgen, noch vor Oeffnung des Büreaus, dorthin, versehen mit einem Schein von Held, der mich ermächtigte, seinen Paß zu empfangen. Was ich

hoffte geschah; der Beamte gab ihn mir, noch ehe er die eingelaufenen Briefe geöffnet hatte; ich nahm sogleich einen Wagen und fuhr an die Eisenbahn, um Held den Paß nach Schkeuditz zu bringen, wohin er zu Fuß gegangen war, aus Furcht, am Bahnhof arretirt zu werden.

Als die Locomotive ohne alle Umstände verboten wurde, gab Held den „deutschen Courier" heraus, der aber auch bald dasselbe Schicksal hatte. Eine Zeitschrift unter dem Titel „der deutsche Michel" wurde nicht gestattet. Von Schkeuditz zog Held nach Halle, wo er die Locomotive als Monatsheft fortsetzte, was die damaligen Preßverordnungen möglich machten. Er lag in beständigem Krieg mit dem dortigen Censor, welcher weder bei der Erfindung des Pulvers noch der Schießbaumwolle betheiligt gewesen war. Da man es nicht gestattete, Censurlücken anzudeuten, so schaltete Held an Stellen, wo sie vorkamen, stets folgende Buchstaben ein: (Cnsrschr.), welches dem Censor viel Kopfzerbrechen verursachte und das Held für ein cosakisches Feldgeschrei erklärte, womit der Mann der Censurscheere sich kopfschüttelnd begnügte. Da durch das genannte Instrument oft ganze Columnen gefressen wurden und Held keine leeren Blätter lassen durfte, so füllte er den Platz durch unschuldige Fabeln, wie: „Ein armes Lämmchen, weiß wie Schnee u. s. w." Ich führe das nur an, um der gegenwärtigen Generation ins Gedächtniß zu rufen, mit welchen Schwierigkeiten wir damals zu kämpfen hatten. Indem man diese Preßzustände mit den gegenwärtigen vergleicht — die freilich auch noch viel zu wünschen übrig lassen — wird man hoffentlich Denjenigen nicht die Anerkennung versagen, welche durch ihre Beharrlichkeit und theils durch Aufopferung ihrer Freiheit oder selbst ihres Lebens die jetzigen erträglicheren Zustände herbeiführten.

Held war in immerwährenden Unterhandlungen mit dem Obercensurcollegium in Berlin, an dessen Spitze Bornemann stand. Oftmals wurden gestrichene Artikel frei gegeben; aber nach Monaten, wenn diese Artikel längst alles Interesse verloren hatten. Um dem Publikum eine Einsicht in die Wirksamkeit der Censur und des genannten Collegiums zu gewähren, gab Held über zwanzig Bogen starke, also damals censurfreie, Censurstriche heraus, die höchst interessant sind. Dies Buch „stank in die Nasenlöcher" der Berliner Bureaukraten. Sie sandten es an das Gericht nach Magdeburg, Held darauf anzuklagen. Das Gericht sandte das Buch mit dem Bemerken zurück, daß es nichts darin finden könne, worauf eine Anklage zu gründen sei. Das Exemplar kam indessen wieder nach Magdeburg zurück, versehen mit Rothstiftwegweisern und Held wurde vor das Gericht citirt wegen eines Artikels über Lola Montez. Er erzählte in demselben, daß diese, bei einer Parade in der Suite des Königs reitend, einen Polizeibeamten, der sie wegweisen wollte, in ihrer beliebten Weise mit der Reitpeitsche tractirt habe, dafür angeklagt, zu einem halben Jahre Zuchthausstrafe verurtheilt, aber vom Könige begnadigt worden sei. Der Artikel schloß: „Ob ich wohl begnadigt worden wäre, wenn ich dasselbe gethan hätte? — Möglich, aber wahrscheinlich nicht; denn wenn schon in der Waagschaale der Gerechtigkeit ein Paar fleischfarbene Tricots schwerer wiegen als meine Stahlfeder, wie viel mehr sind sie nicht geeignet, die Schaukel der Gnade aus dem Gleichgewicht zu bringen." — Wegen dieses Passus wurde Held der Majestätsbeleidigung angeklagt. Als Held das von dem Gericht hörte, nahm er das auf dem Tische liegende Landrecht in die Hand, und da er dasselbe sehr genau kannte, so fand er bald den betreffenden Paragraphen und las mit be-

wegter Stimme laut: „daß solch ein Verbrecher auf einer Kuhhaut zum Richtplatz geschleift werden solle u. s. w.“ Das ganze Gericht lachte; aber trotz aller Heiterkeit wurde Held zu zwei Jahr Festung und Verlust der Nationalkokarde verurtheilt. Held appellirte und der bekannte Stieber, der damals noch liberal war, vertheidigte ihn. In der Vertheidigung drückte derselbe aus, daß der Passus um so weniger den König treffen könne, da Allerhöchstderselbe niemals im geringsten Verdacht gestanden habe, eine Vorliebe für fleischfarbene Tricots und was darunter gezeigt zu haben. Die Appellation half in so weit, daß Held die Kokarde nicht verlor und die Strafe zu ein Jahr Festung ermäßigt wurde, welche er auch glücklich auf der Citadelle in Magdeburg absaß, wo man damals eine hübsche Sammlung von mißliebigen Schriftstellern angelegt hatte. Held hatte es da nicht ganz so gut, wie in Schkeuditz; aber doch noch so ziemlich und er konnte dem Himmel danken, daß sein Martyrium in diese frühe Zeit, zwei Jahre vor und nicht nach achtzehn hundert acht und vierzig fiel.

Diese sechs Jahre in Leipzig waren für mich und meine innere Entwickelung von der allerhöchsten Wichtigkeit. Durch Geburt, Erziehung und gesellschaftliche Verbindungen war ich Aristokrat und hatte daher die Neigungen und Gewohnheiten dieser Klasse. Ehe ich die Welt genug kannte, um mir ein eigenes Urtheil zu bilden, theilte ich natürlich auch die traditionellen Sympathien und Antipathien sowohl des Adels- als Officierstandes; doch da ich schon in früher Jugend mit Menschen anderer Stände in Berührung gekommen war und die in den Kinderjahren empfangenen Eindrücke im Jünglinge zu Ansichten zu reifen begannen, in dem Maaße als der Verstand sich entwickelte, so waren diese militairisch-aristokratischen Sympathien und Anthipathien bei

mir immer mehr etwas Aeußerliches und sprachen sich selbst in den ersten Jahren meines Lieutenantslebens niemals ernstlich und leidenschaftlich aus. Das Bekanntwerden mit den Werken großer und vorurtheilsfreier Schriftsteller, das Studium der Geschichte, eigenes Nachdenken und einiges Talent zur Beobachtung brachten diese Standessympathien sehr schnell auf den Nullpunkt und erlaubten es dem gesunden Menschenverstande, unbehindert durch künstliche Einflüsse, auf den Thermometer meiner Ansichten zu wirken. Dieser gesunde Menschenverstand ist seitdem mein einziger Führer durch das Leben gewesen, und was mir von den durch ihn geläuterten früh aufgenommenen Standeseinflüssen geblieben ist, hat, in Verbindung mit den mir von der Natur gegebenen Dispositionen, mich nicht nur davor bewahrt, von diesem gesunden Menschenverstand eine zu hausbackene, oder gemeine Anwendung zu machen, sondern mich im Gegentheil nicht selten zu dem entgegengesetzten Fehler geführt. — Um Politik bekümmerte ich mich in den ersten Jahren meines Officierslebens gar nicht. In unserm Patent stand, daß wir „dem Könige und seinem Königlichen Hause treu, hold und gehorsam sein und demselben bei Tag und bei Nacht, zu Wasser und zu Lande dienen sollten,“ und ich hielt das damals für ganz in der Ordnung; es fiel mir nicht auf, daß weder von Staat noch Volk das Allergeringste darin enthalten war.

Allmählig mit der wachsenden Bildung erweiterten sich auch diese Ansichten über den Lieutenantshorizont hinaus und ich fing an darüber nachzudenken, ob sich meine Stellung als Officier mit meinen neu gewonnenen Ansichten vertrage. Es war mir nämlich die Ahnung aufgegangen, daß nicht nur der Fürst, sondern auch das Volk Rechte habe, und der damals noch als Ketzerei geltende, nun aber selbst von allen deutschen Fürsten anerkannte Grundsatz: „daß das Volk nicht

wegen des Fürsten, sondern der Fürst des Volkes wegen da sei," wurde die Grundlage meines Denkens und Handelns.

Indem ich die Ursachen und Mittel untersuchte, durch welche das Gleichgewicht zwischen Volk und Fürsten zu Gunsten des Letzteren gestört worden war, belehrte mich die Geschichte, daß dies hauptsächlich durch die Schöpfung der stehenden Heere geschehen sei, und daß sie noch immer als Mittel zur Aufrechterhaltung dieses unnatürlichen Zustandes benutzt würden. Das verleidete mir meine Stellung als Officier. — Es würde indessen wohl noch längere Zeit gedauert haben, ehe diese Ansichten so stark und überzeugend in mir geworden wären, um mich zum Austreten aus der Armee zu bewegen, wenn nicht andere, offenherzig genug erzählte äußere Veranlassungen diesen Entschluß gefördert hätten.

So lange ich noch Officier war, konnten diese Ansichten sich nicht klar gestalten; allein das geschah sehr schnell, als ich aus diesem eng abgegrenzten Kreise hinaus in die Welt trat und besonders seit mich der Aufenthalt in Leipzig nicht nur mit so vielen geistreichen Menschen, die nicht dem Adels- und Officiersstande angehörten, in Verbindung brachte, sondern mich auch meine Beschäftigungen und Studien darauf anwiesen, mich mit den Fragen der Tagespolitik bekannt zu machen, und an die „anerkannten" Principien den Maasstab meines gesunden Menschenverstandes zu legen. Keine Studien waren aber wohl zu diesem Zwecke geeigneter und fruchtbringender als diejenigen, welche ich für die Geschichte meines niederländischen Freiheitskrieges zu machen hatte! Dieses Studium gestaltete die durch zerstreute Anregung entstandenen Gedanken und Ideen zu festen Ansichten und Principien. Damit kam aber auch die Erkenntniß der Mangelhaftigkeit und Ungerechtigkeit der damaligen Zustände und

der immer glühender werdende Wunsch, auch nach Kräften zur Verbesserung und Umgestaltung derselben beizutragen. Die Geschichte belehrte mich ebenfalls darüber, daß dergleichen Umgestaltungen niemals auf dem bloßen sogenannten „gesetzlichen Wege“ durchgeführt worden waren, eben weil die bestehenden Gesetze unter dem Einfluß der Gewalthaber entstanden und mit besonderer Rücksicht auf Erhaltung ihrer Macht abgefaßt waren. Die Hoffnung, daß eine solche Umgestaltung auf dem „gesetzlichen Wege“ in Deutschland möglich sein könne, erschien mir, als aller historischen Erfahrung widersprechend, durchaus abgeschmackt, und um so mehr, als Jeder, der nicht geradezu mit Blindheit geschlagen war, sehen konnte, daß Alles in Deutschland auf den Ausbruch einer Revolution hindeutete. Da nun eine solche meiner Ueberzeugung und meinen Wünschen vollkommen entsprach und ich wußte, daß vereinzelte, unentschiedene und lahme Volkserhebungen das Volk stets weiter vom Ziele zurückschleudern, während dasselbe durch einiges energisches Handeln sicher zu erreichen ist, so machte ich es zu meiner Lebensaufgabe, mit all' meinen Kräften dahin zu wirken, daß das Volk bis zum Ausbruche der erwarteten Revolution einig und energisch zu handeln geneigt und fähig gemacht werde. Das konnte nur durch die Presse geschehen, und weil das die Regierungen ebenso gut wußten wie ich, so wurde diese Presse auf alle Weise gefesselt und geknebelt.

Mit freudigem Muth trat ich in die Reihen der Kämpfer für die Volksrechte, und da es noch nicht Zeit war, das Schwert zu ziehen, so beschloß ich, bis dahin mit meiner Feder zu fechten. — Ich schrieb mit Eifer an meinem Werk über die niederländische Revolution, und je tiefer ich mich in dasselbe versenkte, desto glühender wurde mein Wunsch, bald, recht bald nicht nur für die Freiheit zu schreiben, son-

dern auch Leben und Blut für sie einzusetzen. Oft stand ich von meiner Arbeit auf und ging stundenlang auf und ab, Gedanken fortspinnend und ausarbeitend, die durch die Ereignisse der niederländischen Kämpfe in mir angeregt wurden; ich verglich sie mit der Gegenwart und war bald mitten in Tagträumen, die mich in das Schlachtgetümmel versetzten, begeistert gegen imaginäre Philippe in den Reihen der deutschen Geusen fechtend. — Daß meine Träume mir meist Kriegsbilder zeigten, ist begreiflich, erstlich weil ich der Abkömmling einer sehr kriegerischen Familie bin, die manchen Helden hervorbrachte, und zweitens weil ich von Jugend auf die Kriegskunst studirt hatte und sehr wohl wußte, daß diese Kenntnisse bei einer ausbrechenden Revolution von um so größerm Werth sein würden, als an eine Theilnahme vieler Officiere für das erste nicht zu denken war.

Oftmals wenn meine Freunde, besonders bei Laube, sich über irgend ein Theaterstück, oder über den Werth einer Novelle, oder sonst über ästhetische Gegenstände unterhielten, ging ich für mich allein gedankenvoll auf und ab, Revolutions- und Schlachtenbilder in meinem Kopfe umherwälzend. Madame Laube, die sonst Jeden zu unterhalten verstand, verzweifelte manchmal an mir und fragte meine Frau, „was mich denn nur, um Alles in der Welt, amüsire oder interessire!“ — — Die kommende Revolution war es.

Bald nachdem ich mich in Leipzig niedergelassen hatte, schrieb mir General von Schultze und drang in mich, „sein“ Buch über die Braunschweigische Revolution drucken zu lassen, wozu er gern zwanzig Louisd'or hergeben wolle. Die Joh. Friedr. Hartknoch'sche Buchhandlung erklärte sich bereit, den Verlag zu übernehmen und das Buch ward mit Censur gedruckt. Ehe es jedoch die Druckerei verlassen hatte,

wurde es confiscirt, und auf die gegen die Regierung eingeleitete Klage, welche den Druck durch das Gutheißen des Censors bewilligt hatte, wurde dieselbe verurtheilt, die Druckkosten und auch die sechsunddreißig Louisd'or Honorar zu zahlen, welche ich von dem Verleger für die zwölf Bogen erhalten hatte. Ich dachte, der General habe von dem Erscheinen des Buches in Braunschweig geredet und dadurch dessen Beschlagnahme herbeigeführt; derselbe schrieb mir jedoch: „Niemandem habe ich die Braunschweigische Revolution in Braunschweig gezeigt, auch keinem Verwandten, auch mit Niemandem davon gesprochen; daß es bekannt geworden, wird durch einen in Leipzig sich aufhaltenden Braunschweigschen Agenten bewirkt worden sein." —

Ich schrieb nun an Herrn Frommann in Jena, wo Bücher über zwanzig Bogen censurfrei waren, erzählte ihm den Zusammenhang der Sache und bot ihm das Buch zum Verlag an. Obwohl ungern, schrieb er, so nehme er doch meinen Antrag an, da er es für Pflicht halte, die liberaleren Censurbestimmungen seines Landes zu benutzen, wenn man sich unter solchen Umständen an ihn wende. Um die zwanzig Bogen zu erreichen, mußte man ein langes Actenstück mit dem Buche drucken, wofür ich vierundzwanzig Louisdor erhielt. Das Büchelchen von zwölf Bogen brachte mir also gegen achtzig Louisdor ein.

Ich habe bereits an einem anderen Orte erzählt, wie das Buch entstanden ist, von dem eigentlich nichts mein eigen ist als die Vorrede. General von Schultze intriguirte fortwährend, den Herzog wieder zu seinem Herzogthum zu verhelfen, ohne daß jedoch der Herzog Carl sich ernstlich darauf einließ, obwohl derselbe fortwährend Demonstrationen machte, aber niemals mit dem ernstlichen Willen, dieselben zu Thaten reifen zu lassen. Etwas Geschrei und Aufsehen war Alles,

was der Herzog wollte, dessen Eitelkeit es nicht vertragen konnte, daß man gar nicht von ihm redete. Als mir der General einst sagte, ich hätte zu ihm kommen sollen, als er mich dazu aufforderte, weil er mir Wichtiges mitzutheilen habe, was er einem Brief nicht anvertrauen könne, machte er mich mündlich mit dem verrückten Plan bekannt, den er ausgesonnen und bei dessen Ausführung er mir eine Hauptrolle zugedacht hatte. Es war das nichts Anderes, als eine gewaltsame Einnahme des Herzogthums Braunschweig. Eine Anzahl Truppen sollten, wenn ich nicht irre, in Bremerhafen gelandet und in der Braunschweigschen in der Nähe liegenden Parcelle gesammelt, von hier aber als preußische Kriegsreservisten durch das hannöversche Gebiet in das Braunschweigsche geführt werden. Da ich einst ein Commando Garderekruten geführt hatte und die Verhältnisse kannte, so meinte der General, daß es mir gelingen könne, die Täuschung für die kurze Zeit des Marsches zu erhalten. Es wäre das nicht ganz unmöglich, obwohl immer ein äußerst unsicheres, gewagtes Unternehmen gewesen. Der Herzog that wenigstens, als habe er ähnliche Pläne, deren Ausführung ihm aber durch die, von der französischen Regierung genommenen Maßregeln unmöglich gemacht wurde und die nicht weiter gediehen als bis zur Anschaffung von fünftausend — Uniformen! — Der General hatte durch seine Briefe den Herzog lange auf das Erscheinen des erwähnten Buches neugierig gemacht und in ihm den Glauben erweckt, als sei dasselbe ganz zu seinen Gunsten geschrieben. Welche Ansichten aber Herzog Carl darüber hatte, ist aus nachfolgenden Briefen zu sehen, die mir Herr von Andlau im Auftrage des Herzogs schrieb. Ich halte deren Veröffentlichung in meinem eigenen Interesse für nöthig, da es vollständiges Licht auf meine Verhältnisse

zum Herzog wirft, welche man mir oftmals zum Vorwurf gemacht hat.

London, den 25. Februar 1843.

„Ew. Hochwohlgeboren

unterlasse ich nicht den unterm 19. d. Mts. erfolgten richtigen Eingang Dero gefälligen Schreibens d. d. 18. Januar hierdurch dienstergebenst anzuzeigen und für die geneigte Uebersendung der beiden Exemplare Ihres Werks über die Braunschweigsche Revolution von 1830 verbindlich zu danken, wovon ich eins Sr. Durchlaucht dem Herzog sammt Begleitschreiben vor Augen gelegt. Im Wechsel bitte ich die im Jahre 1836 zu Paris erschienenen Memoiren entgegen zu nehmen, welche ich vorgestern durch eine sichere Gelegenheit über Hamburg nach Leipzig befördert habe.

Erlauben Ew. Hochwohlgeboren es mir, Ihnen freimüthig zu bekennen, daß der Inhalt Ihrer Schrift Se. Herzogl. Durchl. sowohl als mich selbst nicht wenig überrascht hat. — Abgesehen von mehreren unwesentlichen Unrichtigkeiten und Druckfehlern als z. B. Olgen statt „Oelper“, Durlach statt „Bruchsal“, Basel statt „Orbe“ u. s. w. begreife ich in der That nicht, wie der General v. * * * Ihnen dergleichen zum Theil auf den gröbsten Unwahrheiten beruhenden Data zur Bearbeitung überliefern und Sie ein Werk herausgeben lassen konnte, das, mit Ausnahme Ihrer Vorrede, wohl nichts weniger als eine „Vertheidigungsschrift“ genannt zu werden verdient. Es ist daher natürlich, daß Se. Durchlaucht von dem Inhalte eines Buches nicht sehr erbaut sein kann, was vergleichweise — den Baum auf beiden Schultern trägt und neben den gedachten Unwahrheiten und albernen Gerüchten eigentlich nichts Neues enthält, vielmehr alte längst vergessene Geschichtchen aufwärmt, längst bekannte Dinge dem Publico wiedererzählt und daher von Freunden und Feinden

als „nicht gehauen und nicht gestochen“ bezeichnet werden wird. —

Als ich die Vorrede las, die gut gehalten und sehr umsichtig behandelt ist, erwartete ich etwas Gediegenes auch im Texte vorzufinden und — muß nun offen gestehen, niemals mehr als hierin getäuscht worden zu sein. Sr. Durchlaucht ging es nicht besser, wenngleich höchst Sie sich weniger als ich, von dieser seit längerer Zeit ewarteten Vertheidigungsschrift versprachen. Es wäre wirklich besser gewesen, die Sache gar nicht als in der vorliegenden Art zu berühren; ein Dienst ist Sr. Durchlaucht mit diesem, theilweise wenigstens, gänzlich unbegründeten und auf Hörensagen gestützten juste-milieu Werke keinesweges geleistet und es giebt uns einen erneuerten Beleg, daß man im Leben öfters mehr noch die Freunde als die Feinde zu fürchten hat. — Um den Schein der Unparteilichkeit hervorzuheben, muß man doch nicht zu leeren, nachtheiligen Gerüchten oder unbegründeten Thatsachen und der Sache nichtsnützenden, höchst überflüssigen Erzählungen seine Zuflucht nehmen. Se. Durchlaucht bedauerte mit mir, daß Herr v. *** Ihr Talent nicht besser zu nützen gewußt und namentlich seine Ideen und „lustige Geschichtchen“ (wie sie der Herzog nennt) ehe solchen Worte gegeben und der Presse überliefert worden sind, nicht uns zuvörderst mitgetheilt und an der Quelle sich der Wahrheit vergewissert hat, die ich gewissenhaft gegeben haben würde. Nach meiner Ansicht dürfte das Buch wohl nicht scharf angegriffen werden und bald effectlos der Vergessenheit anheim fallen. Ohne übrigens manche gute Worte und geschickte Wendungen verkennen zu wollen, die Sie der undankbaren Arbeit abgewonnen haben, bemerke ich hier noch, daß Ihre Behauptung wegen einer bei weitem freieren Constitution, die der Herzog den Braunschweigern eventuell geben würde, durchaus richtig

ist — und sollte dieser gewünschte Fall jemals eintreten, sicher nicht Lügen gestraft werden wird.

Schließlich erlaube ich mir einige, der strengsten Wahrheit getreuen Berichtigungen niederzuschreiben, welche zum Zweck haben, das Obengesagte zu motiviren.

Die Vorrede des Werkes ist, wie gesagt, das Beste der ganzen Erscheinung und man sieht ohne Mühe und ohne Ihre Versicherung, daß Herr von *** keinen Antheil daran habe, obgleich pag. VI. sehr naiv verspricht „einige **irrige** Ansichten und **falsche** Thatsachen zu berichtigen, mit denen man die Geschichte verfälscht hat.“ Dieser Vorwurf kann Sie, verehrtester Herr v. Corvin, nicht wohl treffen, wenn dem Versprechen im Verlaufe Ihrer Schrift nicht nachgelebt wird, sondern einzig und allein die benutzten Quellenwerke, Schmähschriften und — vornehmlich Herrn von *** als eigentlichen Verfasser. Im Uebrigen enthält Ihre Vorrede manche interessante, sachdienliche und unstreitbare Wahrheiten und giebt namentlich über die unverantwortliche Prinzen-Erziehung eine getreue Uebersicht. Pag. X. hätte noch bemerkt werden können: daß der würdige englische Geistliche, Herr Prince, sich den an ihm ausgeübten Gewaltsact des Gr. Münster, zu welchem dessen verrätherischer Agent Schmidt-Phiseldeck willig die Hand bot, um so mehr zu Herzen zog, als er dem verblichenen Herzog Friedrich Wilhelm das feierliche Versprechen gegeben hatte, die jungen Prinzen nicht zu verlassen und über sie treu zu wachen, falls der Tod ihn zu frühzeitig ereilen sollte. — Der würdige Lehrer, stets geliebt und geschätzt von seinen fürstlichen Zöglingen, und welcher jene unheilvolle Erziehung sicher ganz anders geleitet haben würde, ward aber zu seinem größten Schmerz gewaltsam von ihnen getrennt und — — — starb endlich in dem Tollhause Bedlam zu London. — Die Schwester

des Verstorbenen und mehrere Bekannte der Familie haben dem Herzog und mir selbst von seinem Kummer, Trübsinn und traurigem Ende erzählt. *)

pag. 28 der Schrift. Die Erzählung über den Herrn von Linsingen ist von einem Ende bis zum andern nichts weiter als eine wiederholte, leere Erfindung. Se. Durchlaucht haben den v. L. auf keine Weise genöthigt aus dem Fenster zu springen. Den Commentar kann ich genau liefern: In Folge eines hitzigen Fiebers warf der Kranke unbewacht sich eines Morgens zum Fenster hinaus, ohne sich zu verletzen, in den Garten; Blumenbeete und Gesträuch hatten dies glücklicherweise verhindert, mit denen Herr v. L. in Contact gerathen war. Der Herzog erfuhr dies zuerst beim Aufstehn von seinem Kammerdiener. Die Umgebung und Dienerschaft kennen diesen Umstand genau; Augenzeugen existiren noch jetzt und namentlich hätte der Kammerdiener Joseph Meyer zu Braunschweig leicht befragt werden können.

pag. 41. Der Herzog hat Herrn von Schmidt-Phiseldeck nie geschätzt, sondern stets verachtet, seitdem er nämlich in 1822 auf Metternichs Schreibtische einen an den Gr. Münster gerichteten infamen Brief gesehen, in welchem dieser treulose braunschweigische Staatsdiener Jenem den Rath gibt, den Herzog als unklug lebenslänglich in

---

*) Die in dem Werke Charles d'Este erzählte Geschichte von dem Ueberfall des Herrn Prince durch sechs Mann, dessen gewaltsame Entführung nach London, Ueberlieferung an den König von England und Einsperrung ins Tollhaus sind Unwahrheiten und leere Erdichtungen des Verfassers jener Schrift. Man hat den ehrlichen Mann allerdings von seinem Posten entfernt und verlassen; er verließ höchst indignirt Braunschweig, ging nach Brüssel, wo er in der Engl. Kirche predigte, später nach England und starb in Bedlam, wohin ihn seine Familie zu bringen sich genöthigt sah, denn er hatte den Verstand verloren.

Corvin.

ein Narrenhaus einsperren zu lassen, hinzufügend, daß er, (Schmidt-Phiseldeck) falls der Prinz Karl (den Gesetzen nach bereits volljährig) es wagen sollte, seinen Aufsehern zu entfliehen und in Braunschweig zu erscheinen, um etwa die Regierung mit Gewalt an sich zu bringen, ihn sofort festnehmen und ausliefern lassen werde 2c. — Fürst Metternich selbst war indignirt über eine solche verrätherische Handlungsweise, forderte aber Se. Durchlaucht auf und nahm HöchstIhnen sogar das Ehrenwort ab, von jenem Schreiben nichts zu erwähnen, vielmehr zu thun als ob der Herzog nichts davon wisse, indem er, Fürst Metternich, dergleichen, nämlich das vorgeschlagene Einsperren, oder sonstige Gewaltmaßregeln, nie zugeben würde. — Es ist wohl begreiflich, daß der endlich zur Regierung gekommene Herzog sich die größte Gewalt anthun mußte, während drei Jahre einen solchen Minister an der Spitze der Braunschweigischen Staatsgeschäfte zu lassen.

pag. 76. Die Erzählung wegen des Hofchirurgus Grimme und der Frau v. Cramm ist, gelinde ausgedrückt, eine verdrehte Mittheilung. Die Sache verhält sich folgendermaßen: Dem sämmtlichen Hofpersonale ward in Folge des pflichtwidrigen Benehmens des Herrn v. Cramm, zu welchem dieser als Kammerherr zählte, der Umgang mit demselben untersagt. Grimme glaubte demnach das Haus des v. Cramm meiden zu müssen und that von selbst was jene Verordnung gebot und was, streng genommen, seine Schuldigkeit war. Er hat bei Sr. Durchlaucht um die angebliche Erlaubniß, Frau v. C. behandeln zu dürfen, nicht nachgesucht. Uebrigens befanden sich in Braunschweig und Celle viele geschickte Geburtshelfer und die Existenz der Frau v. C. giebt den Beleg dazu. Frage: aus welchem Grunde, selbst wenn die Sache sich wie beschrieben verhalten, gefällt

es Herrn v. * * *, dieses Histörchen aufzufrischen? etwa zur Vertheidigung des Herzogs? — —

pag. 86. Was Ihre Schrift, oder vielmehr Herr v. * * *, über meine Wenigkeit anführen läßt, gereicht eben so wenig zur Vertheidigung der Sache Sr. Durchlaucht. — Ich meinerseits würde diese nachtheiligen und grundlosen Beschuldigungen mit stillschweigendem Lächeln über die Schwäche der Menschen behandeln und auch diese Angriffe auf meinen Charakter in die Lethe versenken, zumal ich seit 1830 gewohnt bin — mit Ausnahme von denen, die mich näher kennen — übel mitgenommen zu werden und das aus dem Grunde, weil ich, obgleich nicht auf Rosen gebettet, es vorziehe, meinen Grundsätzen und meinem Dienste treu zu bleiben, als meinen Herrn zu verrathen und zu verkaufen; allein zur Steuer der Wahrheit drängt es mich, Ihnen, Herr v. Corvin, als unpartheischen Ehrenmann, hier einige Auskunft über meine Person und frühere Dienstverhältnisse zu geben. Meine Schuljahre kaum vollendet ward ich, auf Vorschlag des jetzigen Oberst Graebe zu Braunschweig, im Jahre 1814, als alle jungen Leute sich unter die Fahnen des ruhmwürdigen Herzogs Friedrich Wilhelm sammelten, beim General-Kriegs-Commissariate als Secretär (Wortlaut meiner Bestallung) angestellt, indem ich körperlich zu schwach war, in Reih und Glied zu dienen. In dieser Eigenschaft machte ich beide Feldzüge in 1814 und 1815 mit, erhielt die Waterloo-Medaille und die Prisengelder eines Fähnrichs, kam eine zeitlang auf Wartegeld und ward später in der Staats-Canzlei als Canzlist und Führer der Bücher placirt; hier war es wo Se. Durchlaucht mich kennen lernten und wo ich dem Herzoge vorgestellt wurde. Lange **bevor** das von Ihnen angedeutete „Brieferöffnungsschäft“ gegen den entwichenen G.-Rath von

Schmidt angeordnet ward, geruheten Se. Durchlaucht mich zum Cabinets-Registrator und bald darauf zum Canzlei-Director zu ernennen. Es ist daher eine grobe, mich persönlich, und fast sollte ich glauben absichtlich, in ein schlechtes Licht stellende Unwahrheit, daß ich dem Herzoge zu jenem Geschäfte empfohlen sei und daß also in Folge dieses Geschäfts die Gnade Sr. Durchlaucht auf mich — „den Schreiber der herzoglichen Kriegs-Commission“ herabgefallen sein solle, eine Behörde, die ich nicht kenne, einen Posten, den ich nicht bekleidet habe! — — —

pag. 87. Unter der vormundschaftlichen Regierung ist der ursprüngliche, gewöhnliche Ladendiener wohl zum Kammer-Assessor, nicht aber zum Geheimen-Legationsrath ernannt worden. Diese letztere Charge und eine zweite, die eines Finanz-Directors, erhielt er unter der Ursurpation.

Wegen meiner angeblichen „Bereicherung“ nur zwei Worte: Arm habe ich Braunschweig verlassen und arm bin ich bis auf den heutigen Tag geblieben. Die durch Se. Durchlaucht angeordnet gewesenen Verkäufe einiger Dominial-Gefälle gewährten mir eine extraordinäre Einnahme. Diese Summe, so wie meine sämmtliche Habe, worunter auch die Aussteuer meiner sel. Frau, mehr als 3000 Thaler an Werth, verzehrten die Flammen des 7. Sept.! — Ein Ersatz ist mir nie zu Theil geworden und die damalige de facto Regierung in Braunschweig verweigerte selbst die Herausgabe einer in der Glut geschmolzenen und später in der Asche aufgefundenen Summe Geldes, mir gehörend, unter dem nichtigen Vorwande, daß diese Summe, als von illegalen Verkäufen herrührend, mir nicht zustehend sei, obgleich ich eine, dieser Behauptung entgegenstehende Erklärung des Herzogs beibrachte, wonach die vorgefundenen Gelder

mein Privateigenthum waren. — Gegen Gewalt kein Recht! — Jene sogenannten illegalen Verkäufe von Gefällen und Ablösungen sind jedoch beibehalten und von der jetzigen Herrschaft — legal — zu Ende gebracht.

Aus welchem Grunde und zu welchem Zwecke sich Ihr Buch meinetwegen so emsig beschäftigt, die Zeit der Leser ohne Noth in Anspruch nimmt und dergl. viel besprochenen und verdrehte Geschichten auftischt, sogar zwei Mal (pag. 88 u. 158) von der abseiten der usurpatorischen Regierung zu Br. geschehenen unhaltbaren Protestation gegen meinen Namen von Andlau anführt, aber mit keiner Sylbe meiner darauf in den deutschen Blättern erfolgten motivirten Gegenerklärung erwähnt, und endlich hinzufügt: „daß Manche meine Ernennung zum Kammerherrn unangemessen finden." — — kann ich in der That kaum begreifen und muß annehmen, daß man diese interessanten und gewichtigen Dinge! zur Vertheidigung des Herzogs der Presse zu überantworten für durchaus wesentlich und nothwendig gefunden hat. — Ohne in Selbstlob zu verfallen, schließe ich diese Erläuterung damit: daß ich in meinem Wirkungskreise früh und spät danach getrachtet habe, ehrlich zu handeln. — Mein Gewissen läßt mich ruhig schlafen. Ich scheue die Wahrheit nicht, weise aber dergleichen übel angebrachte, unverdiente und beleidigende Erörterungen damit zurück.

pag. 159 beginnt mit einer von aller und jeder Wahrheit gänzlich entblößten Geschichte. Es ist die angebliche Verbindung des Herzogs mit der Partei der ältern Linie der Bourbons und der Herzogin von Berry. Der Herzog hat niemals und zu keiner Zeit mit derselben oder deren Vertrauten in Unterhandlung gestanden oder irgend Jemand beauftragt, Plänen der Art zu folgen. — Klindworth hatte

keinen Auftrag dazu, sich in Correspondenz mit deren Vertrauten zu setzen, dachte selbst nie daran und wäre auch bei all seiner intriguanten Gewandtheit dazu schwerlich fähig gewesen, indem er damals der französischen Sprache nicht mächtig war, von welcher er kaum ein Wort verstand, und mich sehr oft in Wirthshäusern als Dolmetscher gebrauchen mußte. — Die französische Polizei, welche die Gewaltmaßregeln der Wegweisung des Herzogs aus Frankreich — von Braunschweig und Hannover aus guten Gründen so eifrig und ängstlich gewünscht — gern auf eine plausible Weise zu rechtfertigen suchen und den Herzog zugleich unpopulär machen wollte, ersann jene Lüge — die in die Zeitungen und Schmähschriften überging. — Eben so wenig hat George Klindworth mit Perrier und Sebastiani verhandelt und ist nur einmal arretirt gewesen wegen Verdachts, silberne Leuchter die Sr. Durchlaucht zugehörten zum Verkauf ausgeboten zu haben! —

pag. 161. Rücksichtlich des Königs von Spanien, so scheint Herr v. *** auch diesem albernen Gerüchte, in dem Libelle des Chaltas gedacht, Glauben geschenkt und die Anführung desselben zur Vertheidigung des Herzogs Karl auch nöthig gefunden zu haben! — Ich darf Ihnen, Herr von Corvin, in dessen Auftrage aber versichern, daß der König von Spanien Se. Durchlaucht keineswegs sagen lassen, Madrid zu verlassen, auch sonst Niemand hat einen solchen Wunsch dem Herzoge zu erkennen gegeben, sondern aus freiem Willen und nachdem Se. Durchlaucht volle sechs Monate dort gelebt und von dem Könige und der Königin zur Abschieds-Audienz freundlich empfangen, verließ der Herzog Spanien. —

pag. 165. „Werbehäuser in Paris und Fontainebleau wurden geschlossen und die darin vorgefundenen Personen verhaftet“ sagt die Schrift. Es ist nach zehn Jahren das erste Mal, daß wir davon und

noch dazu in einer Vertheidigungsschrift des Herzogs hören. Nach meinem besten Wissen und Gewissen haben keine solche Werbehäuser für uns bestanden und die arretirten Personen leben in der Imagination. Ueberdies war die Expedition in weitem Felde wegen der Widerwärtigkeiten, die das französische Cabinet, aus Besorgniß vor Unruhen im In- und Auslande, der Sache in den Weg legte. Bis zu Werbungen ist es nie gekommen. Uniformen war das einzige, was wir aufzuweisen hatten. Waffen und Munition schafften wir nicht an, indem Marschall Soult die Erlaubniß verweigerte und nur die Uniformen als eine affaire de commerce betrachten wollte.

pag. 168 enthält eine unwahre Erklärung des Generals Ramorino.

pag. 177 desgl. über den Intriguanten Klindworth, der, seitdem er durch die französischen Zeitungen seinen Laufpaß vom Herzoge erhalten, nicht wieder zu Gnaden aufgenommen ward. Und dies geschah lange vor dem von Ihnen angedeuteten Prozesse, den er übrigens verlor. Die Sache ist keinesweges gütig beigelegt worden. Später diente er der französischen geheimen Polizei in Spanien und Italien, jetzt fungirt er in Paris als diplomatischer Spion.

pag. 221. Chaltas betreffend, der sich seiner Zeit Agent diplomatique de S. A. S. le Duc Guillaume de Brunswick schelten ließ und damals ein rothes Portefeuille mit dieser Aufschrift führte, so bin ich in Besitz von mehreren eigenhändigen Schreiben des jetzigen Hofraths von Koch an jenen Schurken gerichtet, worin Instructionen zur Verfolgung und wo möglichen Vernichtung des Herzogs gegeben werden. Chaltas empfing mittelst seines braunschweigschen Collegen und accreditirten Geschäftsführers Fabricius in Paris die Summe von 18,000 Franken für das qu. Libell,

wozu ihm die Data von Herrn Koch geliefert waren, und saß drei Jahre im Schuldthurm, indem er die uns (zugesprochene) Entschädigungs-Summe und Kosten nicht zahlen konnte und diese Zeit par corps gerichtsseitig fixirt worden war. — Jetzt lebt er verlassen und in der misère. —

Noch bemerke ich in dem Werke die Anfangsbuchstaben v. B., v. L., v. G. statt der vollen Namen. Ist dies aus Schonung und Rücksicht auf Ihre Stellung geschehen oder — sind diese Herren nicht als voll zu betrachten? —

Mit der vollkommensten Hochachtung beharre ich ꝛc.

v. Andlau.

Diesen aus Ueberzeugung und im Auftrage des Herzogs niedergeschriebenen etwas flüchtigen Zeilen füge ich noch Folgendes confidentiell hinzu: Es ist mir nicht ohne Mühe gelungen den Herzog davon abzuhalten gegen das Werk und die darin enthaltenen ihn betreffenden Unwahrheiten und Anzüglichkeiten in den Zeitungen öffentlich zu protestiren und zu erklären, daran keinen Theil zu haben. Auf Dank kann daher Herr v. *** nicht rechnen. Auf Sie, lieber Herr v. Corvin, der wohlgemeint dem Wunsche des Herrn v. *** entgegen gekommen und für den Text nicht verantwortlich sein kann, hat es um so weniger etwas zu sagen, als Ihre Vorrede auf Wahrheit und Mäßigung basirt ist. — Rücksichtlich einer freisinnigen Constitution, so darf ich Ihnen versichern, daß der Herzog sich den liberalen Ideen längst gänzlich angeschlossen hat und, sollten die Umstände jemals eintreten, in der That zeigen wird, daß es ihm Ernst damit sei. Wie sehr bedauere ich, daß wir uns nicht früher verständigt und besprochen haben. Ihrer Selbstständigkeit würde ich sicher nicht zu nahe getreten sein und Ihnen überlassen haben — gerecht zu sein. Neues

habe ich nicht mitzutheilen; wir sind leider gezwungen, in der Apathie fortzuleben. Meine Hoffnungen für eine günstigere Zukunft sind schwach und meine äußere Lage nicht beneidenswerth. Meine Kinder wachsen heran und kosten viel, besonders in diesem Lande der Guineen. Billig sollte ich wohl nicht mit Sorgen der Art zu kämpfen haben; allein deßungeachtet werden sich meine Gesinnungen und meine Treue nicht verleugnen. — Empfangen Sie, verehrtester Herr von Corvin, den Ausdruck meiner begründeten Hochachtung und freundschaftlichen Ergebenheit." v. Andlau.

Es war nicht sowohl meine Absicht gewesen, eine Vertheidigungsschrift für den Herzog herauszugeben, als eine solche, wodurch die durchaus falschen Ansichten über den ganzen Charakter der Revolution in Braunschweig berichtigt würden, welche man stets als eine vom Volk ausgegangene darstellte, während sie doch nur von herrschsüchtigen und eigennützigen Edelleuten, nebst deren dupes, veranlaßt und durch bezahltes Lumpenpack ausgeführt wurde. Die Person des Herzogs war mir ziemlich gleichgültig; es handelte sich darum, ein Princip zu vertheidigen und verfälschte historische Thatsachen zu berichtigen. Daß die wahren Thatsachen den Herzog verletzten, interessirte mich wenig; allein daß ich mich zur Verbreitung von Entstellungen der Wahrheit sollte hergegeben haben, that mir leid und ich war bereit, diesen Fehler so weit als möglich wieder gut zu machen. Ich schrieb daher einen Artikel für die Allgemeine Zeitung, in welchem ich Herrn von Andlau bessere Gerechtigkeit widerfahren ließ und freute mich, daß dieser durchaus ehrliche und brave Mann sich damit zufrieden erklärte. Zu Berichtigungen in Bezug auf den Herzog konnte ich mich aber nicht entschließen, da ich mir für etwaige kleine Ungenauigkeiten nicht große

Unwahrheiten aufbinden lassen wollte. Als indessen der Herzog an mich die Anfrage stellte, ob ich die Herausgabe des Werkes „Charles d'Este“ in deutscher Sprache bewerkstelligen wolle, hatte ich keinen Grund, ablehnend zu antworten, da es sich nur um eine freie Uebersetzung handelte und um Besorgung des Drucks. Freilich versuchte es der Herzog, mich zu veranlassen, es unter „einem Namen“ herauszugeben; allein ich ließ mich auf weiter nichts ein, als auf eine Vermittlerrolle, mir indessen vorbehaltend, über den Inhalt dieses bekannten Buches Erkundigungen einzuziehen und — da ja frei übersetzt werden sollte! — offenbare Lügen in Wahrheit zu übersetzen, oder wo das nicht möglich, dieselben einfach wegzulassen. Es kostete einige Mühe, diese Entstellungen der Wahrheit herauszufinden und fast unmöglich wurde es, in Bezug auf die im zweiten Bande enthaltenen Documente, die zum Theil verändert und beschnitten worden sind, je nachdem es dem Interesse des Herzogs dienlich schien. Alle Angaben in Bezug auf das Vermögen des Herzogs sind lächerlich übertrieben.

Ich schickte dem Herzog einen mäßigen Kostenanschlag, über den Druck des Werks, den ich von Teubners aufsetzen ließ und der sich für zwei dicke Bände von circa 30 Bogen jeder, zweitausend Auflage und Honorar auf nur 1700 Thaler belief. Der Herzog schien diese Summe nicht hoch zu finden und darauf hin hatte ich die Uebersetzung begonnen. Es war mir daher sehr unangenehm, als ich folgenden eigenhändigen Brief des Herzogs erhielt:

„Mein lieber Herr von Corvin!

Wenn die Briefe des Herrn von Andlau, der übrigens nicht mehr in Meinen Diensten ist, sie im Geringsten irre geleitet haben, so ist Mir dies sehr leid, ich habe dieselben

weder vor noch nach deren Absendung an sie gesehen. — Ich finde aber in den ihrigen, die Mir vorliegen, so verschiedene und in ihrem letzten so viel höhere Ansätze für Druck und Papier ꝛc., daß Ich es vorziehen muß, auf den Druck des Werks für jetzt nicht einzugehen.

Damit Sie sich aber nicht zu beklagen haben mögen, will ich Ihnen anstatt des in Meinem letzten Brief angesetzten Honorars von zweihundert und vierzig Thalern, dreihundert Thaler für die Uebersetzung des ersten Bandes, wo sie wollen, bezahlen lassen, sobald sie dieselbe hierher nach London eingesandt haben werden.

Schließlich bemerke ich hier noch, daß die Dienstentlassung des von Andlau die Uebersendung der von Mir ihnen angezeigten Documente verhindert und jetzt überflüssig gemacht hat."

38 Bryanstone Square den 4. Mai 1843.

Dieser Brief war nicht unterzeichnet, wahrscheinlich weil darin ein Geldversprechen enthalten ist, denn der Herzog hat sich das Wort gegeben, niemals einen Wechsel oder ähnliches Document zu unterzeichnen. Einen anderen Brief des Herzogs mit seiner Unterschrift habe ich einem Autographensammler in Dresden geschenkt, leider ohne eine Abschrift zu behalten, was um so mehr zu bedauern ist, als der Herzog darin die Unterstützung der demokratischen Partei beansprucht, wie er denn auch stets behauptete, ein Demokrat zu sein. Herr von Andlau schrieb mir darüber unter dem 20. März 1843 folgendes:

„Seien Sie fest versichert, daß der Herzog ein für allemal der liberalen, oder besser — radicalen Partei angehören wird. Wer nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen und dabei die Ueberzeugung erlangt hat, daß dies

der rechte Weg sei, der zum Ziele führt, kann keine andere Wahl haben. Er wünscht nichts sehnlicher, als dazu beizutragen, den deutschen Fürsten, die ihn verlassen und, im Widerspruch mit ihrer eigenen Politik, den Rücken zugekehrt haben, den Schlag auf's Haupt zu geben, und ich fürchte nur, daß der Herzog, sobald die Bombe einmal platzt und er wieder freier athmen kann, dem Volke eher zu viel als zu wenig Freiheiten geben werde! — ich für mein Theil bin von ganzer Seele und im weitesten Sinne dem constitutionellen Liberalismus zugewendet, hasse despotische Fürsten wie die Hölle, will keine andere, als solche, die das wahre Beste des Volkes wirklich fördern und die NB. an eine freisinnige Verfassung gebunden sind, die dem Staate Freiheiten und Gerechtigkeit sichert. Weg mit „Machtvollkommenheiten und Gewaltmaßregeln!" Die Tagessatzung sei: „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!" — Vor etwa acht bis zehn Jahren, als wir mit Lafayette und Armand Carrel, Pagès und anderen näher bekannt waren, glühte ich für Republik und betrachtete z. B. den Freistaat Amerika als den Sitz des höchsten politischen und bürgerlichen Glückes! — Jetzt aber, nach reiferer Erfahrung, halte ich im Allgemeinen, besonders aber für Frankreich und Deutschland eine solche für ein Unglück! Der Herzog stimmt mit mir hierin nicht überein und hält eine republikanische Verfassung für das Interesse der Völker am wünschenswerthesten. Die nähere Erörterung meiner Motive würde hier zu weit führen und beschränke mich daher auf den Zweck unserer heutigen Correspondenz. Ihren Mittheilungen zufolge, scheint der Radicalismus in unserem deutschen Vaterlande immer mehr Wurzel zu fassen und erfüllt das Herz mit freudigen Hoffnungen für die Zukunft. — — — Ich bin mit Ihnen, verehrtester Herr von Corvin, vollkommen darüber einver-

Digitized by Google

standen, daß der König von Preußen, bei all seiner Klugheit und erkünstelten Liberalität und ungeachtet seiner schönen Reden, ebenso einfältig, als unpolitisch handelt und seine Rolle in dem Maße nicht lange spielen wird; er könnte, wenn er wollte und im Herzen Freiheit für das Volk wünschte, ganz Deutschland zu seinen Füßen haben und ein großes, beneidenswerthes Reich gründen, wäre er nicht in Absolutismus aufgesäugt und wollte er seine Stellung als absoluter König auf's Spiel setzen! Es hält aber sehr schwer, ein „Von Gottes Gnaden" gekröntes Haupt zu finden, das Alles gegen Alles riskirt. Hoffen wir nichts von ihm; zwar hat er versucht, den großen Haufen durch liberales Blendwerk zu täuschen und anscheinend sich den Interessen des Volks angeschlossen, aber das konnte bei seinen Ansichten und Inclinationen nicht wohl von langer Dauer sein und gar bald wird er noch mehr zeigen, weß Geistes Kind er ist." —

Schon ehe mir der Herzog schrieb, hatte mir Herr von Andlau mitgetheilt, daß er sich gedrungen gesehen habe, den Dienst des Herzogs zu verlassen. Mit welchen Demüthigungen die Stellung in der Nähe des „radicalen" und in seinem Hause sehr „despotischen" Herzogs verknüpft war, habe ich schon früher angedeutet und Herr von Andlau hatte sie wahrscheinlich nur mit Rücksicht auf seine zahlreicher werdende Familie nicht abzuschütteln gewagt. In London mit einer Frau und sechs Kindern von sechszehn Pfund, monatlich etwa einhundert und sechs Thaler, anständig zu leben, ist absolut unmöglich. Herr von Andlau, der so viel für den Herzog aufgegeben und ihm so treu gedient hatte, glaubte endlich seinem Fürsten die Bitte um Vermehrung seines Gehaltes vortragen zu dürfen. Er bat um 400 Pf. St. jährlich oder eine Pension von 200 Pf. St., mit welcher er sich

an irgend einen ruhigen Fleck Deutschlands zurückziehen wolle. — Darauf erhielt er am anderen Tage seine Entlassung mit dem mündlichen Versprechen einer Pension von 8 Pf. St. monatlich, eine Pension, welche ein englischer Lord vielleicht einem Kammerdiener geben würde, der ihm nur zehn Jahre treu gedient. —

Herr von Andlau würde es gern gesehen haben, wenn ich um die durch ihn erledigte Stelle gebeten hätte, ja er forderte mich auf, mich direct darum zu bewerben. Ich fing aber gerade an, meine Freiheit und die Früchte meiner Thätigkeit zu genießen und hatte keine Lust, dieselbe einem so „radical" undankbaren Fürsten zu opfern; hatte ich doch erst kurz vorher eine gute Stelle bei einer Eisenbahngesellschaft abgelehnt. — Herr von Andlau trat nicht wieder in die Dienste des Herzogs, obwohl das freundliche Verhältniß nach mehrjährigem Schmollen von Seiten des Letzteren wieder hergestellt wurde. Der wackere Mann behalf sich ein Jahrlang nothdürftig, ohne eine feste Anstellung zu finden; seine frühere Stellung bei dem Herzog von Braunschweig war ihm in England im Wege. Wir blieben seitdem in beständiger Correspondenz und es machte mir unendliche Freude, als ich hörte, daß Herr von Andlau's Frau ihm den Entschluß eingegeben, ein deutsches, protestantisches Erziehungs-Institut zu gründen. Das Unternehmen glückte und ich werde noch manchmal Gelegenheit finden, von Herrn von Andlau zu reden, der alle diese Jahre hindurch mein lieber Freund geblieben ist.

Unter dem 23. Mai 1843 erhielt ich einen Brief aus London, in einer Schulknabenhand geschrieben, den ich des Scherzes wegen mit allen seinen Schönheiten copire:

„Se. Durchlaucht der Sauereine Herzog von Braunschweich wollen gern auf den Ansatz Eins in Allem von

achthundert Thaler zurückommen, da Ew. Hochgebohren dis vorzuziehen scheien und ihnen die nöthigen Dockumente umgehend und das Geld sobalt der erste Theil des Buchs hierhergeschickt, senden, Sie haben recht zu sagen das der Herzog Bittere Erfahrungen gemacht hat die Gründe der Verabschiedung werde ich Ihnen später erfahren laßen.

Gr. von Wuits."

London May 23t. 1843.
38 Bryanstone Sqr.

Dieser „Graf Wuits" war der neue Jammerherr des „sauereinen" Herzogs und ich werde gleich mehr von demselben reden, wenn ich den Inhalt seines orthographischen Briefs erklärt habe. —

Als ich sah, wie geizig der Herzog war, hatte ich Rücksprache mit O. B. — Johann Friedrich Hartknoch'sche Buchhandlung — genommen und er erklärte sich bereit, das Werk zu drucken, wenn ich ihm fünfhundert Thaler auf die Druckkosten zahlen wolle, was ich versprach. Dies machte mit 300 Thaler Honorar achthundert Thaler, womit der Herzog allerdings äußerst zufrieden sein konnte. Als ich aber obigen Brief erhielt, hatte sich O. B. anders besonnen; er erinnerte sich der Confiscation des ersten Buches über Braunschweig und — lehnete ab. In dieser Verlegenheit schrieb ich an Julius Fröbel nach Zürich, der dort ein Verlagscomptoir hatte. Er nahm den Verlag an, wollte jedoch mit mir das Nähere besprechen, da er im Begriff sei, nach Leipzig zu kommen. Er kam und ich lernte in ihm einen tüchtigen Mann kennen, den ich gleich lieb gewann. Er nahm mein Manuscript mit nach Dresden, lehnte aber in einem Briefe von dort den Verlag ab, da er mit seiner Behörde sehr schlecht stehe und wegen der in dem Buche enthaltenen Angriffe gegen den

König von England alle mögliche Arten von Verfolgungen zu erwarten haben würde. — Nun bot ich das Buch Heinrich Hotop in Cassel an, dem ich es für das billige Honorar von sechshundert Thalern überließ. Die achthundert Thaler des Herzogs — den meine Einrichtungen gar nichts angingen, sobald ich nur den von ihm gestellten Zweck erreichte — fielen natürlich noch außerdem in meine Tasche; ich hatte indessen Mühe genug, sie von dem Herzoge zu bekommen.

Was nun den Grafen de Wuits anbetrifft, so ist es ganz unbegreiflich, wie sich der Herzog, der sich auf seine Klugheit soviel einbildet, von einem solchen Menschen anführen lassen konnte, der sich für einen mecklenburgischen Grafen ausgab, dessen ganze Familie aber, Vater und Bruder, in London allgemein als Schwindler und Bankerottirer verschrieen waren. Die Journale, die im fortwährenden Krieg mit dem Herzog lebten, verfehlten nicht, seinen Kammerherrn als notorischen blackguard öffentlich hinzustellen. Die Spürhunde der Journale fanden nicht allein seinen Stammbaum, sondern auch den seiner Schwindeleien. In dem Age and Argus vom 24. Februar 1844 fand sich unter den Verhandlungen des Bankerottir-Gerichtshofes ein Fall: „In Re Caesar Adam Marcus Count de Wuits," der als Bankerottirer erklärt wurde. An einer anderen Stelle derselben Nummer fand sich ein Artikel gegen fremde Schwindler, in welchem es hieß: „— Der Bankerottirer von —, der sich C— A— M— von — nennt, aber ein geborener Jude ohne Geschäft und Eigenthum ist, wurde zum ersten Mal als insolvent in der Zeitung vom 28. Februar 1834 angekündigt, wurde verhört den 22. März, aber keine Dividende angezeigt. Perry's Original Bankrupt & Insolvent Registry Office 78 Cornhill giebt weitläufige Nachrichten über diesen Bankerottirer, der sich häufig in zweideutige

Dinge eingelassen hat, eben so wie sein Vater, der um das Jahr 1828 herum starb. Er war auch ein Bankerottirer und vorgeladen, als D— Graf von — No. of Shedule 16,296, soll ein General in französischen Diensten sein und Agent der Häuptlinge der Insel Cypern, um eine Expedition für die Vertheidigung Griechenlands auszurüsten. Dieser Bankerottirer stand am 7. Juli 1826 in der Zeitung; verhört den 28. Juli; keine Dividende angezeigt. Vater und Sohn waren sowohl dem Publikum, als auch den Geschäftsleuten nicht nur in England, sondern auch in Frankreich, Belgien und Deutschland bekannt. Der alte von — war ein Viehhändler aus Polen (Poledonia); verließ sein Vaterland, nahm später den Titel Graf und General an und trieb in den obengenannten Ländern sein Wesen, bis man entdeckte, daß er ein Betrüger sei und ihn einsteckte. (Siehe das Register des Fleet-Gefängnisses). Sein Sohn, der gegenwärtige Bankerottirer, hat sich eines solchen Vaters würdig gezeigt; giebt sich für einen Kammerherrn des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und Rittmeister der österreichischen Cavallerie aus und war dreist genug, Anstellungs-Decrete dieser Art vorzubringen, die natürlich von ihm selbst erfunden waren."

Vom Herzog gedrängt, verklagte der neue Kammerherr dieses Journal und beabsichtigte, eine Criminal Information zu verfolgen, wobei Beweisführung und Zeugenverhör nicht gestattet ist; allein die große Jury, von dem Lebenswandel des Wuits unterrichtet, verwarf sein Ansuchen und so blieb ihm nur der Weg einer einfachen Diffamationsklage. Diese war bereits für einen bestimmten Tag angesetzt, als er Angst bekam und desistirte. Wahrscheinlich hielt ihn der Herzog selbst zurück, weil er Scandal und Beweisführung fürchtete.

Dieser edle Graf war außerdem noch ein großer Trunkenbold. Einem Londoner Briefe an mich entnehme ich folgende Stelle: „Wuits giebt sich für einen Deutschen aus und behauptet, in England das Deutsche vernachlässigt und vergessen zu haben; er hat Prätensionen und einige usages du monde, ohne jedoch Spuren von guter Erziehung zu zeigen. Seine rothe Nase und stark colorirtes Gesicht, das im Ganzen nicht häßlich ist, deuten auf die Flasche hin. Vor etwa einem Jahre haben sich zwei hiesige Lords — Spaßvögel — ein Divertissement mit Wuits erlaubt, das am lichten Tage in einer der bedeutendsten Straßen Londons zu Aufsehen und Gelächter Veranlassung gegeben. Jene laden den deutschen Grafen Saufbruder zum Frühstück ein, machen ihn dead drunk, packen den Körper in Packpapier und Leinwand, ein Loch für's Gesicht offen lassend, und senden dies Packet „careful" (sorgfältig) gemarkt und adressirt an den Doctor des Wuits, woselbst er abgeladen und behutsam niedergelegt wird. Das Erwachen, die Wuth, und das Gelächter der Zuschauer soll groß gewesen sein. Diese ist keine ersonnene, sondern eine w a h r e Anecdote." — —

Der Herzog war natürlich sehr ärgerlich darüber, daß man seinen gräflichen Kammerherrn durchaus zu einem Lump machen wollte und dachte darauf, ihn mit einem derjenigen Personen zusammenzubringen, welche so schlecht von ihm redeten. Eine solche Person war Dr. Wolf, ein kleiner jüdischer Arzt, der zu Zeiten in des Herzogs Hause zu thun hatte, welches in der Nähe vom Regentspark lag. Der Herzog fragte Dr. Wolf, ob er den Muth habe, seine schmählichen Behauptungen in der Gegenwart des Grafen zu wiederholen und als der Doctor dies bejahete, ließ der Herzog es für den Augenblick dabei bewenden; als der Doctor aber wieder einmal in das Haus kam und, von dem

Herzog darauf geleitet, sich auf's Neue in Schmähungen über den Grafen ergoß, trat dieser plötzlich wüthend hinter einem Vorhange hervor und begann Dr. Wolf durch Faustlogik zu widerlegen, während der Herzog sich aus dem Staube machte. Der Pseudograf hatte den kleinen Doctor bald an der Erde, ohne daß dieser jedoch die Geistesgegenwart verlor. Er holte ein schmales, langes Messer aus der Tasche und schob dies dem auf ihm knieenden Lump ganz gemüthlich durch die Wade, mit chirurgischer Geschicklichkeit gefährliche Flecke meidend. Der nobele Graf brüllte vor Schmerz und sprang auf; die Bedienten rannten auf den Lärm herbei und man schrie nach einem Polizeidiener, um den Doctor zu arretiren. Dieser sprang aber zum Fenster hinaus in den Garten und über die niedere Mauer, von wo er bald sich in die Straße rettete. Er wurde weder verfolgt, noch verklagt und der Graf mußte lange das Zimmer hüten. Der Herzog schickte diesen endlich fort und ich weiß nicht, wohin der Herr Rittmeister und Kammerherr gekommen ist.

Zu jener Zeit war Louis Napoleon in Ham gefangen. Der Herzog kannte den Prinzen und dessen fixe Idee, daß er einst Kaiser von Frankreich werden würde; er hatte Vertrauen wo Alle lachten und bewies dies auf die überzeugendste Weise dadurch, daß er dem Prinzen, zur Ausführung seiner Pläne, zehntausend Pfund Sterling (circa 66,000 Thlr.) zu leihen beschloß. Zunächst war es aber nöthig, den Prinzen von den Absichten des Herzogs zu unterrichten und dann denselben aus Ham zu befreien. Dazu brauchte der Herzog einen gewandten Mann und Mr. Duncombe, Parlaments-Mitglied, empfahl ihm seinen Secretair Herrn Smith. Versehen mit Geld, den nöthigen Instructionen und einem Briefchen des Herzogs reiste derselbe nach Ham. Er spielte hier seine Rolle als neugieriger Engländer vortrefflich, und

da er seine Fünffrankenstücke nicht sparte, führte man ihn mit Bereitwilligkeit umher. Es war zufällig gerade die Zeit, wo der Prinz seinen Spaziergang zu machen pflegte. Mr. Smith fragte natürlich, wer der Herr sei, den man, als er vorüberging, ehrerbietig grüßte. Seine Neugierde war natürlich und ebenso das Verlangen, mit dem Prinzen zu reden, denn Mr. Smith war ja ein Engländer, obwohl er vortrefflich französisch redete. Er näherte sich dem Prinzen und gab ihm den Brief des Herzogs. Das Folgende ist bekannt. — Der „Sauereine" Herzog Carl von Braunschweig und der Prinz Louis Napoleon schlossen darauf ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß, worüber ein Document aufgesetzt wurde, welches beide Mächte unterzeichneten und welches der Herzog sehr sorgfältig aufhebt. — Mr. Smith erwarb sich durch sein Benehmen die Gunst des befreiten Prinzen und wird fortwährend von dem Kaiser zu allerlei Geschäften gebraucht, die einen gewandten und zuverlässigen Mann verlangen und — diesem hoffentlich etwas Erkleckliches einbringen.

Meine Jagdzeitschrift hatte durch die Unordnungen gelitten, welche unter der Verwaltung des ersten, bankerott gewordenen Buchhändlers vorgekommen waren, und von denen sie sich nie wieder erholen konnte. Bernhardt Tauchnitz behielt sie also nur ein Jahr; dann ging sie in die Hand eines anderen Buchhändlers über, und ich verkaufte sie endlich für einige hundert Thaler an einen preußischen Jagdjunker, Herrn von Warburg, der in Berlin ein Sporting-Magazin herausgab. Auch den „Marstall" ließ ich einschlafen, da er zwar die Kosten deckte und mir ein mäßiges Honorar brachte, aber doch nicht lohnend genug war, um ihn fortzusetzen. Die Abonnenten bedauerten das Aufhören des Blattes sehr. — Gänzlich gab ich indessen die Jagdschriftstellerei nicht auf. Ich gab einen Sporting-Almanach

und dann Taschenbücher für Jagd- und Naturfreunde bei B. G. Teubner heraus.

Der alte Teubner war eine brave, ehrliche Seele, mit allen Eigenthümlichkeiten und kleinen Lächerlichkeiten eines reichgewordenen Spießbürgers. Man hatte ihn auch zum Stadtrath gemacht, und er war sehr stolz auf den Titel. Er hatte eine sehr schöne, große Druckerei mit gegen fünfzig eisernen Pressen und war ein geachteter Verleger.

Wir versprachen uns damals viel von der deutsch-katholischen Bewegung; wenigstens ich that es, wenn auch Held daran keine Hoffnungen knüpfte. Um mich den Bemühungen der an der Spitze dieser Bewegung stehenden Männer anzuschließen, beschloß ich, ein Buch zu schreiben, in welchem die Mißbräuche der römischen Kirche zusammen- und blosgestellt wurden. Das Buch sind meine „Historische Denkmale des Christlichen Fanatismus.“ Der erste Band sollte als Einleitung dienen, und in einigen Capiteln eine gedrängte Geschichte aller römischen Mißbräuche enthalten. Für dieses Werk studirte ich Tag und Nacht und füllte etwa zwölf Druckbogen nur mit kurzen Notizen, die Quellenwerke zugleich dabei angebend. Nachdem ich die Capiteleintheilungen gemacht hatte, schrieb ich mit verschiedenfarbigen Stiften die Nummer des Capitels, zu welcher sie gehörte, in jede Notiz und durchstrich sie, sobald ich sie angebracht hatte. Das war nicht leicht, da mir für die ungeheure Masse von Material nur etwa zwanzig Druckbogen eingeräumt waren. Ich hielt das Buch absichtlich sehr populär und sparte weder Humor, noch Ironie; ich wollte, das Volk sollte mein Werk lesen, welches übrigens dem Bischof Arnoldi von Trier gewidmet war, der den heiligen Rock hütete, welcher kurz vorher Hunderttausende zur Wallfahrt nach Trier gelockt hatte. Ich sandte dem Bischof ein Exemplar. Das Packet war

sehr passend mit einem antiken Siegel geschlossen, auf welchem ein römischer Priester opfernd am Altare dargestellt war. Das Buch wurde viel gelesen und trotz seiner oft derben Sprache von der Kritik allgemein gelobt. Die katholische Kirchenzeitung griff nicht ein einziges Factum an; — allein schimpfte über mich, nannte mich einen noch ärgeren Gotteslästerer als Voltaire und behauptete, daß ich meine Frau zum Deutschkatholicismus verführt habe! Schrecklicher Vorwurf! — der aber noch dazu ein unwahrer ist. Das Buch erschien mit Königlich sächsischer Censur. Der Censor, damals Professor Hardenstein, strich Manches, auch sehr oft wörtliche Aussprüche von Heiligen und Kirchenvätern, wogegen ich aber protestirte und mit Erfolg. Da das Nennen der Quellen das Buch ungebührlich erweitert haben würde, so begnügte ich mich, dieselben mit Bleistift an den Rand des Manuscriptes zu schreiben, welches dem Censor vorgelegt wurde. Das Buch wurde nirgends in Deutschland verboten; aber freilich in Oesterreich, wo einige hundert Exemplare confiscirt und eingestampft wurden. Das verhinderte aber keinesweges, daß davon viele Exemplare in Oesterreich und besonders in Ungarn verkauft wurden.

Es schien mir im Interesse des Fortschrittes und der politischen Aufklärung nöthig, daß man die Meinung des Volkes nicht allein durch die Tagesblätter leite, welche nur die Begebenheiten der Gegenwart behandelten, sondern auch dessen von Jugend auf eingesogene, irrige Ansichten über die Vergangenheit berichtige. Da die Schulen überall unter der speciellen Leitung der Regierungen und der Geistlichkeit standen, so war es natürlich, daß in denselben nur solche Lehrbücher zugelassen wurden, welche deren Ansichten und Zwecken entsprachen. Es war überhaupt nicht im Interesse dieser Gewalten, daß das Volk die Geschichte kannte, da auf

jeder Seite Schandthaten von Fürsten und Pfaffen und Verbrechen gegen das Volk verzeichnet sind. Es wurde daher in den Schulen die Geschichte sehr als Nebensache behandelt, und die Lehrer waren angewiesen, das, was sie davon vortrugen, in der von der Behörde approbirten Weise zu thun. Wie eifersüchtig selbst die für „aufgeklärt" geltenden Regierungen über die Darstellung der Geschichte wachten, beweist der Umstand, daß sogar die Rotteck'sche Weltgeschichte in Preußen verboten war! — Ich beschloß daher, ein schon lange mit mir herumgetragenes Project auszuführen und eine „Illustrirte Weltgeschichte für das Volk" herauszugeben. Ich machte Held den Vorschlag, sich zur Ausführung dieses Planes mit mir zu verbinden und er willigte ein.

Die Gründe, welche ich dazu hatte, mich zu diesem wichtigen Werke gerade mit Held zu verbinden, sind folgende: Sein Name war damals durch die Locomotive ganz außerordentlich populär und sicherte dem Werk von vornherein die Theilnahme sehr vieler Menschen. Ferner stimmten Helds Ansichten mit den meinigen in allen Hauptsachen, die bei solchem Werk in Betracht kommen, überein. Außerdem schrieb er nicht nur einen sehr pregnanten, klaren Styl, sondern besaß auch in hohem Grade das Talent, Ordnung und Klarheit in die Masse des Materials eines so umfassenden Werkes zu bringen. Er theilte Alles stets in Abtheilungen und Unterabtheilungen; ja schon in früher Jugend hatte er sich daran gewöhnt, jede neue Thatsache, die er lernte, in ein besonderes für die Klasse derselben bestimmtes Fach in seinen Kopf zu schieben, wo er nur nachzusuchen brauchte, um es gleich zu finden. Ich neckte ihn oft wegen dieser nützlichen Pedanterie und nannte ihn den „Schachtelmann.„ Endlich veranlaßte mich dazu auch noch eine andere Wahrnehmung. Bei meiner Bearbeitung der großen Niederlän-

dischen Revolution, die ich nach den Quellenwerken schrieb, hatte ich unendliche Mühe, das ungeheuer massenhafte Material zu bewältigen. Details, mit einem großen Opfer an Zeit und Mühe aus dickleibigen Folianten oder undeutlichen Manuscripten herausgefischt, opfert man nicht gern auf; der Geschichtsforscher und dessen Liebhabereien gerathen in Krieg mit dem Geschichtsschreiber und letzterer wird manchmal von dem ersteren gezwungen, blos dieser Liebhabereien wegen eine unpassende Verzierung anzubringen. Schreibt man Specialgeschichte, so ist diese niederländische Ausführung des Gemäldes manchmal ihr größtes Verdienst; allein bei einer Weltgeschichte ist sie unstatthaft. Ich beschlöß also, mit Held in folgender Weise zusammen zu arbeiten: Ich schrieb die Geschichte zuerst nieder, ohne große Rücksicht auf den Styl oder Anordnung zu nehmen. Die Hauptsache war, daß die Thatsachen, wie ich deren Richtigkeit erkannt, niedergeschrieben und beurtheilt waren. Dieses oberflächlich geordnete Material wurde nun von Held arrangirt und gesichtet und zu dem Werk geformt, wie es dem Publicum vorgeführt werden sollte. Er konnte einen klareren Ueberblick über das Ganze gewinnen als ich, denn er hatte es nur mit Dem zu thun, was ich für nothwendig erachtete niederzuschreiben, während mir ein Wust von Details die Aussicht benahm, und ich leicht in Gefahr gerathen konnte, wie man zu sagen pflegt, den Wald von lauter Bäumen nicht zu sehen. Um unserem Werke aber auch das Interesse zu geben, welches Details gewähren, beschlossen wir eine eigenthümliche Einrichtung. Während die Weltgeschichte in den zwei größer gedruckten Columnen jeder Seite fortläuft, findet man unten in zwei kleiner gedruckten Columnen die Anecdota, Details und auch Betrachtungen, die interessant und oft wichtig sind, womit man indessen den Text nicht unterbrechen wollte.

Das Werk war auf sechshundert Druckbogen berechnet und es würde natürlich sehr schwer geworden sein, dafür einen Verleger zu finden; wir beschlossen also, keinen zu suchen und das Werk auf eigene Kosten herauszugeben. O. B. — Firma: Johann Friedrich Hartknoch — hatte so viel Zutrauen zu dem Werke, daß er das Risico der Zahlung für Druck und Papier auf sich nahm und natürlich auch die Commission, da er dadurch zunächst Herr der Einnahme wurde.

Eines Tages erschien ich also beim alten Stadtrath Teubner und sagte: „Nun, Herr Stadtrath, jetzt bringe ich Ihnen einen Gewinn von zehntausend Thalern auf dem Präsentirteller“ und bot ihm den Druck der Weltgeschichte an. Ich war jedoch sehr erstaunt und beleidigt, als er sich bereit erklärte, den Druck — wohlverstanden gegen Entsagung der Hartknoch'schen Buchhandlung — zu übernehmen, wenn wir die Weltgeschichte auf dem Titel nicht als unsern Verlagsartikel angeben, sondern „Verlag von Joh. Friedrich Hartknoch“ darauf schreiben würden. Wenn er für uns druckte, die wir Beide mißliebig wären, würde er sich der Regierung gegenüber compromittiren, die ihn durch das ganz besondere Vertrauen ehre, ihm die von ihr abhängigen Druckarbeiten zu übertragen! Ich lachte den Herrn Stadtrath aus, übertrug den Druck an Breitkopf und Härtel, — folgte aber nichts destoweniger dem Rathe Teubner's, da die Buchhändler sich niemals für ein im „Selbstverlag“ erschienenes Werk interessiren, und gleich auf der ersten Lieferung stand: „Verlag von Johann Friedrich Hartknoch.“

Elftes Capitel.

Zu Hause. — Morgenstunde hat Gold im Munde. — Die Tischecke im Hotel de Pologne. — Philisterfreuden. — Eine Hinrichtung. — Die Schwimmanstalt. — Ein „coulanter" Apotheker. — Schmerzliche Resultate. — Reise nach Kissingen. — Held's neue Marotten. — Ein Tuchpoet. — Quacksalberei und Jammer. — Die Wasserbeschauerin. — Hofabrtsheim zum letzten Male. — Der gräfliche Schwiegersohn und die Wette. — Letzter Brief meines alten Generals. — Die Kaltwasseranstalt. — Katty. — Professor Cerutti. — Verrückte Anklänge aus der Lieutenantszeit. — Differenzen mit dem apothecirenden Hasenschlächter. — Vergleich. — Reise nach Wiesbaden. — Mordschießen in Leipzig und Brief eines Augenzeugen. — Der Krakuse. — Merkwürdige Eröffnungen. —

Ich bereute in keiner Hinsicht, daß ich meinen Abschied vom Militair genommen hatte. Das Vaterland gegen auswärtige Feinde zu vertheidigen, ist nicht nur ein ehrenvoller, sondern auch ein schöner Beruf; allein den Fürsten zu helfen das Volk nach ihrer väterlichen Weise zu regieren, war nicht nach meinem Geschmack. Es gefiel mir bei Weitem besser, die Rechte des Volkes mit den Waffen des Geistes zu vertheidigen, und außerdem war es auch bei Weitem einträglicher, denn meine Einnahme hatte sich ungefähr verzehnfacht. Ich hatte eine hübsche, elegante Wohnung und lebte sehr behaglich, wenn ich auch, wegen der Unregelmäßigkeit meiner Einnahmen nie geordnet in meinen Finanzen war. Ich sah häufig Freunde bei mir und mein täglicher Tisch war stets so beschaffen, daß ein oder zwei Gäste an demselben willkommen waren.

Ich bin ein Frühaufsteher und meine Frau nennt mich deshalb einen „Nachtwächter". Ich brauche nur vier Stun-

den Schlaf und arbeite am Morgen am liebsten. Sommer und Winter — am liebsten aber im Winter — stand ich um zwei oder drei Uhr auf, ging in mein Arbeitszimmer und zündete das, Abends zuvor von meinem Bedienten zurechtgelegte Feuer im Ofen und die Kaffeemaschine an. Wenn meine Toilette beendigt war und die Dampfpfeife der Maschine mich rief, trank ich meinen Kaffe, braunte eine Cigarre an und blickte eine Viertelstunde lang vom offenen Fenster in den stillen Morgen. Dann ruhig und heiter im Geist und klar im Kopf setzte ich mich an die Arbeit. — Um acht Uhr trank ich nochmals Kaffee mit meiner Frau und arbeitete dann wieder bis gegen ein Uhr. Dann war ich fertig mit meinem Tagewerk und der Rest des Tages gehörte der Erholung.

Da wir keine Kinder hatten, gern Gesellschaft bei Tische sahen und — im Frühjahr die feinen Gemüse liebten, so pflegten wir zu dieser Jahreszeit und im Sommer auch, häufig im Hotel Bavière und später im Hotel de Pologne zu essen, wo sich eine Tischecke gebildet hatte, welche der in der Stadt Ulm in Frankfurt ähnlich war. Gewöhnlich präsidirte ein angesehener, jovialer Advocat, Dr. Friderici, der Bruder des Domherrn, der von folgendem Vorfall als „Kikeriki-Friderici“ bekannt war. Frau Schröder-Devrient wurde im Hotel de Bavière ein Souper gegeben. Bei demselben erhob sich der Domherr zu einem Toast und rief: „Schnetterdedeng, schnetterdedeng! Es lebe die Schröder-Devrient!“ — Diese verneigte sich lachend, fragte nach dem Namen des Herrn und antwortete: „Kikeriki, kikeriki! Es lebe Herr Friderici!“ Da wir alle gern Champagner tranken, so gaben wir Tischgesetze und bestraften jeden Verstoß gegen dieselben mit Champagnerkosten, die durch eine Jury bestimmt wurden. Mit zwei Flaschen erwarb man Sitz und

Stimme. Der Oberkellner notirte die Strafen in seinem Buch. Eins der Gesetze verbot, bei Tisch zu lesen. Während der Messe brachte mir einst der Portier eine Karte. Ich las: „Herr von Corvin bezahlt gefälligst zwei Flaschen Champagner. Dr. Friderici". — Drei Personen von der Gesellschaft hatten das Recht, von dem Vorrath zu trinken. Ich mußte endlich den Tisch blos deshalb aufgeben, weil mich das ewige Champagnertrinken jedes Mal für den Nachmittag in eine zu aufgeregte Stimmung versetzte. —

Das Theater wurde fleißig besucht. Fast allen angesheneren Schriftstellern hatte der Director Billets zum ersten Rang geschickt; die Billets galten nicht für die Frauen und man abonnirte daher für dieselben. — Waren wir zu Hause, dann waren Helds, oder unser Nachbar und Verleger bei uns, oder wir spielten eine Partie bei ihm. Im Sommer wurde in seinem Garten Kegel geschoben. Häufig gingen wir auf die Insel und fuhren in Kähnen auf Schimmels Teich, oder machten Excursionen auf der Pleiße bis in den Konnewitzer Wald.

O. B's. Nachbar war ein wirklicher, lebenslänglicher Stadtrath, ein Regierungsbeamter, der als solcher noch etwas Besonderes zu sein meinte; er machte gewöhnlich unsere Partie Whist oder Boston mit, die eine recht gemüthliche Philisterpartie war. Machte O. B. Coeur Trumpf, dann rief er: „Herz was willst'u, was begehrst'u!" — Wenn Treff: „Treff ich dich, so küss' ich dich!" — Wenn Carreau: „Karauschen mit Maibutter" und wenn Pique: „Juristenherzen mit Zipfelchen," was des Stadtraths Witz war, und wenn gefragt wurde, wer mitgehe, schrie O. B.: Je! was B's. Witz war. — Nach angestrengter geistiger Arbeit war mir solche Partie als Erholung Bedürfniß und der unermüdliche Held ärgerte sich,

wenn ich nicht fortwährend zum Discutiren und Disputiren aufgelegt war. O. B. zu sehen, wenn er sein Töchterchen auf dem Knie reiten ließ und dazu sang: „Cintratata, cintratata — bum, bum, bum!“ war dann für mich mehr werth, als Held's geistreichste Lösung irgend einer socialen Frage, oder ein Streit über irgend ein historisches Factum, welches er mir abdisputiren wollte, weil er es gern anders gehabt hätte.

Die Jagd wurde keineswegs aufgegeben, sondern war vielmehr meine liebste Erholung. Ich war auf derselben sehr häufig in Gesellschaft des Landgerichts-Directors, eines sehr eifrigen Nimrods. Einst ließ ich ihn aus seinem Bureau herausrufen, um ihn wegen einer verabredeten Partie zu befragen. Er kam ganz erhitzt und sagte: „Lieber Freund, ich habe im Augenblick keine Zeit, ich habe eben meinen Mörder bei mir.“ Es war das ein Kerl Namens Saupe, der eine alte Frau ermordet hatte und in Gohlis hingerichtet wurde. Ich hatte nie eine Hinrichtung gesehen und bildete mir ein, ich müsse bei dem Anblicke ohnmächtig hinsinken. Um den Eindruck, den es auf mich machen würde, zu prüfen, beschloß ich, dieser Hinrichtung beizuwohnen. Ich erhielt einen Platz mit den Gerichtspersonen nahe am Schaffot. Der Leipziger „Rathsthierarzt“ wollte nicht köpfen und es wurde der Scharfrichter von Lomatsch verschrieben, ein kleiner untersetzter Mann, dessen unruhiges Wesen mir sehr wenig Zutrauen einflößte. Als Saupe auf dem Schaffot niederkniete, rief er mit jämmerlicher, lauter Stimme: „Gott sei mir armem Sünder gnädig.“ Bevor er sich auf den Stuhl setzte, reichte ihm der schwarzbefrackte Scharfrichter die Hand. Die Hinrichtung geschah mit dem Schwert; allein der Scharfrichter brachte mit einem Hieb den Kopf nicht herunter; der zweite Hieb traf das Gesicht. Der Stuhl wurde umge-

stoßen und einer der Gehülfen schnitt den Kopf, der übrigens nur noch hing, mit dem Messer ab. Ein Schrei des Unwillens erhob sich unter den Zuschauern. Seltsam! auf mich machte diese Hinrichtung fast gar keinen Eindruck; sie erzeugte nur etwas Mitleiden und Ekel. Der Scharfrichter aber alterirte sich so sehr, daß er krank wurde und ein paar Tage darauf starb.

Schriftstellerei brachte zwar eine ganz hübsche Einnahme; allein das schloß nicht aus, daß ich nicht noch andere anständige Quellen des Erwerbs aufsuchte. In Leipzig ist eine Universität und eine Handelsschule; eine Menge junger Leute sind in den Geschäften der Kaufleute und Buchdrucker angestellt und das Bedürfniß einer gut beaufsichtigten und gut geleiteten Schwimmanstalt machte sich um so dringender fühlbar, als alljährlich eine Menge junger Leute in der Pleiße und besonders aber in der Elster ertranken. Die Fischerinnung, welche sich das Recht angemaßt hatte, die Leute zum Baden zu fahren, war natürlich der Anlage einer solchen Anstalt sehr entgegen, und als die Sache vor den Rath kam und Sachverständige befragt wurden, erklärten dieselben, daß die Gelegenheit zur Anlage einer Schwimmanstalt um Leipzig nicht vorhanden wäre. Als ich das gelesen hatte, äußerte ich gegen meinen Nachbar Stadtrath, daß die Sachverständigen nichts verständen und daß ich dem Rath, wenn er nur das Geld hergebe, eine Schwimmanstalt im Rathhaussaal erbauen wolle. „Ist das Ihr Ernst?“ fragte der Stadtrath, und als ich ihm die Sache erklärte, machte er im Rathe Vortrag und ich ward beauftragt, meinen Plan in's Werk zu setzen. Man wollte das nöthige Kapital für die ersten Jahre ohne Zinsen und dann mit drei Procent hergeben. Der Rathszimmermann besichtigte mit mir den Platz, den ich ausgewählt hatte und derselbe wurde bereits in Ord-

nung gebracht, als mir vom Nachbar Stadtrath die Eröffnung gemacht wurde, daß ein Leipziger Apotheker, Stadtverordneter, Willens sei, eine solche Anstalt auf eigene Kosten anzulegen und zwar auf einer, ihm an der Elster gehörigen Wiese, und daß er als ein Bürger einem Fremden gegenüber Vieles für sich habe. Der Stadtrath rieth mir, mich wo möglich mit dem Apotheker zu vereinigen; ich willigte ein und derselbe kam zu mir.

Apotheker N. war ein unternehmender Mann; er unternahm aber zu Vielerlei, sagten Manche, und behaupteten, daß er eine Eiche fällen lasse, wenn er einen Pflock brauche. Ein Staatsminister war sein Anverwandter und der Apotheker bekam ziemlich wohlfeil eine an der Elster gelegene Wiese, die dem Staat anverwandt war, um darauf Blutegelteiche anzulegen. Der Apotheker hatte die Idee gefaßt, ein öffentliches Flußbad einzurichten und das grade zur Zeit, als der Rath mit mir wegen der Schwimmanstalt unterhandelte. Da mir Herr N. den Tag wohl zehn Mal versicherte, „daß er ein coulanter Mann“ sei und ich nicht Gefahr laufen wollte, mich zwischen zwei Stühle zu setzen, so einigten wir uns denn zur Errichtung einer Schwimmanstalt, von welcher wir uns einen sehr bedeutenden Erfolg versprachen. Da die Berliner Anstalt nur dreitausend Thaler gekostet hatte, so wurde auch dasselbe für die unsrige bestimmt. Herr N. stellte es mir frei, ob ich die Hälfte der Netto- oder ein Drittel der Brutto-Einnahme haben wolle. Ich war für das Drittel; allein meine Frau für die Hälfte der Netto-Einnahme und ich folgte unglücklicherweise dem ersten schlechten Rath, den sie mir jemals gegeben hat. Netto-Einnahme heißt der Gewinn, welcher nach Abzug der Zinsen und Betriebskosten übrig bleibt, die Brutto-Einnahme ist aber die Einnahme überhaupt, ohne Rücksicht auf die Ausgabe.

Ich entwarf den Plan zu der Anstalt und Herr N. war manchmal bis spät in die Nacht bei mir, um die Sache immer und immer wieder durchzukäuen. Er wollte mich mit nach Prag schleppen, um die dortige Anstalt zu besehen; allein ich lehnte die Winterreise ab, da ich wisse, was ich brauche, er werde dort nichts mir Neues sehen. Er reiste und kam nicht klüger heim. Dann gingen wir nach Magdeburg, und mein Vetter, der dort Oberst war, verschaffte mir ein halbes Dutzend tüchtiger Schwimmmeister, die diesen Posten auf der Anstalt des Generals v. Phuel in Magdeburg bekleidet hatten und jetzt Kriegsreservisten waren. Zum Oberschwimmmeister wurde ein Fischermeister ernannt, ein ausgezeichneter Schwimmer. Es geschah dies hauptsächlich, um die Fischerinnung zu versöhnen.

Einige Zeit nach Abschließung des Contracts sagte mir Herr N. — dem mein erster Plan zu einfach gewesen — daß er wenigstens sechstausend Thaler zum Bau brauche. „Gut," sagte ich, „ich habe nichts dagegen." Die Anstalt sollte bis zum nächsten Frühjahr beendet sein; allein im Mai stand erst der Bau im Wasser und das Haus fehlte noch, als die Anstalt eröffnet werden sollte. Nun war Holland in Noth! Mein Apotheker ließ daher eine sehr kostspielige Bretterbaracke auf der Wiese errichten, in der sich vielleicht etwa fünfzig Personen hätten auskleiden können. Das mißfiel mir und ich hatte den praktischen Einfall, den Rath um das Darlehn von ein Paar hundert Schritt Meßbuden zu ersuchen, und zwar die zu unserm Zweck best geeigneten, vorn offenen sogenannten „Judenbuden." Wir erhielten sie und richteten vermittelst Tapeten und Teppichvorhängen 2c. eine ganz anständige provisorische Anstalt ein. — Ich war der Director derselben und hatte mir ausdrücklich ausbedungen, daß N. nichts mit meinen Einrichtungen

und Leuten zu thun haben solle. Er konnte sich weder in seine, noch meine Stellung finden. Ich wußte, was ich wollte; ich wollte Director der Leipziger Anstalt sein, wie es der Regierungsrath von Türk in Potsdam und der Generallieutenant von Phuel in Magdeburg war; N. meinte aber, ich solle jedem Besucher die Honneurs machen und der „Kundschaft" schmeicheln. Ich richtete Alles militairisch ein. Unser Personal bestand aus einem Oberschwimmmeister, sechs Schwimmmeistern, zwei Kahnführern, zwei Aufwärtern, einem Kassirer und Billeteur und endlich einem Restaurateur, der aber nicht in unserm Dienst stand.

Alle Schwimmmeister trugen graue Jacken, weiße Hosen, Strohhüte und rothe Schärpen; derjenige, welcher den Dienst hatte, trug sie über der Brust. War ich auf der Anstalt, so wurde die Fahne aufgezogen und kam ich, so mußte der Diensthabende seine militairische Meldung machen. — Die Leipziger sträubten sich sehr gegen den Gebrauch von Badehosen; allein ich bestand darauf und zum bessern Ueberblick wurden verschiedene Farben angeordnet; Fahrtenschwimmer roth; Freischwimmer weiß und roth gestreift; Schüler blau und weiß gestreift; eine nöthige Anordnung, welche die Aufsicht sehr erleichterte, wenn vier bis fünfhundert Schwimmer zugleich auf der Anstalt waren.

Während der ersten fünf, sechs Wochen nach Eröffnung war ich vom Morgen bis zum Abend auf der Anstalt, um die Maschine in gehörigen Gang zu bringen. Das Wetter war zuerst sehr heiß, wurde dann aber rauh. An einem kalten Nachmittage, als ich eben aus dem Wasser gekommen war, fand ich Veranlassung, in der für mich eingerichteten Bude einige Worte zu schreiben und ich that es, indem ich mich, ohne die nassen Badehosen zu entfernen und nur den Bademantel leicht umgehängt, an den Tisch setzte. Vom

Wasser her kam durch die Ritzen der Hütte ein scharfer, kalter Zug, welcher meine linke Seite traf. Augenblicklich angewandte Mittel würden einer Krankheit vorgebeugt haben; allein ich that nichts und fühlte bald entsetzliche Schmerzen im linken Bein. Dessen ungeachtet setzte ich den Besuch der Anstalt nicht aus. Mein Arzt, ein Homöopath, Dr. Hartmann, rieth närrischer Weise den Besuch von Kissingen und ich beschloß, seinem Rathe sogleich zu folgen, da ich wegen der Ablassung der Elster abkommen konnte. Dieses Trockenlegen des Flusses wurde auch benutzt, um die Tiefe des Bettes zu vermehren. Wir hatten nämlich, um Raum für die Anstalt zu gewinnen, ein Knie der Wiese abgegraben und dieselbe durch einen Damm geschützt. Auf diesem Damm stand die Vorderseite des gegen 250 Schritte langen Hauses, dessen hinterer Theil auf eingerammten Pfählen ruhte und woran hinter den provisorischen Buden fortwährend gebaut wurde. Das Haus ward genau nach meinem Plane errichtet, doch in Bezug auf das Dach erlaubte sich Herr N. einige sehr verunzierende Veränderungen. Ich hatte auf dem Mittelbau ein Stockwerk als Wohnung für den Oberschwimmmeister beabsichtigt und für das Ganze ein mit einer Gallerie versehenes flaches Dach; statt dessen machte N. ein gewöhnliches Dach, wodurch das Haus wie ein langer Stall aussah.

Die Plätze auf der Post waren meist besetzt und ich fand nur einen auf dem Bock neben dem Conducteur. Dieser Platz vertrug sich schlecht mit meinem Unwohlsein; meine Beine schwollen bedeutend an und entsetzliche Schmerzen plagten mich, so daß ich in Meiningen auszuruhen beschloß. Als ich vor dem Posthause stand, rief aus dem obern Fenster eine bekannte Stimme: „Guten Tag Corvin, wie geht's?" — Es war die des in Sallet's Brief erwähnten „Post-Dreißigackers," einer von der Ulmer Tischecke, der Postmei-

ster in Meiningen geworden war und geheirathet hatte. Er war einer der wenigen Freunde, die meiner Hochzeit beiwohnten, und ich hatte ihn lieb als einen sehr liebenswürdigen, anständigen und tüchtigen Mann. Die Bekanntschaft mit Bechstein wurde erneuert.

In Kissingen war es langweilig und entsetzlich heiß. Dasselbe war auch in Leipzig der Fall und auf Held äußerte die Hundstagshitze ihren Einfluß. Er hatte sich ein weißes Gewand von Calico machen lassen, welches bis auf die Füße reichte. Es war das eine Art Nacht- oder Sterbehemd. Damit wandelte er, wie ein egyptischer Priester anzuschauen, in Haus und Garten umher, zum Entsetzen der frommen Glasersfrau, die sich kreuzigte und segnete, wenn ihr diese durchsichtige Erscheinung im hellen Sonnenlichte entgegen trat. Damals hatte Held auch noch eine andere Narrheit, die übrigens von Laube ausging. Letzterer redigirte die Zeitung für die elegante Welt; er beschloß, eine Revolution in der Kleidung hervorzubringen und begann mit einem Krieg gegen den schwarzen runden Hut und den Frack. Nur wenige Personen hatten den Muth, Laube's Ideen mit ihm sogleich practisch auszuführen. Unter ihnen war der dicke Starost und Held, der natürlich nicht widerstehen konnte und dabei, wie es seine Gewohnheit ist, wieder in's Gebiet der Lächerlichkeit hinüber streifte. Held trug schwarzwollene, gestreifte Tricots und über denselben bis beinahe zur halben Wade reichende schwarze Lederstiefeln. Der schwarze Rock war altdeutsch und um die Taille herum in viele Falten gelegt. Der weite Radmantel war ebenfalls schwarz; der Hut breitkrämpig und spitz zulaufend. Der Starost und Laube trugen ihren Rock nicht faltig und Laube sah ganz verständig aus; allein es war ein Gaudium, Held und den Starosten zusammen zu sehen. Die Mode drang auch nicht durch, doch etwas davon blieb: die weiten Ober=

Kleider und Bournusse, die seitdem allgemein getragen wurden. Der erste „don jose" wurde mir von Meister Hoyer, dem Apostel der modernen neuen Ideen, nach Kissingen nachgeschickt, erregte dort Sensation und fand Nachahmung.

Da ich grad von Schneidern rede, so darf ich ein Original dieser Klasse nicht unerwähnt lassen. Meister Hoyer kam mit Held dahin überein, daß Letzterer in jede Nummer der Locomotive eine Anzeige schicke, in welcher Hoyer's Adresse genannt würde und wofür Hoyer Held mit Kleidern versehen wollte. Dem zufolge erschien in jeder Nummer eine dieser drolligen Anzeigen, welche nicht nur ganz Deutschland lachen, sondern auch Hoyer zu einem berühmten Manne machten, der auch ein sehr reicher geworden sein würde, wenn diese Anzeigen ihn nicht auch zugleich zum Narren gemacht hätten. Eine dieser Anzeigen ist eine kleine Novelle, in welcher der Held durch den Schnitt seines Fracks sein Glück macht und natürlich ist die Adresse des Verfertigers die Pointe. — Hoyer bildete sich nun ein, diese Anzeigen entweder selbst gemacht zu haben, oder die darin enthaltenen spaßhaften Anpreisungen zu verdienen; genug, er hielt sich für ein großes Genie und geberdete sich so. — Als ich einst in sein Studio kam, stand er in einem närrischen, eleganten Schlafrock an seinem Zuschneidetisch. Er war in schneiderischen Geburtswehen und seine Haltung theatralisch. Den Zeigefinger der linken Hand hatte er senkrecht auf die Stirn gesetzt und mit der Rechten bedeutete er mich, zu schweigen, ohne mich anzusehen. Dann ergriff er mit einer Art Begeisterung die große Schneiderschere, pfiff wie wüthend einen schnellen Marsch, trat nach dem Takt mit dem rechten Bein in die Luft und ließ nach demselben Takt die Schere in dem Tuche arbeiten. Lachend schrie ich: „Aber Hoyer, sind Sie denn von den Teufeln? Sie ruiniren ja das ganze

Stück Tuch!" — Er sah mich einen Augenblick mit wildem Blick an, dann schwang er seine Scheere, rief: „Tuch ist mir Dreck!" und pfiff, trat und schnitt noch wüthender als vorher darauf los. — Dann warf er die Scheere hin, wischte sich, ermattet wie eine Wöchnerin, das Gesicht mit einem sehr feinen Taschentuch und rief: „Da, das Gedicht ist fertig!" — Es war eine Livree für Redslob's Portier, die er zugeschnitten hatte. —

In Kissingen lernte ich einen holländischen Major von Stürler kennen, der von Batavia auf Urlaub war und seine Leber restauriren wollte. Der Major war Adjutant des Gouverneurs und hatte sehr interessante Reisen in das Innere von Borneo gemacht, welches damals noch sehr unbekannt war und es noch ist. Er hatte die Beschreibung seiner Reisen deutsch niedergeschrieben und wollte mich veranlassen, sie durchzusehen und herauszugeben. Er hatte das Manuscript nicht bei sich, versprach aber es mir nach Leipzig zu bringen. Er kam im nächsten Frühjahr, als ich grad mit meiner Frau verreist war. Weiter hörte ich nichts von ihm als später in Amsterdam, daß er gestorben sei. — Ein anderer Kissinger Badefreund war ein alter, harmloser Junggesell, ein Domherr und Cannonicus aus Münster, Herr von B........ Er war in seiner Jugend Fähnrich gewesen; da er aber — wie er selbst eingestand — nicht Verstand genug zum Officier hatte, so machten ihn seine Verwandten zum Domherrn, was ihm jährlich, glaub' ich, ein paar tausend Thaler brachte. —

Kissingen nützte mir gar nichts. Ich litt Höllenschmerzen den ganzen Winter hindurch. Da mein Homöpath mir nicht helfen konnte, so griff ich zu anderen Mitteln. Eins davon war in einem Büchelchen angepriesen; es bestand in Waschungen mit verdünnter Salzsäure! Ich hielt das zwei oder dreimal aus, dann aber war der Schmerz zu groß.

Die Damen fanden eine Frau, die ein unfehlbares Mittel besaß, welches natürlich gekauft wurde. Es war eine schwarze, übelriechende Schmiere; allein ich rieb mir damit eines Abends das ganze linke Bein ein. Als ich am andern Morgen erwachte, war nicht nur das Bein entsetzlich geschwollen, sondern auch mein Gesicht hatte sich kürbisähnlich verwandelt! Wahrscheinlich hatte ich im Schlaf das Bein und dann mit der Hand das Gesicht berührt. Bald war das Bein eine Wunde, aus der Wasser strömte. Mein Homöpath war sehr ängstlich und sprach von Amputiren! Ruhe entfernte das neue Uebel, wenn auch nicht den alten Schmerz. Ich durchwimmerte die Nächte, oft rastlos in den Zimmern umherwandernd und einige Augenblicke Schlaf auf dem Teppich, oder einem Sopha erhaschend. Dazu kamen entsetzlich schwächende Nachtschweiße. Ich sah wie ein Gespenst aus und das Bein fing an zu schwinden. Trotzdem schrieb ich an meinem niederländischen Krieg, der Weltgeschichte u. s. w. und besorgte meine Geschäfte auf der Schwimmanstalt, die unsern Erwartungen ziemlich entsprach. N. hatte neben denselben Damenbäder auf Pontons gebaut, die so besucht und überfüllt waren, daß sie einst sanken und die badenden Damen von den herbeieilenden Schwimmern gerettet werden mußten. Es soll eine schöne Scene gewesen sein; allein ich war nicht dabei. — Ich ließ mich auch durch meine Schmerzen nicht von der Jagd abhalten, die mich zerstreute. — Im Winter erhielten wir Nachricht von einer „Wasserbeschauerin“, die in Stötteritz wohne und merkwürdige Kuren mache. Es wurde der Sybille eine Flasche Eau de C— zugeschickt. Sie sagte, der Kranke sei schon sehr schwach und empfahl dringend einen guten Arzt, gab aber einen Wurzelthee und Kräuter zu Bähungen. Diese Mittel halfen so plötzlich, daß ich mitten im Winter den alten General in Hofahrtsheim besuchen

konnte. Auf meiner Rückkehr von Kissingen hatte ich ihm in Coburg eine Visite abgestattet, wo er ein Haus machte und sogar einst den Herzog und den Hof bewirthet hatte. Er konnte nun einmal nicht leben, ohne Gunstbezeugungen von Fürsten. — Man hatte einen jungen Grafen für die Tochter gefunden, die zu einem hübschen und verständigen Mädchen herangewachsen war. Der junge Graf mußte dem General scheinbar eines seiner Güter abkaufen, damit er nicht so arm erschien, als er in der That war. Ich machte seine Bekanntschaft in Hofahrtsheim. Er war etwas schwächlich aber angenehm und gebildet. Einst nach Tische redeten wir von Politik und von den Befestigungen um Paris, welche dem Grafen und einem andern Edelmann ein sehr wirksames Mittel gegen eine neue Revolution in Paris zu sein schienen. Ich wettete mit dem Grafen um hundert Louisd'or, oder ein Pferd von diesem Werth, daß die Befestigungen von Paris nach spätestens sechs Jahren in den Händen des Volks sein würden. Wir waren damals, ich glaube, im Januar 1844. Als das Fort von Vincenne 1848 dem Volke überliefert wurde, schrieb ich von Paris dem Grafen und bat um die hundert Louisd'or, erhielt aber weder diese, noch überhaupt eine Antwort.

Die Hochzeit wurde im Sommer gefeiert. Ich wurde nicht eingeladen; allein bewahre noch einen Brief vom 12. Juli 1844, in welchem der General dieselbe beschreibt. Um „bürgerlichen" Lesern einen Begriff von solch adeliger Hochzeit zu geben und zugleich zu zeigen, wie der alte General allmählig überschnappte, führe ich einige Stellen aus diesem Briefe an, der von einem Familiengute der Familie des Bräutigams geschrieben war: „Lieber Corvinus. Den 5. d. folgte ich meiner Familie hierher; die Geschäfte nach der Vermählung waren stärker wie vorher und Ihren lieben

Brief vom 4. d. erhielt ich gestern Abend. Eine kurze Beschreibung zu geben, werde ich meine Erinnerung in Anspruch nehmen. Einige Gäste wie — — — kamen den 17. und 18. .... den 19. waren 60 versammelt. Costümirte Fräuleins mit Geschenken und Reden, eine Vorstellung einer Auberge, wo Graf O— die Wirthin machte, ein geharnischter Ritter, *) Neveu —, kam aus der Vorzeit, von meiner Familie — (natürlich die Schultzes!) und verkündigte die Zukunft des Bräutigams. Nach dem Thee war Ball und unten im Saal und zwei Nebenzimmern warm soupirt von acht Schüsseln; ich ging um 11 Uhr zu Bett. Den 20. kamen noch einige Nachbarn. Um zwei Uhr ließ in sechszehn Wagen zur Kirche fahren. Der Weg war mit Ehrenpforten, Kränzen 2c. besäct; in den vier letzten Wagen saßen im ersten die vier Brautführer, so wie die Brautjungfern, welche im zweiten Wagen saßen, mit Bändern von meinem Farben, roth, weiß und schwarz, bezeichnet; im dritten saß ich mit dem Grafen — und seinem Herrn Bruder dem — — als senior der —r. Im vierten und letzten Wagen saßen Mutter, die Braut, und die Schwester meines Sohns. An der Kirchhof-Mauer wurden wir von meinen beiden Predigern — und — empfangen und so in Prozession nach Altar geführt. Die Brautführer umgaben sie. Die übervolle Kirche betrug, da von weitem gekommen, sehr anständig; die Musik mit blasenden Instrumenten und vorher mit der Orgel ge-

*) Der General hatte früher eine Domaine gehabt, die dem deutschen Orden gehört hatte und von dort brachte er eine messingene Rüstung mit, in welcher die Herrn zu Rittern geschlagen worden waren. Der General hatte sie auf das ausgestopfte Pferd placirt, welches der Herzog Friedrich Wilhelm bei Quaterebas ritt, als er erschossen wurde. Das Braunschweigsche Museum, dem er das Pferd anbot, wollte es nicht haben.

stimmt, begleiteten den Gesang. Die Braut, wirklich schön geschmückt, überstand, da sie vorher leidend war, den Act sehr gut. Die Trauung von ** sprach auch *, und beide segneten. Die Rückkehr ging vom Brautpaar an.

Zu den Tischplätzen, wo im Saal zweiunddreißig, in beiden Seitenzimmern die übrigen vierunddreißig placirt, hatte ich bunte Zettel drucken, so wie die Trinksprüche...... Meine Unterthanen (sic), im Wirthshause bewirthet, schickten von Männern, Frauen und Jungfrauen Deputirte, und führten nach der Tafel ihre Tänze auf. Der Ball begann, 11 Uhr soupirt unten. — Ich hatte einen Anker Cardinal und gleichen Punsch gebraut, die besten Weine von Hamburg und Frankfurt. Von Hamburg zwei frische Lachse, ein jeder dreißig Pfund und ein eben so großer geräucherter, eine Tonne Häringe, Caviar ꝛc. Vice-Bohnen, Blumenkohl, sehr große Köpfe ꝛc. Koch ** gab zwölf bis fünfzehn Schüsseln; Baumkuchen, eine Menge Torten, Pasteten, Eis, Confect, alles im Ueberfluß. Zur Aufwartung hatte zwei Livree-Jäger, zwei Livree-Bediente, zwei vom Hof —, einen vom General X. und noch einige Handlanger. Die Musici bekamen Kost und täglich zwölf Thaler. Der Koch, die —, täglich ein Friedrichsd'or. Acht oder vierzehn Tage vorher hatte drei Tischler, drei Maurer, Zimmerleute, Maler, meine Arbeiter. Dieses allein zu besorgen, gab mir Gott, wider Erwarten die Kraft. Die Geschenke waren prächtig und kostbar, von mir ein Collier von Brillanten. Nach Hamburg habe 441 Mark*) .... gezahlt.

---

*) Hauptsächlich für Gemüse. Der General bestellte dieselben für circa achtzig Personen und der Beauftragte in Hamburg sandte eine Schiffsladung.

Meine Gärten, Forsten, Felder und Burg *) wurden täglich besucht und sehr schön befunden. Ich wüßte nicht, wo selbst in fürstlichen Gärten ein ähnlicher wie der Meinige wäre...... So wie ich hier geehrt und herzlich behandelt, ist wohl selten der Fall. Die Tafel noch immer sechszehn bis zwanzig Couverts, giebt mir den ersten Platz und die erste Speise....... Dieser lange Brief kann als ein Zeichen meiner Freundschaft gelten, er hat mir Mühe gemacht und abgemattet. Ich erhole mich indeß sehr bald. Möge Ihr neuer Arzt glücklich sein. Carlsbad ist ein gefährliches Bad. Ich gehe in kein Bad mehr, da doch eigentlich mir keins geholfen. Ihr Andenken hat meinen Kindern und Frau wohlgefallen. Empfehlen Sie uns Ihrer Gemahlin." Ihr ꝛc.

Das war der letzte Brief, den ich von dem alten General erhielt, denn er starb bald darauf in einem Gasthofe der Stadt, wo sein Schwiegersohn wohnte. Die Generalin zeigte mir seinen Tod an. Der Mann wollte mich zu seinen Plänen benutzen und ließ mich im Stich, als ich nahe daran war unterzugehen. Als er sah, daß ich auch ohne ihn fertig wurde, behandelte er mich mit großer Achtung, und ich danke ihm, daß er mich durch seine egoistische Härte dazu brachte, meine Kräfte anzuwenden, weiter aber nichts. Als ich bei ihm war und ihm daran lag, mich eifrig für seine Pläne zu machen, zeigte er mir ein Actenstück von etwa vier großen Bogen, welches er in dreieckiger Billetform zusammengelegt und versiegelt hatte. Er hatte mich einige Stunden vorher gefragt: „Nicht wahr, wenn Du sechstausend Thaler hättest,

*) In einem frühern Brief von 1841 schrieb der General: „Ich war viel auf meiner Burg, und hatte daselbst auch den höchsten Besuch des Königs und des Prinzen Carl, denen die Lage sehr gefiel.

dann könntest Du etwas damit anfangen und hättest zu leben?“ — Ich bejahte dies und sagte: „Aber ich habe sie nicht.“ — Als er mir das versiegelte Papier zeigte, sagte er bedeutsam: „Das ist mein Testament“ und schloß es sorgfältig in seinen Schreibtisch. Ich habe das stets für einen wohlfeilen Pfiff des Generals gehalten und nie geglaubt, daß er mir etwas hinterlassen würde, allein es wunderte mich, daß er mir nicht einmal ein Andenken vermachte und ich weiß überhaupt nicht, ob sich ein Testament vorgefunden hat. War es nicht der Fall, so muß er es selbst wieder verbrannt und der Tod ihn überrascht haben ehe er ein neues aufsetzen konnte. Ohne Testament würde seine Tochter Alles geerbt haben und seine Neffen und Nichten, die seiner Hülfe bedurften, leer ausgegangen sein. Die Generalin hatte eine ganz unabhängige Pension von zweihundert Louisd'or. Sie starb nach der Revolution. Merkwürdig ist, daß ich in Bezug auf sie einen meiner hellen Träume hatte. Ich war mit der Generalin in einem Zimmer; auf dem Tische stand ein brennendes Licht. Die Generalin sah mich bedeutend an, dann auf das Papier, welches sie am Licht anzündete und langsam verbrannte. —

Im Sommer besuchten mich mein Stiefvater und meine Mutter, die meine Frau noch nicht kannten. Als wir Alle in das Hotel de Pologne zum Essen gehen wollten, sah ich mit Entsetzen, daß mein Stiefvater einen schwarzen Frack anzog, in dessen Knopfloch nicht ein Bändchen, sondern der leibhaftige rothe Adlerorden hing. Dieses Zeichen stand in so schlechtem Credit in Leipzig, daß ich mich schämte, mit meinem damit gezeichneten Stiefvater über die Straße und vollends in das Wespennest, des Hotel de Pologne zu gehn. Ich war froh, daß der decorirte Verfasser des Preußenliedes bald wieder abreiste.

Ich hatte beschlossen, die von einem Dr. Salomon auf dem Thonberge bei Stötteritz angelegte Kaltwasserheilanstalt zu besuchen, wo bereits Helds junge Frau war, welche in Folge nervöser Aufregung plötzlich anfing zu hinken. Meine Mutter, Frau Held und ich zogen also in die Anstalt. Als ich kaum drei Tage dort war verdoppelte sich meine Pein. Ich lag, mich windend auf dem Schmerzensbette, an welchem Mutter und Frau weinend saßen und der Schweiß strömte wie Wasser von meinem Körper. Dr. Salamon wurde von der Kegelbahn geholt. Er ließ mich sogleich, in eine wollene Decke geschlagen, die Treppe hinunter in eins der Badezimmer tragen und, wie einen Hund, aus der Decke in das eiskalte Wasser schütteln. Daß meine Nerven den Stoß aushielten, wundert mich heute noch. Erst nach zwei Stunden kam ich wieder zu mir; aber mein Schmerz war gelindert. — Ich wurde nun fanatischer Kaltwassermensch und zwang meine Frau, die gesund war wie ein Fisch, sich auch mit kaltem Wasser maltraitiren zu lassen.

Am Morgen um vier Uhr kam der Badewärter. Er breitete über mein Bett mehrere wollene Decken und auf diese legte er ein in kalt Wasser getauchtes, leicht ausgewundenes Leintuch. Auf dasselbe legte ich mich, die Hände dicht am Leibe. Nun ward ich nach Mumien-Art gewickelt und nur das Gesicht frei gelassen. So blieb man etwa bis sechs Uhr liegen und schwitzend wie ein Braten. Hin und wieder kam der Wärter und labte den glühenden Mund durch einen eiskalten Trunk. Dann endlich wurden die Füße grade genug von der Decke befreit, um sie bewegen zu können und mit Hülfe des Wärters spazierte man schnell die Treppe hinunter in die Badezimmer. Die Damen wurden ebenso transportirt und die Herrn bewachten mitleidsvoll die Treppe. Vor den gähnenden Badewannen stehend, wurden die rauchen-

den Decken abgenommen. Nun kostete es keinen kleinen Entschluß, augenblicklich kopfüber in das eiskalte Wasser zu stürzen. Zögerte man, so konnte man sich tödlich erkälten. — Das Bad vorüber, rannte man im Garten umher und erwärmte sich durch sechs bis acht Gläser kalten Wassers. Dann wurde Milch und Semmel gefrühstückt. Zwei Stunden darauf wurde ein sogenanntes Schenkelbad genommen; es war aber eigentlich nur ein Fußbad, welches bis über die halbe Wade reichte. Zwei Stunden später kam die Douche, die man von allen Sorten in einem Zimmer mit Asphaltfußboden hatte. Zu dem einfachen aber kräftigen Mittagessen ohne Gewürze brachte man einen Wolfshunger mit. Zwei Stunden später nahm man ein Sitzbad; um sechs wieder ein Schenkelbad und endlich um acht ein Halbbad, welche letzte scheußliche Schändlichkeit die Tortur des Tages schloß. Bei solchem Halbbad setzt man sich bis zum Gürtel ins kalte Wasser. Rings um die Wanne stehen sechs bis acht gefüllte Eimer. Sobald man anfängt mit den Zähnen zu klappern, stülpt der Badediener ganz gemüthlich einen der gefüllten Eimer über den Kopf des Patienten; dann gießt er einen andern heftig gegen dessen Brust, einen dritten gegen den Rücken, dann gegen die Seiten, dann wieder über den Kopf und so fort in rasender Eile, bis all die Eimer leer sind und man zuletzt nicht mehr weiß, ob man „ein Bübche oder ein Mädche ist“ wie die Frankfurter sagen. Das Halbbad linderte indessen am besten meine Schmerzen, und oft holte ich mitten in der Nacht den Badediener aus dem Bette um mir durch ein Halbbad einige Stunden Schlaf zu verschaffen.

Meine Frau hatte einen kleinen Affen geschenkt bekommen, der mich aber ganz besonders lieb hatte. Es war ein sehr komischer kleiner Kerl und ich hatte ihn auf die Kalt-

wasserheilanstalt mitgenommen, wo er, an einer leichten Kette befestigt, auf dem Geländer des Balcons umherlaufen konnte. Er amüsirte alle Gäste durch seine dummen Streiche. Einst sahen wir, bei heiterstem Wetter im Grünen gelagert, plötzlich Schneeflocken in der Luft. Katty, so hieß der Affe, stand auf dem Balcon, in einer Hand ein glücklich erwischtes Kopfkissen, von dem er eine Ecke geöffnet hatte und aus welcher er händevoll die Daunen hervorholte und jubelnd in die Luft warf. — Ein Zimmer neben dem Balcon bewohnte ein Taubstummer. Dieser saß eines Nachmittags lesend in seinem Stuhl, den Rücken gegen einen Schrank gelehnt, auf welchem ein gefülltes Waschbecken stand. Der Affe machte sich so lang als möglich und erreichte das Waschbecken, welches er mit dem größten Vergnügen dem andächtig lesenden Taubstummen in den Nacken goß, der sich vor Schrecken fast die Arme weg telegraphirte, während Katty mit pfiffigem Gesicht davon schlich.

Endlich hatte ich Erbarmen mit meiner Frau; ich erlöste sie von der Kaltwasserhölle und schickte sie für ein paar Wochen nach Frankfurt zu ihren Eltern. In meiner Wohnung setzte ich die Kur so weit fort, daß ich den ganzen Winter hindurch jeden Morgen aus dem Bette direct in eine im Nebenzimmer stehende, frisch gefüllte Wanne mit Brunnenwasser sprang. Die Wasserkur half jedoch auch nichts und endlich wandte ich mich an Professor Cerutti, der mich einfach durch Colchicum und Schwefelbäder gänzlich wieder herstellte, mir aber rieth, im nächsten Jahr Wiesbaden zu besuchen. — Dr. Salomon, der Wasserdoctor, hatte einst ein wenig zu viel — nicht Wasser, sondern Wein getrunken und wollte sich, wie er zu thun pflegte, unter der Douche abkühlen. Er kühlte sich so gründlich ab, daß er für ewig kalt blieb. Ihn rührte der Schlag. —

Von meinen früheren Freunden und Regimentscameraden hörte ich auch zu Zeiten. Mein Freund Theodor besuchte mich und blieb ein paar Tage bei mir. Als ich eines Tages im Begriff war auszugehen und eben, langsam meinen Handschuh anziehend, in die Ferne starrte und an Saarlouis dachte, kam mir plötzlich der Gedanke: „Was mag nur aus dem närrischen H. geworden sein?— — als dieser plötzlich vor mir stand! Ich konnte ihn nicht sehen, als ich das dachte und er war wenigstens noch hundert Schritte von mir entfernt. Ich war natürlich sehr überrascht und lud ihn ein, in mein Haus zu kommen; allein er bat mich noch einen Augenblick zu warten bis Asmuth komme, der Verfasser des Selim u. s. w., der nun zum Hauptmann avancirt war. Ich ging ihm freudig entgegen, und da mir H.'s Benehmen seltsam vorkam, so fragte ich; allein Asmuth schnitt weitere Bemerkungen damit ab, daß er eine bedeutungsvolle Bewegung mit dem Finger gegen die Stirn machte. Ehe ich noch klar sah, trug mir H. vor, daß er sich nothwendig mit Asmuth schießen müsse und daß ich sein Secundant sein solle. Er beruhigte sich indessen, als ich ganz ernsthaft versprach, sie alle Beide zum Hause hinauszuwerfen, wenn ich noch ein Wort von solchem Unsinn höre. —

Allmählig vernahm ich denn die tragikomische Geschichte. H., der Vielwisser, war immer närrischer geworden und man beschloß beim Regiment, ihn nach Schlesien zu seinen Eltern zu schicken, damit er die bei seinem Geisteszustand nöthige Pflege habe. Da es nun aber nicht räthlich war, ihn allein reisen zu lassen, so erhielt unser Freund von Asmuth, der seiner eigenen Gesundheit wegen nach Marienbad gehen mußte, den Auftrag, ihn gewissermaßen als Aufseher zu begleiten. Damit H. aber von dieser Ueberwachung nicht die geringste

Ahnung haben möchte, was dieselbe in der Güte unmöglich gemacht haben würde, so sagte der Regimentsarzt zu ihm: „Lieber H., es freut mich sehr, daß ein so verständiger Mann wie Sie, mit Hauptmann von Asmuth reist. Passen Sie ein Bischen auf, daß er keinen Wein und keinen Kaffee trinkt, die Gift für ihn sind.“ H. versprach sein Bestes zu thun, ihn daran zu verhindern und hielt auf das Gewissenhafteste Wort. Kaum hatte Asmuth an der Table d'hôte einen Schoppen vor sich, oder eine Tasse Kaffee, sogleich riß sie H. hinweg, sich auf sein dem Regimentsarzt geleistetes Versprechen berufend. Die Reise mußte mit dem Eilwagen geschehen und dauerte um so länger, als Beide krank waren und während der Nächte nicht reisen konnten. Der arme Asmuth, der sehr leidend und reizbar war, verwünschte seinen Auftrag, denn H. war unterwegs rein des Kuckucks und dabei, behauptete Asmuth, so boshaft, daß er sich aus Furcht vor Ermordung scheute, mit ihm in einem Zimmer zu schlafen. H. zankte sich mit allen Menschen im Postwagen, da er Alles besser wissen wollte, so daß endlich Extrapost genommen werden mußte. Ueberall machte H. die närrischsten Streiche, und als er einst nach Tisch im Weidenbusch in Frankfurt sich all seiner Künste rühmte, und von den amüsirten Fremden animirt wurde, rief er: „Ja, ich kann auch polnisch tanzen,“ und begann einen Kossak im Wirthssaal.

Als er in Leipzig mit mir ausging, hielt er mich mitten im Regen auf einem schmalen Stege fest, der über den Floßgraben führte, um mir eins seiner neuesten Gedichte vorzulesen. Es war sehr schön, — aber von Göthe. — Er starb im elterlichen Hause und auch der gute Asmuth starb bald darauf.

Die Schwimmanstalt ging ganz vortrefflich vorwärts und die Maschine war so gut eingerichtet, daß ich nur täglich

einmal zu erscheinen und eine Stunde zu bleiben brauchte. Neben den Abtheilungen für die Schwimmer war auch ein Badeplatz für Nichtschwimmer eingerichtet worden. Dieses Bad wurde vermittelst Bolzen, die an eingerammten Pfählen befestigt wurden, stets in gleicher Tiefe gehalten. Auch ein ähnliches Bad für kleine Knaben war angebracht. — So lange ich die Direction hatte ertrank nur ein Mensch, ein Soldat, der früher unter mir im Regiment Schwimmeister gewesen sein wollte, sich zur Annahme während meiner Abwesenheit meldete und gegen die Ordnung über die Grenze der Anstalt hinausschwamm. Als der Schwimmeister du jour in einen Kahn sprang, um den Mann zurückzuholen, tauchte derselbe und gerieth, da er die Localität nicht kannte, unter den Boden des Badebassins! Er wurde fast augenblicklich hervorgeholt; aber der Schlag hatte ihn gerührt.

Ich habe schon früher einmal bemerkt, daß alle Apotheker mehr oder weniger einen Sparren im Kopfe haben. Der Sparren meines Apothekers war der Hochmuth. Der Mann hielt sich für etwas Besonderes und meinte, er müsse in allen Dingen seinen Willen haben. Er offenbarte mir, daß die Schwimmanstalt über fünfzehntausend Thaler koste und daß er die Zinsen von den Einnahmen zurückbehalten wolle. Anfangs waren dreitausend Thaler ausgemacht und als N. vier Procent ansetzte, schlug ich ihm selbst fünf vor. Dann bewilligte ich sechstausend und nun, um Streitigkeiten vorzubeugen, bewilligte ich ein für alle mal zwölftausend Thaler. Mein Apotheker war nicht zufrieden. „Gut", sagte ich, „dann legen Sie mir wenigstens die quittirten Rechnungen über diesen Betrag vor, oder geben Sie mir den Beleg durch Ihre Bücher." — Das habe er nicht nöthig! — Das Resultat war, daß er mir jede Einnahme zurückhielt und ich ihn verklagen mußte. Das war es was er wollte, denn er

dachte den Prozeß zu gewinnen, da er so viele Freunde unter den Beamten hatte. Er war nämlich auch der größte Hasenmetzger in Leipzig, denn Jäger kann ich ihn wohl nicht füglich nennen. Ich meine er hatte große Reviere gepachtet, wo die Hasen sehr wirthschaftsmäßig gehegt und gepflegt und jährlich in einigen Treibjagden zu Tausenden für den Markt vermittelst Pulver und Blei gemetzgert wurden. N. selbst schoß ganz vortrefflich. Wer sich im Schießen üben wollte, dem war es natürlich sehr erwünscht von N. eingeladen zu werden, und fast alle Beamte der Gerichte u. s. w. waren Jagdliebhaber. N. irrte sich indessen; mein Recht war zu klar; er verlor seinen Prozeß in zwei Instanzen, und da ich die ganze Apothekerei lange satt hatte, so wurde es dem Bürgermeister Koch, seinem Verwandten, leicht, mich zu einen Vergleich zu bewegen, in Folge dessen unsere Gemeinschaft aufgelöst wurde und er mir eine Abstandssumme zahlte. Mein Traum hatte sich erfüllt. Ich hatte viel Geld aus dem Wasser geholt, obgleich nicht so viel Goldstücke als ich erwartete, und endlich Aerger und Verdruß genug daran gehabt.

Dem Rathe meines guten Professors Cerutti folgend, reiste ich im Sommer 1845 mit meiner Frau nach Wiesbaden, wo wir über sechs Wochen blieben und wohin wir die schöne, jüngste Schwester meiner Frau mitnahmen. Wir waren sehr heiter, denn wir machten sehr angenehme Bekanntschaften, die zur dauernden Freundschaft führten, und machten reizende Partien zu Esel, bei denen unendlich viel gelacht, und bei denen wir regelmäßig naß wurden, denn der Sommer war unfreundlich. Obwohl ich vom Baden wieder lahm wurde und endlich mich gar in's Bette legen mußte, so schrieb Cerutti doch stets, daß das nichts zu sagen habe. Er hatte Recht; ich wurde so vollständig geheilt, als ob ich nie Schmerzen gehabt hätte.

Hier in Wiesbaden erhielt ich folgenden interessanten Brief von Held:

Berlin, 13. Aug. 45.

„Lieber Corvin!

Da Deine Ankunft so nahe bevorsteht, so würde ich Dir nicht mehr geschrieben haben, wenn ich Dir nicht höchst interessante Dinge mitzutheilen hätte. Wir haben diese Nacht eine Revolution in Leipzig gehabt. Lache nur nicht. Die Sache ist verzweifelt ernsthaft und bei einem Haar hättest Du mich nicht mehr unter den Lebenden gefunden; ich wäre gefallen auf dem Bette der Ehre. Hör zu:

Der Prinz Johann inspicirte gestern Nachmittag die Communal-Garde. Reichardt nebst Frau waren von Teplitz aus zu mir gekommen, um mich heut nach Berlin abzuholen, wo meine Gegenwart höchst nöthig ist, um den „Volksvertreter“ zu ordnen. Wir begaben uns auf den Revue-Platz. Dort nahm ich unter der Communal-Garde eine sonderbare Stimmung gegen den Prinzen wahr; denn bei dem officiellen Vivat ließen sich von der gesammten Communal-Garde nur etwa fünfzig Stimmen hören. Der Grund davon war die pietistische Richtung, welche sich jetzt in Sachsen breit macht, und als deren Vertreter der (kathol.) Prinz Johann gilt. Er entließ die Communal-Garde mit den sichtbarsten Zeichen der Unzufriedenheit, und mit demselben Gefühle entließ ihn die Communal-Garde. Jetzt trat der Student auf und bereitete für den Abend beim Zapfenstreich ein feierliches Pereat vor. Obgleich die Verschwörung ziemlich geheim gehalten wurde, erhielt ich doch die Kunde davon von jedem, der mir begegnete. Studentenstreiche! dachte ich, beschloß aber doch, mit Reichardt und Baumann dem Witz beizuwohnen. Der Zapfenstreich begann vor der Wohnung des Prinzen, Hotel de Russie, auf dem Roßplatze. Bei dem officiellen Vivat

ließen sich eine Unmasse von Pfeifen vernehmen, die aus den ungeheuren Volkshaufen von allen Seiten ertönten und die Musik zum Schweigen brachten. Hierauf stimmt ein Student das Lied an: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ und es wurde aus den tausend Kehlen in wirklich feierlicher Weise abgesungen. Hierauf Luther hoch! Ronge hoch! Deutsch-Katholiken hoch! Nieder mit den Jesuiten! Klirr! Klirr! Steine in die Laternen. Es war ein Scandal, das Einem das Herz weit aufging vor Revolutionslust. Endlich verbreitete sich die Kunde, daß der Prinz die Schützencompagnien mit scharf geladenem Gewehr heranrücken lasse. Dies erbitterte die Volksmasse dergestalt, daß — als jetzt ein Stein nach dem prinzlichen Fenster flog — in Zeit einer Viertelstunde sämmtliche Fensterscheiben der prinzlichen Wohnung mit Steinwürfen demolirt waren, Alles unter Geschrei und Pfeifen à la Paris. Auf einmal rückten die Schützen mit Sturmschritt und mit gefälltem Bajonett auf die Volksmasse los und drängten dieselbe bis nach der Promenade zurück, so daß der Platz frei wurde. In dichten Haufen stand jetzt das Volk auf der Promenade, die Schützen in Linie vor dem Hotel; zwischen beiden der 150 Schritt breite Platz. Das Volk hatte mit dem Lärmen bereits aufgehört und schien mit seiner Demonstration zufrieden; aber neugierig was weiter geschehen würde, stand es sorglos und blickte nach dem Hotel hinüber. Plötzlich, ohne Aufforderung sich zu zerstreuen, ohne Warnung und Mahnung ertönte das Commando: Chargiren! Die Hähne knackten, das Signal: Pelotonfeuer! ertönte und ein prasselndes Gliederfeuer schlug uns entgegen. Das Volk wandte sich zur Flucht; ich nahm mir mit Reichardt viel Zeit, denn ich konnte nur an Platzpatronen denken, und sah mir das durch die Nacht leuchtende Blitzen der Gewehre mit an, da es einen schönen Anblick bot. Endlich erschallt Weh-

geschrei, und einige der Flüchtigen stürzen. Reichardt stolpert neben mir zu Boden und dicht vor mir ausreißend, stürzt ein Mensch mit einem Schmerzensruf in meine Arme. Ich frage ihn, wo er geschossen sei, er zeigt nach dem Rücken, woraus das Blut strömt und sein Auge bricht. Ich halte schnell einige der Fliehenden auf, um ihnen den bereits Verschiedenen zum Fortschleppen zu übergeben, um mich dann nach Reichardt umzusehen. Da pfeift mir eine Kugel über den Kopf weg. Eine sehr störende Empfindung! Indeß mußte ich durchaus wissen, was aus Reichardt geworden war; das Pelotonfeuer schien vorüber zu sein; man hatte sich mit einer Patrone begnügt. Ich sehe mich also nach Reichardt um, keine Spur. Meine Angst war groß; denn dicht neben mir war er gestürzt. Die Volksmasse, durch das Mordschießen auf's Fürchterlichste erbittert, stürmte unter Rachegeschrei nach dem Markte. Mehrere Todte und Verwundete, die man herbei schleppte, steigerten die Wuth noch mehr, und jetzt war der Moment, mit diesem Volke Großes auszurichten — wenn es keinen Katzenjammer gegeben hätte, und das Volk gewußt hätte, was es wollte. Ich vergaß Reichardt auf einige Augenblicke, um Revolution zu studiren. Wohin ich kam, drängte man sich um mich. Man wollte Waffen und einen Anführer, um sich — zu rächen für die Erschossenen. Ich war so aufgeregt, daß ich nur mit Mühe meine fünf Sinne beisammen behielt. Ich sah, daß es mich nur zwei Worte gekostet hätte, um dies ganze Volk zu leiten, und in dem Augenblicke hätte es Alles unternommen. Entweder — oder! Der Prinz Johann wäre zerrissen worden; aber was weiter? Den Abend hätte man ihnen eine Republik decretiren können; aber am andern Morgen hätten sie sich vor der Polizei verkrochen, und Freund Held hätte sich gefälligst köpfen lassen können. Das Volk hatte ja blos demonstrirt,

wollte sich später rächen und hatte sonst keine leitende Idee. Es wußte nicht was es wollte. Ich sah dies deutlich, als ich einen Trupp, der sich um mich schaarte, fragte: was denn das Ende vom Liede sein solle? Da standen die Ochsen am Berge. — Gute Nacht, dachte ich! schlaft aus; morgen wißt ihr nichts mehr von der ganzen Geschichte. Bei Lichte betrachtet, war's ein bloßer Scandal: man hatte kein Ziel, man wollte blos tumultuiren à la Lübeck und Danzig. Dafür seine Haut und Kopf zu Markte tragen, wäre Wahnsinn. Eine Stunde darauf war der Aufstand zu Ende. Man war blos noch aufgeregt, und das Einzige, was man verlangte, war: — Die Communal-Garde sollte statt der Schützen das Hotel besetzen! — Daß ich für diesen großen Zweck nicht mitarbeitete, wirst Du vernünftig finden. Ich eilte zu Hause, um zu sehen, ob Reichardt da sei, denn unter den Todten war er nicht gewesen. Reichardt war wirklich da, aber in welchem Zustande! Ueber und über mit Schlamm bedeckt. Er war gestürzt, die Fliehenden hatten ihn gegen den Petersgraben gestoßen und dort war er in den Zwinger hinunter gerollt und in einen Schlammgraben gefallen, aus dem er sich nur mit Hülfe einer Frau errettete; sonst wäre er dort jämmerlich erstickt. Ich ging wieder auf die Revolution. Die Communal-Garde war alamirt worden, hatte sich bei dem Hotel versammelt und die Schützen ersucht, sich gefälligst zu entfernen. Als dies nicht geschah, so ging die noble Garde wieder auseinander und — gegen 3 Uhr war Alles so müde, daß ein Jeglicher nach Hause ging. Ich auch. Der Prinz fuhr um 4 Uhr mit Extrapost von dannen.

Heut Morgen war große Gährung in der Stadt und am Abend wird's wohl wieder losgehen, obgleich von Wurzen noch Schützen eingetroffen sind. Ich mußte mit Reichardt nach Berlin, und das ist mir zum Theil lieb. — Hier

schreibe ich Dir nun sogleich, denn interessiren wird Dich die Geschichte doch. Wann ich wieder zurückkomme, weiß ich noch nicht. Möglich, daß Du eher zurück kommst, als ich; denn ich habe hier viel zu thun. Beiliegend sende ich Dir eine Anzeige, die der Ankerwirth in Zwickau in die Leipziger Zeitung rücken ließ.

Dein Held.

Ich erhielt die Nachricht schon einige Stunden vor diesem Brief, durch die Zeitung, als ich in Düringers Hotel bei Tische saß. Ein alter, neben mir sitzender Oberst sagte: „Die armen Soldaten!“ — Ueberrascht fragte ich nach der Meinung dieses Ausrufs: „Oh, antwortete er ernst, „von dem ganzen Bataillon ist doch sicher nicht ein Mann am Leben geblieben!“ — Nun, nun, unsere Leipziger Bemchenesser sind nicht sogar wilde, und was die Communal-Garde anbetrifft, so wurde sie von einem Dr. Haase befehligt, einem der sanftmüthigsten Haasen des ganzen Geschlechts. Als Präses der Pilgergesellschaft, (in welcher der Starost seine literarischen Freunde alljährlich einmal in Cliquot und Chateau la Rose ersäufte), war der joviale Mann sehr an seinem Platze; allein wo geschossen wurde keineswegs.

Ich ärgerte mich über die Leipziger Geschichte so sehr, daß ich ein paar Tage krank war. Später in Berlin sprachen wir darüber an der Tafel meiner Tante Arnim. Mein geheimer Vetter und der General waren anwesend. Letzterer lobte sehr den Obersten von Butler, welcher das Mordschießen befohlen hatte und fügte hinzu, daß er an dessen Stelle nicht anders gehandelt haben würde. „Und ich, rief ich ihm zu, würde, wenn ich in Leipzig gewesen wäre, Dich eigenhändig vom Pferde geschossen haben, trotzdem daß Du meines Vaters Bruders Sohn bist!“ —

Nach den von allen Seiten einlaufenden Berichten war das Volk überall zum Ausbruch einer Revolution vorbereitet, doch schien mir der richtige Moment dafür durchaus noch nicht gekommen, besonders in Deutschland. Aus eigenem, inneren Antrieb erheben sich die Deutschen nicht; wenigstens hat man meines Wissens davon kein Beispiel; thäten sie das einmüthig, dann brauchten sie keine blutige Revolution, um ihre Wünsche zu erreichen. Ich zweifelte jedoch keinen Augenblick, daß das Volk sich bei einem äußern Anstoß erheben würde und erwartete denselben bei dem Tode Louis Philipps, oder bei Ausbruch einer Revolution gegen dessen Regierung. Bis dahin, meinte ich, sollten auch andere Völker warten; der gemeinschaftliche Aufstand würde dann die Kraft desselben verstärken.

Im Herbst achtzehnhundert und fünf und vierzig ließ sich ein Herr aus Krakau melden, der in einer wichtigen Sache Helds und meine Meinung zu hören wünschte. Derselbe sagte mir, daß man in Krakau, Gallizien und auch im Posenschen zum Aufstande entschlossen sei und fragte was ich darüber denke. Held war verreist und ich sagte ihm unumwunden, daß der Aufstand mißlingen und großes Unglück über die Polen bringen werde. „Es ist zu früh, rief ich, „warten Sie nur noch eine ganz kurze Zeit, vielleicht ein oder zwei Jahre.“ — „Ach, erwiderte er, „wir können nicht mehr warten; es ist schon Alles zum Ausbruch vorbereitet und selbst die Geistlichkeit ist dafür gewonnen.“ Ich zuckte die Achseln und sagte, daß da nicht mehr zu rathen sei; er werde jedoch sehen, daß ich Recht habe. Da ich dem Polen so bestimmt den Ausbruch einer Revolution ankündigte, fragte er, „ob ich zu der großen Verbindung gehöre, die in England ihren Sitz habe?“ — Ich ließ mir Näheres davon erzählen. Es hieß, es bestehe eine Verbindung, welche bereits gegen

tausend Mitglieder zähle, unter denen die angesehensten Leute seien; man sage, der Papst Pius IX. sei ein Mitglied. Der Heerd der Gesellschaft sei England, wo man zur Ausführung der weltregenerirenden Pläne die dazu erforderlichen zwölf Millionen Pfund Sterling längst beisammen habe. Das Jahr achtzehnhundert und achtundvierzig sei zum Anfangen bestimmt gewesen; man habe aber wider Erwarten alle Arbeiten früher beendet und schon achtzehnhundert siebenundvierzig anzufangen beschlossen. — Diese mir im Herbste achtzehnhundert fünfundvierzig gemachte Eröffnung ist jedenfalls interessant. Der Aufstand in Krakau brach im Frühjahr 1846 aus; sein Erfolg ist bekannt. Derselbe polnische Herr besuchte mich wieder im Herbst und beklagte nun, wie sehr ich Recht gehabt hätte. Er erzählte mir die in Krakau stattgefundenen Gräuelscenen, denen er als Augenzeuge beigewohnt hatte.

Zwölftes Capitel.

Ausflüge. — Altenburg. — Zwickau. — Fußreise. — Schneeberg. — Spitzenklöppler. — Armuth im Erzgebirge. — Wie man am Besten hilft. — Eibenstock. — Die Glyphographie. — Sorgen. — Die Herren Haase Söhne in Prag. — Dummheit und Undankbarkeit. — Berlin. — Zwei Briefe von Alex. v. Humboldt. — Der Herzog von Gotha. — Musikalischer Abstecher. — Mendelssohn. — Lortzing. — Uebersiedlung nach Gotha. — Sensation. — Der Adel. — Der Minister von Stein. — Sein Anerbieten. — Die Philosophen-Versammlung. — Im Hause. — Carl Merkel. — Ludwig Storch. — Ausflüge. — Papiergeld. — Reise nach Paris. — Aussichten dort. — Brief von Storch.

Von Leipzig aus wurden manchmal Ausflüge nach Berlin, Köthen und Dessau, Altenburg und in das Erzgebirge gemacht, wo ein Bruder meines Stiefvaters, in Eibenstock, königlich sächsischer Oberförster war. Sehr früh im Frühjahr achtzehnhundert und vierundvierzig trieb es mich von Leipzig hinweg ins Land hinaus. Mehrere Jahre hatte ich unter gräßlichen Qualen zugebracht; nun war ich durch den trefflichen Dr. Cerutti davon befreit und mit dem besonders wonnigen Behagen eines Genesenden schlürfte ich die Frühlingsluft ein. Einer der Ingenieure, welche die sächsisch-baiersche Eisenbahn bauten, war ein Freund von mir und ich hatte ihn häufig während seines Aufenthaltes im Altenburgischen besucht und mancher lustigen Kirmiß dort beigewohnt. Die Altenburger sind ein ganz eigenthümliches Völkchen, dessen Sitten und Gebräuche ebenso originell sind als ihre Kleidung. Beide

sind oft genug beschrieben worden, und da ich die Altenburger nur von gelegentlichen Besuchen kenne, so will ich mit oberflächlichen Bemerkungen keine Zeit verlieren, und nur erwähnen, daß mir das Benehmen der Bauermädchen auf ihren Kirmissen ganz außerordentlich auffiel. Sie benahmen sich, zwar ohne städtische Ziererei, aber sehr anständig, und ihre Unterhaltung war die gebildeter junger Mädchen. Hier ist von Töchtern der Bauern die Rede, und nicht von Taglöhnern oder Mägden, und die Bauern in Altenburg sind bekannt wegen ihres Reichthums. Wenn sie auch hartnäckig an alten Sitten und Gebräuchen halten, so sind sie doch freisinnig und geben auch ihren Kindern eine gute Erziehung. Viele Bauermädchen werden in anständigen Pensionsanstalten erzogen, andere haben ihre Gouvernanten, lernen Tanzen, Französisch und Klavierspielen, wie die Töchter irgend eines Bankiers. — Mein Ingenieurfreund hatte nun sein Hauptquartier in Zwickau aufgeschlagen, von dessen Schönheit er viel zu erzählen wußte. Dies war der Grund, weshalb ich auf den, meinen Leipziger Freunden ganz verrückt scheinenden Einfall kam, des Vergnügens wegen einige Monate in Zwickau zuzubringen. Das Städtchen liegt sehr schön an der Mulde und die Menschen, die dort wohnen, sind freundlich und gesellig; aber der Aufenthalt wurde mir durch einen Schelm von Gastwirth verleidet, der uns nicht allein prellte, was ich ihm verziehen haben würde, sondern der uns auch das Leben in seinem Hause durch Schmutz und Lumperei uncomfortable machte. — Das Haus lag am Markte und in dem Erker sitzend, von dem aus Luther häufig dem Volke gepredigt hatte, vollendete ich den ersten Band meiner historischen Denkmale des Christlichen Fanatismus, des Buches, welches ich zur Unterstützung der Deutsch-katholischen Bewegung der römischen Pfaffheit ins Gesicht schlug.

Wir beschlossen, zu Fuß nach Eibenstock zu gehen, um die Schönheit des kaum erwachenden Frühlings ganz zu genießen und brachen eines Morgens auf, begleitet von meinem treuen Nestor und dem reizenden Hündchen meiner Frau, Iris, und gefolgt von einem Boten, welcher die Reisetaschen und etwas Proviant trug, der im Freien unterwegs verzehrt werden sollte.

Es ist eine Lust, eine Fußreise zu machen, wenn man einen eben solchen Narren, als man selbst ist, neben sich hat, und meine Frau war in einer Beziehung ein fast noch größerer Narr als ich selbst; wir waren beide enthusiastische Naturfreunde. Diese Liebe zur Natur, wie sie sich uns in Berg und Wald und Thal offenbart, ist ein den Deutschen vor allen andern Völkern der Welt vorzugsweise eigenthümlicher Charakterzug und entspringt aus dem Gemüth, wofür Franzosen und Engländer nicht einmal ein Wort haben und dessen Bedeutung es ganz unmöglich ist, ihnen begreiflich zu machen. Diese beinahe instinctive Liebe der Deutschen zu Wald und Berg und Flur durchdringt das Volksleben seit alten Zeiten und träuft von unsern Gesängen und Liedern. Dieses Gefühl ist ein himmlisches Geschenk und nicht das Resultat der sogenannten Bildung, denn wir finden es in unseren untersten gesellschaftlichen Schichten und dieser Hauch des Paradieses sänftigt und dämpft die Rohheit in unserem Bauer und geringen Arbeiter und ist der Grund, daß unser Volk ein so gutes, gemüthvolles, poetisches ist. — Andererseits ist aber auch freilich in dieser Eigenthümlichkeit des Deutschen der Grund zu manchen Uebelständen zu suchen, von denen ich jedoch dies Mal nicht reden will; Das, worauf der Deutsche vor allen Völkern Grund hat, stolz zu sein, seine Gemüths-, seine Herzensbildung, ist aber auch zugleich die Ursache seiner Erniedrigung und Demüthigung, die ihn

zum Gegenstande des Spottes für Völker macht, die in geistiger Begabung weit unter ihm stehen.

Keine Genüsse sind erhebender und reiner als diejenigen, welche uns aus dem Anblick der Natur und ihrer Wunderwerke zufließen, und sie sind glücklicherweise Jedem zugänglich, der die Gabe empfangen hat, sie zu genießen. Der Ungebildete, oder vielmehr der Ununterrichtete, genießt, wie der überhaupt dafür empfängliche Laie, die Musik und es ist noch sehr fraglich, ob der Genuß an beiden dadurch erhöht wird, daß man den Contrebaß und die Naturwissenschaften kennt; obwohl gewiß Niemand läugnen wird, daß Kenntnisse überhaupt den Lebensgenuß erhöhen und in gewisser Weise auch den an der Natur wenigstens vermehren. Wer zum Beispiel malt, dessen Genuß bei Betrachtung eines Gegenstandes wird sehr vermehrt durch Beachtung der Farbenmischungen, Wahrnehmungen in Bezug auf Licht und Schatten u. s. w. Vor Allem kommt es aber doch auf die Herzens- und Gemüthsbildung an und vom Grad derselben hängt der Genuß ab.

Meine Frau und ich paßten in dieser Hinsicht, wie gesagt, trefflich zusammen. Wenn der junge Frühling kaum sich regte, durchstreiften wir die fast noch kahlen Wälder und jede neu erscheinende Blumenart wurde von uns mit Freude begrüßt; jeder Vogel, jedes Thier, welches wir trafen, war für uns ein Gegenstand der Bemerkung und eine Quelle des Genusses. Wo die „Wagner“ nichts sahen „als einen Pudel“, sahen und fühlten wir das geheimnißvolle Leben und Weben der Naturgeister. —

Wir kamen auf unserem Ausfluge von Zwickau frühzeitig nach Schneeberg, wo wir die Nacht bleiben wollten, und hatten Zeit genug, die große, schöne Kirche zu besehen, in welcher wir ein köstlich verrücktes Gemälde entdeckten, auf

dem Jesus in einer Menschenkelter bis an die Knie im Blute watet. Wir waren auch begierig, Spitzenklöpplerinnen zu besuchen und man führte uns zu einer der geschicktesten. Um zu ihr zu gelangen, mußten wir durch eine Schmiede und durch einen Stall gehen und kamen in ein kleines Zimmerchen, welches nicht gedielt war, sondern die bloße Erde zum Fußboden hatte. In diesem Loche wohnte eine alte Frau mit ihren beiden Enkelchen, einem bleichen, sanften Mädchen von etwa sechszehn Jahren und einem Kinde von nicht mehr als vier Jahren, die beide fleißig klöppelnd an einem Tische saßen, welcher vor dem Fenster stand. Der elende Aufenthalt war äußerst sauber gehalten und es that Einem das Herz weh zu hören, wie erbärmlich diese so feinen und von den Damen so hochgeschätzten Arbeiten von den Arbeitgebern bezahlt wurden. Ich sah ein anderes Mädchen einen Spitzenschleier arbeiten, der im Laden etwa zehn Thaler gekostet haben würde, und fragte, was sie bei dieser Arbeit verdiene? „Nun", sagte sie mit Stolz", Er — (nämlich der bestellende Kaufmann) giebt mir zwanzig Groschen dafür!" — Am anderen Tage wollten wir nach dem zwei Meilen entfernten Eibenstock gehen; allein meine bessere, zartere Hälfte, deren Füße schmerzten, war sehr angenehm überrascht, als wir bald hinter Schneeberg dem Oberförster in seinem Wagen begegneten, der uns abzuholen kam.

Der Oberförster, bei dem wir einige Tage blieben, war zwar ein königlicher Beamter, allein ein liberaler und in jener Gegend sehr populärer Mann, der in diesem armen Bezirke viel Gutes that. Als die Noth in jener Zeit im Erzgebirge so hoch gestiegen war, daß durch ganz Deutschland für die armen Bewohner gesammelt wurde, gingen auch an die Redaction der Locomotive einige Tausend Thaler ein. Die Regierung war sehr väterlich besorgt, die Beisteuern

mitleidiger Menschen in ihrem Sinne anzuwenden; es wurde Brod gebacken und ausgetheilt und die Beamten nahmen das Maul sehr voll. Die Leute waren aber nicht recht zufrieden, beklagten sich über Parteilichkeit in der Austheilung und meinten, daß mit den eingegangenen Beisteuern mehr hätte ausgerichtet werden müssen. Betrügerei war in alten Zeiten unter den sächsischen Beamten so häufig, daß deren Mangel an Ehrlichkeit im Volke sprichwörtlich geworden war, und dieser Aberglaube hatte sich mit großer Hartnäckigkeit erhalten, obgleich die sächsischen Beamten längst ebenso ehrlich geworden waren, wie selbst die in Oesterreich. Da die Personen, welche Beisteuern an die Redaction der Locomotive einsandten, es Held überließen, wie er Gebrauch davon machen wollte, so berieth er mit mir über die beste und wirksamste Art. Wir waren nicht abergläubisch; wir wußten, was wir von der Ehrlichkeit der von Seiten der Regierung eingerichteten Committees zu halten hatten; aber in unserm „beschränkten Unterthanenverstande“ dachten wir, daß man zweckmäßiger verfahren könne, und ich stimmte mit Held vollkommen darin überein, das Geld keinem Committee zu überantworten, sondern dasselbe, unter Mitwirkung in jener Gegend bekannter, tüchtiger Männer, dazu anzuwenden, einzelnen Familien, die es verdienten und bedurften, gründlich zu helfen. Gar manche Familie kommt trotz alles Fleißes und aller Ordnung auf keinen grünen Zweig, weil der Verdienst, selbst in guter Zeit, für die nöthigsten Bedürfnisse eben nur ausreicht, und es ganz unmöglich ist, die Schulden zu tilgen, welche in der Zeit der Arbeitslosigkeit oder der Krankheit entstanden sind. Selbst wo das nicht der Fall ist, haben solche Familien immer kleine Wünsche, deren Erfüllung ihr Glück bedeutend erhöhen würde, welche sie aber niemals erreichen können. Eine solche Familie ist oft

mit einem Geschenk von zwanzig Thalern schon glücklich gemacht; fünfzig und gar hundert sind ein Kapital. Es ist ganz erstaunlich, was ordentlichen und fleißigen Leuten eine solche Unterstützung wohlthut und wie sehr dieselbe sie vorwärts bringt. Der Gedanke, trotz alles Fleißes, aller Sparsamkeit nicht den geringsten Wunsch über das Nothdürftigste hinaus erreichen zu können, entmuthigt und führt oft zum Rückschritt; eine kleine Hülfe giebt aber Hoffnung und freudigen Muth und diese sind die Hauptsache. Ich wünsche wohl, reiche und wohlthätige Leute wollten sich diese Art wohlzuthun näher überlegen; wenn sie auch in ihrem Leben dann nur einigen Familien aufhelfen, so ist es besser, als allmählich Tausenden einzelne Groschen zu geben, die eben nur momentan nützen. Wer aber einmal die empfohlene Form der Wohlthätigkeit wählt, der handle darin nicht halb; er helfe lieber nur drei Familien gründlich, als sechsen halb.

Der Oberförster Thiersch war einer der Männer, welche Held auf meine Empfehlung zu seinen Gehülfen erwählte, und einen besseren konnte er nicht finden. Als die Zeit der Noth vorüber war, blieben noch, ich glaube achthundert Thaler in den Händen des wackeren Mannes und er fragte an, ob er dieselben als Beitrag zur Erbauung und Einrichtung einer Spitzenklöppelschule in Eibenstock betrachten dürfe, womit wir völlig einverstanden waren. Der Oberförster, der ja königlicher Beamter war, machte die Kreisdirection in Zwickau mit seinem Plan bekannt und erbat dazu die Unterstützung der Regierung; zugleich zählte er unter den disponiblen Mitteln, die von der Redaction der Locomotive erhaltenen achthundert Thaler auf. Wie groß war aber sein Erstaunen, als nicht allein das Gesuch kurz abgeschlagen, sondern er auch angewiesen wurde, die achthundert Thaler der Kreisdirection einzusenden! Als er mir

das mittheilte, sandte ich ihm im Namen der Redaction der Locomotive einen der Kreisdirection vorzulegenden Brief, in welchem er ermächtigt wurde, über das Geld nach seinem Ermessen zu verfügen, da man zu der Kreisdirection nicht das allergeringste Zutrauen habe.

In Eibenstock und Umgegend wurden mehr Weißstickereien als Spitzen gemacht und selbst Männer und Kinder waren mit solchen Arbeiten beschäftigt, und wenn ich lange vor Tag zur Auerhahnbalz fuhr, sah ich überall Lichter in den Hütten, deren Bewohner schon fleißig waren. Mit all dieser Arbeit verdienten die Kinder manchmal nicht mehr als zwei Groschen die Woche! —

Die freundliche Verbindung mit der Oberförsterfamilie wurde unterhalten, so lange wir in Leipzig waren und manches Gericht Forellen, manches Hirschziemer von Eibenstock dampfte auf unserem Tische. —

Die „Weltgeschichte" fand Beifall und Abnehmer. Sie wurde ins Schwedische übersetzt und von dem liberalen Baron Hjerta herausgegeben, der auch die Clichés der Illustrationen kaufte. Diese Illustrationen waren übrigens eine Quelle nicht nur beständigen Aergers für mich, sondern endlich auch die eines Unglücks, welches mich seitdem und noch bis auf den heutigen Tag verfolgt hat! — Die Mode, Werke zu illustriren, war damals noch nicht sehr lange wieder aufgelebt; die illustrirte Zeitung bestand erst kurze Zeit, und es war schwer, in Leipzig gute Zeichner und Holzschneider zu finden. Unter den letzteren war ein Engländer, der recht Gutes leisten konnte, wenn er wollte, und derselbe verleitete mich, einen Contract mit ihm zu machen, durch welchen ich mich verbindlich machte, alle Holzschnitte für den ersten und zweiten Band der Weltgeschichte bei ihm zu festgesetzten Preisen machen zu lassen. Diese waren hoch, selbst

für gute Holzschnitte, sie waren aber geradezu unerhört für die Sudeleien, die uns oft geliefert wurden. Ich war daher sehr unzufrieden mit dem mich bindenden Contract und dachte daran, das Werk auf andere Weise zu illustriren, als durch Holzschnitte, da in dem Contract nur von diesen und nicht von Illustrationen im Allgemeinen die Rede war. Der Zufall kam meinen Wünschen entgegen. Eine Nähterin, welche für meine Frau im Hause arbeitete, klagte, daß ihr Mann alles Geld, das sie verdiene, an eine Erfindung verschwende, welche er gemacht habe, und die keinen rechten Fortgang gewinnen wolle. Dieser Mann war ursprünglich ein Bäckergesell gewesen, dann wurde er Kammmacher, dann Cigarrenmacher, und endlich Schriftstecher in Kupfer, worin er recht geschickt war. Er hatte von der Erfindung der Glyphographie gehört, welche in England von Ed. Palmer gemacht worden war, dessen im Patent enthaltene Beschreibung gelesen und auf diese Weise das Verfahren herausgefunden. Ich veranlaßte die Frau, mir einige Proben von der Erfindung ihres Mannes zu zeigen, und obwohl dieselben noch keineswegs vollkommen waren, so schienen mir doch die Hauptbedingungen erfüllt und die Sache jedenfalls der Beachtung werth und der Vervollkommnung fähig. Durch diese von Palmer Glyphographie genannte Kunst erzeugt man mit Hülfe der Galvanoplastik eine kupferne Platte, auf welcher die Striche einer Zeichnung, die der Künstler auf eine besonders präparirte Tafel macht, erhaben dastehen und deren durch die Buchdruckerpresse gemachter Abdruck das Facsimile der Zeichnung ist, da die kupfernen Linien der Druckplatte in denen gewachsen sind, welche der Künstler selbst zeichnete.

Der deutsche Erfinder war außerordentlich mißtrauisch und es war schwierig, ein Urtheil über den Werth der neuen

Erfindung zu bilden, von der man eben nur unvollkommene Resultate sah; allein der Umstand, daß dieselbe in England mit ungeheuren Mitteln betrieben wurde und daß Palmer, wie es hieß, zehntausend Pfund für die Ueberlassung seines Patentes verlangte, bewog mich, näher auf die Sache einzugehen. Nach reiflicher Ueberlegung bot ich dem Erfinder zweitausend Thaler und eine Anstellung mit monatlich hundert Thalern an. Der Mann hatte in seinem Leben nicht zweitausend Groschen auf einmal besessen und kein Mensch in Leipzig wollte ihm einen Pfennig für seine Erfindung geben; er willigte ein aber unter der Bedingung, daß ich das Geld zahlen solle, ehe er mir das Verfahren mitgetheilt habe. Ich bewilligte ihm tausend Thaler vorher, fünfhundert in einem Wechsel von zwei Monat und den Rest in einem Wechsel auf ein Jahr. Zugleich wurde festgesetzt, daß Herr Ahner, so hieß der Erfinder, die Hälfte von der Summe haben solle, wofür ich die Erfindung innerhalb bestimmter Jahre verkaufen würde. Es war nämlich meine Absicht, dieselbe zur Vollkommenheit zu bringen und dann irgend einem Geschäftshaus zu überlassen, oder mich mit einem solchen als sleeping partner zu associiren. Da diese dauerhaften glyphographischen Druckplatten auf rein mechanischen Wegen und meistens durch Kinder erzeugt werden können, so hatten sie vor den Holzschnitten den großen Vorzug der Wohlfeilheit und die Eigenthümlichkeit des Verfahrens brachte es mit sich, daß gerade die allerausgeführtesten, feinsten Bilder, die im Holzschnitt die theuersten sind, durch Glyphographie am billigsten auszuführen waren. Die Kosten von Platten, welche im Holzschnitt mit etwa fünfzig Thalern bezahlt werden müssen, beliefen sich für die dauerhaftere Glyphographie auf etwa zwei Thaler. Solche Verhältnisse waren dann allerdings geeignet, sanguinische Hoffnungen zu

rechtfertigen. Unglücklicherweise legte mir auch noch der Zufall die Geldmittel zur Ausführung dieses Unternehmens unter die Hand.

Als Herr Ahner mir Neugierigen seine Geheimnisse offenbarte, sah ich leider, daß die Erfindung noch auf einer sehr geringen Stufe stand, aber auch, daß sie der Vervollkommnung fähig war.

Mein armes Haus verwandelte sich nun in eine Fabrik, in ein „Glyphographisches Institut," wozu ich noch den Theil des obern Stockes nahm, welchen Helds verlassen hatten. Ordentliche Künstler waren nicht zu bekommen und ich mußte für vieles Geld mit all den Pfuschern vorlieb nehmen, die nirgends anders ein Unterkommen finden konnten. Der zweite Theil der Weltgeschichte wurde mit glyphographischen Bildern illustrirt, aber eben nicht verziert, denn es dauerte lange, ehe die neue Kunst in ihren Resultaten stets sicher war. Sie fand überdies nur sehr wenig Unterstützung, denn sie hatte den alten Schlendrian gegen sich und eine Armee von Xylographen. Die Buchhändler hatten sich so sehr an die schwarzen, klatschigen, französischen Holzschnitte gewöhnt, daß sie feiner ausgeführte Bilder verachteten; der Hauptvorwurf, den sie der Glyphographie machten, war, daß die durch sie erzeugten Bilder „wie Kupferradirungen" aussahen, was englische Künstler mit aller Mühe zu erzielen streben. Um diesem Vorurtheile zu genügen, mußten wir uns unserer Hauptvortheile begeben und mit aller Mühe Holzschnitte nachahmen. Die Drucker hatten ebenfalls sich auf die den Holzschnitten eigenthümlichen Fehler eingerichtet, und da sie bei dem Abdruck der Glyphographie anders verfahren und lernen mußten, so brummten sie; die Holzschneider aber empörten sich, und ihnen verzieh man es am leichtesten, weil es sich um ihre Existenz handelte. — Einzelne Buchhändler,

wie Otto Wigand zum Beispiel, unterstützten meine Bemühungen; allein es kam mir darauf an, Bücher erscheinen zu lassen, welche durchaus mit Glyphographien illustrirt waren, und zu dem Ende hielt ich es für zweckmäßig, dem Beispiele Robert Blums folgend, mich als Buchhändler in deren Gemeinschaft aufnehmen zu lassen. Ich that also die dazu erforderlichen Schritte. Leipziger Bürger war ich schon früher geworden und hatte in die schlaffe Pfote des Bürgermeisters Groß den Eid geleistet. Ich mußte vor dem Buchhändler-Ausschuß in der Börse erscheinen. Die darin sitzenden Herren hatten gegen mich nichts einzuwenden, mit Ausnahme des Stadtraths Fleischer, der dreist genug war, mich zu fragen, ob ich mir Kenntnisse genug zutraue, Buchhändler zu werden. Heinrich Brockhaus wurde förmlich roth und verlegen über diese Frage, denn er dachte wahrscheinlich an eine Menge Kameele, die Buchhändler waren, und ich hielt mit Mühe an mich, um nicht laut aufzulachen. Ich bezwang mich jedoch und antwortete dem kenntnißreichen Stadtrathe, „daß, wenn ich den Geschäftsweg nicht ganz kennen sollte, es ja Gehülfen genug gebe und für Geld zu haben wären, die ihn verständen, und sollte ich mich einmal einfältig bei Herausgabe eines Buches anstellen und nicht auf meine Kosten kommen, nun, so brauche ich ja nur das Werk nicht fortzusetzen, wie es andere ehrenwerthe Verleger thäten.“ — Da er das so mit meinem Niederländischen Freiheitskriege gemacht hatte, so konnte er nichts einwenden. Ich wurde also als Buchhändler angenommen.

Im Sommer war die Erfindung so weit vervollkommnet, daß wir sehr gute und fehlerfreie Bilder produziren konnten, und es ward dringend nöthig, daß ich mich nach einem Hause umsah, welches die Sache mir aus den Händen nahm. Meine Aufmerksamkeit wurde auf die Herren Haase Söhne

in Prag gerichtet, ein Haus, welches jährlich einige Millionen Gulden umsetzte, und in allen mit der Presse zusammenhängenden Zweigen sich hervor that. Ich reiste also nach Prag. Vier Brüder standen an der Spitze des Hauses Haase Söhne, welches für sein Geschäft ein altes Kloster nebst Kirche in Besitz genommen hatte. Ich fand die Herren sehr liebenswürdig und intelligent. Ich hatte nur eine einzige, zum Druck fertige, Platte mitgebracht. Sie sandten dieselbe sogleich in ihre Druckerei, um davon einen sogenannten Pressenabzug machen zu lassen. Dieser Abdruck, die genaue Prüfung der Platte und meine Erklärungen überzeugten die Herren und wir wurden sogleich einig. Nach genommener Abrede mit mir entwarfen sie einen Vertrag, der in jeder Hinsicht meine Wünsche befriedigte. Aus Pietät gegen den Erfinder, Herrn Ahner, sorgte ich dafür, daß sein Glück durch diesen Contract ebenfalls bedacht wurde. Er sollte seinen Gehalt von einhundert Thalern monatlich fort behalten. Wenn wir ihm nach drei Jahren kündigten, sollte er zwei tausend fünf hundert, wenn nach sechs Jahren zwei tausend Thaler erhalten; er jedoch sollte uns vor Ablauf von sechs Jahren nicht kündigen dürfen, und dann die Erfindung in Oesterreich weder selbst ausüben, noch durch Andere ausüben lassen. Da ich mir zum Gesetz gemacht hatte, nie wieder einen Contract zu unterzeichnen, ohne ihn vorher meinem Advokaten gezeigt zu haben, und auch Ahner fragen mußte, so reiste ich sehr vergnügt mit dem von den Gebrüdern Haase unterzeichneten Entwurf ab.

Ich war der Meinung, daß Herr Ahner ganz außerordentlich entzückt sein würde über die Aussicht, welche ich ihm eröffnete. Er hatte für sechs Jahre zwölf hundert Thaler Gehalt; da er aber mit seiner Frau schwerlich mehr wie sechs hundert ausgab, so konnte er in der Zeit leicht

vier tausend Thaler sparen; dazu wurden ihm zwei tausend baar gezahlt, außer den zwei tausend von mir. Er hatte also acht tausend Thaler Capital und für sechs Jahre sechs hundert Thaler jährlich! Ich war daher nicht wenig erstaunt, als Ahner die Sache sehr kühl aufnahm und allerlei Einwendungen machte, unter denen auch die war, „daß er vielleicht in Prag das Clima nicht vertragen könne!"

Einige Tage nach dieser Erklärung wurde ich durch den Besuch eines der Herren Haase überrascht, und erfuhr, daß Herr Ahner an sie geschrieben und sie aufgefordert hatte, nicht mit mir abzuschließen, ehe sie nicht mit ihm gesprochen haben würden. Dies hatte Herrn Haase veranlaßt, sogleich herüber zu kommen, und er sagte mir, daß er von dem unaufrichtigen Benehmen dieses Menschen wenig erbaut sei. Als Herr Haase am Tage nach seiner Ankunft zum Frühstück bei mir war, ließ ich Ahner ins Zimmer rufen und befragte ihn über sein sonderbares Benehmen. Er entschuldigte sich und sagte: „Sehen Sie, Herr Haase, ich habe ja ganz ehrlich gehandelt; ich habe Herrn v. Corvin Alles gesagt, ich hätte ihm ja Etwas verschweigen können; er würde es gar nicht gemerkt haben." — Diese Rede erfüllte uns Beide mit Aerger und Ekel, und Haase rief: „Wenn mir das einer von meinen Leuten sagte, müßte er mir auf der Stelle aus dem Hause!" — Ich kündigte Herrn Ahner sogleich, doch hatte er noch eine Landkarte von Deutschland für Haase's fertig zu machen, die sie als eine Probe haben wollten, da es ihnen hauptsächlich auf Landkarten ankam, die sie auf der Buchdruckerpresse drucken konnten. Nun ist nichts leichter für die Glyphographie, als Karten herzustellen und später ist es oftmals geschehen; aber diese Karte wurde von Ahner verdorben. Das Geschäft mit Haase's zerschlug sich und

damit meine besten Hoffnungen, denn sie waren die Leute, aus der Erfindung Großes zu machen.

Die sechstausend Gulden, welche ich in das Geschäft gesteckt hatte, waren ausgegeben; denn ich hatte eine Menge Leute zu bezahlen, und wußte bald nicht mehr weder aus noch ein. Mir fehlte auch der Kaufmannsgeist; ich konnte nicht knausern und schachern und die Leute drücken, sondern bezahlte freigebig. So war es denn kein Wunder, daß ich bald in Schwierigkeiten gerieth und genöthigt war, mich nach neuem Capital umzusehen. Ich reiste nach Berlin, allein meine nun schon recht alt und wunderlich werdende Tante entsetzte sich förmlich bei dem Gedanken, mir einige tausend Thaler zu leihen, und war so beunruhigt, daß sie mich lieber gar nicht gesehen hätte. — Ich versuchte nun, die Erfindung in Berlin zu verkaufen; aber Herr Hänel schimpfte über die Galvanoplastik, als eine Spitzbubenkunst, mit der man ihm all' seine Dessins stehlen könne, und mit der preußischen Regierung kam ich zu keinem Resultate. Der Generaldirektor von Olfers, den ich in dieser Angelegenheit mehrmals sprach, war zwar sehr liebenswürdig und interessirte sich für die Glyphograpie; allein unglücklicherweise war die Regierung gerade damals knapp an Geld, und außerdem hatte Herr von Olfers kurz vorher für zehn tausend Thaler eine Erfindung gekauft, die keine zehn tausend Silbergroschen werth war, und daher etwas vorsichtig. Ich wandte mich auch an meinen Lehrer aus dem Kadettenhause, Professor Ritter, der viel beim Könige galt, und auch an Herrn von Humboldt, — doch Alles ohne Erfolg. Von Letzterem habe ich noch zwei Briefe, die sich auf diese Angelegenheit beziehen, und die ich hier mittheilen will, weil sie von Humboldt sind.

„Je hoffnungsvoller und wichtiger mir die Anwendung der Glyphographie scheint, desto mehr ich eile, Ew. Hochwohlgeb. den einzigen Weg zu bezeichnen, auf dem diese Kunst hier ins Leben treten kann. Der König verhandelt nie in Kunstsachen mit mir, sondern hat mit Recht sein ganzes Vertrauen in diesem Fache dem Generaldirektor der Museen, Geheime Rath von Olfers, geschenkt. Dieser allein hat den Vortrag in Kunstsachen.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung
Ew. Hochwohlgeb.
Sonnabend Nacht. gehorsamster
A. Humboldt.“

„Es ist mir, der ich den Geschäften in diesem Lande ganz fremd stehe, viel schwieriger, Ew. Hochwohlgeb. Rath zu geben, als Ihrer Erfindung das gebührende Lob zu ertheilen. Dem Geschäftsgange nach kann der Vorschlag zu einer jährlichen Unterstützung nur bei dem Ministerium des Innern oder unmittelbar bei dem Könige geschehen. Letztere entscheidet in technischen Sachen nie selbst, sondern läßt vorher von den Direktoren der Gewerbe untersuchen. Diesen Gang wird Ihnen gewiß auch Herr Geheime Rath von Olfers anrathen. An mich kommt die Sache zur Begutachtung nicht zurück. Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ew. Hochwohlgeb.
Berlin, Sonntag. gehorsamster
A. Humboldt.“

Der Grund, weshalb ich glaubte, daß die preußische Regierung geneigt sein möchte, die Erfindung der Glyphographie zu unterstützen, war, weil sie mit der Galvanoplastik zusammen hing, für welche sich der König interessirte

und wofür er, wie es hieß, Herrn von Hackwitz schon sehr bedeutende Summen bewilligt hatte. — Ich erklärte die Erfindung auch einem Verein von Künstlern, die unter den Linden ihre Sitzung hielten, und in welche ich durch meinen Vetter, Professor Eduard Mandel, eingeführt wurde. Hosemann und andere Künstler versuchten es, eine Platte zu zeichnen; allein die damals noch bei der Glyphographie für nöthig gehaltenen gekrümmten Radier-Nadeln genirten sie und sie verloren die Lust, als der erste Versuch nicht zu ihrer Zufriedenheit ausfiel. Professor Mandel radirte einen Kopf mit seiner gewohnten Meisterschaft; er fiel vortrefflich aus, allein — es war eben eine Radirung und die Buchhändler verachteten das Bild, da es nicht wie ein französischer Holzschnitt aussah!

Mein Vertrauen in die Vortrefflichkeit der Glyphographie war indessen durchaus nicht erschüttert; ich wurde vielmehr täglich mehr davon überzeugt und war sicher durchzudringen, wenn ich das Geschäft nur noch eine Zeitlang aufrecht erhalten könne. Um die ersten sechstausend Gulden nicht zu verlieren, mußte ein zweiter goldner Pfeil nachgeschossen werden. Eine unglückliche Freundin, Frau Dr. * * *, theilte meine Ueberzeugung und hoffte großen Gewinn. Gegen den Rath ihres verständigen Advocaten zog sie das auf sichere Hypothek angelegte Capital ein und lieh mir dreitausend Thaler. Damit wurden die Schulden bezahlt und das Geschäft bis zum Ende des Jahres unter schweren Sorgen fortgeführt. Ich reiste nach Frankfurt, um neue Hülfe aufzutreiben, brachte aber nur sechshundert Gulden mit.

Durch die Glyphographie wurde ich veranlaßt, mich mit der Chemie und unseliger Weise auch mit der Galvanoplastik näher bekannt zu machen, die sehr viel Verführerisches hat und an der sich manche sonst ganz tüchtige Leute ruinirten.

Als ich sah, wie schwer es wurde, die Glyphographie einzuführen, dachte ich, zum Theil mit ihrer Hülfe, allerlei gravirte Gegenstände, als Präsentirteller, Becher, Dosen u. s. w. in versilbertem und vergoldetem Kupfer herzustellen. Die Proben fielen reizend aus und ich wurde fanatisch wie ein Goldmacher! Aber woher Geld nehmen? — Da träumte mir eines Nachts, ich sehe das Schloß in Gotha in hellen Flammen, die ohne Rauch grade zum Himmel emporloderten. — Feuer ohne Rauch bedeutet Freude, kurz etwas Gutes und — ich beschloß sogleich nach Gotha zu reisen, dem jungen Herzoge meine Noth zu klagen und ihn zu bitten, meine Unternehmungen zu unterstützen.

Ich habe schon früher von dieser Reise gesprochen. Ich wurde sehr freundlich von dem Herzoge aufgenommen, der mich seit fünfzehn Jahren kannte und wußte, daß mich sein Vater und seine Tante sehr gern gesehen hatten. Ein glücklicher Zufall wollte, daß der jüngste Graf Mensdorf, Arthur, damals Rittmeister in der österreichischen Armee, grade in Gotha zum Besuch war. Er sah noch grade so aus wie vor zwölf Jahren, nur daß er zu mehr als sechs Fuß emporgeschossen war. Ich besuchte ihn alle Morgen ehe er mit dem Herzoge auf die Jagd ritt und er versprach mir auf die herzlichste Weise, meine Bitte bei dem Herzoge zu unterstützen, dem die sechstausend Thaler, welche ich verlangte, etwas viel erschienen. „Wär' ich nicht selbst ein armer Teufel," sagte der Graf, „ich gäb' Ihnen das Geld sogleich." — Er hatte den Herzog und die Herzogin auf einer Reise nach Portugal begleitet und ein ganzes Album voll wirklich sehr hübscher und von Talent zeugender Skizzen von dieser Reise mitgebracht.

Der Herzog wohnte nicht im Schloß, sondern in dem kleinen Palais, welches eben nur ein hübsches Privathaus ist,

wie es in England ein Mann mit etwa fünftausend Pfund jährlich bewohnen würde. Unmittelbar an dasselbe, die Fenster des obern Stockes an der einen Seite mit einschließend, war ein Treibhaus angebaut und wie ein Wintergarten eingerichtet. Hier pflegte der Herzog, die Herzogin und der Graf oftmals zu frühstücken. Bei dem schon früher erwähnten Ball war dieser Wintergarten gleichfalls geöffnet und durch zahlreiche bunte Lampen geschmackvoll erleuchtet. Es ging am Hofe noch immer vernünftig einfach zu; allein es war Alles sehr passend und man gewahrte nichts von der zur Zeit des alten Herzogs oft lächerlich auffallenden Genauigkeit. Die Herzogin, eine Schwester des jetzigen Großherzogs von Baden, war eben so vernünftig einfach wie der Herzog und der milde herzensgute Ausdruck ihres Gesichtes wirkte sehr angenehm auf Jeden, mit dem sie sich unterhielt.

Es hielt sich damals in Gotha ein junger Virtuos, Namens Schad auf, der selbst componirte Variationen auf einfache, bekannte Lieder ganz reizend vortrug und den das musikliebende Fürstenpaar sehr bewunderte. Herr Schad gab ein oder mehrere Concerte im Theater und eins auch bei Hofe, zu welchem ich eingeladen war. Der Herzog beschenkte den Künstler mit einem schönen Brillantring mit seiner Namenschiffre. Da Herr Schad nach Leipzig kommen wollte, so schrieb ich einen Artikel über ihn für die Illustrirte Zeitung, in welcher auch sein Portrait erschien und ein Bild, das Concert bei Hofe in Gotha darstellend. Als Schad nach Leipzig kam, lud ich eine Gesellschaft von Journalisten zu mir ein und er entzückte Alle durch sein herrliches Spiel. Das Concert aber, welches er eines Morgens in der Buchhändlerbörse gab, fiel grade in die erste Zeit der Ostermesse und hatte keinen großen Erfolg. Seitdem hörte ich nichts wieder von dem Künstler.

Ich habe niemals von dem musikalischen Leben in Leipzig gesprochen, da ich kein ausübender Musiker bin und bei den Musikenthusiasten für einen Barbaren gelte, weil ich die Gewandhausconcerte, die in der ganzen Welt berühmt sind, mitunter langweilig fand und über den Lißt- und Mendelsohn-Enthusiasmus lachte. Mit dem letzteren trieben die Leipziger Damen förmlich Götzendienst und Gismunde Rosenlaub, die Putzmacherin, hatte eine Haube „Mendelssohns Augen" benannt. Gismunde war sehr poetisch; deshalb mißfiel ihr auch ihr eigentlicher Namen Rosenloch und sie kam bei der Kreisdirection ein, die Endsylbe in laub verändern zu dürfen, was Herr von Falkenstein gestattete, indem er rescribirte, „sie könne mit ihrem loch machen was sie wolle."

Mit Felix Mendelssohn kam ich auch einstmals in Berührung. Ich hörte, daß er eine komische Oper zu componiren wünsche und einen Text dafür suche. Ich hatte schon früher ein dramatisches Mährchen „Midas" geschrieben, welches mir seinem Wunsche zu entsprechen schien und ich besuchte Mendelssohn in seiner Wohnung in Lurgensteins Hof. Er machte in der That einen sehr angenehmen Eindruck. Sein Gesicht war außerordentlich fein und geistreich und seine Stimme sanft und wohlthuend. Er lehnte meinen Midas in einem freundlichen Briefe ab, da ihm derselbe zu derb humoristisch war. Ich habe den Brief leider einem Autographensammler geschenkt.

Mit Lortzing, dem Componisten von Czaar und Zimmermann, traf ich häufig zusammen. Ich hatte ihn noch als Mercutio in Romeo und Julie gesehen und später als den Zimmermann Peter in seiner eigenen Oper. Er war ein sehr jovialer, liebenswürdiger Mensch, wurde aber später traurig. Herloßsohn war viel in seiner Gesellschaft und von

ihm, hörte ich, stammt das Lied: „Einst, spielt ich mit Scepter, mit Kron, und mit Stern“.

Ich kehre von dieser Abschweifung nach Gotha zurück, Der Herzog bewilligte meine Bitte, aber in anderer Weise, als ich sie eigentlich gemeint hatte. Ich richtete dieselbe an die Person des Herzogs, nicht an den Landesfürsten; aber der Herzog faßte sie in letzterer Eigenschaft auf und ließ mir das Geld aus der Kammerkasse bewilligen, was einige Förmlichkeiten nöthig machte und Aufenthalt verursachte. Ich verhandelte die Angelegenheit mit einem Finanzrath Otto und hatte auch mit dem Bürgermeister von Gotha zu thun; allein was es eigentlich war und bedeutete habe ich vergessen. Ich mußte mich verbindlich machen, mein Institut nach Gotha zu verlegen, wozu ich gern bereit war. Herr Otto fragte mich, ob ich Schulden habe? und ich antwortete, daß ich allerdings in Verlegenheiten gekommen sei, die mich eben veranlaßt hätten, die Hülfe des Herzogs zu suchen. Ich erhielt vorerst zwölfhundert Thaler ausgezahlt und miethete eine Wohnung. Ich fand dieselbe vor dem Thore. Sie bestand aus zwei kleinen Häusern und einem hübschen, ziemlich großen Garten am Abhange eines Berges, der von einem großen Gartenliebhaber angelegt worden war und nicht nur ganz ausgesucht treffliche Obstbäume, sondern auch einen Ueberfluß der schönsten Blumen, unter ihnen einige vierzig verschiedene Rosenarten enthielt. Der frühere Besitzer pflegte zur Rosenzeit den Hof einzuladen, um sich an der Pracht zu ergötzen.

Mein Geschäftsoperationsplan, zu dessen Ausführung ich eben eine gute Summe brauchte, war folgender. Ich wollte eine Anzahl schöner Muster anfertigen lassen und mit diesen nach Paris reisen, um mich dort mit einem großen Hause zu verbinden, oder für das Geschäft in Gotha Be-

stellungen aufzunehmen. Ich hatte ein Patent in Frankreich für fünfzehn Jahre genommen und war ebenfalls um eines in Oesterreich eingekommen, wofür ich das Geld bereits nach Wien gesandt hatte.

Voll der besten Hoffnung kehrte ich nach Leipzig zurück und sandte meine Sachen, alle auf einen großen Frachtwagen geladen, in Begleitung meines Bedienten ab und eilte ihnen mit meiner Frau nach Gotha voraus. Sobald wir in unserer Wohnung eingerichtet waren, kamen auch die Künstler und Arbeiter nach, die in dem kleineren der beiden Häuser ihr Wesen trieben, welches ausschließlich für das Geschäft bestimmt war. Da diese Leute wöchentlich viel Geld kosteten, so lag mir natürlich daran, sie zu beschäftigen und das konnte ich nur, wenn die Einrichtungen getroffen waren, die ich zur Ausführung meiner Absichten nöthig hatte; dazu aber brauchte ich viel Geld auf einmal und die Auszahlung des mir vom Herzoge bewilligten wurde unter allerlei Vorwänden von den Beamten verzögert. Der Herzog war in Coburg und ich konnte ihn daher nicht sprechen. Als er einst für einen Tag nach Gotha kam, ließ ich mich melden. „Nun", rief er, „ist Ihre Angelegenheit in Ordnung? Haben Sie das Geld erhalten?" — Er wunderte sich sehr, daß es noch nicht der Fall war und versprach, dafür zu sorgen. Ich lächelte und erlaubte mir zu zweifeln, daß ich es sogleich erhalten würde. Der Herzog wurde ungeduldig und rief: „Nun, das wollen wir doch sehen!" — Ich sah es — und hatte Recht. Nach einiger Zeit erhielt ich wieder ein tausend Thaler und hätte meine Leute nicht bezahlen können, wenn der Bankier Völker mir nicht Geld vorgeschossen hätte!

Daß der Herzog mir — einem Ausländer! — sechstausend baare, harte, silberne Thaler lieh, war ein Ereigniß, welches in Gotha die ungeheuerste Sensation erregte. Jeder

verschuldete Junker, jeder heruntergekommene Krämer oder Handwerker, jeder schlecht bezahlte Beamte glaubte sich durch mich persönlich beraubt. Einer von diesen Leuten sagte mir ingrimmig: „Einer von uns könnte vor dem Herzog auf den Knieen herumrutschen und würde noch nicht einen Thaler bekommen!“ — Ich wurde daher mit dem äußersten Neid und bösem Willen betrachtet, und wenn man auch dem Herzoge nicht gradezu entgegen sein konnte, so legte man mir doch so viel Hindernisse als möglich in den Weg.

Gotha war ein Ländchen, an welchem die große Revolution ziemlich spurlos vorüber gegangen war, wenigstens was die Stellung des Adels den Bürgern gegenüber betraf. Der Adel wurde dort noch als eine besondere Menschenart betrachtet und beide Klassen sonderten sich überall so viel als möglich von einander ab. Es gab dort allerdings wohlhabende Edelleute, allein die Zahl der armen war dort und in Coburg sehr reichlich vertreten und mit ihren kleinen Gehalten mußten sie sich trotz der Wohlfeilheit des Landes sehr kümmerlich durchschlagen. Sechstausend Thaler schienen ihnen daher eine sehr bedeutende Summe, welche zwölf Kammerjunker schuldenfrei und glücklich gemacht haben würde. Alle hofften und wünschten, daß ich mich mit dem Gelde aus dem Staube machen möchte, um dem Herzoge recht gründlich die Lust zu benehmen, wieder einen „Ausländer“ zu unterstützen. Durchgehen konnten sie auch, wie das manche adelige Hofbeamten gethan hatten, denen Geld anvertraut worden war.

Meine Stellung in Gotha, die ich mir in der Phantasie recht freundlich ausgemalt hatte, wurde dadurch nichts weniger als angenehm. Daß ich ein Vollblut-Edelmann war, daran konnte Niemand zweifeln und die mehr als dreißig Briefe, welche man meinetwegen von Seiten der Polizei überall hin geschrieben hatte, um gegen mich etwas Unvor-

theilhaftes herauszufinden, waren auch durchaus unergiebig. Aber einen Edelmann, der ein Geschäft hatte, konnte man doch nicht empfangen, nein, das ging nicht und am allerwenigsten einen, der zugleich ein liberaler Schriftsteller war. Die Freundlichkeit jedoch, die mir „von oben herab“ zu Theil wurde, machte Andere wieder unsicher und zwang ihnen einige halbe Höflichkeiten ab. Mit den Bürgerlichen war ich fast ebenso schlimm daran. Sie waren so sehr an vom Hofe geldsaugende Junker gewöhnt, daß sie mich begreiflicherweise vorerst ebenfalls als einen solchen betrachteten, und leider war ich nicht lange genug in Gotha, um das Mißtrauen dieser dort sehr achtungswerthen Klasse zu entfernen und ihre gute Meinung zu gewinnen.

Wir machten nach unserer Ankunft einige Besuche bei Familien, welche ich von früher her kannte; allein man schien sich das Wort gegeben zu haben, unsere Besuche nicht zu erwiedern, ja brachte sogar das Gerücht in Umlauf, daß ich mit meiner Frau gar nicht verheirathet sei. Der Hofmarschall lud uns zu einer Abendgesellschaft ein. Man war sehr freundlich, allein es leuchtete durch das Benehmen Aller eine Art von verlegenem Erstaunen hindurch, das mich sehr amüsirte. Die Aufschlüsse, welche ich ihnen über die Wunder der Galvanoplastik gab und die gelegentliche Bemerkung, daß der Herzog von Leuchtenberg an der Spitze eines großartigen Geschäftes dieser Art in Petersburg stehe, daß Herr von Hackwitz in Berlin ein galvanoplastisches Institut leite, welches der König von Preußen mit großen Summen unterstützt habe, schien diese Leute ein Wenig mit meiner Beschäftigung zu versöhnen; allein zu einer Visite konnte sich der Hofmarschall doch nicht entschließen; nur seine eine Tochter kam gelegentlich; die andere hatte einen Schauspieler gehei-

rathet, nachdem sie diesem zu Gefallen zum Fenster hinausgesprungen war und dabei ein Bein gebrochen hatte.

Die Herzogin Mutter, in deren Besuchbuch wir uns einschrieben, erwiederte diesen Besuch, indem sie in ihrem Wagen ihre sehr liebenswürdige Hofdame, ein Fräulein von Griesheim, schickte, die ich von früher kannte und mit der ich manchmal getanzt hatte. Ja die Herzogin lud uns sogar zur Tafel, trotzdem daß meine Frau eine Bürgerliche war! Sie empfing mich mit der alten Liebenswürdigkeit und ebenso meine Frau, welche ich ihr vorstellte. Sie hatte wenig gealtert, und als ich ihr ein Compliment über ihr Aussehen machte, nahm sie es freundlich lachend auf.

Auch der Minister von Stein war einige Mal bei mir. Er war überhaupt Derjenige, welcher sich meiner in Gotha am freundlichsten annahm und eine sehr gute Meinung sowohl von meiner Person, als von meinen Fähigkeiten hatte. Seine Frau war ebenfalls eine sehr liebenswürdige Dame und die schönen sehr gebildeten Töchter und Söhne machten den Eltern Ehre. Durch Herrn von Stein gelang es mir denn auch endlich, nach mehreren Monaten Zeit- und Geldverlust, den Rest der mir bewilligten Summe zu bekommen, welche mir in allerhand Münzsorten auf einem kleinen Handwagen ins Haus gefahren wurde.

Als ich einst bei Herrn von Stein war, leitete er das Gespräch auf meine literarische Thätigkeit. Er beklagte, daß ein altes Privileg der Entwickelung der Journalistik in Gotha hinderlich gewesen sei. Dieses Privileg wurde von einem elenden Blättchen dort besessen und keine andere Zeitung durfte daneben erscheinen. Der Minister sagte mir jedoch, daß solche veraltete, die Presse hemmenden Privilegien nicht länger tolerirt werden könnten, und daß man entschlossen sei, sich nicht daran zu kehren; er habe die Absicht, in Gotha,

im Herzen von Deutschland, eine große Zeitung ins Leben zu rufen, deren Redaction er mir vorschlug. Anstatt mit größter Freude und Dankbarkeit dieses Anerbieten anzunehmen, alarmirte mich ganz unnütz der Gedanke, daß man mich zu einem Werkzeug machen und gewissermaßen verführen wolle, im Sinne Anderer zu schreiben und zu wirken. Ich lehnte, diese Gründe anführend, lebhaft und entschieden ab. Herr von Stein machte mich darauf aufmerksam, daß ich nicht im Geringsten zu besorgen habe, in meiner Unabhängigkeit beeinträchtigt zu werden und das um so weniger, als ich ja den Herzog und ihn und ihre lieberale Gesinnung kenne. Ich war aber von meiner Besorgniß so erfüllt, daß ich bestimmt rief: „Excellenz, ich kann wirklich nicht." — Ich denke jetzt, daß dieses Ablehnen eine sehr große Thorheit war, und das ist Alles, was ich darüber sagen will.

In diesem Jahre (1847) fand die Philosophen-Versammlung in Gotha statt, die in einem Saale des dortigen Schauspielhauses ihre Sitzungen hielt. Außer dem Herzoge und dem Minister von Wangenheim aus Coburg wohnten ihr auch einige Damen bei, unter ihnen meine Frau und Madame Held, die bei uns zu Besuch war. Ich folgte sehr aufmerksam den Vorträgen und notirte mir Manches daraus in meine Brieftasche. Herr Dr. Fichte spielte eine Hauptrolle in der Versammlung, welche indessen, wie die Berliner sagen würden, eine „ziemlich klötrige Affaire" war, die dem Herzoge, der sie gestattete, während sie andere Fürsten ablehnten, die meiste Ehre machte. Was ich da hörte, war durchaus nicht im Stande eine Revolution zu bewirken, und die Wiener Polizei würde die meisten Redner als „unschädliche Schwätzer" in ihre Register eingezeichnet haben. Ein komischer ungarischer Naturphilosoph stellte die philosophische Fassung der Herrn Philosophen auf eine Probe, welche sie

nicht bestand, und ich amüsirte mich königlich. Als Herr Fichte mir am Ende der Sitzung eine Feder reichte, um meinen Namen zu denen der anwesenden Philosophen zu setzen, lehnte ich das bescheiden ab, indem ich sagte, daß ich kein Philosoph, sondern nur Geschichtschreiber sei. „Nun,“ entgegnete Herr Fichte mit tröstender Stimme, „das ist auch ganz achtungswerth!“ Solche Anerkennung freute mich natürlich ungemein.

Am Abend waren sämmtliche Philosophen zum Minister von Stein eingeladen und meine Frau und ich ebenfalls. Der Natur-Ungar versuchte seine Philosophie einem Kreis junger Damen und besonders der Tochter des Hofmarschalls einzuflößen, und es war höchst amüsant mit anzusehen, wie manche der eingeladenen Hofherren dem Gespräch der ernsteren philosophischen Gäste mit offenem Munde zuhörten. Ein Philosoph aus Straßburg, ein Herr Wille, hatte seine Frau bei sich, vor der die adeligen Damen auswichen und die ganz allein gesessen haben würde, wenn sich meine Frau nicht mit ihr unterhalten hätte. Sie brachte auch den nächsten Tag bei uns zu. —

Der preußische Landwehrlieutenant, von dem ich früher erzählte und der am Schürzenband einer Schauspielerin in Gotha hängen geblieben war, hatte seinen Zweck wirklich erreicht. Ich fand ihn in einem hohen Hofposten, der ihm Gelegenheit bot, seine Vorliebe für die Schauspielkunst und Künstlerinnen zu befriedigen. Er hatte sich, wie es schien, seinem Dienst mit großer Aufopferung gewidmet, denn obwohl er nicht älter war als ich, sah er doch aus wie ein alter Mann und ging wie ein durch Entenjagd contract gewordener Hühnerhund. Er hatte denn auch zwei brillante Orden vom Halse bis auf die Brust hinabbaumeln, und als ich ihn lachend fragte, für welche Kriegsdienste oder sonstige Ver-

dienste er diese Dinger bekommen habe, sagte er mir mit einiger Verlegenheit, daß er sie in Portugal erhalten. Der vornehme Mann nahm jetzt natürlich keine Notiz von mir, wie das auch in der Ordnung; denn er war ja decorirter Hofbedienter und ich nur ein liberaler Geschichtschreiber, — obwohl das „auch ganz achtungswerth," wie Fichte sagt.

Wir trösteten uns sehr leicht über die Zurückhaltung der Gesellschaft in Gotha gegen uns, denn wir waren ganz vergnügt in unserm Hause. Unser Garten war reizend und besonders schön eine in der Mitte stehende, sehr große Laube. Im Centrum derselben war ein ziemlich großes, viereckiges Laubzimmer, dessen eine Seite sich nach der Stadt zu öffnete, während die drei andern Wände zugleich die Rückseite von andern offenen Lauben bildeten. Hier aßen wir oftmals, und hingen dann Nachmittags unsere indianischen Hängematten auf, worin wir die Siesta hielten. Ein sehr liebenswürdiger gebildeter Maler, Herr Carl Merkel, war für einige Wochen unser Gast und besuchte uns häufig, als er in Gotha wohnte. Wir waren so glücklich gewesen, von ihm die Compositionen zu unserer Weltgeschichte zu erhalten und beklagten nur, daß viele derselben durch Glyphographie und Xylographie zu schändlich verpfuscht wurden. Er zeichnete wunderschön und hatte ein ganz ausgezeichnetes Talent auch für die Arabeske, welches in der That sehr selten ist. — Der Bruder meiner Frau wohnte bei uns; er führte die Bücher und stand mir, wie schon in Leipzig, bei meinen Arbeiten bei. Unser Kreis wurde des Abends auch oftmals durch L u d w i g S t o r c h vermehrt, welcher in Gotha wohnte und der uns stets ein willkommener Gast war.

Der Name Storchs ist seit langen Jahren als der eines beliebten Romanschriftstellers bekannt und ich will hier nur von dem Menschen reden, wie er sich mir in jener Zeit

darstellte. Er muß in seiner Jugend ein ganz auffallend schöner Mann gewesen sein, denn er war noch schön im vorgerückten Alter. Was schmerzlich an ihm auffiel, war der Ausdruck der Trauer und der Resignation in seinem Gesichte, wozu sich noch der den Tauben eigenthümliche gespannte Zug um Mund und Auge gesellte, denn Storch war in Folge eines Unterleibsleidens harthörig. Er sah indessen niemals krank, sondern im Gegentheil kräftig und gesund aus. Wenn ich Storch mit solcher Sachkenntniß und oft Gelehrsamkeit über die verschiedenartigsten Dinge reden hörte, den Schwung seiner Rede, kernigen Inhalt derselben und die ehrenhaften Gesinnungen, die sich darin stets kundgaben, bewunderte, dann fragte ich mich oft, wie es möglich sein konnte, daß ein solch ausgezeichneter Geist sich nicht durcharbeitete, sondern allmählig in der Misère des Alltagslebens verkam. Pegasus im Joch! dachte ich manchmal, wenn ich ihn sah. Ein wenig Hülfe würde ihn wahrscheinlich aufrecht erhalten haben; aber statt derselben kam zu dem Elend des täglichen Lebens noch Hypochondrie und die Harthörigkeit, die ihn so unglücklich machte. — Wir forschten nicht nach der Quelle seiner Leiden; wir sahen nur den begabten, im Geist verdüsterten und vergrämten Menschen, dem unsere Gesellschaft, unser offenes Entgegenkommen wohlthat und der förmlich bei uns aufzuleben schien. — Es war ein Unglücksstern, der Storch nach Gotha führte und er hätte dort nicht bleiben sollen. Er lebte zu einer Zeit dort, wo die Schriftsteller in Gotha nichts galten, und wo auch seine ehrenhaften, liberalen Gesinnungen am wenigsten geeignet waren, ihm Anerkennung zu verschaffen. Trotzdem scheint es, daß er von dem alten Herzoge diese Anerkennung und entsprechende Beförderung erwartete oder hoffte. Zu diesem Ende hätte er andere Wege einschlagen müssen, die ich ihm indessen nicht anempfohlen haben würde.

Er scheint sich außerdem noch durch besondere Verbrechen in besonderen Mißkredit gesetzt zu haben. Er hatte die Tochter eines wohlhabenden Schuhmachers geheirathet und dadurch schon traditionellen gothaisch-chinesischen Vorurtheilen vor den Kopf gestoßen; allein er machte sich Feinde durch einen besonderen Vorfall, den er mir erzählte. Die Gothaer hatten sich beschwert, daß man sie bei Besetzung der unteren Stellen im Schlosse so wenig berücksichtige und der gnädige, damalige Herzog beschloß deßhalb, die Zahl der Bettmädchen aus den Bürgerstöchtern Gothas zu ersetzen. Storchs Schwägerin war ein sehr schönes Mädchen; es ward ihr durch Jemand eine solche Stelle angetragen und sie auf's Schloß beschieden, um in Augenschein genommen zu werden. Dort gefiel sie der Person, die sich besonders für die Bettmädchen interessirte und ihr ward gesagt, daß man später Jemand schicken werde, um sie zu nochmaliger näherer Inspection abzuholen. Jetzt erst erfuhr Storch etwas von der Sache und war empört. Als der Abgesandte kam, empfing e r ihn, warf ihn zur Thür hinaus, gab ihm einen Tritt und machte viel Lärm. — Tugendhafte Leute protegirte man damals in Gotha nicht, welches mir von Sachverständigen als ein ganz ungeheuer frivoler Ort geschildert wurde und wo der Adel wie der in Paris zur Zeit Ludwig XV. lebte. Man nannte drei Ehepaare, welche untereinander einen merkwürdigen Vertrag geschlossen haben sollten und eine Durcheinanderehe à six führten. Die Frau eines Gelehrten, erzählte man sich, unterrichtete die ältesten Schüler in der ars amandi und betrieb ihr Geschäft so eifrig, daß oft mehrere andere Wißbegierige warteten, bis die Lection des Vorgängers beendigt war und an sie die Reihe kam. Es wurde mir zu jener Zeit ein Manuscript zugeschickt, in welcher die chronique scandaleuse von Gotha enthalten war, und ich muß gestehen, die darin gemachten

Eröffnungen übertrafen an Merkwürdigkeit die der pikantesten französischen geheimen Memoiren. Ich ließ davon eine Abschrift machen — nachdem ich die Erlaubniß des anonymen Verfassers erhalten — und sandte dieselbe Graf Mensdorf, um sie dem Herzoge mitzutheilen und zu erfahren, ob diesem die Veröffentlichung etwa unangenehm sein möchte. Der Graf war grade verreist und das Manuscript blieb lange versiegelt liegen. Als er kam war ich nicht mehr in Gotha und weiß nicht, was aus dem Manuscript geworden ist.

Ich stand schon meistens vor Tag auf und sah nach meinen galvanoplastischen Apparaten. Mein Geld flog davon als hätte es Flügel, und was dafür fertig wurde, genügte mir wenig, denn ich fand in Gotha nicht die Arbeiter, die ich dazu brauchte. — Meine literarischen Arbeiten vernachlässigte ich auch nicht; ich vollendete in Gotha „meinen Niederländischen Freiheitskrieg" und schrieb ein Bändchen eines Buches, welches mir keine Freude machte und zu welchem ich durch einen Buchhändler veranlaßt worden war. Es waren dies Biographien historisch berühmter Maitressen; es blieb bei der ersten Biographie der Aurora von Königsmark. Wichtige Ereignisse verhinderten die Fortsetzung.

Sonntags, wenn das Wetter schön war, machten wir häufig Ausflüge in den Thüringer Wald, die reizend waren. Auf einer dieser Fußreisen diente uns Storch als Führer, der jedes schöne Fleckchen im Thüringer Lande kannte. Auch einem in der Nähe der Wartburg gehaltenen Sängerfeste wohnten wir bei, wo wir mit Bechstein zusammen trafen, der damals noch den Demokraten spielte, trotzdem daß er Hofrath war. Die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden nahmen überhaupt eine so verfängliche Richtung, daß der Hof von Weimar, der den Festlichkeiten beiwohnte, sich sehr

unbehaglich fühlte und es endlich für besser hielt, sich zu entfernen. — Ich lasse hier ein Impromptü von Storch folgen, welches derselbe niederschrieb, während der Bediente wartete, der ihm einen Korb versprochenener Birnen aus unserem Garten brachte.

An Frau von Corvin.

Seit Ludwig Philipps königliches Haupt,
Wie eine Birne wunderlich gestaltet,
Das Frankenreich mit schlauem Geist verwaltet,
Wird kein Versprechen mehr geglaubt;
Denn diese Birne hat uns grenzenlosen
Verdruß und Aerger schon gemacht
Und nicht allein bei den Franzosen
Die Birnen in Verruf gebracht.

Doch Du, von deren liebenswürd'gem Mund
Nur Wahrheit tönt, auf deren Stirne
Die Güte thront, mit Grazien im Bund,
Du bringst zu Ehren wiederum die Birne.
Denn Dein Versprechen hieltest Du
Und schicktest mir die zarten Gaben
Und einen schönen Gruß dazu,
Um mich mit beiden recht zu laben.

Macht nun die Königsbirn' mir böses Blut,
So machen's Deine Birnen wieder gut.
Mich, der nicht glaubt an Königswort und Treu,
Hast Du an Frauenwort gelehrt zu glauben,
Und auf die nahe Zukunft hoff' ich neu.
Nichts soll die kühne Zuversicht mir rauben,
Daß von den Frauen zu erwarten sei,
Was uns die Könige nur hoffen ließen.

So ist es, holde Freundin, Dir geglückt,
Mich, den Verzweifelnden, mit süßen
Schmackvollen Birnen zu bekehren.

Drum will ich Dir und Deinem Haus zu Ehren,
Wenn Dich der Dampf schon weit von hier geführt,
Dein süß Geschenk mit Muße froh verzehren,
Von Dank erfüllt und Deiner Gunst gerührt.

Gotha, 11. November 1847.

Ludwig Storch.

Eines Tages schickte der Minister von Stein den Regierungsrath Gelpke zu mir und ließ mich bitten, — ihm meine Ansichten über die Anfertigung von Papiergeld mitzutheilen, welches man nämlich in Gemeinschaft mit Weimar ausgeben wollte. Obwohl ich lachend versicherte, daß ich noch niemals Papiergeld gemacht habe, so versprach ich doch, dem Wunsche zu genügen und reichte bald einen erschöpfenden Aufsatz darüber ein, dem ich einige geschmackvolle Zeichnungen für die neuen Kassenanweisungen und auch fünf oder sechs preußische Thalerscheine beilegte, die sämmtlich von einander verschieden waren und woraus ich die Mangelhaftigkeit ihrer Anfertigung bewies. Meine in jenem Aufsatze enthaltenen Ansichten und Vorschläge sind seitdem in Anwendung gebracht worden und ich halte es für überflüssig, mich darüber weiter auszulassen. Die Ausführung des Papiergeldes wurde übrigens von Weimar übernommen. Für ein Haus in Nassau ließ ich in meinem Institut eine Platte für einen Zwanzig Guldenschein anfertigen; die Bestellung wurde indessen zu spät gemacht und die Platte kam zu spät, um bei der Bewerbung berücksichtigt zu werden.

Im Herbst endlich hatte ich meine Proben fertig und beschloß sobald als möglich nach Paris abzureisen. Da man aber schon bei einer Reise, die ich nach Berlin gemacht, mit Schadenfreude in Gotha ausgebreitet hatte, daß ich „durchgegangen“ sei, so hielt ich es für zweckmäßig, diese Reise nicht ohne Wissen und Willen des Herzogs und des Ministers

von Stein anzutreten, sondern mir sogar von der Stadtchronik, dem be—kannten Polizeirath Eberhardt, meinen Paß nach Paris visiren zu lassen. Ich reiste also mit einigen Proben nach Coburg, wo ich durch Herrn von Stein sogleich Audienz beim Herzog erhielt, der mich im Schlafrock empfing, meine Proben in Augenschein nahm und mir glückliche Reise und guten Erfolg in Paris wünschte. —

Man hat den Herzog später glauben machen wollen, daß ich das von ihm geliehene Geld zu revolutionären Zwecken benutzt habe; allein die Bücher des Bankiers Völker können darüber den besten Aufschluß geben. Als ich mit meiner Frau abreiste, händigte mir derselbe den ganzen Rest des Geldes, in einem Wechsel auf Paris im Betrage von — zweihundert Francs ein! Damit macht man keine Revolutionen. —

Das Geschäft in Gotha ließ ich unter der Obhut meines Schwagers, dem ich bald silberne Hilfstruppen aus Paris zu schicken hoffte. Unsere Reise ging über Dortmund, wo ich meine Frau zurückließ und wo ich sie bei meiner Rückkehr nach Gotha wieder abholen wollte. —

In Paris angekommen, suchte ich alsbald meinen Schwager — ich meine den Mann der Pflegeschwester meiner Frau auf. Diese hatte uns einst von Paris aus in Leipzig besucht und wir standen auf freundlichem Fuße. Ihr Mann hatte sich längst von den Geschäften zurückgezogen und lebte äußerst comfortable von seinen Renten, aus dem Ertrag einiger Häuser, die er besaß, und Theateractien. Er kannte alle Geschäftsleute in Paris und war eifrig bemüht, mir zu dienen.

Sowohl die Glyphographie als meine Metallarbeiten erregten unter den Fabrikanten eine gewisse Sensation. Man hatte sich viele Mühe gegeben, ein den Holzschnitt ersetzendes,

wohlfeileres Verfahren aufzufinden und allerlei mehr oder weniger unvollkommnere in Anwendung gebracht; allein die Glyphographie übertraf sie alle. Die „Illustration“ brachte ein schönes bei mir gemachtes Bild, und Monsieur Paulet war sehr geneigt sich mit mir in ein Geschäft einzulassen.

Als ich mit meinen Metallarbeiten in dem Patent-Büreau erschien, liefen alle Beamte zusammen, zeigten das allergrößte Interesse und ich mußte ihnen eine förmliche Vorlesung halten. Die Galvanoplastik war damals in Paris gradezu noch in der Kindheit und ihre Entwicklung wurde durch das Patent von Ruolz und Elkington aufgehalten, welches die Herrn Christophl u. Comp. gekauft hatten. Es bezog sich das zwar nur auf galvanische Vergoldungen und Versilberungen einer gewissen Art, allein sie wußten seine Bedeutung so geschickt auszudehnen, daß sie jeden Unternehmer abschreckten, besonders seit das Gericht einen derselben zu zehntausend Francs Entschädigung verurtheilt hatte. Da ich aber fertige Sachen nicht versilberte, sondern allerlei Gegenstände zuerst von Silber in der Dicke eines Blattes Papier machte, dann durch Kupfer verstärkte, so hatte dies nichts mit Christophls Patent zu thun und alle Fabrikanten in Paris jubelten: „Christophle est culbutté!« — Noch nach Mitternacht holten mich wißbegierige Fabrikanten aus meinem Bette. Ein einziges mittelgroßes Haus, welches Portemonnaie's und Notizbüchelchen machte, sicherte mir sogleich eine Bestellung für zwanzigtausend Francs zu, nur in galvanoplastisch erzeugten kleinen Kupferplättchen, an denen ich fünfhundert Procent gewann, und versprach sogar wöchentliche Vorausbezahlung! Ein sehr reicher Hotelbesitzer unterhandelte mit mir wegen der Ausschmückung seines großen Speisesaals durch meine Erfindung und war bereit, gegen einhunderttausend Francs dafür anzuwenden. Herr Froment-

Maurice, der berühmte Gold- und Silberarbeiter war ganz entzückt von meinen Proben und sprach auf meinen Wunsch seine Ansicht in einem Briefe aus, welchen ich an den Herzog nach Gotha schickte.

Ich verlor einige Zeit mit einem Herrn, der sich mit mir associiren wollte; aber endlich davon abstehen mußte, da es unmöglich war, die Eisenbahnactien, in welchen sein Vermögen bestand, ohne sehr großen Verlust umzusetzen. Ueberhaupt war es eine äußerst ungünstige Zeit für Geschäfte; Jedermann hielt seine Capitalien mit der größten Aengstlichkeit fest. — Endlich, aber erst am Anfange des nächsten Jahres, fand ich einen ganz außerordentlich reichen und unternehmenden Mann, der von dem Erfolg meiner Erfindung überzeugt war und sie auch auf England angewandt wissen wollte. Er versprach die Sache sogleich in die Hand zu nehmen, wenn er von einer Reise zurückkehren würde, die er mit seiner soeben geheiratheten Frau zu machen im Begriff sei. —

Ich hatte also die besten und wohlbegründetsten Hoffnungen, endlich meine viele Mühe durch Erfolg gekrönt zu sehen und die in mein Unternehmen gesteckten Capitalien wieder zu gewinnen, als die ausbrechende Februarrevolution all meinen Hoffnungen und Plänen ein Ende machte.

Ich schließe dieses Capitel mit einem Briefe von Ludwig Storch, den er am 22. Februar in Gotha schrieb und den ich in Paris erhielt, als sich die in demselben ausgesprochenen Erwartungen dort bereits erfüllt hatten.

„Lieber Corvin!

Es scheint als sollten Sie in Paris eine Revolution erleben. Ich beneide Sie darum. Die große Mittagsstunde an der europäischen Staatenuhr kommt immer näher, wie es natürlich nicht anders sein kann. Die Zeiger stehen auf

dreiviertel. Die große Lüge seit 1815 wird nun ihre Früchte bringen. Die Saat ist üppig, reif, prächtig. Die Sicheln werden geschärft. Die Schnitter stimmen das Erntelied an. In der Fußzehe des großen europäischen Stiefels ging der Krampf an, er hat schon das ganze Bein ergriffen; er wird auch bald an das vielgerühmte Herz kommen. Gerade daß es in Italien zuerst losgeht, wo Metternich und die Päbste Alles aufboten, um das Volk zu verdummen, ist das schönste Zeichen des Siegs. Der alte Schlaukopf in Wien muß es noch erleben, daß sein künstlicher Lügenbau zusammenbricht. Es ist ihm zu gönnen, daß er das bittre Gefühl mit ins Grab nehmen muß, vergeblich gelebt zu haben. In Wien ist Alles rathlos, trotz der 80,000 Soldaten in der Lombardei. Sie haben in Sicilien mit Schrecken gesehen, daß die Heere gegen das Volk nichts mehr ausrichten, wenn es vom heiligsten Zorne über ungeheure Frevel an seiner Majestät emporgeschnellt wird. Der Alte soll nun helfen. Da hilft sich was! Er ist 75 Jahre alt. Die alte Lüge hält nicht mehr aus; sie ist wie altes Leder, mürbe und morsch. Selbst ein Heer von Bajonetten und Kanonen thut's nicht mehr. Der große Frevel geht zu Ende. Oestreich rennt auf diese Weise in den Staatsbankerott, wie vor 40 Jahren. Diesmal aber möchte die Operation anders ausschlagen. Ungarn und Böhmen sind voll revolutionärer Elemente. Wahrscheinlich brechen sie unmittelbar nach der Lombardei los. Wer soll helfen? England? Es steht selbst auf einem Vulkan, der nächstens losbrechen wird. Irland, das Gespenst des freventlich hingeschlachteten Landes, hängt an ihm und zerrt es zu Boden. Seine amerikanischen Colonien stehen auf dem Sprung. In Montreal ist schon Revolution. Die Canada's gehen dieses Jahr noch an die Union über. Die westindischen Inseln constituiren sich zu einer Conföderativ-Republik. Nordamerika

geht mit Riesenschritten der Weltherrschaft entgegen. Europa ebenso seinem Verfall. Wenn England nicht den Krieg aufnimmt mit der Union, so ist es das schmachvollste Bekenntniß seiner Ohnmacht; und nimmt es ihn auf, so muß es unterliegen. Das wissen die englischen Staatsmänner. England kann in Europa keine Revolution mehr unterdrücken; es ist klug und will auch nicht. Es hat mit sich zu thun. — Frankreich? Ich denke Guizot's und Louis Ph's Stunde schlägt auch nächstens. Die Rache der Weltgeschichte übereilt sie, wie Alle, die ihren Genius geschändet. — Preußen? Es ist zu unbedeutend. Es kann Oestreich nicht helfen. Nur Rußland kann es. Werden aber die Polen ruhig bleiben? Leicht möglich, daß die ganze künstliche Flickerei von einander reißt. Wir leben doch in einer gewaltigen Zeit. Seit 1789 besteht das Ringen des Menschengeistes sich der alten Formen zu entledigen und sich neu zu bilden. Was ist in diesen 60 Jahren geschehen. Das Beste aber kommt nach. Das Jahrhundert geht nicht vorüber und es gibt keine Staaten und Kirchen im alten Sinne mehr. — Wenn ich nur jetzt schreiben und drucken lassen dürfte, wie's in mir glüht und treibt. O Preßfreiheit, wenn ich dich nur erst erlebt hätte. Halb Italien hat nun schon Preßfreiheit (Neapel, Toscana, Sardinien) und Deutschland nicht. Die Schmach ist unerträglich. Aber die Dinge werden größer als die Menschen, und der weise Friedrich Wilh. wird sie bald genug auch nicht mehr zu beherrschen vermögen. Die köstliche Geschichte in München hat dem Volk die große, moralische Lehre gegeben, was es vermag und durchsetzen kann, wenn es in Masse auftritt. Es wird sie nicht vergessen und daran erstarken. — Doch ich schwatze so fort und wollte Ihnen doch nur mich betreffende Dinge sagen. Man vergißt sich aber jetzt selbst. (Folgen einige auf literarische Pläne bezügliche

Auseinandersetzungen und Vorschläge). Ich bitte Sie, sprechen Sie doch darüber mit einem Verleger in Paris. Es ist ein großartiges Unternehmen. Käme etwas zu Stande, ginge ich gleich nach Paris. Ich bin doch des Lebens in diesem dummen, scheußlichen Neste bis zum äußersten Ekel überdrüßig. Helfen Sie mir hinaus. Wenn Sie wünschen, schicke ich Ihnen einen ausführlichen Plan. Schreiben Sie mir doch, wie Ihre Commerzien laufen.

Gotha, 22. Febr. 1848.

Mit schönstem Gruß
Ihr
Ludwig Storch.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DD205
C7A2
v.1-2

3 2000 005 054 82

Digitized by Google

Digitized by Google